BEIHEFTE

Philip C. Vergeiner

Bewertungen – Erwartungen – Gebrauch

Sprachgebrauchsnormen zur inneren Mehrsprachigkeit an der Universität

Germanistik

Franz Steiner Verlag

ZDL

ZEITSCHRIFT
FÜR DIALEKTOLOGIE
UND LINGUISTIK

BEIHEFTE

184

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik

In Verbindung mit
MICHAEL ELMENTALER, JÜRG FLEISCHER und MARK L. LOUDEN

Herausgegeben von
JÜRGEN ERICH SCHMIDT

Beiheft 184

Bewertungen – Erwartungen – Gebrauch

Sprachgebrauchsnormen zur inneren Mehrsprachigkeit an der Universität

Philip C. Vergeiner

Franz Steiner Verlag

Veröffentlicht mit Unterstützung des Austrian Science Fund (FWF): PUB758-G

Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung
4.0 International Lizenz.
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021
Lektorat: Ricarda Berthold
Druck: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany.
ISBN 978-3-515-12871-1 (Print)
ISBN 978-3-515-12884-1 (E-Book)
https://doi.org/10.25162/9783515128841

DANKSAGUNG

Diese Arbeit stellt eine stark gekürzte Version meiner Dissertation dar, die zwischen 2016 und 2019 an der Universität Innsbruck im Rahmen des Projekts VAMUS („Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg“) entstanden ist. Sie hätte nicht verfasst werden können, ohne die Mithilfe, den Beistand und die Unterstützung vieler Menschen, denen ich allen zu großem Dank verpflichtet bin: Zuvorderst Monika Dannerer, der Hauptbetreuerin dieser Arbeit, die mich stets mit Rat und Hilfe beim Schreiben dieser Arbeit begleitet hat. Herzlichen Dank dafür! Auch Peter Mauser, der gemeinsam mit ihr VAMUS betreute, sei gedankt. Er war allzeit bereit, mir unterstützend zur Seite zu stehen, seine Hilfe war mir stets sehr einträglich. Bedanken möchte ich mich ferner beim gesamten Projektteam von VAMUS, ohne deren Zutun das Datenmaterial dieser Arbeit – und damit die Arbeit selbst – nicht hätte entstehen können. Zugleich sei allen Probandinnen und Probanden mein innigster Dank dafür ausgesprochen, dass sie bereit waren, an VAMUS mitzuwirken: Sei es dadurch, dass sie einen Fragebogen ausfüllten, einem Interviewgespräch zustimmten oder ihren Sprachgebrauch aufzeichnen ließen. Vielen Dank! Mein Dank gilt außerdem Manfred Kienpointner, dem Zweitbetreuer der Dissertation, sowie Helen Christen, die die Arbeit zweitbegutachtet hat.

Dafür, dass sie diese Arbeit Korrektur gelesen haben, spreche ich Marlene Hartinger und Sarah Emhofer meinen Dank aus. Letzterer sei auch für ihre Mithilfe bei der formalen Aufbereitung der Arbeit für die Publikation herzlich gedankt. Für die Möglichkeit zur Publikation der Arbeit bedanke ich mich ferner bei den Herausgebern der Reihe „Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte“, für die Betreuung bei der Publikation bei Brigitte Ganswindt und den Mitarbeitern des Franz Steiner Verlags, insbesondere Susanne Henkel. Dankbar bin ich weiters dem Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) für einen Zuschuss in der Höhe von 10.000€ für das Lektorat und die Veröffentlichung der Arbeit. Dafür, dass sie dieses Lektorat sehr gewissenhaft durchgeführt hat, bedanke ich mich bei Ricarda Berthold. Dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung danke ich dafür, dass es diese Arbeit mit einem Staatspreis gewürdigt hat. Auch der Österreichische Gesellschaft für Germanistik danke ich dafür, dass mir für die vorliegende Arbeit der Wendelin Schmidt-Dengler-Preis zuerkannt wurde.

Eine solche Arbeit hätte niemals ohne die Unterstützung und den Rückhalt aus dem Privaten geschaffen werden können: Ich danke meinen Kollegen, Freunden und meiner Familie dafür, dass sie mich während der Arbeit an der Dissertation gestützt haben. Herausstreichen will ich nur meinen besten Freund Werner, meine Freundin Oksana, sowie meine Mutter Gudrun. Ihr, die seit jeher alles für ihre Kinder gab und gibt, sei diese Arbeit auch gewidmet.

INHALT

ABKÜRZUNGEN 9

TRANSKRIPTIONSKONVENTIONEN 10

1 EINLEITUNG 11

2 THEORIE 14

2.1 Normen 14
2.1.1 Der Normbegriff 15
2.1.2 Aspekte von Normen 37
2.1.3 Methoden zur Normforschung 68
2.2 Innere Mehrsprachigkeit 78
2.2.1 Grundbegriffe der Variationslinguistik 80
2.2.2 Dialekt und Standard 84
2.2.3 Die Entwicklung der deutschen Standardsprache 89
2.2.4 Standardkonzeptionen 95
2.2.5 Der Raum zwischen Dialekt und Standard 103
2.2.6 Zusammenschau 110

3 ANALYSE 112

3.1 Daten und Methode 112
3.1.1 Korpus und Setting 112
3.1.2 Methoden 121
3.2 Fragebogenuntersuchung 148
3.2.1 Angemessenheitswertungen / Studierende 148
3.2.2 Varietätenverwendung / Studierende 154
3.2.3 Weitere Einstellungen und Einschätzungen / Studierende 165
3.2.4 Diskriminierung und Benachteiligung / Studierende 173
3.2.5 Angemessenheitswertungen / Lehrende 176
3.2.6 Varietätenverwendung / Lehrende 180
3.2.7 Weitere Einstellungen und Einschätzungen / Lehrende 188
3.2.8 Diskriminierung / Lehrende 196
3.2.9 Zusammenschau 198
3.3 Inhaltsanalyse 201
3.3.1 Anpassung an den Varietätengebrauch des Gegenübers 202
3.3.2 Anpassung an Fremdsprachige 207
3.3.3 Anpassung an Bundesdeutsche 215
3.3.4 Verständlichkeit 220
3.3.5 Authentizität, Identität, Diversität, Freiheit 226

3.3.6 Standarderwartungen und Varietätengebrauch an der Hochschule generell ... 236
3.3.7 Standarderwartungen an Lehrveranstaltungsleiter ... 250
3.3.8 Standarderwartungen bei Präsentationen ... 254
3.3.9 Erwartungen zu studentischen Wortmeldungen ... 267
3.3.10 Erwartungen in Prüfungsgesprächen ... 271
3.3.11 Erwartungen zum Sprachgebrauch mit Lehrenden ... 273
3.3.12 Zusammenschau ... 277
3.3.13 Varietätenkonzeptionen ... 280
3.4 Variablenanalyse ... 305
3.4.1 Einzellexeme ... 308
3.4.2 Überregionale Sets ... 341
3.4.3 Regionale Sets ... 372
3.4.4 Diskussion ... 432

4 FAZIT ... 458

LITERATURVERZEICHNIS ... 465

APPENDICES ... 488

A Sprecherverzeichnis ... 488
A.1 Interviews ... 488
A.2 LV-Aufnahmen ... 491
B Token und Probandenzahl ... 493
C Signifikanztests (Ergänzung) ... 496

REGISTER ... 501

ABKÜRZUNGEN

Al	Alemannen
AZD-Sprecher	Außerhalb des deutschen Sprachraums beschulte Sprecher mit Zweitsprache Deutsch
Bay	Altbayern
CS	Code-Switching
DaF	Deutsch als Fremdsprache
DaZ	Deutsch als Zweitsprache
ED-Sprecher	Sprecher mit Erstsprache Deutsch
FL	Fragebogen der Lehrenden
FN	Fußnote
FS	Fragebogen der Studierenden
FV	Fragebogen der Verwaltung
IFFB	Interfakultärer Fachbereich
IM	Innere Mehrsprachigkeit
IZD-Sprecher	Im deutschen Sprachraum beschulte Sprecher mit Zweitsprache Deutsch
k. A.	Keine Angabe
KGW	Kultur- und Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät
KTH	Katholisch-Theologische Fakultät
L1	Erstsprache
L2	Zweitsprache
Leh	Lehrendenäußerungen
LV	Lehrveranstaltung
Männ	Männliche Sprecher
MNdt	Mittel- / Norddeutsche
n. s.	Nicht signifikant
NW	Naturwissenschaftliche Fakultät
OÖ	Oberösterreicher
PLUS	Paris-Lodron-Universität Salzburg
Ref	Referatsmonolog
RefDis	Referatsdiskussion
RÖ	Restgruppe / Österreicher; (Ost-)Mittelbaiern aus Wien, Niederösterreich, Steiermark, Burgenland
RW	Rechtswissenschaftliche Fakultät
Sb	Südbaiern
Sbg	Salzburg
ssp.	Standardsprachlich
Weib	Weibliche Sprecher
WM	Wortmeldung

TRANSKRIPTIONSKONVENTIONEN

[ ]	Überlappung, Simultansprechen
{… }	Auslassung
((schnauft))	Paraverbales Ereignis
<<erstaunt>>	Interpretierender Kommentar mit Reichweite
(xxx), (xxx xxx)	Unverständliche Silben
|	Segmentgrenze (bei fortlaufender Segmentschreibweise)
=	Schneller Anschluss neuer Segmente (*latching*)
und_äh	Klitisierung
diaLEKT	Fokusakzent
dialEkt	Nebenakzent
dia!LEKT!	Extra stark akzentuiert
°h / h°	Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.2–0.5 Sek. Dauer
°hh / hh°	Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.5–0.8 Sek. Dauer
°hhh / hhh°	Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.8–1.0 Sek. Dauer
(.)	Gemessene Mikropause, bis ca. 0.2 Sek. Dauer
(-)	Kurze gemessene Pause von 0.2–0.5 Sek. Dauer
(--)	Mittlere gemessene Pause von ca. 0.5–0.8 Sek. Dauer
(---)	Längere gemessene Pause von ca. 0.8–1.0 Sek. Dauer
(1.0)	Gemessene Pause von über 1.0 Sek. Dauer
:	Dehnung, Längung, um ca. 0.2–0.5 Sek.
::	Dehnung, Längung, um ca. 0.5–0.8 Sek.
:::	Dehnung, Längung, um ca. 0.8–1.0 Sek.
?	Finaler Tonhöhenverlauf, hoch steigend
,	Finaler Tonhöhenverlauf, mittel steigend
-	Finaler Tonhöhenverlauf, gleichbleibend
;	Finaler Tonhöhenverlauf, mittel fallend
.	Finaler Tonhöhenverlauf, tief fallend

1 EINLEITUNG

Universitäten haben als Institutionen zuvorderst zwei Zwecke: In ihnen soll Wissen erstens geschaffen und zweitens vermittelt werden. Als Lehr- und Forschungsstätten sind sie dabei nicht nur ins nationale, sondern auch ins internationale Zirkulieren von Wissen, Ressourcen und Personal eingebunden, ins grenzübergreifende Ausverhandeln und Kommunizieren von Fachinhalten, in die Ausbildung von Studierenden für und in einer immer vernetzteren Welt. Die universitären Kommunikationserfordernisse nachgerade im 21. Jahrhundert beschränken sich sonach nie nur auf eine Sprachgemeinschaft – immer schon treffen in Hochschulen Sprecher aus den unterschiedlichsten Sprachräumen aufeinander, mit verschiedenen Sprach- und Varietätenkompetenzen, widersprüchlichen Einstellungen und Präferenzen zum Sprachgebrauch. Die Internationalität von Universitäten, ihre didaktischen und wissensökonomischen Zielsetzungen, die Mobilität und Heterogenität des ihnen angehörenden Personenkreises konstituiert letzthin ein wiederkehrendes Interaktionsproblem: Wie soll man miteinander kommunizieren, welche Sprachformen wählt man, um zu sprechen – um zu forschen, zu lehren und zu lernen?

Wiederkehrende Interaktionsprobleme bedürfen nachhaltiger Lösungen – soziale Normen stellen solche dar: Als verbindliche Verabredungen darüber, wie miteinander zu interagieren ist, entlasten sie Einzelne in ihrer Entscheidungsfindung und schaffen Routinegewissheiten, nach denen sich alle richten können. Bestehen Sprachgebrauchsnormen, weiß jedermann, welches Sprachverhalten von jedermann erwartet wird – und jedermann kann sich danach richten. Damit Erwartungssicherheiten tatsächlich zustandekommen, braucht es sozialen Druck, der „Abweichler" zu bestrafen droht und Abweichungen zu verhindern hilft. Dieser Druck, die Negativwertung, mithin Sanktionierung von Abweichlern und deren Sprachverhalten, schafft Konformität und führt zu sozial erwünschtem Handeln. Die Folge sind größere Regelmäßigkeiten im Sprachgebrauch.

In der vorliegenden Arbeit sollen Sprachgebrauchsnormen an der Universität analysiert werden. Fokussiert werden dabei Normen zur Varietätenwahl,[1] also soziale Regeln, die Sprechern vorgeben, wann sie welche Varietäten des Deutschen sprechen sollen / dürfen / nicht dürfen. Gefragt wird danach, ob solche Normen bestehen und falls ja, um welche Normen es sich handelt. Dabei wird die diatopische Variation, d. h. die Variation auf der Dialekt-Standard-Achse in den Blick genommen. Untersucht wird dies für die universitäre Lehre aller Studienrichtungen und Fakultäten, andere Bereiche, insbesondere die Universitätsverwaltung und die universitäre Forschung, bleiben ausgespart.

1 In der ungekürzten Fassung der Dissertation wurde auch die äußere Mehrsprachigkeit berücksichtigt. Aus Platzgründen und wegen der Schwerpunktsetzung der Arbeit auf den Bereich der inneren Mehrsprachigkeit wurde dieser Aspekt für die vorliegende Publikation ausgespart. Vgl. für die zentralen Befunde zur äußeren Mehrsprachigkeit jedoch VERGEINER (2020).

Diese Fragestellung soll empirisch beantwortet werden – untersucht wird dazu das Datenmaterial des Projekts VAMUS (= „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten an der Universität Salzburg“), in das die vorliegende Arbeit eingebettet ist. Das Untersuchungsfeld ist dabei die Paris-Lodron-Universität Salzburg (= PLUS), eine mittelgroße öffentliche Universität in Österreich, im Nordwesten des gleichnamigen Bundeslands gelegen, in Grenznähe zu Deutschland. Aufgrund ihres Standorts ist an der PLUS insbesondere mit dem Vorkommen unterschiedlicher regionaler Varietäten, aufgrund ihrer internationalen Ausrichtung auch verstärkt mit Sprechern mit anderer Erstsprache als Deutsch zu rechnen. Gerade Letztere weisen produktive und auch rezeptive Kompetenzen oft nur im standardnahen Bereich auf, was auch für viele Sprecher aus der nördlichen Hälfte Deutschlands gilt. Bei Sprechern aus dem Süden des deutschen Sprachraums ist dagegen eine alltägliche Vertrautheit mit regiolektalen bzw. auch dialektalen Sprechweisen erwartbar. Anzunehmen ist, dass aber nicht alle Sprechweisen, die diese Sprecher beherrschen, an der Universität sozial akzeptiert sind. Inwiefern dies zutrifft, soll hier untersucht werden.

Um Normen untersuchen zu können, muss zunächst gefragt werden, was (Sprach-)Normen sind – schließlich ist der Normbegriff nicht nur ein schillernder, sondern auch einer der am schwersten zu fassenden Begriffe in der Linguistik, aber auch in anderen Sozial- und Geisteswissenschaften. In der vorliegenden Untersuchung wird eine praxeologische Normdefinition erarbeitet, die Normen als Handlungszusammenhang fasst, bei dem reziproke soziale Erwartungen und Wertungen als Gründe für Akteure fungieren, auf eine gewisse Weise zu handeln – dies führt zu Gleichförmigkeiten im Handeln, die ohne das Bestehen entsprechender Erwartungen und Wertungen nicht zustandekommen würden.

Ausgehend von einem solchen Normverständnis lässt sich ein empirischer Zugriff auf Normen modellieren, der dem empirischen Teil dieser Arbeit zugrunde liegt: Werden Normen praxeologisch gefasst, gilt es nachzuweisen, dass Individuen auf eine gewisse Weise gleichförmig handeln, weil es entsprechende Handlungserwartungen und -wertungen innerhalb einer Gemeinschaft gibt; demnach muss das Vorhandensein sozial geteilter Erwartungen und Wertungen sowie das von Handlungsregelmäßigkeiten aufgezeigt und aufeinander bezogen werden. Hierzu wird ein triangulatives Verfahren angewandt, bei dem aus Befragungsdaten der normative Diskurs und darin fassbare Erwartungen und Wertungen, aus Beobachtungsdaten Handlungsgleichförmigkeiten erschlossen werden. Konkret wird in dieser Arbeit dreischrittig vorgegangen, wobei zunächst Fragebogen- und dann Interviewdaten, zuletzt Sprachgebrauchsdaten mit jeweils unterschiedlichen Untersuchungsmethoden analysiert werden: Die Fragebogendaten werden quantitativ-statistisch, die Interviewdaten inhaltsanalytisch, die Sprachgebrauchsdaten variablenanalytisch ausgewertet.

Im ersten Schritt werden 1.026 Fragebögen, die von Lehrenden und Studierenden der PLUS im Rahmen einer Fragebogen-Enquete ausgefüllt wurden, betrachtet. Durch Anwendung deskriptiver, v. a. aber auch induktiver statistischer Methoden soll erfasst werden, welche Varietäten welche Sprecher in welchen Situationen als angemessen werten, mithin, ob / welche Zusammenhänge / Unterschiede es zwi-

schen diesen Erwartungen gibt. Die Fragebogenanalyse dient letztlich dazu, herauszufinden, wer welchen Varietätengebrauch in welchen Situationen erwartet, was mit weiteren sprachbezogenen sowie außersprachlichen Parametern in Verbindung gesetzt werden soll. Damit werden in einem ersten Zugriff die unterschiedlichen normativen Strukturen an der PLUS sichtbar, wobei diese Befunde dann im zweiten Analyseschritt, der Interviewanalyse, validiert und vertieft werden können.

Im zweiten Schritt werden v. a. die 102 im Rahmen von VAMUS geführten Leitfadeninterviews mit Lehrenden und Studierenden der PLUS in den Blick genommen. Die Interviews werden qualitativ-inhaltsanalytisch ausgewertet. Auch hier soll nachgezeichnet werden, welches Sprachverhalten die Probanden in welchen Situationen als angemessen werten – allerdings wird hier der Fokus nicht nur weitaus stärker auf Teilnehmerkategorien gelegt (welche Situationen unterscheiden bspw. die Sprecher selbst?) und eine höhere Granularität der Befunde angestrebt (bspw. in Fragen behaupteter Normgeltung oder beim Unterschied zwischen eigenen und fremden Erwartungen), es werden auch weitere normrelevante Aspekte fokussiert, u. a. Normbegründungen und -legitimierungen, der Zusammenhang normativer Strukturen untereinander (bspw. auch mit Einstellungen, Ideologien, Werten) sowie potentielle Normkonflikte. Da sich viele normbezogene Aussagen auf die Begriffe ‚Dialekt', ‚Umgangssprache' und ‚Standardsprache' beziehen, das Verständnis dieser Begriffe aber (nicht nur) aus Laiensicht vielfach unklar ist, wird in einem gesonderten Abschnitt das Varietätenverständnis der Probanden beleuchtet.

Um Regelmäßigkeiten im Sprachgebrauch zu untersuchen, werden im dritten Analyseschritt sprachliche Primärdaten betrachtet. Erhoben wird mittels einer Variablenanalyse, inwiefern es bei 60 Sprechern, die im Rahmen von VAMUS in 13 Lehrveranstaltungen (= LVs) aufgenommen wurden, zu Gleichförmigkeiten im diaphasischen Variieren kommt – dies sowohl inter- als auch intraindividuell. Weil dabei Sprecher unterschiedlicher Dialekträume untersucht werden, verläuft die Variablenanalyse lexembasiert, d. h. im lautlichen Bereich alternierende Wortformen werden (entweder einzeln oder in komplexere Variablen transformiert) auf die Distribution ihrer Varianten vermessen. Damit soll aufgezeigt werden, wer an der Universität auf welche Weise spricht und inwiefern dieses Sprechen norminduziert ist.

Die Gliederung der vorliegenden Arbeit ist wie folgt: In Kapitel 2.1 soll dargestellt werden, welche die zentralen Merkmale sozialer Normen sind; außerdem wird hier der empirische Zugriff auf das Phänomen ‚Norm' modelliert. Welches Verständnis von sprachlicher Variation dieser Arbeit zugrunde liegt, beschreibt Kapitel 2.2. Die Untersuchungsmethoden und das damit analysierte Datenmaterial werden in Kapitel 3.1 fokussiert. Die Ergebnisse der einzelnen Analysen – und damit der Hauptteil der Arbeit – werden in Kapitel 3.2 (Fragebogenanalyse), Kapitel 3.3 (Interviewanalyse) und Kapitel 3.4 (Variablenanalyse) wiedergegeben. Kapitel 4 beschließt mit einem Fazit die Arbeit.

2 THEORIE

Das Thema dieser Arbeit sind Sprachnormen an der Universität. Um diese untersuchen zu können, ist es zunächst essenziell, den Normbegriff zu erläutern: Was sind Normen und wie können sie erforscht werden? In Kapitel 2.1 wird versucht, den Normbegriff zu klären, um ihn operationalisierbar zu machen. Da sich diese Untersuchung mit einem spezifischen Typ von Sprachnormen beschäftigt – nämlich solchen zur Varietätenwahl – sollen in Kapitel 2.2 außerdem weitere konzeptionelle Grundlagen geschaffen werden: Definiert werden einerseits relevante Begriffe aus der Variationslinguistik (bspw. ‚Standard-' und ‚Umgangssprache', ‚Dialekt'), daneben sollen Anknüpfungspunkte für die vorliegende Arbeit aus der bisherigen Forschung aufgezeigt werden.

2.1 NORMEN

Der Begriff ‚Norm' ist für die Linguistik und ihre verschiedenen Bereiche zentral. Dies spiegelt sich allerdings nicht unbedingt in einer breiten theoretischen Auseinandersetzung mit dem Begriff selbst – es handelt sich um eine

> often invoked but rarely theorized linguistic and sociolinguistic notion, often presented as part of „common knowledge", „competence", or „intuition", and generally suggested to be a social convention that comes down on language structure and use. (BLOMMAERT 2006: 520)[2]

Die implizit vertretenen und bisweilen auch explizit ausgearbeiteten Normkonzeptionen erweisen sich oft als unvereinbar: „Was Sprachnormen eigentlich sind, weiß niemand so recht zu sagen! Eine einheitliche, von allen Experten anerkannte Definition steht aus" (HUNDT 2009: 118).

Nicht nur in der Sprachwissenschaft, auch in anderen Disziplinen ist der Normbegriff zentral, etwa den Rechts-, Sozial- oder Wirtschaftswissenschaften sowie der Philosophie. Die Vielfalt der Zugänge ist dort allerdings nicht weniger breit und unübersichtlich (OKRUCH 1999: 22): „[S]ocial norms research is diverse in theory, operationalization, topic, and aim" (SHULMAN et al. 2017: 1193) – „the study of social norms […] suffers from a lack of consistency in terminology, operationalization, and definitional purview of key constructs across the various disciplines" (CHUNG / RIMAL 2016: 3; vgl. auch HORNE 2005: 3; STEMMER 2008: 156). Die Uneinigkeit im Diskurs – bereits auf terminologischer Ebene – erschwert eine angemessene Konzeptualisierung und Operationalisierung (HORNE 2005: 3); beides muss einer empirischen Untersuchung jedoch notwendigerweise vorangehen (SHULMAN et al. 2017: 1209).

2 Vgl. aber die gegenteilige Ansicht bei DÜRSCHEID (2012: 107).

In den folgenden Abschnitten soll es darum gehen, den Normbegriff zu konzipieren: Geklärt wird in Kapitel 2.1.1, welche Merkmale sozialen Normen eignen und auf welchen Wirklichkeitsausschnitt der Begriff referiert, um ihn zuletzt definieren zu können. Kapitel 2.1.2 soll zusätzliche Aspekte von Normen in den Blick nehmen, um die Modellierung zu vertiefen und weitere begriffliche Grundlagen für die Untersuchung zu schaffen. Ein Desiderat in der bisherigen Beschäftigung mit (u. a. sprachlichen) Normen liegt in der Frage, wie der Begriff operationalisiert werden kann – Kapitel 2.1.3 soll versuchen, diese Frage zu klären. Die Auseinandersetzung mit dem Normbegriff erfolgt jeweils interdisziplinär; wo immer möglich, wird jedoch auf die Spezifika sprachlicher Normen eingegangen.

2.1.1 Der Normbegriff

Im Folgenden wird der Normbegriff definiert – gefragt wird, welche Merkmale hinreichend, mithin notwendig sind, um von Normen sprechen zu können. Ausgangspunkt der Überlegungen ist, dass sprachliche Normen immer soziale Phänomene sind (GLOY 1975: 10; DITTMAR / SCHMIDT-REGENER 2001: 522) – der Begriff wird also „reservier[t] […] für sozialbedingte Orientierungen“ (GLOY 2012a: 35) bzw. „Sinngrößen sozialer Geltung“ (GLOY 1995: 81–82; HAAS 1998: 292). Normen wird eine soziale Wirklichkeit unterstellt – im Folgenden wird untersucht, worin diese besteht. Es wird auf die wesentlichsten Merkmale von Normen eingegangen: Darauf, dass Normen etwas mit Wertungen und Erwartungen zu tun haben, dass etwas sein *soll*; dass sie das Handeln von Akteuren betreffen und dabei als Handlungsgründe fungieren; dass sie Regelmäßigkeiten hervorrufen, weil sie sozial geteilt werden und auf Typisierung und Konditionalität beruhen. Diese Merkmale lassen sich zu einer Normkonzeption vereinigen, die Normen als eigenständige soziale Entitäten ausweist.

2.1.1.1 Normen als Bewertungsstandards

Ein zentrales Merkmal sozialer Normen ist ihr evaluativer Charakter – Normen fungieren als Bewertungsstandards und geben vor, was „‚gut‘, ‚schlecht‘, ‚richtig‘ oder ‚falsch‘“ ist. Dies kann sowohl eigenes als auch fremdes Handeln betreffen (BIEBELER 2001: 67) und schließt Rechtfertigungen genauso ein wie „Kritik und Korrektion“ von Handeln (BARTSCH 1987: 163).

Dabei ist ein wesentliches Merkmal der mit Normen verbundenen Wertungen, dass sie sozial geteilt und als überindividuell gültig angesehen werden (HORNE 2005: 5). Besteht eine Norm, begegnet eine „collective awareness about the preferred, appropriate behaviors among a certain group of people“ (CHUNG / RIMAL 2016: 3). Eine Norm liegt nicht vor, wenn Akteure einen Bewertungsstandard als gänzlich „individually idiosyncratic“ betrachten (HECHTER / OPP 2005: 404). Dies

grenzt Normen von bloßen Wünschen ab, trotz gewisser Ähnlichkeiten / Überschneidungsbereiche beider Phänomene.[3]

Insbesondere wenn Normen verletzt werden, ruft dies wertende Reaktionen hervor (BEYERLEIN 1979: 166): „deviations are generally regarded as lapses or faults open to criticism, and threatened deviations meet with pressure of conformity, though the forms of criticism and pressure differ" (HART 1998: 55). Solche wertenden Handlungsreaktionen können auch als ‚Sanktionen' bezeichnet werden (vgl. zum Begriff auch Kapitel 2.1.2.8) – ein Begriff, der eng mit Normen in Verbindung steht, bisweilen sogar zur Definition herangezogen wird,[4] schließlich zeugen Sanktionen vom Bestehen normativer Erwartungen (INTERIS 2011: 428) und sind ein Indiz für die Normgeltung (vgl. zum Begriff Kapitel 2.1.2.5). Allerdings lassen sich Normen nicht (allein) über Sanktionen definieren, da Sanktionen selbst als Normen zu konzipieren sind, insofern es sich um erlaubte oder gar vorgeschriebene Reaktionen auf Normverletzungen handelt; eine Normendefinition über Sanktionen wäre daher zirkulär (OKRUCH 1999: 44).[5] Darüber hinaus kann es Normen geben, denen aufgrund unangefochtener Geltung ein „taken-for-granted status" eignet (TOST 2011: 689). Sie kennzeichnet „the absence of questions or challenges", somit bestehe auch kein Anlass für Sanktionen (TOST 2011: 692; AMBROSETTI 2007: 21).

Eine wichtige Unterscheidung ist auch die zwischen Bewertungen und Beurteilungen. Da ein Standard bekannt sein kann, ohne als gültig angesehen zu werden, kann Handeln auch als dem Standard entsprechend / widersprechend beurteilt werden, ohne dass es deshalb positiv / negativ gewertet wird. Bewertungen unterscheiden sich von Beurteilungen durch die Akzeptanz des Standards (HARE 1983: 164). Beurteilungen sind, selbst wenn sie formal Bewertungen gleichen, „nach Standards möglich, die sich von deskriptiven Identifikationen, Charakterisierungen oder Klassifikationen nicht wesentlich unterscheiden" (SCHNÄDELBACH 1992: 95). Daraus folgt auch: „deontic terms […] are not always normative" (HATTIANGADI 2006: 224; vgl. auch GLÜER 1999: 167; GLOY 2016b: 17) – sie können auch nur eine deskriptive Bedeutung haben, dann geht es um „categorizing utterances, […] sorting them" (GLÜER 2001: 60).[6] Von Bewertungen ist zu sprechen, wenn sich eine Person „mit den Kriterien identifiziert", was bei bloßen Beurteilungen nicht der Fall ist (SCHNÄDELBACH 1992: 95): „Every process of evaluation […] implies that the norms being used are appropriate or valid" (TAYLOR 1976: 4). Eine Bewertung impliziert dann auch die Einnahme einer „pro-attitude toward a person's doing a required act (or refraining from a forbidden act)" (TAYLOR 1976: 38).

3 Solche Überschneidungen bestehen insbesondere bei den Begünstigten einer Norm – oft als ihre „Benefiziare" bezeichnet; vgl. GEIGER (1987: 62); ESSER (2002: 53); POPITZ (2010: 136).

4 Etwa bei SUNSTEIN (1996: 915); vgl. auch LAUTMANN (1971: 62); DOVALIL (2006: 24–25); STEMMER (2008: 158–159, 175–176).

5 Verstünde man unter Sanktionen jedwede Form externen Zwangs, mit dem Handeln durchgesetzt wird, wären Normen indes bloß „Herrschaftsansprüche" (BEYERLEIN 1979: 117); vgl. auch LUHMANN (1969: 39); HART (1998: 82–84). Sanktionen sind Bewertungsäußerungen, die sich auf einen „objective value" stützen, einen Bewertungsstandard, der nicht nur subjektive, sondern auch intersubjektive Gültigkeit behauptet; vgl. KELSEN (1966: 1626).

6 Vgl. dazu auch WIKFORSS (2001: 205); HATTIANGADI (2006: 227); BOGHOSSIAN (2005: 212).

Aus demselben Grund ist zwischen einer Bewertungsäußerung und der Bewertung im eigentlichen Sinn zu unterscheiden (TAYLOR 1976: 52): Bewertungen sind „dispositions of an intellectual sort" und müssen als solche nicht offenbar werden (TAYLOR 1976: 53). Ein Verhalten kann bewertet werden, ohne dass das zum Ausdruck kommt; umgekehrt kann eine Bewertungsäußerung getätigt werden, die nicht der eigentlichen Disposition entspricht. Dafür können gerade Normen verantwortlich sein, die Bewertungsäußerungen einen „Zwangscharakter" verleihen (BEYERLEIN 1979: 166; SUNSTEIN 1996: 917): Gerade weil eine Norm ein Verhalten auszeichnet, kann es von Akteuren, die es zwar eigentlich negativ werten, dem Schein nach goutiert werden, bis hin zum „hypocritical enforcement" (BICCHIERI 2006: 194; CHUNG / RIMAL 2016: 6), einer übersteigerten Wertungsäußerung im Sinne einer Norm.[7] In einem solchen Fall wird nur vorgetäuscht, dass der Bewertende sich mit dem Bewertungsstandard identifiziert.

Einzelakteure können ein Verhalten negativ (oder positiv) bewerten, obwohl die soziale Norm der Gruppe gerade das Gegenteil verlangt (MACKIE et al. 2015: 11): „Social norms comprise other people's preferences for what is appropriate behavior, not necessarily one's own preferences" (ANDERSON / DUNNING 2014: 728) – schließlich sind „Macht und sozialer Druck […] keine Garantien dafür, daß die affektiven Bezüge in genau derselben Richtung wirken wie dieser Druck" (SEILER 2012: 106). Im Extremfall kann es zur „pluralistic ignorance" kommen: Eigentlich lehnen alle die Norm ab, aber jeder denkt vom anderen, dass er die Norm goutiert, sodass die Norm strikt befolgt wird, mitsamt wechselseitigem hypocritical enforcement (BICCHIERI 2006: 176–209; MACKIE et al. 2015: 12).

Letztlich ist das Vorliegen von Bewertungen somit nicht notwendig für das Bestehen von Normen – wichtiger sind Bewertungserwartungen, die Handelnde voneinander haben – und auch nicht hinreichend: Ein Verhalten kann „bewertet werden, aber trotzdem nicht Gegenstand einer Norm sein" (OPP 1983: 10; HECHTER / OPP 2005: 403; WRIGHT 1979: 102). Es gibt andere Bewertungsstandards, bspw. Werte und Prinzipien (DWORKIN 1967: 29; TAYLOR 1976: 5), aber auch „rules or maxims that guide us in achieving some personal goal (such as health or wealth)" (TAYLOR 1976: 33). Insofern Interessen eine Grundlage von Bewertungen sind, können auch Personen, die (zumindest temporär) gleiche Interessen haben, ähnlich werten, ohne dass eine Norm dahintersteht.[8] Selbst konsensuale Wertungen garantieren nicht das Vorliegen von Normen.

7 Bisweilen wird hier auch zwischen Beurteilungs- und Aufforderungsnormen unterschieden; vgl. bspw. BEYERLEIN (1979: 65); BIEBELER (2001). Die Differenzierung ist durchaus problematisch – Bewertungen sind i. a. R. (auch) auffordernd, denn wenn etwas als wünschenswert oder angemessen gewertet wird, wird für gewöhnlich auch erwartet, entsprechend zu handeln; vgl. LAHNO (2009: 565–566).

8 Aufgrund dieser Diskrepanz unterscheiden Verhaltensmodelle wie die Theory of Reasoned Action zwischen attitudinalen und normativen Einflüssen, die einen Akteur in seinen Handlungsintentionen beeinflussen; vgl. etwa HALE / HOUSEHOLDER / GREENE (2002: 260); CIALDINI / TROST (1998: 159); AJZEN / FISHBEIN (1973: 42–43); zur Diskussion HALE / HOUSEHOLDER / GREENE (2002: 270–271). Untersuchungen zeigen, dass beide Einflüsse divergieren und unabhängig voneinander das Verhalten leiten können; vgl. bspw. AJZEN / FISHBEIN (2005: 195).

2.1.1.2 Normatives Erwarten

Normen haben „zwingenden Charakter“ (DURKHEIM 1991: 106) – sie legen Akteure darauf fest, was (nicht) zu tun ist. Sie drücken Erwartungen an Handelnde aus, nämlich Erwartungen dazu, „daß etwas der Fall sein soll oder muß oder nicht der Fall sein soll oder muss“ (OPP 1983: 4). I. d. S. gehen Normen mit spezifischen, normativen Erwartungen einher: Erwartet werden kann auch bloß kognitiv, dass etwas der Fall sein wird. Bei Normen hat das Erwarten – neben der kognitiven Komponente, die als „Wahrscheinlichkeitskalkül“ Zukünftiges antizipiert (POPITZ 2010: 83) – auch eine normative Komponente: „erwartet“ heißt also (auch) „gesollt“ (OPP 1983: 10).

Normative Erwartungen sind, weil sie Handeln vorschreiben, „Ansprüche“: Im Unterschied zu kognitiven Erwartungen, die meist „kalt“ sind, sind normative Erwartungen „emotional und ‚heiß‘“ – weil sie als gerechtfertigt angesehen werden, wird ihre Einhaltung gewollt (ESSER 2002: 74–75). Normen gehen i. d. S. mit Befindlichkeiten einher (ELSTER 1989: 100; KELSEN 1966: 1626).

Das wesentliche Merkmal spezifisch normativen Erwartens[9] ist das Verhalten bei Erwartungsenttäuschung – der Unterscheidung in kognitives und normatives Erwarten entspricht die „zwischen lernbereiten und lernunwilligen Erwartungen“ (LUHMANN 1969: 35): Auf die Enttäuschung normativer Erwartungen wird nicht mit Anpassung oder Revision der Erwartung reagiert, vielmehr handelt es sich um „kontrafaktisch stabilisierte Erwartungen“ (LUHMANN 1969: 37): „Die normative Erwartung ist die Entschlossenheit des Individuums, nicht zu lernen – jedenfalls nicht in dem Sinne, daß eine Erwartungsenttäuschung das Gefühl auslöst, falsch erwartet zu haben“ (GLOY 1975: 53). Der Enttäuschungsbewältigung dienen stattdessen unterschiedliche Strategien, die von der Suche nach Erklärungen und Rechtfertigung bis hin zur Bestrafung der „Erwartungsbrecher“ reichen können (ESSER 2002: 69–92; LUHMANN 1969: 37–39). Die Unterscheidung zwischen kognitiven und normativen Erwartungen ist für den Normbegriff essentiell – „normatives Erwarten Dritter“ ist der „Kernbegriff der Position der Sollensbasiertheit“ von Normen (GLOY 2012b: 20).

Normatives Erwarten ist allerdings zwar notwendig, aber nicht hinreichend für soziale Normen: Erwartungen sind – zumindest zu einem gewissen Teil – immer subjektiv (FIX 1987: 66–68). Aber auch kollektives normatives Erwarten muss nicht immer Ausdruck einer Norm sein: Wissen ist normativ (BOGHOSSIAN 2003), denn Menschen erwarten normativ, dass geglaubt wird, was wahr ist. Das gilt auch für logisch-mathematische Regeln – dass sie eingehalten werden, wird normativ erwartet, sie

9 Zugrunde liegt der Unterscheidung die „Frage nach der Funktion des normativen Sollens“ (LUHMANN 1969: 29): Die Verhaltensoffenheit des Menschen schafft im Interagieren mit anderen Koordinationsprobleme, eine „Stabilisierung von Verhaltenserwartungen“ liegt laut LUHMANN (1969: 30) daher im Interesse von Akteuren. Wird ein Sollen als anonymes Gebot in die Erwartungsstruktur aufgenommen, wird die Berechenbarkeit der Handlungen anderer erhöht, d. h. „eine gewisse Unabhängigkeit von äußeren Eindrücken, Instinktauslösern, Reizen und Befriedigungen“ erreicht (LUHMANN 1969: 31). Das Ziel normativer Erwartungen ist die reziproke Voraussehbarkeit des Handelns. Vgl. zur Normtheorie LUHMANNS bspw. auch GLOY (1975: 39–60); BARTSCH (1987: 133–140).

sind aber von anderer Wirklichkeit als Verkehrsregeln, Höflichkeitsgebote oder Sprachnormen. Ihr Sollen hängt an der Beschaffenheit der Welt, nicht daran, was andere für richtig erachten (FREGE 1993: 30). Der Satz vom Widerspruch ist immer gültig, auch wenn er nicht als gültig anerkannt wird. Auch bei vielen „konstitutiven Regeln" bestehen normative Erwartungen – diese schreiben aber nur vor, was getan werden muss, um eine Tätigkeit zu verrichten bzw. damit die Tätigkeit als eine gewisse Tätigkeit gilt, bspw. bei einem Spiel.[10] Wie bei anderen hypothetischen Imperativen ist die Normativität hier daran gebunden, dass man das Spiel spielen will. Letztlich gibt es also auch nicht-normbezogene normative Phänomene: „[D]as normgenerierte Müssen [ist] nur eine Art des normativen Müssens", wobei es „Arten des normativen Müssens gibt, die nicht normgeneriert sind" – „Die Verwendung des Adjektivs ‚normativ' hat sich von dem Substantiv ‚Norm', von dem es sprachlich abgeleitet ist, gelöst und ein Eigenleben begonnen" (STEMMER 2008: 21–22). Nachfolgend wird die spezifische Normativität von Normen herausgearbeitet, zunächst soll aber der Begriff ‚Normativität' kurz allgemein bestimmt werden.

2.1.1.3 Die Reasons Thesis der Normativität

Normativ sind Normen, weil etwas getan werden *soll*. Normativität ist ein notwendiges Merkmal von Normen.[11] Der Begriff „Sollen" kann im Rahmen eines „deliberativen" Normativitätsverständnisses dabei sehr breit gefasst und als notwendiges Momentum menschlichen Handelns (bzw. der Entscheidungsfindung) überhaupt angesehen werden. Im Rahmen der sogenannten „Reasons Thesis" lässt sich konstatieren: „all normative concepts are reducible to the concept of a reason" (SKORUPSKI 2007: 268–269; RAZ 1999: 354). I. d. S. kann der „Gebotscharakter" von Normen – wie auch aller anderen normativen Entitäten – darauf zurückgeführt

10 Handlungsleitende Regeln haben vielfach einen konstitutiven Aspekt, denn gewisse Tätigkeiten sind „rule-involving" (RUBEN 1997: 444), also ohne Regeln nicht durchführbar; vgl. auch RAWLES (1955: 24–26); SEARLE (1964: 55, 1971). Wer eine Tätigkeit wie Schach, Fußball oder auch Sprechen ausführen will, kann gar nicht anders, als sich an Regeln halten – tut er dies nicht, verrichtet er nicht die entsprechende Tätigkeit. Diese Regeln werden auch als konstitutive im Unterschied zu handlungsleitenden Regeln bezeichnet, etwa durch SEARLE (1964: 55): Ihre Funktion ist, dass sie „institutionelle Tatsachen" schaffen und erscheinen oft – aber nicht immer – als: „X zählt als Y in K". Dabei geht, wer eine Tätigkeit ausführt, für die Regeln konstitutiv sind, die Verpflichtung ein, sich an sie zu halten; alles andere sei „logically absurd" und „preposterous", meint SEARLE (1964: 56); i. d. S. werde aus einem „is" ein „ought" (SEARLE 1964: 57). Um die Tätigkeit zu vollziehen, müssen die Regeln beachtet werden, ohne die Regeln gibt es die Tätigkeit nicht – allerdings schreiben die Regeln aus sich heraus „keine bestimmten Handlungen vor" (SCHNÄDELBACH 1992: 85). Sie verbieten dem Akteur bspw. nicht, die Tätigkeit jederzeit aufzukündigen oder zu variieren. Konstitutiv für Tätigkeiten zu sein, ist letztlich eine Eigenschaft von Regeln, die nichts über die Art des Müssens und seine (soziale) Verbindlichkeit aussagt, vgl. auch STEMMER (2008: 226–230).

11 Vgl. bspw. HATTIANGADI (2006: 221); GLÜER / WIKFORSS (2015: 65, 2009: 32). Allerdings gibt es auch beim Begriff ‚Normativität' unterschiedliche und z. T. widersprüchliche Konzeptualisierungen; vgl. etwa WIKFORSS (2001: 203); ausführlich FINLAY (2010).

werden, dass ihre Existenz Gründe bereitstellt, auf eine gewisse Weise und nicht anders zu handeln.

Gründe lassen sich als normatives „Atom" schlechthin ansehen.[12] Menschliches Handeln, aber auch Fühlen und Glauben, wird – zumindest aus der Perspektive der Handelnden – nicht alleine bestimmt durch Ursachen, die „das fragliche Geschehen kausal determinieren" (STEMMER 2008: 89), stattdessen gibt es immer einen „Raum des Überlegens" (STEMMER 2008: 89; KORSGAARD 1996: 93), in dem Gründe ihre normative Kraft entfalten. Das, wofür die überzeugendsten Gründe bestehen, ist dabei das, was getan werden *soll* (ALVAREZ 2010: 12–13; PARFIT 2011: 33), im Sinne einer „consideration that counts in favor of it" (SCANLON 1998: 17). Handelt man gegen Gründe, begeht man dagegen einen Fehler und tut, was man nicht tun sollte (ANWANDER 2002: 238).

Handlungen und Handlungsgründe stehen in einer gewissen Relation zueinander und diese ist eo ipso normativ: „the relation at issue is that of favouring" (DANCY 2006: 29); ein Grund „recommends, permits, warrants, or demands" (ALVAREZ 2010: 13). Einen positiven Grund für eine Handlung zu haben, bedeutet, eine gewisse positive Attitüde gegenüber einer Handlungsoption einzunehmen (SCANLON 1998: 58) und der Handlung selbst einen Wert beizumessen, weil sie die beste Möglichkeit zu handeln ist. Die Handlung ist damit gesollt (DANCY 2006: 24; STEMMER 2008: 97). Weil Gründe Handlungen richtig machen, vermögen sie sie auch zu legitimieren (ALVAREZ 2010: 13) – die beste Handlungswahl getroffen zu haben, heißt richtig gehandelt zu haben (ALVAREZ 2010: 14).

2.1.1.4 Die Sozio-Normativität von Normen

Normen sind mit Erwartungen und Wertungen verbunden – aber auch unmittelbar mit Handeln (LAHNO 2009: 426; OKRUCH 1999: 33–34). Ihre Rolle liegt in der Handlungsgestaltung. Handeln ist dabei von bloßem Verhalten abzugrenzen, inso-

12 Dabei ist es mit HAMPTON (1998: 51) sinnvoll, zwischen zwei Arten von Gründen zu unterscheiden: „explanatory reasons, or ‚reasons why'" und „directive reasons […], reasons to'". Normativ relevant ist nur die letztere Art. Direktive Gründe haben mindestens drei Funktionen: „motivate", „justify", „explain": Sie veranlassen Handeln, da sie es rechtfertigen (und umgekehrt) und erklären es dadurch auch; vgl. ALVAREZ (2010: 27); GOLDMAN (2005: 508). Einen Handlungsgrund zu haben, führt indes nicht notwendigerweise zum Handeln; Gründe sind nicht per se motivierend oder rechtfertigend (PARFIT 2011: 37; HAMPTON 1998: 51), denn Akteure haben oft mehrere Gründe, die einerseits für, andererseits gegen etwas sprechen – das alles sind „pro-tanto-Gründe"; i. a. R. setzen sich im Entscheidungsprozess die Gründe für eine Handlungsalternative durch, hier kann man von „konklusiven Gründen" sprechen; vgl. ALVAREZ (2010: 12); STEMMER (2008: 98); HAMPTON (1998: 51–52). Das Handeln, das durch diese Gründe vorgeschrieben ist, ist „unter dem Strich das Richtige", ungeachtet dessen, was sonst wünschenswert wäre. Normative Kraft haben primär nur solche konklusiven Gründe: Sie stiften das „Sollen" und zeigen die letztlich richtige Handlungsoption an; vgl. SCANLON (1998: 51). Gründe können auch die Normativität abseits des Deontischen erklären – etwa im Evaluativen und Epistemischen, vgl. dazu SCANLON (1998) sowie PARFIT (2011).

fern Handeln Sinn involviert (zum Begriff vgl. WEBER 1922: 1–11).[13] Sinn haben Handlungen durch Motive / Zwecke, die sie verstehbar machen (vgl. GLOY 2016a: 618, 2012b: 9).[14] Bei normorientiertem Handeln liegt der Sinn nicht (nur) in privaten Interessen / Präferenzen, vielmehr (auch) in der Norm selbst. Normen können Handlungen motivieren, rechtfertigen, erklären – kurz: Die Funktion von Normen ist „the production of reasons for engaging in […] action types" (HAMPTON 1998: 50), d. h. eine Norm ist „ein ‚guter Grund' für ein Tun" (ESSER 2002: 60; MITCHELL 1999: 224; RAZ 1975b).

Inwiefern sind Normen Gründe? Hierbei sind die beiden bereits diskutierten Aspekte von Normen – ihre Bezogenheit auf Erwartungen und Wertungen (bzw. Bewertungserwartungen) – entscheidend: Folgt man einer Norm, ist die Norm Sinn des Handelns – das heißt, dass man tut (bewusst oder unbewusst; vgl. DOVALIL 2006: 26), was man tut, *weil* es das ist, wovon erwartet wird, dass man es tun soll und *weil* es das ist, was als angemessen gilt. Das heißt nicht unbedingt, dass man selbst das Handeln als angemessen empfindet und erwartet, dass man so handeln soll. Wer bloß konform geht, um den normativen Erwartungen anderer und deren Bewertungen entgegenzukommen, handelt genauso nach der Norm wie jemand, der diese Erwartungen und Bewertungen als Maßstab seines Erwartens und Bewertens anerkennt. In beiden Fällen sind aber letztlich normative Erwartungen und Bewertungen Anderer Grund des eigenen Handelns – direkt, weil man keinen Erwartungsbruch begehen will oder indirekt, weil die Bewertungen und Erwartungen anderer zu den eigenen geworden sind, also im Rahmen von Sozialisationsprozessen internalisiert wurden (vgl. Abb. 1; vgl. auch WEBER 1922: 18; MITCHELL 1999: 224). Normen fungieren letztlich als sozio-normative Gründe für Handeln.

Für diejenigen, die eine Norm internalisiert haben, ist die Norm Selbstzweck (s. u.; vgl. auch ETZIONI 2000: 165–171). Sie ist als unmittelbarer Grund handlungsleitend (GLÜER 1999: 164), denn „ there is – in the agent's eyes – something good about the action that makes it worthwhile as an end itself" (ALVAREZ 2010: 107). Das ist der „motivationale Komplex", mit dem Normen ausgestattet sind (HABERMAS 1981: 133): Die Normerfüllung wird für die Akteure selbst zum Bedürfnis, bspw. weil die Legitimität der normativen Ordnung anerkannt wird (WEBER 1922:

13 Dabei ist mit BEYERLEIN (1979: 62) nicht nur an overtes Handeln zu denken, sondern auch „Denken, Fühlen oder Glauben". Bisweilen wird auch das „Sein" als von Normen gesteuert angesehen, etwa von WRIGHT (1979: 29). Fraglich ist, ob sich dieser Normtyp nicht auch auf Handeln rückführen lässt: Ehrlich-Sein heißt bspw., die Wahrheit zu sagen – vgl. STEMMER (2008: 15). Analoges gilt für „Gegenstandsnormen", die etwa SCHNÄDELBACH (1992: 84) postuliert.

14 Vgl. kritisch ANWANDER (2002: 243–244). Aufgrund der Bindung an Motive ist es bei Handlungen „angemessen […], sie zu begründen und nach Gründen für sie zu fragen" (BRANDOM 2000: 37): Diese Bindung kann als normativ verstanden werden: „Einen intentionalen Zustand zuweisen heißt einen normativen Status zuweisen", so BRANDOM (2000: 54); vgl. auch ANWANDER (2002: 238); ITKONEN (1978: 124). Die mit der Intentionalität einhergehende Normativität zeige sich u. a. darin, dass es bei Handeln – im Unterschied zu bloßem Verhalten – sinnvoll ist zu sagen, dass es gelingen oder scheitern kann; vgl. SCHNEIDER (2005: 4).

19). Das Müssen der Norm ist „kategorisch“[15] – ein Imperativ, „welcher eine Handlung als für sich selbst, ohne Beziehung auf einen anderen Zweck, als objektiv-notwendig“, „als an sich gut vorstellt“ (KANT 2016: 44 [414]).

Bleibt die Norm unterdessen externalisiert, ist das Müssen hypothetisch, es besteht „die praktische Notwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas anderem, was man will“ (KANT 2016: 44 [414]) – der Norm zu folgen hat also instrumentalen Wert. Zuvorderst geht es darum, die eigenen Interessen durchzusetzen; befolgt wird die Norm unter einer „calculation of advantage“, bei der die Vor- und Nachteile normkonformen Handelns gegeneinander abgewogen werden (PARSONS 1990: 326). Beide Arten der Normbefolgung können in einer sozialen Einheit nebeneinander bestehen (HART 1998: 90–91) und in beiden Fällen übt die Existenz der Norm (mittelbar oder unmittelbar) einen Handlungsdruck auf Akteure aus (HAMPTON 1998: 50).

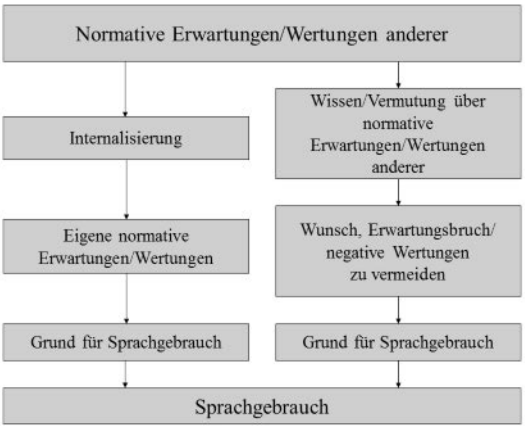

Abb. 1: Normorientiertes Sprechen

Man handelt, folgt man einer Norm, nicht, wie man es in einer möglichen Welt täte, in der die mit der Norm verbundenen Erwartungen und Bewertungen nicht bestünden. Folgt man einer sozialen Norm, berücksichtigt man andere bei seinem Handeln und passt sich an diese an (SEILER 2012: 135–152) – i. a. R. „‚relevante‘ Andere“, d. h. „solche, deren Erwartungen und / oder Reaktionen […] nicht gleichgültig sind“ (GLOY 2004: 394; vgl. auch MACKIE et al. 2015: 50). Erwartungen und Bewertungen Dritter wirken als „normative influence, defined as the process by which people look to referent others, consciously or unconsciously, as guides for how to act or think“ (SHULMAN et al. 2017: 1192). Beim Normfolgen handelt es sich sonach um „soziales Handeln“ (WEBER 1922: 11), gekennzeichnet dadurch, dass es „orientiert“ ist „am

15 Vgl. zu kategorischen und hypothetischen Imperativen auch MITCHELL (1999: 183); HOPF (1987: 240).

vergangenen, gegenwärtigen oder für künftig erwarteten Verhalten anderer", „einschließlich des Unterlassens und Duldens"; wichtig ist, dass eine Orientierung „sinnhaft am Verhalten des andern" stattfindet (vgl. auch HOPF 1987: 248).[16]

2.1.1.5 Normen und Regelmäßigkeiten

Existiert eine Norm, besteht immer die Möglichkeit, nach der Norm zu handeln oder nicht; Normen sind „nicht determinierend" (STEMMER 2008: 7) und liegen nur vor, wenn für Handelnde prinzipiell Handlungsalternativen vorhanden sind, diese aber aufgrund der Orientierung an Anderen nicht ergriffen werden.[17] Dass Normen die Wahlfreiheit limitieren, liegt dabei auf der Hand, ihr Zweck ist es gerade, „Varianz einzuschränken" (GALLMANN / SITTA 1997: 93–94). Allerdings ist es nicht notwendig, dass Normen auch einschränkend erlebt werden: „There is no contradiction in saying that people accept certain rules but experience no such feelings of compulsion" (HART 1998: 57).

Soziales Handeln führt i. a. R. zu inter-, aber auch intrapersonalen Regelmäßigkeiten im Handeln, zu einer „durch Gruppendruck bedingte[n] Uniformität" (BEYERLEIN 1979: 66; vgl. auch HART 1998: 86–87) mitsamt „gleichartig gemeinte[m] Sinn" (WEBER 1922: 14). Die Begriffe ‚Norm' und ‚Regelmäßigkeit' sind eng verbunden (DOVALIL 2006: 15). Das bloße Vorhandensein einer Handlungsregelmäßigkeit ist aber nicht hinreichend für das Vorliegen einer Norm[18] – Normen sind mehr als „das statistisch durchschnittliche Verhalten von Mitgliedern einer Gruppe oder Gesellschaft" (BEYERLEIN 1979: 66).

Zu Regelmäßigkeiten im Handeln kann führen, dass keine Handlungsalternativen vorliegen, aber auch wenn solche bestehen, müssen Regelmäßigkeiten nicht durch eine Orientierung an anderen zustande kommen – es kann gleichzeitig kollektiv, aber nicht sozial gehandelt werden:

> Wenn auf der Straße eine Menge Menschen beim Beginn eines Regens gleichzeitig den Regenschirm aufspannen, so ist (normalerweise) das Handeln des einen nicht an dem des andern orientiert, sondern das Handeln aller gleichartig an dem Bedürfnis nach Schutz gegen die Nässe (WEBER 1922: 11)

16 Wenn Normen als soziales Handeln aufgefasst werden, bei dem die Orientierung an anderen Grund eigenen Handelns ist, impliziert das, dass es Akteure geben kann, die „normunabhängig normkonform" handeln (STEMMER 2008: 184); vgl. dazu auch GLOY (2012a: 31).

17 Vgl. auch WRIGHT (1979: 112–115); MERTENS (2013: 145–146); INTERIS (2011: 426). Dabei impliziert Sollen Können, allerdings nur die „generische Fähigkeit" (WRIGHT 1979: 115–116): Unter den gegebenen Umständen muss überhaupt möglich sein, der Norm zu folgen, nicht aber einer bestimmten Person; vgl. auch GLOY (1975: 36–37).

18 Vgl. etwa POPITZ (2010: 69); GEIGER (1987: 53–54); GLOY (2004: 392); STEMMER (2008: 173); HAAS (1998: 294). Selbst Autoren, die Normen mit Regularitäten gleichsetzen, differenzieren Regularitäten aufgrund normativer Erwartungen von solchen ohne; etwa INTERIS (2011: 428); CIALDINI / TROST (1998); MORRIS et al. (2015: 3–4); CHUNG / RIMAL (2016: 6–7); BICCHIERI (2006).

Und selbst wenn sozial orientiert gehandelt wird, verweist dies nicht notwendigerweise auf eine Norm (MACKIE et al. 2015: 27–31): Regelmäßigkeiten können auch „bedingt durch Interessenlage" sein oder auf „tatsächliche[r] Übung auf langer Eingelebtheit" beruhen („Brauch" bzw. „Sitte") (WEBER 1922: 15). Akteure können sich aneinander in ihrem Handeln orientieren, weil sie es wollen oder gewohnt sind, aber nicht, weil sie sich dazu verpflichtet fühlen. Die genannten Fälle unterscheiden sich von Normen durch die Geltung (RÖHL 1987: 219). Bei Bräuchen oder Sitten „wird von niemandem ‚verlangt', daß er sie mitmache" (WEBER 1922: 15).[19] Die Orientierung an Normen erfolgt demgegenüber „deshalb […], weil sie als irgendwie für das Handeln geltend: verbindlich oder vorbildlich, angesehen werden" (WEBER 1922: 16), d. h. entweder, weil die Akteure von der Gültigkeit der Norm überzeugt sind, oder aber weil sie denken, dass andere es sind.

Nichtsdestotrotz wird bisweilen von „Gebrauchsnormen", „deskriptiven Normen" oder „Normalnormen" gesprochen, wenn bloße Regelmäßigkeiten gemeint sind.[20] Solche nicht-präskriptive Normen seien als Modus, als „Gipfel einer Häufigkeitsverteilung" empirische Fakten (GLOY 1975: 26). Regelmäßigkeiten mit Normen gleichzusetzen, ist durchaus problematisch, denn die Benennung verwischt die „Unterscheidung, zwischen dem, was getan wird und dem, was getan werden sollte" (BRANDOM 2000: 69).[21] Unbestritten ist zwar, dass es Übergänge zwischen Regelmäßigkeiten und Normen geben kann (ANDERSON / DUNNING 2014: 724) –

19 Vgl. auch GIBBS (1965: 589); BARTSCH (1987: 157).

20 Vgl. bspw. GLOY (1975: 26); KIESLING (2003: 511); SCHNÄDELBACH (1992: 84); LAUTMANN (1971: 54); ANDERSON / DUNNING (2014: 722). Im Bereich der Sprachwissenschaft ist v. a. COSERIU (1975) mit einem deskriptiven Normverständnis prägend gewesen – vgl. bspw. DÜRSCHEID (2012: 108–109). Für COSERIU (1975: 62) sind die „normalen und konstanten, aber funktionell ‚irrelevanten' Elemente" der Sprache die Norm. Die konzeptionelle Entfaltung dieses Normbegriffs weist allerdings einige Unklarheiten auf: Einerseits behauptet COSERIU (1975: 81), es gehe „nicht um die Norm im landläufigen Sinne […], die nach Kriterien der Korrektheit sowie der subjektiven Bewertung des Ausgedrückten bestimmt oder auferlegt wird, sondern um eine objektiv in der Sprache selbst enthaltene Norm, um die Norm nämlich, die wir als Mitglieder einer Sprachgemeinschaft notwendigerweise befolgen, und nicht um jene Norm, an der man erkennt, ob wir eine Sprache innerhalb der Gemeinschaft wiederum ‚gut' bzw. vorbildlich anwenden". Andererseits bemerkt COSERIU (1975: 88), die Norm übe „wirklich einen Zwang" aus, enge „die vom System gebotenen Möglichkeiten auf den Rahmen der traditionellen Realisierungen" ein; sie bilde „ein System vorgeschriebener Realisierungen, sozialer und kultureller Zwänge". Unklar ist, wie etwas, das notwendigerweise befolgt wird, Zwänge ausüben kann, mithin überhaupt als Norm zu bezeichnen ist – unklar ist aber auch, was unter sozialen und kulturellen Zwängen verstanden wird, wenn nicht Wertungen und Vorstellungen vom guten und vorbildlichen Sprachgebrauch. Im Rahmen einer sprachsoziologisch orientierten Untersuchung ist dieser Normbegriff jedenfalls nicht anwendbar, vgl. SETTEKORN (1988: 22); GLOY (1975: 120–121). Vgl. zur Kritik auch BARTSCH (1987: 72).

21 Soziale Wirksamkeit können rein deskriptive Normen auch entfalten, allerdings ohne den Zwangscharakter, der Präskriptionen kennzeichnet: So etwa, weil das häufigste Verhalten gerne imitiert wird, bspw. in unklaren / neuen Situationen – hier gibt es Aufschluss darüber, was effektive Handlungsweisen sind (CIALDINI / KALLGREN / RENO 1991: 203) –, die Handlung selbst bleibt dabei aber stets ergebnisorientiert, es spielen keine normativen Erwartungen herein; vgl. CIALDINI / TROST (1998: 155); ANDERSON / DUNNING (2014: 722–724).

„deskriptive Normen“ können zu präskriptiven werden und präskriptive Normen sind i. a. R. auch „deskriptive Normen“ – die Reduktion des Phänomens ‚Norm‘ auf Äußerlichkeiten wie Regelmäßigkeiten greift allerdings zu kurz (ETZIONI 2000: 162–163; HART 1998: 56), denn sie verkennt die spezifische Sinnhaftigkeit von Normen. Regelmäßigkeiten sind nur äußerer Ausdruck eines wesentlich komplexeren sozialen Phänomens und nicht umgekehrt: „[W]enn es allgemein ist, so ist es das, weil es kollektiv (d. h. mehr oder weniger obligatorisch) ist; und nicht umgekehrt ist es kollektiv, weil es allgemein ist“ (DURKHEIM 1991: 111).

2.1.1.6 Normen als soziale Tatsachen

Weil kollektiv geteilte Erwartungen und Bewertungen zu einem Handeln existieren, bilden sich Regelmäßigkeiten heraus – der soziale Charakter von Normen besteht zunächst in diesem numerischen Faktum, also darin, dass mehrere Handelnde dieselben Erwartungen, Bewertungen und Handlungsorientierungen teilen. Normen „do not exist if they are not shared with others“ (CIALDINI / TROST 1998: 153). Normen sind sonach immer schon „Eigenschaft[en] eines sozialen Systems, nicht eines Akteurs in diesem System“ (COLEMAN 1991: 311).

Bisweilen ist jedoch auch von „persönlichen Normen“ die Rede:[22] Das können internalisierte soziale Normen sein (FRANSSON / BIEL 1997: 3), aber auch idiosynkratische Handlungsmaximen, denen nur einer folgt. Letzteres als Norm zu bezeichnen, ist zumindest unüblich (HORNE 2005: 5). Mit HABERMAS (1981: 127): „Der Begriff des normenregulierten Handelns bezieht sich nicht auf das Verhalten eines prinzipiell einsamen Aktors, der in seiner Umwelt andere Aktoren vorfindet, sondern auf Mitglieder einer sozialen Gruppe.“ Im Falle eines echten „Normensolipsismus“ – wenn unabhängig von sozialen Normen eigenen Handlungsstandards / -präferenzen entsprechend gehandelt und gewertet wird – spricht man besser nur von Einstellungen / Attitüden, nicht von Normen (vgl. bspw. AJZEN / FISHBEIN 1973, 2005; vgl. zum Begriff auch Kapitel 2.1.2.5).

Dass der Normbegriff für kollektive Orientierungen reserviert werden sollte, hängt auch mit ihrem Zweck zusammen (BALKE et al. 2013: 2): Normen haben „eine die gesellschaftliche Ordnung stabilisierende Funktion“ (MERTENS 2013: 154). Sie regeln die interpersonale Koordination (LUHMANN 1969; BALKE et al. 2013: 2), erlauben also das Zusammenleben von Menschen, indem sie die interdependenten Interessen von Akteuren vermitteln und in Form von Rechten und Pflichten absichern (OPP 1983). I. d. S. setzen Normen „gesellschaftliches Leben ebenso voraus, wie geselliges Leben zu seinem Bestand der [normativen, P.C.V.] Ordnung bedarf“ (GEIGER 1987: 48; vgl. auch PARSONS 2009: 432).

Aus der Perspektive des handelnden Subjekts haben Normen „mit dem Menschen im Angesicht der ärgerlichen Tatsache der Gesellschaft zu tun“ (DAHRENDORF 1974: 18) – gemeint ist damit, dass Normen „soziale Tatsachen“ sind, die

22 Vgl. bspw. CIALDINI / KALLGREN / RENO (1991: 230); CIALDINI / TROST (1998: 160).

„außerhalb der Einzelnen stehen und mit zwingender Gewalt ausgestattet sind, kraft deren sie sich ihnen aufdrängen“ (DURKHEIM 1991: 107). Sie sind gewissermaßen eine „äußerlich verbindliche Macht“ (DURKHEIM 1991: 111; PARSONS 1990: 327), die das jeweilige Individuum transzendiert (BALKE et al. 2013: 2–3). Es handelt sich um „heteronome […] Verpflichtung[en]“ (GLOY 1995: 75), „Vorgaben für das Handeln […], die sich dem Handlungsvorsatz des Subjekts insoweit entziehen, wie sie bereits vor ihm konzipiert […] worden sind“ (GLOY 1997: 29). Wer diesen vermeintlichen „Verabredungen“ folgt, folgt meist, ohne dass er „recht weiß, wer sie eigentlich getroffen hat“; Normen werden auch nicht aus der Welt geschafft, „wenn wir sie von Fall zu Fall nicht akzeptieren“, und sind überhaupt so konstituiert, dass „sie vom Einzelnen nicht beliebig außer Kraft gesetzt werden können“ (POPITZ 2010: 61), mithin nicht alleine erschaffbar sind. Vielmehr wird bei einer Norm das „Recht auf Kontrolle der Handlung nicht vom Akteur, sondern von anderen behauptet“ (COLEMAN 1991: 313). Sie werden i. d. S. zwar „als etwas Gewolltes erlebt“ (GLOY 2016b: 7), allerdings „als etwas von anderen Personen oder Instanzen Gewolltes – auf den davon Betroffenen gewendet also: als ein fremdbestimmtes Gesolltes“ (GLOY 2012b: 16). Für Einzelakteure sind Normen letztlich „a ‚form‘, a ‚mold‘ into which […] individual acts fit“ (PARSONS 1990: 327).

Normen sind dennoch keine Naturerscheinungen, ihre Entstehung geht auf menschliches Handeln zurück (GLOY 2016b: 7; ULLMANN-MARGALIT 1977: 8), auf eine Dialektik, die jeder sozialen Wirklichkeit zugrunde liegt: Menschen erschaffen Normen, dann gewinnen diese als „Produkte tätiger menschlicher Selbstentäußerung objektiven Charakter“ und als „vergegenständlichte menschliche Tätigkeit“ wirkt dieses „Produkt […] zurück auf seinen Produzenten“. Sie sind ein „menschliches Produkt“ und eine „objektive Wirklichkeit“ zugleich (BERGER / LUCKMANN 2016: 65–66). Diese Dynamik bewirkt, dass Normen entstehen können, ohne dass dies von einem Einzelnen intendiert gewesen ist, mithin, dass Normen relativ stabil und langlebig sind.

Nicht jedem heteronomen Sollen liegt indes eine soziale Norm zugrunde, selbst wenn das Müssen „personalen Ursprung[s]“ ist (STEMMER 2008: 20). Soziale Tatsachen können auch normunabhängig bestehen (DURKHEIM 1991: 106): Dass der Besitz von Geld Voraussetzung dafür ist, Miete zahlen zu können, ist ebenso bedingt durch die Normativität faktischer Gesellschaftsverhältnisse wie die Tatsache, dass Stühle als *Stühle* bezeichnet werden und Tische als *Tische*. In beiden Fällen entsteht keine Bindung durch die Erwartungen / Bewertungen anderer, sondern durch faktische Gesellschaftsverhältnisse. Auch der Zwang der Sprache wurzelt i. d. S. zunächst nicht in Normen,[23] sondern in der vorhandenen Ordnung selbst (SAUSSURE 2001),[24] also darin, dass Sprache nicht bloß *energeia*, sondern auch

23 Allerdings besteht auch die gegenteilige Ansicht, dass die gesamte Sprache ein Normensystem sei; vgl. bspw. KELLER (1990: 65, 2009: 15), BYBEE (2010: 119). In der Sprachphilosophie vertreten diese Ansicht etwa WITTGENSTEIN (2003); KRIPKE (2000); LEWIS (1975).

24 Vgl. bspw. SAUSSURE (2001: 110), wenn er meint, das (synchrone) System bzw. „Gesetz gilt allgemein, aber es hat nicht befehlende Kraft. Es übt zwar über die sprechenden Personen eine

ergon ist (HUMBOLDT 1979), eine über Generationen kultivierte und tradierte Technik, die Welt via Zeichen zu erfassen (vgl. bspw. ENFIELD 2014). Es ist, anders gesagt, beim Sprechen immer auch das „Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter", gewissermaßen „die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkungen erfahre" (HUMBOLDT 1979: 438). Um sinnvoll kommunizieren zu können, muss ein Sprecher vorhandene Regeln / Strukturen nutzen, dieses Müssen selbst ist aber zunächst rein zweckrational:

> It is absurd to be obligated to a language; so far as the point of language is concerned, our only obligation, if that is the word, is to speak in such a way as to accomplish our purpose by being understood as we expect and intend. It is an accident, though a likely one, if this requires that we speak as others in our community do. (DAVIDSON 1994: 9)[25]

Normen in der Sprache beziehen sich dann auf diese vorgängig soziale Tatsache Sprache, „auf Unsicherheiten und Variationen im Sprachgebrauch, denen eine soziale Bedeutsamkeit zukommt, für die es eine Bewertung richtig / falsch oder hoch / niedrig gibt" (HARTUNG 1987: 332).[26]

2.1.1.7 Typisierung, Konditionalität, Regelhaftigkeit

Dass Normen zu Regelmäßigkeiten führen, bedingt ihre Struktur. Sie kommen durch Typisierung zustande – Bedingung der Möglichkeit von Normen ist, dass es gelingt, „subjektiv verschiedenartige Handlungen und Situationen gleich oder zumindest vergleichbar zu machen" (POPITZ 2010: 65). Normen „beanspruchen Geltung für Handlungen, die nach einem Muster vollzogen werden" (SETTEKORN 1988: 5) und verlangen eine „Abstraktionsleistung", mit der „Menschen ihr Handeln in verbindlicher Form voraussehbar machen" (POPITZ 2010: 65; MARCH / OLSEN 2004: 7).

Normen sind konditional: „Sie können durch ‚s → g' umschrieben werden, was besagt, daß eine bestimmte Situation ‚s' durch das Gebaren ‚g' beantwortet werden

> Macht aus […], aber von befehlender Kraft ist hier nicht in diesem soziologischen Sinn die Rede […]. Das synchronische Gesetz ist lediglich Ausdruck einer bestehenden Ordnung und stellt einen vorhandenen Zustand fest; es ist gleicher Art mit einem Gesetz, das etwa feststellte, daß die Bäume eines Gartens in Quincunx angepflanzt sind".

25 Auf die Frage, „what magic ingredient does holding oneself responsible to the usual way of speaking add to the usual way of speaking?", antwortet DAVIDSON (1994: 8–9): „we want to be understood and others have an interest in understanding us; ease of communication is vastly promoted by such sharing". Damit alle gleich / ähnlich sprechen, brauche es laut DAVIDSON (1994: 117) keine Normen: „For th[e] speaker obligation doesn't enter into it. We ask why she talks as others do. ‚I don't do it because I think I should', she replies, ‚I just do talk that way. I don't think I have an obligation to walk upright, it just comes naturally'". Vgl. auch WIKFORSS (2001: 211).

26 Die Normativität in der Sprache betrifft v. a. „diejenigen Bereiche, in denen unterschiedliche sprachliche Regeln zu konkurrierenden Äußerungsformen führen", so HAAS (1998: 292). Würde aller Sprachgebrauch als normbezogen analysiert, resultierte laut HARTUNG (1987: 331) eine „nutzlose Verdoppelung: alles, was eine Regel in der Grammatik, im Lexikon, in der Textbildung oder in der Kommunikationsorganisation ist, ist gleichzeitig auch eine Norm. Das entspräche kaum dem intuitiven Normbewußtsein".

soll“ (GARRN 1969: 163; GEIGER 1987: 49). Die Situation ist dabei die „Anwendungsbedingung“ der Norm (WRIGHT 1979: 82). Mit ihr kann eine spezifische Handlung verknüpft sein (mithin das Unterlassen oder Dulden von Handlungen), aber auch mehrere Handlungsalternativen, die sich ausschließen („in s führe A oder B aus“) oder ergänzen („in s führe A, B, C aus“).

Die Verknüpfung mit Anwendungsbindungen gilt auch für sehr generelle Normen, seien es Gebote oder Verbote.[27] Allerdings darf, um von einer Norm sprechen zu können, das normative Erwarten sich nicht nur auf eine näher bestimmte Anzahl reeller Situationen beziehen (SETTEKORN 1988: 6; STEMMER 2008: 158).[28] Normen sind im Unterschied zu Befehlen / Anordnungen nicht für konkrete Einzelfälle / Einzelpersonen bestimmt, sondern regeln das Allgemeine (BARTSCH 1987: 158; HOPF 1987: 240; vgl. auch GLOY 2004: 392). Der „personale Geltungsbereich“ bzw. die „Adressaten“ einer Norm sind dabei entweder alle Mitglieder einer Gesellschaft oder eine Auswahl (WRIGHT 1979: 88–89), wobei dann ein konkretes Individuum[29] nur als Vertreter eines gewissen Typs unter die Norm fällt (POPITZ 2010: 66), i. a. R. als Exemplar einer sozialen Rolle (vgl. Kapitel 2.1.2.9).

Die Struktur normativen Handelns führt dazu, dass Normen einer „logic of appropriateness“ folgen (MARCH / OLSEN 2004); sie lässt sich für das handelnde Individuum paraphrasieren mit: „What kind of a situation is this? What kind of a person am I? What does a person such as I do in a situation such as this“ (MARCH / OLSEN 2004: 4; vgl. auch ESSER 2002: 92–96). Die erste Frage betrifft die situativen Anwendungsbedingungen der Norm, die zweite die adressatenbezogenen, die dritte den Handlungstyp.

Normen eignet durch ihre Konditionalität Regelcharakter, wobei Regeln definiert werden können als „Funktionen, welche eine ggf. unendl. Menge von definierten Ausgangselementen auf eine endliche Menge von definierten Eingangselementen abbilden“. Regeln erfassen also „Folgezustände im Verhältnis zu Anfangszuständen sowie die Bedingungen zur Überführung von Anfangszuständen in Folgezustände“ (FRIES 2010: 555). Nach dieser Definition sind nicht alle Regeln Normen, aber alle Normen Regeln: Beispielsweise sind mathematische Produkte Regeln, aber keine Normen. Auch „Klugheitsregeln“ (hypothetische Imperative vom Typ „wer X will, muss Y tun“) sind Regeln, aber keine Normen (GLOY 2012b: 11–12) – in beiden Fällen fehlt der soziale Charakter der Regel, von dem oben die Rede war. Regeln haben für sich keine sozio-normative Relevanz, vielfach haben sie schlicht einen rein instrumentellen Charakter: „Wer eine Regel gelernt hat, der kann etwas. Daraus folgt aber nicht, daß er das, was er kann, nämlich nach den Regeln handeln, automatisch tun muß oder sollte“ (WIEGAND 1986: 85). Normen

27 Hier gelten nur die „Bedingungen für den Vollzug“; d. h. die Norm greift in jeder Situation, „in der dieser Sachverhalt weder unabhängig von einer Handlung vorkommen noch unabhängig von einer Handlung realisiert wird. Dies stellt die Gelegenheit dar, die […] Veränderung zu bewirken oder zu unterlassen“ (WRIGHT 1979: 82).

28 Vgl. aber WRIGHT (1979: 87–88).

29 Vgl. aber zu „joint behaviours“ und „group norms“ etwa BALKE et al. (2013: 17–19); HAMPTON (1998: 50); WRIGHT (1979: 86–87).

basieren auf Regeln, setzen sie logisch voraus: „Wer Normen setzt, wählt aus dem, was Menschen qua Regeln können, etwas aus, nämlich das, was sie sollen, nicht sollen, nicht dürfen“ (WIEGAND 1986: 88; vgl. auch HALLIDAY 1978: 22).[30]

Sind die Anwendungsbedingungen gegeben, wirken v. a. verrechtlichte Normen nach einer „all-or-nothing fashion“: „If the facts a rule stipulates are given, then either the rule is valid, in which case the answer it supplies must be accepted, or it is not, in which case it contributes nothing to the decision“ (DWORKIN 1967: 25). Nichtsdestotrotz können auch solche Normen Ausnahmebedingungen aufweisen (DWORKIN 1972: 882–890). Für die meisten sozialen Normen kann eine all-or-nothing fashion gleichwohl nicht geltend gemacht werden – „it seems more fruitful to regard any given norm as more or less conditional and ambiguous“ (HECHTER / OPP 2005: 396). Im Einzelnen bedeutet dies:

- Für Einzelakteure kann durchaus ein gewisser Spielraum bestehen, ob sie der Norm folgen oder nicht (Normen haben ein unterschiedliches „level of normative commitment“; WINTER / RAUHUT / HELBING 2012: 921; vgl. Kapitel 2.1.2.9).
- Von der Norm gefordert werden könne durchaus „[a] range of approved or permissible behavior“ (STOUFFER 1949: 708) – dies gilt besonders bei Handeln, das graduell ist. Der Norminhalt kann als „optimal level of a target behaviour“ zu konzipieren sein, das mehr oder weniger erfüllt werden kann (MCKIRNAN / HAMAYAN 1984: 153). Normen unterscheiden sich dann nach dem „range of normative variation around the optimal behaviour“ (MCKIRNAN / HAMAYAN 1984: 155; LAUTMANN 1971: 67; GLOY 1975: 36).
- Auch der situative Geltungsbereich kann von „borderline cases“ betroffen sein (BOGHOSSIAN 2015: 8): Fälle, die nicht eindeutig zur, aber auch nicht eindeutig nicht zur Norm gehören.

Von Prinzipien / Werten unterscheiden sich Normen dennoch dadurch, dass Erstere „not even purport to set out conditions that make its application necessary“ (DWORKIN 1967: 25).[31] Normen verknüpfen gewisse Umstände mit bestimmten Handlungen, bei Werten / Prinzipien dagegen liegt das „normative[s] Element […] in der unformulierten Entscheidung begründet, daß etwas sein soll; sie selbst stellen also keine Handlungsanweisungen dar“ (GLOY 1975: 33). Werte beziehen sich letztlich auf „Zustände“, nicht Handlungen (OKRUCH 1999: 54).

30 Regeln im weiteren Sinne können auch „modellhafte Abbildung[en] empirischer Daten a posteriori“ sein, „ohne den Anspruch, damit auch die Orientierungen, die den Konstruktionsprozess leiteten, miterfasst zu haben“, so GLOY (2004: 392). Vgl. hierzu auch die „distinction between fitting and guiding“ bei QUINE (1970: 386); vgl. auch STEMMER (2008: 15–16). Vgl. zum Begriff ‚Regel‘ und der Nichtidentität mit Normen auch DOVALIL (2006: 18); BARTSCH (1987: 159); GLOY (1975: 27); HAAS (1998: 291–292); LEWIS (1975: 101–105).

31 Ein weiterer Unterschied zwischen Normen und Werten ist, dass Wertekonflikte i. a. R. unvermeidbar sind, wobei Werte mit unterschiedlichem Gewicht ausgestattet sind, um solche Konflikte zu lösen (DWORKIN 1967: 27).

2.1.1.8 Normen als soziale Praxis

Bislang wurden wesentliche Merkmale von Normen diskutiert und Abgrenzungen zu Nachbarbegriffen gezogen. Nicht geklärt wurde, was Normen letztlich *sind*, ontologisch gesehen. Die Frage, so abstrakt sie anmutet, hat einen Vorteil – „sie zwingt zur Konkretion" (STEMMER 2008: 12). Auf die Frage nach der Wirklichkeit von Normen wurden verschiedene Antworten gegeben:

Ein wichtiger Ansatz, insbesondere in den Rechtswissenschaften, ist die Imperativtheorie (WEINBERGER 1985: 166). Normen sind ihr zufolge Befehle (WRIGHT 1979: 130), die als „Ausdruck oder Manifestation des Willens eines Norm-Gebers bezüglich des Verhaltens eines bzw. mehrerer Norm-Adressaten" angesehen werden (WRIGHT 1979: 124). Diese Theorie wirft bereits im juristischen Kontext Fragen auf (HART 1998: 27–78), außerhalb davon ist sie jedenfalls unzureichend (OKRUCH 1999: 44–47; STEMMER 2008: 165–173):

- So lässt sich bspw. bei der evolutionären Art der Normentstehung (vgl. Kapitel 2.1.2.1) niemand identifizieren, dessen Wille die Norm ist (GEIGER 1987: 64–65).
- Die Verbindung von Normen und Sprechakten ist problematisch (s. u.; vgl. bspw. AMBROSETTI 2007: 18; HARTUNG 1977: 12; HUNDT 2009: 118).
- Zweifellos ist nicht jedermanns Wille / Imperativ eine Norm: „Wenn ich durch die Straßen spazieren gehe und jemand, der mir entgegenkommt, zu mir sagt, er wolle, dass ich ihm eine Geldbörse gebe, habe ich mit diesem Wollen nichts zu tun" (STEMMER 2008: 161). Erst wenn Durchsetzungsmechanismen wie Sanktionen dazukommen, kann ein Wollen etwas bewegen (STEMMER 2008: 163–164), aber auch dann ist noch nicht unbedingt eine Norm gegeben (HART 1998: 82–84).

Anders denkt der „semantische Normbegriff" den ontologischen Status von Normen. Ihm „zufolge sind Normen die Bedeutung von Normsätzen. Die Bedeutung eines Normsatzes ‚es ist geboten, Steuern zu zahlen' ist die Norm, dass es geboten ist, Steuern zu zahlen" (SIECKMANN 1994: 228). Das Hauptproblem hier ist der Bedeutungsbegriff[32] – das ontologische Problem verschiebt sich nur, wird nicht gelöst, denn der ontologische Status von Bedeutungen ist nicht minder unklar.[33]

Eine dritte Lösung ist die, Normen als abstrakte Objekte zu behandeln, die überzeitlich und -örtlich existieren.[34] Sobald sie in irgendeiner Form Geltung erlangen, werden sie zu Normen oder Gesetzen:[35] „what the inventor of chess does is take a certain number of antecedently existing rules and put them together in such a way that they become norms" (BOGHOSSIAN 2015: 6). Die Behauptung, es gäbe eine

32 Das Problem verschärft sich bei jenen Theorien, die Bedeutung mit Wahrheit verknüpfen, da normative Sätze im Allgemeinen nicht als wahrheitsfähig gelten; vgl. etwa WEINBERGER (1985: 169); WRIGHT (1979: 108–110).

33 Die Voraussetzung wäre, eine „language-independent existence of meanings" zu postulieren, dann müsste man aber „their existence as platonic entities" in Kauf nehmen (WEINBERGER 1985: 169).

34 In der Sprachwissenschaft vertritt eine solche Sicht etwa ITKONEN (1978: 127).

35 Ausgenommen seien moralische Normen, die unabhängig von ihrer Akzeptanz gelten (BOGHOSSIAN 2015: 6).

potenziell unendliche Anzahl abstrakter Regeln in einer Art „Ideenhimmel“, die entdeckt und dann in Geltung gesetzt werden müssten, ist jedoch mit einem materialistischen Weltbild unvereinbar. Verweise auf „abstrakte Objekte“ oder „ideelle Gegenstände“ sind eher als „Verlegenheitsausdrücke“ anzusehen (STEMMER 2008: 156), als „Verzweiflungstat, in die man durch falsche begriffliche Ausgangsstellungen getrieben wird“ (STEMMER 2008: 157).

Vorderhand plausibler ist es, Normen ins Individuum zu „verlagern“, als psychische Phänomene (CIALDINI / TROST 1998).[36] Ein wesentlicher Unterschied findet hierdurch allerdings keinerlei Berücksichtigung: der zwischen „collective“ und „perceived norms“ (LAPINSKI / RIMAL 2005: 129–130). Der zweite Begriff rekurriert auf „people's understanding of those [= collective, P.C.V.] norms“, wobei dieses von der kollektiven / sozialen Norm abweichen kann (CHUNG / RIMAL 2016: 3, 6).

Werden Normen als psychische Phänomene betrachtet, ergibt sich außerdem folgendes Problem (QUINE 1970): Verschiedenartige mentale Regelmanifestationen können identische Produkte erzeugen – so können etwa gleiche sprachliche Strukturen von divergierenden Regelapparaten generiert werden. Wollen nun zwei Sprecher einer Norm folgen und produzieren dabei – trotz unterschiedlicher Bewusstseinsinhalte – dieselben Strukturen, stellt sich die Frage, ob sie derselben Norm folgen. Eine konsequent internalistische Perspektive müsste dies verneinen, da die Bewusstseinsinhalte intersubjektiv verschieden sind, auch wenn sie dazu führen, dass dieselben Strukturen generiert werden und dieselben Strukturen bei anderen als inkorrekt erkannt werden sowie dieselben Erwartungen bestehen, welche Strukturen zu generieren sind. Dieser Schluss wäre wenig sinnvoll. Können identische Normen „in den Köpfen der Sprecher […] in unbekannt vielen Variationen“ repräsentiert sein (GLOY 2012a: 33), legt das nahe, dass Normen „nicht ein Etwas im Kopf eines Menschen“ sind (WIEGAND 1999: 436).[37]

Dass zwischen Regelfolgen und dem bloßen Glauben, einer Regel zu folgen, ein Unterschied besteht, bemerkt auch WITTGENSTEIN (2003: 134).[38] Einer Regel zu folgen ist etwas anderes als die individuelle Deutung und das vermeintliche Verstehen einer Regel[39] – die Lösung, die er für das Problem vorschlägt, ist, dass es

36 Vgl. für diese Sicht etwa SETTEKORN (1988: 8); DOVALIL (2006: 22); BEUGE (2014: 131); SEILER (2012: 167).

37 Freilich soll das nicht implizieren, dass Normen keinerlei Bezug zum Mentalen haben; zweifellos gehört es zur Existenz sozialer Regeln, „daß viele (nicht alle) Kenntnis von den Regeln haben“ (WIEGAND 1999: 436), wobei das mit AMBROSETTI (2007: 2) in einem weiten Sinn zu verstehen ist, nämlich als „practically available in the course of action“. Psychisches ist gleichwohl bloß „ein Bauelement einer Norm“ (STEMMER 2008: 161).

38 Die Interpretation folgt hier KRIPKE (2000), vgl. aber auch BUSSE (1988), BRANDOM (2000: 56–72) sowie die Bemerkungen von MERTENS (2013: 149–150).

39 Dahinter steckt eine Skepsis dagegen, dass Regeln privat sicher zu deuten sind: „Jede Deutung hängt, mitsamt dem Gedeuteten in der Luft; sie kann ihm nicht als Stütze dienen“ (WITTGENSTEIN 2003: 132) – es wäre laut WITTGENSTEIN (2003: 134) „Deutung hinter Deutung [zu] setzen“ und zwar in einem infiniten Regress, da jede Deutung selbst eine Regel ist und damit auslegungsbedürftig; vgl. dazu auch KRIPKE (2000: 17).

sich beim Regelfolgen um eine (kollektive) Praxis handelt (BUSSE 1988: 313).[40] Diese Überlegung soll nachfolgend auf die Bestimmung des Phänomens ‚Norm', wie sie hier entwickelt wurde, übertragen werden – auch hier wird davon ausgegangen, dass nicht das Individuum und sein Normverständnis die Norm sind, auch nicht einzelne normfolgende Handlungen (HARTUNG 1977: 15), vielmehr die gesamte soziale Praxis, die das kollektive, an anderen orientierte Handeln ebenso miteinschließt wie die dieses Handeln verursachenden sozialen Strukturen. Dadurch wird es möglich, Normen ontologisch plausibel zu verankern.[41]

2.1.1.9 Definition des Begriffs ‚Norm'

Auf die nachfolgend präsentierte Normdefinition wird sich diese Arbeit stützen. Auf Basis obiger Überlegungen zu den Merkmalen sowie zur Wirklichkeit sozialer Normen werden Normen als Kollektivpraxis verstanden, bei der normative Erwartungen und Wertungen anderer zum Grund und Sinn für Akteure werden, ein bestimmtes Gebaren zu zeigen. Normen können konzipiert werden als:

> Regelmäßigkeiten im Handeln von und zwischen Akteuren (gegebenenfalls nur in gewissen Konstellationen oder anderweitigen situativen Umständen), bedingt dadurch, dass diese normative Erwartungen haben, derartiges Handeln zu zeigen und / oder anderen solche Erwartungen unterstellen, wobei dieses Handeln als gültiger Standard zu handeln angesehen wird, welcher zur Bewertung (inkl. Rechtfertigung und Korrektur) eigenen und / oder fremden Handelns herangezogen wird (oder werden kann), wobei diese Handlungs-, Erwartungs- und Bewertungspraktiken in der Weise in sozialen Einheiten verankert sind, dass sie bei einer Anzahl von Akteuren auftreten und aufgrund der stabilisierenden Wechselseitigkeit von Erwartungen, Handlungsorientierungen und Bewertungen eine sozial verbindliche Form annehmen.

Mit Stabilisierung ist gemeint, dass Akteure auf Basis ihrer Erfahrungen und / oder Unterstellungen über das Handeln, Erwarten und Bewerten anderer ihr eigenes Handeln, Erwarten und Bewerten ausrichten.[42] Indem das wechselseitig passiert, erlangt die der Norm zugrundeliegende Regel (im Sinne einer Handlungsregelmäßigkeit) überindividuelle Geltung.

40 Bei dieser Praxis werde man „zu einem bestimmten Reagieren […] abgerichtet" (WITTGENSTEIN 2003: 132, vgl. auch 136), wobei die „gemeinsame menschliche Handlungsweise […] das Bezugsystem" ist, das für die Stabilität der Regel sorgt; vgl. WITTGENSTEIN (2003: 135), KRIPKE (2000: 89–95) – dies geschieht, wie WITTGENSTEIN (2003: 136) weiter ausführt, u. a. „durch Äußerungen der Zustimmung, der Ablehnung, der Erwartung, der Aufmunterung". Vgl. auch KRIPKE (2000: 101).

41 Normen in der einen oder anderen Weise als Praxis zu verstehen haben auch andere – zumeist beeinflusst von WITTGENSTEIN – vorgeschlagen, in der Soziologie etwa GIDDENS (1984: 21); auch GARFINKEL (1967) kann so interpretiert werden; in aktuelleren Beiträgen vertreten diese Sicht etwa AMBROSETTI (2007); VALLENTIN (2012); LAHNO (2009: 565); INTERIS (2011: 426). Vgl. zu praxeologischen Ansätzen in den Sozialwissenschaften allgemein auch RECKWITZ (2003). In den Rechtswissenschaften ist eine praxeologische Normkonzeption v. a. verbunden mit H.L.A. HART (1998: 255). Vgl. zu HARTS Normenbegriff auch PERRY (2006).

42 Vgl. auch GLOY (1995: 89, 1997: 31–32, 2012a: 32–33); BICCHIERI (2006: 22–23).

Normativität gewinnen solche Handlungs- / Erwartungs- / Bewertungspraktiken, „in as much as they or their existence constitute reasons for persons“ (RAZ 1999: 354). Insofern das kollektive Handeln, Erwarten und Bewerten sozialer Akteure einer Gruppe Anlass für Akteure derselben Gruppe wird, entsprechende Handlungen, Erwartungen und Bewertungen zu vollführen, erweist sich der Handlungszusammenhang als normativ. Sich verselbstständigend transzendiert er die Einzelakteure und es entsteht für alle, die anders handeln wollen, Zwang. Die Handlungen, Bewertungen und Erwartungen der Akteure beeinflussen sich dabei gegenseitig (FIX 1987: 63): Erwartungen führen zu Handeln, das wiederum bewertet wird, was neue Erwartungen erzeugt usf. Von Produzenten wird Erwartungen und Wertungen erwartend gehandelt und vom Rezipienten Handlungen wertend erwartet.

Normen sind nach obiger Definition nicht „subjektlos“ zu denken (SEILER 2012: 123) – schließlich sind „Beurteilen, Billigen usw. […] alles Dinge, die wir Einzelne tun und einander zuerkennen, und wodurch eine Gemeinschaft, ein ‚Wir‘ entsteht“ (BRANDOM 2000: 84). Normen sind „Folgen eines kumulativen Prozesses“, einer Kollektivpraxis, „die sich als ganze von der Summe ihrer Teile […] unterscheide[t]“. Sie bilden „gewachsene (‚spontane‘) Ordnungen, die nur ex post so erscheinen, als ob sie von einer unsichtbaren Hand gesteuert seien“ (GLOY 1997: 33). Ein Einzelner erschafft keine Norm; planerische Eingriffe können den Prozess mitgestalten, aber nie ganz bestimmen – letztlich ist es das akkordierte Zusammenspiel von Akteuren, das die Norm entstehen lässt (GLOY 2012a: 32–33). Normen sind damit zwar „Konstruktionen der Makroebene“, beruhen aber „auf zielgerichteten Handlungen auf der Mikroebene“, auf „Rückkopplungsprozessen“ (COLEMAN 1991: 315). Sie sind Phänomene dritter Art (KELLER 1990), angesiedelt „at the intersection of individual and collective behavior“ (CHUNG / RIMAL 2016: 5). Sie existieren in Raum und Zeit und sind gerade „nicht ein für alle Mal gegeben“, vielmehr müssen sie „immer wieder und aktiv hergestellt werden“ (GLOY 1995: 88), wodurch sie „auf aktuellen Zuschreibungen beruhe[n], d. h. [einen] interaktiv hergestellte[n] Seinsmodus“ haben (GLOY 2012a: 34, 2012b: 22).

Ein Vorteil des praxeologischen Normverständnisses sind die Bestimmungskriterien, die es für die empirische Forschung bereitstellt: Bewertungen, Erwartungen und Regelmäßigkeiten sind prinzipiell elizitier- bzw. beobachtbar (vgl. weiter Kapitel 2.1.3). Naheliegend ist dabei, Normen als prototypenhaftes Phänomen zu betrachten: Je stärker Erwartungen und Bewertungen Handeln bedingen, desto eher lassen sich Regelmäßigkeiten als Norm bezeichnen, wohingegen bloße Regularitäten, die zur Gänze unabhängig von Erwartungen und Bewertungen zustande kommen, nicht so zu klassifizieren sind. I. d. S. ist mit Übergangsbereichen und nichtzuordenbaren Fällen zu rechnen. Da die Normenforschung kein physisches Objekt, sondern einen komplexen sozialen Handlungszusammenhang zum Gegenstand hat, bedarf die Untersuchung in jedem Fall auch einer Interpretationsleistung durch den Forscher (FELDER 2003: 482; GLOY 1995: 80).

Das praxeologische Normverständnis erlaubt die Erklärung der „existence of many behavioural norms which are not verbally-rationalized and are nonetheless identified and reproduced in a practical way“ (AMBROSETTI 2007: 3). Allerdings wird, wenn Normen praxeologisch gesehen werden, die Frage nach dem quid juris

zu der des quid facti. Dies wirft Fragen zum Status der Regeln und Vorschriften auf, die zwar statuiert werden, aber nicht handlungsleitend sind (vgl. bspw. STEMMER 2008: 185–186).[43] Zu betonen ist dabei der Unterschied zwischen dem Setzen einer Norm und ihrer Existenz. Das Setzen von Normen „is not a set of norms in itself. It is a normative enterprise, a normative project from political elites using this specific technology of power in order to promote desired behaviours within a particular group" (AMBROSETTI 2007: 17). I. d. S. ist es problematisch „to assume the existence of norms when only considering normative ideas that are publicly invoked by political actors" (AMBROSETTI 2007: 27).[44] Gesetzte Handlungsregeln stellen potentielle Handlungsgründe für Akteure dar, die zu Normen werden, wenn sie zur Kenntnis genommen und als Handlungsgründe anerkannt – d. h. bei der Handlungsentscheidung wirksam – werden. Notwendig dafür ist, dass die deklarierten Erwartungen und damit verbundenen Handlungsbewertungen zum Sinn des Handelns, Erwartens und Bewertens von Akteuren werden und sich eine Praxis etabliert. Die Deklaration einer Vorschrift allein ist jedoch „impotent" (STEMMER 2008: 167) – sie wird zur Norm, wenn sie „wenigstens in bestimmten Gruppen anerkannt wird" (HAAS 1998: 293): Ein „Geltungsanspruch" kann durch eine Deklaration angezeigt werden, das ist aber von der „faktische[n] Geltung" zu unterscheiden (HUNDT 2009: 118).

Der bei Normen zentrale Unterschied zwischen Gültigkeit und Wirksamkeit (KELSEN 1941: 50)[45] geht bei einer praxeologischen Normkonzeption derweil nicht verloren: Gültig ist eine Norm, wenn in einer festgelegten sozialen Einheit normative Erwartungen und Bewertungen bestehen, die für Sprecher als Gründe fungieren, so oder anders zu handeln (JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 55; ZELDITCH 2001: 6). Sind diese Gründe internalisiert, lässt sich an die englischsprachige Forschung anschließend von *propriety* sprechen, die Sprecher erkennen die Norm selbst als gültig, im Sinne von legitim, an; bleibt die Norm externalisiert, liegt *validity* vor, Sanktionen erzeugen in dem Fall Gültigkeit im Sinne von Verbindlichkeit.[46] Unterschiedliche Wirksamkeitsgrade haben gültige Normen, weil andere

43 Insbesondere die Soziologie tendiert – weit stärker als die Rechtswissenschaften – dazu, Normen unter dem Gesichtspunkt ihrer Wirksamkeit zu betrachten, denn „[i]hr Gegenstand ist die soziale Wirklichkeit": „aufgestellte Normen haben nur Bedeutung als Bestandteil dieses Mechanismus, d. h. nur insoweit als sie den wirklichen Verlauf des Lebens […] beeinflussen" (GEIGER 1987: 57–58); vgl. dazu auch GARRN (1969: 177). Unter forschungspraktischen Gesichtspunkten scheint eine ähnliche Schwerpunktsetzung auch für die Soziolinguistik plausibel.

44 Dies wird auch in den Rechtswissenschaften im Rahmen der sogenannten „Anerkennungstheorie" hervorgehoben, vgl. etwa KELSEN (1941: 50) sowie allgemein zur Anerkennungstheorie RÖHL (1987: 233–234).

45 Allerdings unterscheidet KELSEN (1965: 467) bei der Wirksamkeit noch zwischen Anwendung und Befolgung: Eine Norm wird befolgt, wenn das vorgeschriebene Verhalten durchgeführt wird; geschieht das nicht und wird dies bspw. sanktioniert, dann wird die Norm angewandt. Unterscheidet man zwischen Primär- und Sekundärnormen (vgl. Kapitel 2.1.2.2), wird die Differenzierung allerdings hinfällig; vgl. auch GARRN (1969: 169).

46 Vgl. zur Unterscheidung TOST (2011: 689); JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY (2006: 55); CASEY / SCOTT (2011: 87–88); ZELDITCH (2001: 6). Gültigkeit wird als „In-Kraft-Sein" der Norm

Gründe – bspw. Kompetenzdefizite, Gewohnheit, Unwille, konfligierende Normen – die Normkonformität von Zeit zu Zeit unterbinden können. Gültigkeit ist also das Maß, in dem wechselseitiges normatives Erwarten / Bewerten Zwang ausübt, sodass eine Handlung sozial verbindlich wird, wohingegen die Wirksamkeit bemisst, wie wahrscheinlich das tatsächlich zum Handeln führt. Obige Konzeption unterstellt, dass die Existenz einer Norm ihre Gültigkeit und Wirksamkeit *ist*.[47]

Von gültigen und wirksamen Normen zu sprechen, heißt nicht zu behaupten, dass alle Mitglieder einer Gesellschaft oder auch nur die meisten normgemäß handeln, diesbezügliche Erwartungen haben und entsprechende Bewertungen vornehmen (je mehr dies der Fall ist, desto prototypischer ist die Norm); sehr wohl aber, dass dies für eine hinreichend große Anzahl an Mitgliedern einer Gruppe gilt – die prototypische Norm ist i. d. S. immer wirksam, d. h. es gibt Akteure, die sich an die Norm halten, und immer gültig, d. h. Akteure erwarten ein Handeln normativ und bewerten es, wobei dies erst den Grund darstellt, das Handeln zu vollführen. Hinreichend groß ist eine Anzahl genau dann, wenn die Norm verbindlich wird, also das Erwarten / Bewerten einen Handlungsgrund für Akteure darstellt.

2.1.1.10 Zusammenschau

In diesem Abschnitt wurden die wesentlichen Merkmale von Normen beschrieben; ausgeführt wurde (vgl. auch Abb. 2):

- Normen fungieren gemeinhin als Bewertungsstandards – als solche geben sie vor, welche Handlungsoptionen angemessen oder unangemessen, richtig oder falsch, gut oder schlecht sind; allerdings sind nicht alle Bewertungsstandards Normen und nicht alle Normen führen notwendigerweise zu (entsprechenden) Bewertungen.
- Normen gehen i. a. R. mit normativen Erwartungen einher – das sind kontrafaktisch stabilisierte Erwartungen, Erwartungen nicht dazu, was sein *wird*, sondern was sein *soll*; gleichwohl sind nicht alle Normen mit normativen Erwartungen verknüpft, als relevant erweisen sich vielmehr oft die Erwartungen von den Erwartungen anderer.
- Normen wirken als Handlungsgründe, die Akteure bei der Entscheidungsfindung zu einem Handeln bewegen – i. d. S. sind sie normativ, wiewohl nicht alle normativen Phänomene Normen sind (bspw. Werte, Einstellungen usf.).

verstanden (im Sinne von: eine normative Kraft entfalten) und nicht im Sinn legaler Gültigkeit; vgl. zur Differenzierung WRIGHT (1979: 191); vgl. auch LAUTMANN (1971: 67–68) sowie zur Problematik des Geltungsbegriffes ausführlich STEMMER (2008: 187–192).

47 Ein Argument dagegen liefert RAZ (1975b: 495), wenn er meint: „Many moral rules are usually claimed to be of universal validity regardless of whether they are practised or not“; vgl. auch DWORKIN (1972: 854–855); PERRY (2006: 1176). Inwiefern dies ein tatsächliches Gegenargument ist, hängt stark von den metaethischen Prämissen ab; vgl. zur Kritik etwa HART (1998: 256–257). Aus einer deskriptiven Perspektive ist mit STEMMER (2008: 192) jedenfalls zu betonen, „man sollte den Begriff der Geltung nicht mit ‚guten‘ Eigenschaften verbinden“.

- Insofern sie als tatsächlich wirksame Handlungsgründe fungieren, bedingen Normen Regelmäßigkeiten im Handeln – im Sinne einer praxeologischen Normkonzeption ist die Handlungswirksamkeit nachzuweisen.
- Normen beruhen auf Typisierung und Konditionalität – es handelt sich oft um Regeln, die für gewisse Akteure in gewissen allgemeinen Situationen gewisse Handlungen vorgeben.
- Normen sind der hier vertretenen Konzeption folgend notwendigerweise soziale Tatsachen, d. h. sie werden vom Einzelnen als etwas von außen Kommendes vorgefunden, auf das sie nicht oder nur bedingt Einfluss nehmen können.
- Dabei beinhalten sie soziales Handeln, d. h. der Sinn normorientierten Handelns ist direkt oder indirekt an signifikanten Anderen orientiert.

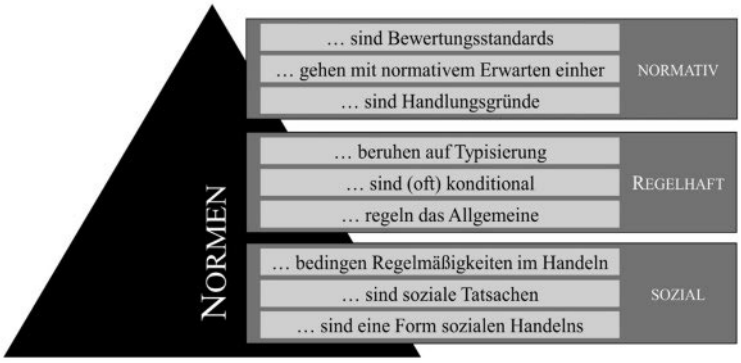

Abb. 2: Die Merkmale von Normen

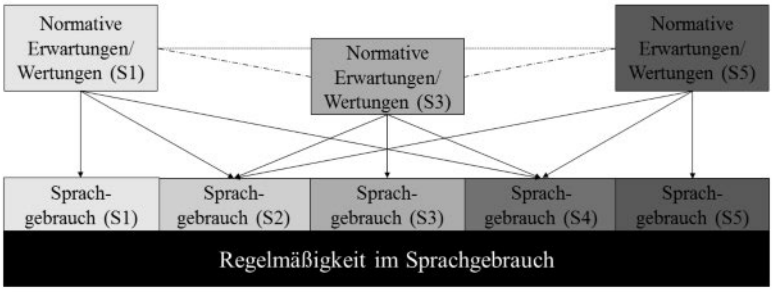

Abb. 3: (Sprach-)Normpraxis für fünf Sprecher (S1 … S5), bei S1, S3, S5 ist die Norm internalisiert, bei S2, S3 externalisiert

Eingedenk dieser Kriterien lassen sich Normen als Kollektivpraxis konzipieren, bei der Akteure sich bei ihren Handlungsentscheidungen an anderen – deren Erwartungen und Bewertungen – orientieren, als Grund und Sinn ihres Handelns. Hieraus entstehen Handlungsregelmäßigkeiten, die, in Kollektiven reziprok stabilisiert und

via Regeln erfass- und formulierbar, eine eigentümliche Form des Müssens konstituieren: Das soziale Müssen (vgl. dazu auch Abb. 3).

2.1.2 Aspekte von Normen

In Kapitel 2.1.1 wurde der Normbegriff konzeptionell gefasst; in diesem Kapitel sollen wesentliche Aspekte des Phänomens, soweit sie für die spätere Analyse relevant sein werden, weiter entfaltet werden. Zunächst werden Normen weiter ausdifferenziert: Vorgestellt werden die wesentlichen Normarten mitsamt den wichtigsten Unterscheidungskriterien (Kapitel 2.1.2.1). Auch Fragen der Normentstehung und -funktion tragen zur Differenzierung unterschiedlicher Normarten bei – auf beides wird in Kapitel 2.1.2.2 gesondert eingegangen. Kapitel 2.1.2.3 wird die Frage behandeln, in welchen sozialen Einheiten Normen überhaupt Geltung haben. Im weiteren Verlauf soll – da dies für die vorliegende Untersuchung besonders bedeutsam ist – die Frage der Versprachlichung von Normen fokussiert werden (Kapitel 2.1.2.4) sowie das damit zusammenhängende Problem der Legitimierung und Internalisierung von Normen (Kapitel 2.1.2.5, Kapitel 2.1.2.6); thematisiert werden außerdem Normkonflikte (Kapitel 2.1.2.7). Da der Normbegriff zentral mit dem der ‚Sanktion' verbunden ist, soll auch dieser näher beleuchtet werden (Kapitel 2.1.2.8). In Kapitel 2.1.1.7 war bereits vom situationalen und personalen Geltungsbereich von Normen die Rede – in Kapitel 2.1.2.9 wird das hierzu Gesagte weiter vertieft.

2.1.2.1 Normarten

In Kapitel 2.1.1 wurden Normen weitgehend als einheitliches Phänomen gefasst. Nichtsdestotrotz gibt es verschiedene Normarten. Eine wichtige Unterscheidung trennt zwischen primären und sekundären Normen (bzw. Regeln), wobei sekundäre Normen als Normen über Normen fungieren:

> Under rules of the one type […] human beings are required to do or abstain from certain actions […]. Rules of the other type are in a sense parasitic upon or secondary to the first; for they provide that human beings may […] introduce new rules of the primary type, extinguish or modify old ones, or in various ways determine their incidence or control their operations. (HART 1998: 81)[48]

Sekundäre Normen regeln als „Normen höherer Ordnung" (WRIGHT 1979: 186–202), wie und durch wen primäre Normen erlassen und durchgesetzt werden dürfen, klären den Normbestand und Fragen der Normdurchsetzung.

Primäre Normen, deren Einhaltung durch sekundäre abgesichert sind, kann man in Anlehnung an WEBER (1922: 17) auch als rechtliche Normen bezeichnen

48 Dass es dieser höheren Normen bedarf, liegt daran, dass primäre Normen alleine gewisse „Schwächen" aufweisen, etwa die Unsicherheit über den Normbestand oder die Tatsache, dass sich primäre Normen nur langsam an sich verändernde Umstände anpassen (HART 1998: 92–97).

(vgl. auch KELSEN 1941: 58). Sie kennzeichnet, dass „sie äußerlich garantiert" sind durch einen „eigens darauf eingestellten Stab[es] von Menschen". Im Gegensatz dazu stehen konventionelle Normen, deren einzige Absicherung es ist, bei „Abweichung innerhalb eines angebbaren Menschenkreises auf eine (relativ) allgemeine und praktisch fühlbare Mißbilligung zu stoßen" (WEBER 1922: 17).[49] Rechtliche und konventionelle Ordnungen unterscheiden sich sonach v. a. dadurch, wer „Normsender/-hüter" ist.[50]

Eine Unterscheidung, die in der Sprachwissenschaft häufiger begegnet, ist die zwischen „impliziten" und „expliziten" Normen. Die hierfür genannten Differenzierungskriterien sind nicht einheitlich: Oft zielt der Unterschied auf die Form der Bewusstheit ab – explizit seien Normen, wenn Übertretungen thematisiert, bewertet o. Ä. werden; sie seien mit einem Normbewusstsein und einem normativem Diskurs verbunden (SETTEKORN 1988: 9–10; HARTUNG 1977: 16–17). Implizite Normen sind dagegen „in menschlichen Gesellschaften eher unauffällig wirksam" (DOVALIL 2006: 11). Unterschiede gibt es auch bzgl. des Prestiges: Expliziten Normen eignet offenes, impliziten hingegen verborgenes (ZIEGLER 2011: 69–70). Dabei seien implizite Normen auch „subsistente Normen" (GLOY 1995: 89), d. h. Normen, die „aus stillschweigendem Konsens der Sprachteilnehmer erwachsen[e]" sind, im Unterschied zu „statuierten Normen", die von „außen gesetzt und verbalisiert" sind (GLOY 1975: 31). Dadurch, dass diese unterschiedlichen Kriterien zusammenfallen können, aber nicht müssen, ist die Differenzierung problematisch: So kann eine Norm ohne Statuierung entstanden und trotzdem bewusst sein; ebenso gibt es statuierte Normen mit geringem Prestige. Bewusstheit oder Explizitheit einer Norm hängen an weiteren Aspekten als bloß Normentstehung und Institutionalisierung. Aufgrund dieser terminologischen Unklarheiten wird das Begriffspaar in dieser Arbeit gemieden.

Eine bedeutsame Unterscheidung von Normen betrifft ihren „Charakter" (JASSO / OPP 1997: 948): Zu trennen ist zwischen O- und P-Normen („O" steht für obligatorisch, „P" für permissiv), also Normen mit „Sollen-" und solchen mit „Dürfen-Charakter" (vgl. WRIGHT 1979: 79–80; TAYLOR 1976: 33–35). Unter erstere fallen Normen mit „Sollen-Charakter im engeren Sinn" und „Nicht-Dürfen-Charakter" – beide Charaktere lassen sich wechselseitig definieren, daher sind diese Normen prinzipiell untrennbar.[51]

49 Konventionen werden hier als spezifische Form von Normen angesehen – der Begriff wird jedoch auch in anderen Bedeutungen gebraucht. Vgl. zum Begriff auch GLOY (1975: 32); LEWIS (1975: 97); STEMMER (2008: 199–209).

50 Damit werden alle bezeichnet, die ausdrücklich die Norm unterstützen, indem sie „zeigen, daß die Norm ‚gilt' und wie man sich […] ‚richtig' zu verhalten hat" (ESSER 2002: 53). Sie schützen „durch Zustimmung oder Mißbilligung, demonstrative Handlungsbereitschaft oder ausdrückliches Eingreifen die Normgeltung". Bei rechtlichen Normen gibt es explizit für diese Funktionen abgestellte Normsender / -hüter; vgl. POPITZ (2010: 136).

51 „Was getan werden soll, ist etwas, was nicht ungetan gelassen werden darf und umgekehrt. Was ungetan gelassen werden soll, ist etwas, was nicht getan werden darf, und umgekehrt", so WRIGHT (1979: 91); vgl. auch STEMMER (2008: 159).

Umstritten ist, was als P-Norm zu betrachten ist. In einem gewissen Sinn ist nämlich alles, was nicht verboten ist, erlaubt (WRIGHT 1979: 93; MOORE 1973: 327; GARRN 1969: 165). Mit WRIGHT (1979: 93–94) sind jedoch zwei Erlaubnisarten zu unterscheiden – die „starke Erlaubnis" und die „schwache" –, wobei nur die erste eine Norm ist: „Wir werden sagen, daß ein Akt im schwachen Sinne erlaubt ist, wenn er nicht verboten ist; erlaubt im starken Sinne ist er hingegen, wenn er nicht verboten, jedoch einer Norm unterworfen ist".[52] Einer Norm unterworfen sind Erlaubnisse im Sinne der oben formulierten praxeologischen Normdefinition dann, wenn Erwartungen zu einem Handeln existieren, dass es vollzogen werden darf (aber nicht muss) und dieses Handeln als legitim (neben Alternativen) gewertet wird und das Wissen um diese Erwartungen / Wertungen bei der Entscheidungsfindung der Akteure eine Rolle spielt.[53] Zu den P-Normen zählen etwa „exclusionary permissions" (RAZ 1975a: 161), wo eine Handlungsalternative zwar als besser als die andere(n) gewertet wird, es aber dennoch als legitim angesehen wird, wenn diese Handlungsalternative nicht gewählt wird. Auch Ausnahmen von Verboten können als Erlaubnisnormen konzipiert werden; diese sind oftmals mit einem gewissen „normativen Status" bzw. einer „normativen Position" verbunden: Hier schafft die Erlaubnisnorm eine spezielle Position, wobei ein Akteur, der diese Position innehat, Dinge tun darf, die andere in der Situation nicht tun dürfen (STEMMER 2008: 241).

Man könnte Normen auch nach ihrer Wirksamkeit differenzieren (JASSO / OPP 1997: 948–949), also danach, in welchem Maß die Norm zu Handlungsregelmäßigkeiten führt; relevanter scheint die Unterteilung nach Geltung. Dabei lässt sich für O-Normen unterscheiden zwischen:

(1) „Muss-Normen": Meist sind sie „nicht nur formulierbar, sondern ausdrücklich formuliert; ihre Verbindlichkeit ist nahezu absolut; die ihnen zugeordneten Sanktionen sind ausschließlich negativer Natur", führen also zur Bestrafung (DAHRENDORF 1974: 37).
(2) „Soll-Normen": Sie sind weniger strikt – auch hier „überwiegen negative Sanktionen, obwohl derjenige, der ihnen stets nachkommt, der Sympathie seiner Mitmenschen sicher sein kann: er ‚verhält sich vorbildlich', ‚tut immer das Richtige', auf ihn ‚ist Verlaß'" (DAHRENDORF 1974: 39).
(3) „Kann-Normen": Sie gelten am wenigsten strikt und sind im Wesentlichen durch positive Sanktionen abgesichert; folgt man ihnen nie, gilt man als „Mensch, der ‚immer nur das Allernötigste tut'", was für einen Akteur irgendwann auch die „Geringschätzung seiner Mitmenschen" zur Folge hat (DAHRENDORF 1974: 39).

52 WRIGHT (1979: 93) problematisiert die Ansicht, das als Norm zu betrachten. Da es zu jeder Zeit eine unendliche Anzahl logisch möglicher, de facto aber nicht ausführbarer Handlungen gibt (weil etwa technische Voraussetzungen fehlen), gäbe es unendlich viele P-Normen.

53 Bei WRIGHT (1979: 96–97), der der Imperativ-Theorie der Normen anhängt (vgl. Kapitel 2.1.1.8), sind Erlaubnisnormen allerdings auf eine Normautorität bezogen. Vgl. zur Kritik an der Imperativ-Theorie bspw. MOORE (1973).

Neben den bislang besprochenen Normarten sind noch weitere Unterteilungen möglich[54]: Etwa eine Unterscheidung nach Autorität (Normen, die von der Autorität X erlassen wurden im Unterschied zu solchen, die von Y erlassen wurden), Adressat (Normen die sich an X richten im Unterschied zu solchen, die sich an Y richten) oder Kodifizierung (kodifizierte im Unterschied zu nicht kodifizierten Normen).

Von größerer Relevanz für diese Arbeit ist eine spezifischere Differenzierung aus der Sprachwissenschaft: Dort wird zwischen Normen, die die Sprachstruktur regeln und Normen, die den Sprachgebrauch regeln, unterschieden.[55] So differenziert BARTSCH (1987: 171) zwischen „Produktnormen“ und „Gebrauchsnormen“.[56] Die Benennung als Produkt- und Gebrauchsnorm verschleiert, dass beide Normarten auf den Gebrauch gerichtet sind. Es gibt keine „sprachimmanenten“, gebrauchsunabhängigen Normen (BEUGE 2014: 131–132; SEILER 2012: 82). Die vermeintlichen Produktnormen als Normen einer Sprache sind zielorientierte Normsatzformulierungen für Normen beim Sprechen einer Sprache,[57] also auch Normen des Gebrauchs. Abseits davon lässt sich ein Unterschied über das Eingangselement der der Norm zugrundeliegenden Regel konzipieren: Produktnormen kennzeichnet, dass sie das Sprechen eines Codes regeln, weshalb dieser als Eingangselement der Regel fungiert: (a) *Das Lokaladverb „wo“ darf im Standarddeutschen nicht dazu benutzt werden, temporale Relativsätze einzuleiten* wäre die Formulierung einer Produktnorm, (b) *In der Schule darf kein Dialekt verwendet werden* eine formulierte Gebrauchsnorm. Beide Arten von Normen können als zur Sprachkompetenz gehörig betrachtet werden (HYMES 1979: 22).

Die Möglichkeit, pro forma einen Unterschied zu fassen, verdeckt allerdings, dass er de facto verschwimmt: Der Gebrauch von Codes wird selbst situativ gesteuert – auch durch Normen (FISHMAN 1975: 13–15; HYMES 1972; vgl. dazu auch Kapitel 2.1.2.9) – und (zumindest einige) Codes sind als in gewissen Situationen gebrauchte Sprachformen zu konzipieren (HALLIDAY 2004: 27). So könnten die Normen der Standardsprache als Normen für das Sprechen einer Sprache überhaupt angesehen werden (vgl. LABOV 1978), Sprecher perzipieren sie teilweise auch so (NIEDZIELSKI / PRESTON 2009),[58] tatsächlich erwartet und als angemessen bewertet

54 Vgl. etwa die Diskussion bei BEYERLEIN (1979: 67–74); INTERIS (2011); MACKIE et al. (2015: 31–36); PARSONS (1990: 328–331); OKRUCH (1999: 52–53); GOFFMAN (1956: 476) und anderen.

55 Diese Normen betreffen die Produktion sprachlicher Äußerungen; zu Normen für die Rezeption sprachlicher Äußerungen vgl. bspw. FIX (1987: 63–64); KIESLING (2003: 509).

56 Ähnliche Unterscheidungen finden sich bspw. bei FELDER (2003: 482); DITTMAR / SCHMIDT-REGENER (2001: 523–524); SETTEKORN (1988: 14–18).

57 Vgl. zum Unterschied von handlungs- und zielorientierter Normformulierung bspw. GALLMANN / SITTA (1997: 94): (a) *Die Konjunktion „dass“ muss mit <ss> geschrieben werden* ist eine handlungsorientierte, (b) *Die Konjunktion „dass“ wird korrekt mit <ss> geschrieben* eine zielorientierte Formulierung derselben Norm.

58 „Nonlinguists […] believe that some varieties have rules (good English) and others do not (bad English)“, stellt etwa PRESTON (1988: 268) fest: „For them, the language has a cognitively exterior reality: although they know that individuals possess something language-like, that possession may either (responsible) reflect the abstraction that is the real language or it may (irresponsibly) diverge farther and farther from it until it reaches the ultimate linguistic irresponsibility of ‚dia-

können sie aber nur in gewissen Situationen für gewisse Sprechergruppen / Netzwerke sein (vgl. Kapitel 2.1.2.3 sowie 2.1.2.9). Ob / inwiefern beide Normarten abgrenzbar sind, ist letztlich eine empirisch zu lösende Frage – was für manche Sprechergruppen eine Gebrauchsnorm ist, kann für andere auch eine Produktnorm sein.

2.1.2.2 Normentstehung und Normfunktionen

Normen sind als emergente Phänomene „nicht naturwüchsig" (SETTEKORN 1988: 7). Sie sind Entstehung, Wandel und Verfall unterworfen. Hier soll die Normentstehung ausführlicher diskutiert werden, nicht zuletzt, weil sie eng mit der Frage nach den Funktionen sozialer Normen verbunden ist. Die relevanten Fragen sind: (a) wie Normen entstehen und (b) wieso Normen entstehen.[59]

Die erste Frage lässt sich vorderhand leichter beantworten; grundsätzlich können drei Entstehungssituationen unterschieden werden (OPP 1983: 22–23):

(1) Institutionell, wenn Normen von Institutionen gesetzt werden, die dazu legitimiert sind (Parlamente, Vereins- oder Firmenvorstände etc.); die „Normsetzer" (LAUTMANN 1971: 64), die auch als „Autorität" bezeichnet werden (WRIGHT 1979: 83), können Individuen wie Kollektive sein (WRIGHT 1979: 83–84).
(2) Durch freiwillige Übereinkunft, wenn sich Personen wechselseitig zu etwas verpflichten.
(3) Ungeplant / evolutionär, d. h. peu à peu, ohne dass einer der ersten beiden Fälle vorliegt. Grundlage dafür ist, „daß in einer bestimmten Situation ein Verhalten wiederholt von den Mitgliedern einer Gruppe ausgeführt wird. Nach einiger Zeit wird erwartet, daß das Verhalten in der betreffenden Situation ausgeführt werden soll" (OPP 1983: 208). Da dies nicht bei jeder Regelmäßigkeit geschieht, stellt sich die Frage, wieso aus manchen Regelmäßigkeiten Normen entstehen, aus anderen nicht (OPP 1983: 209).

OPP (1983) formuliert hierzu eine „Basishypothese der Normentstehung", die grundsätzlich für alle drei Entstehungskontexte Gültigkeit beansprucht – sie erklärt „die Entstehung von Normen durch die damit zusammenhängenden Nutzen und Kosten" (OPP 1983: 58):[60] Das Handeln von Akteuren verursacht externe Effekte in Bezug auf andere Akteure (bspw. nehmen diese Schaden durch ein Handeln o. Ä.). Normen dienen dazu, solche Effekte zu minimieren, und bilden sich dann, wenn die Kosten der Normsetzung / -durchsetzung geringer erscheinen als die auszugleichenden externen Effekte im Status quo (COLEMAN 1991: 221–224; OPP 1983: 59–111).

lect' or ‚simply error'" (NIEDZIELSKI / PRESTON 2009: 372). Vgl. auch PRESTON (2004: 91). MATTHEIER (1994) und HAAS (1998) argumentieren indes für den deutschsprachigen Raum, dass es dort auch ein Normbewusstsein hinsichtlich der (kleinräumigen) Dialekte gibt.

59 Dabei geht es darum, wieso gewisse *Arten* von Normen entstehen, nicht wieso Normen *generell* entstehen; vgl. zur zweiten Frage bspw. LUHMANN (1969) oder BERGER / LUCKMANN (2016).

60 Vgl. auch OPP (2005: 236); HECHTER / OPP (2005: 396).

Dass Normen immer aus einem Kosten- / Nutzenkalkül entstehen, ist jedoch umstritten, denn:

(1) Man könne Beispiele finden, wo Normen keinem nutzen.
(2) Man könne sich vielfach nützliche Normen ausdenken, die aber nicht existieren.
(3) „[I]n the absence of a mechanism linking the benefits to the emergence or perpetuation of the norm we cannot know if they obtain by accident". (ELSTER 1989: 113)

Dass Normen völlig grundlos entstehen („by accident"), ist allerdings keine zufriedenstellende These – sie erklärt nicht, wieso manches Handeln zur Norm wird, anderes aber nicht. Unplausibel ist, dass Akteure unmotiviert beginnen, ein Verhalten normativ zu erwarten und bei Abweichung negativ zu bewerten, d. h. Abweichungen zu sanktionieren und so als Norm zu stabilisieren: „Ohne Not werden Regeln nicht eingeführt. Man käme erst gar nicht darauf und hielte sie – zu Recht – für lästige Einschränkungen" (ESSER 2002: 312).[61] Dass die Normentstehung mit Nützlichkeit verbunden ist, bedarf allerdings mehrerer Konkretisierungen:

- Nützlichkeit meint mehr als den rational begründbaren Nutzen aus Sicht einer aufgeklärten Position, mithin keinen Automatismus, der alles Nützliche zur Norm werden lässt: „Mit dem Bedarf an Normen sind sie […] keineswegs eingerichtet" (ESSER 2002: 312). Neben Interessen begünstigen oder hemmen weitere Faktoren die Entstehung von Normen, etwa kommunikative Aspekte des Aushandelns und / oder die Struktur der jeweiligen Gemeinschaft (HORNE 2005: 26–28). Auch der Einfluss anderer Normen und Werte sowie der Konflikt / die Konsistenz mit ihnen sind mitzudenken (HECHTER / OPP 2005: 409).
- Nutzen ist relativ – er kann nur für einige bestehen, d. h. „[n]icht immer […] profitieren […] die Akteure in einem Kollektiv gleichermaßen von der Geltung einer institutionellen Ordnung" (ESSER 2002: 304).
- Der Nutzen bezieht sich auf den Entstehungszeitpunkt; einmal mit sozialer Geltung ausgestattet, kann sich die soziale Situation ändern, zugleich die Interessen, die die Norm ursprünglich bedingten, ohne dass ihre Geltung nachließe – Normen sind „durch die Änderung der Interessen […] alleine nicht mehr einfach aus der Welt zu schaffen" (ESSER 2002: 321; MORRIS et al. 2015: 4).[62]
- Nützlichkeit muss aus der Akteursperspektive beschrieben werden. Ihr Wissensstand ist zu berücksichtigen – „groups create those norms that group members believe are effective. If information is imperfect, these beliefs may be at odds with reality" (OPP 2005: 237). Nutzen zielt immer auf die „Präferenzen eines Individuums" ab, auf „die Wünsche bzw. Bedürfnisse" (OPP 1983: 32) –

61 Vgl. allerdings ETZIONI (2000: 173).

62 Als legitim angesehene Normen können auch Bestand haben, „when they attempt to shape behaviour in ways which are immediately undesirable", so CASEY / SCOTT (2011: 89). Einmal ins „Dasein" getreten, beginnen sich Normen zu objektivieren, wodurch sie Geltung erlangen; sie werden quasi zu „Selbstläufern", eben zu „sozialen Tatsachen" im oben explizierten Sinn; vgl. auch BERGER / LUCKMANN (2016: 55–57).

das müssen keineswegs rational gerechtfertigte Wünsche sein. Zugleich ist auf die Einbettung von Normen in ein soziales System hinzuweisen, auf ihrem Beitrag zum „common value-system of the community“ (PARSONS 1990: 324).

– Der Nutzen mancher Norm besteht schließlich nicht darin, dass eine bestimmte Handlung präferiert wird, sondern darin, dass es irgendeine Regel gibt – welche Handlung konkret vorgeschrieben wird, ist arbiträr (bspw. bei der Entscheidung zwischen Links- und Rechtsverkehr; COLEMAN 1991: 320–321).

Was also als ‚Nutzen‘ gilt, ist letztlich nicht einfach auf die Interessen aller Akteure zu allen Zeiten rückbeziehbar (vgl. auch HORNE 2005: 14–17). Je nach Nutzen / Funktion lassen sich nach dem Ansatz von ULLMANN-MARGALIT (1977) verschiedene Arten der Normentstehung unterscheiden, wobei „certain types of norms are solutions of problems posed by certain interaction situations“ (ULLMANN-MARGALIT 1977: 9); es handelt sich um:

(1) *Prisoners' Dilemma-type situations*: Hier sorgen *PD norms* dafür, dass die Akteure Handlungen ausführen, die ihnen nicht den größten Nutzen bringen (= nicht-dominante Handlungs-Strategien); damit dies geschieht, verhindern Sanktionen die Wahl abweichender Handlungen; auf diese Art wird der kollektiv – nicht aber individuell – beste Ausgang einer Situation gewährleistet. Eine PD-Norm könnte bspw. bei der Varietätenwahl vorkommen: Gesetzt, es gibt zwei Gruppen von Akteuren (x und y), die jeweils zwei Dialekte beherrschen (D_1 und D_2) und die Standardsprache (S), wobei alle Probleme mit der produktiven Verwendung der Standardsprache haben, die Dialekte aber nur bei erhöhter Konzentration wechselseitig verständlich sind: Dialektsprechen könnte dann jeweils präferiert gegenüber Standardsprechen sein, Standard zu rezipieren jedoch präferiert gegenüber der Rezeption von Dialekt. Es gäbe dann vier Szenarien zur Varietätenwahl: (a) D_1 und D_2, (b) S und D_2, (c) D_1 und S, (d) S und S. Für x sind die Präferenzen: (c) > (d) > (a) > (b); für y: (b) > (d) > (a) > (c), d. h. beide Gruppen hätten es am liebsten, jeweils sie dürften Dialekt sprechen und die anderen sprechen Standardsprache; am schlechtesten wäre für die Gruppen jeweils der umgekehrte Fall. Vorherzusagen wäre, dass eine PD-Norm den Fall (d) vorschreibt: Alle müssen Standardsprache sprechen und damit dies geschieht, wird das Sprechen des Dialekts sanktioniert.

(2) *Co-ordination situations*: Hier bewirken *co-ordination norms*, dass die Akteure kooperieren, wodurch für jeden Akteur individuell der beste Ausgang einer Interaktion herbeigeführt und abgesichert wird.[63] Eine Koordinationsnorm würde vorliegen, wenn man im Beispiel in (1) D_1 und D_2 durch Dialekte ersetzte, die wechselseitig überhaupt nicht verständlich sind: Dann wären die Fälle (a), (b) und (c) allesamt dispräferiert gegenüber (d) – zumindest wenn die Akteure ein Interesse daran haben, verstanden zu werden.

63 Dass hier Mechanismen der Normdurchsetzung nötig sind, liegt paradoxerweise an der Leistungskraft der Norm: *Weil* sie das Problem zum Nutzen aller Akteure löst, wird es vergessen; BERGER / LUCKMANN (2016: 66).

(3) *Inequality situations*: Hier dienen *norms of partiality* dazu, eine für eine Gruppe von Akteuren vorteilhafte Situation, die für andere Akteure ungünstig ist, abzusichern; es handelt sich um ein „tool of coercion, used by the favoured party in a status quo of inequality to promote its interest in the maintenance of this status quo" (ULLMANN-MARGALIT 1977: 189).[64] Eine Paritätsnorm würde im Beispiel in (1) vorliegen, wenn Gruppe x so dominant wäre, dass sie (c), den für sie günstigsten Fall, herbeizwingen kann.

Weil mit Normen des Typs (3) zu rechnen ist, ist „im Bereich des Normativen eine Thematisierung von Fragen nach Interessen und Interessenkonflikten unverzichtbar" (SEILER 2012: 94). Und da Normen aus menschlichem Handeln entstehen, können konkrete Akteure in ihre Entstehung eingreifen; die wichtigsten Mittel hierzu sind das eigene Verhalten, der normative Diskurs sowie die Etablierung eines Sanktions- / Durchsetzungsapparates:

> Individuals can contribute to the establishment of a norm in several ways. Often, they believe that enunciating normative statements or behaving according to a norm that they would like to establish increases the likelihood that a norm will emerge because others may imitate the behavior or find it rewarding. Another contribution is direct punishment (or reward) of those who do not or who do perform the desired behavior. (OPP 2005: 238)

2.1.2.3 Soziale Einheiten

Oben wurde erwähnt, dass Normen in sozialen Einheiten für Mitglieder derselben gelten. Welche sozialen Einheiten sind damit gemeint? Das wurde für Sprachnormen besonders ausgiebig diskutiert, v. a. in Anschluss an den von BLOOMFIELD (1973) geprägten Begriff ‚Sprachgemeinschaft' (KAUHANEN 2009; PATRICK 2008: 578). Er definiert die „speech community" als „group of people who use the same system of speech-signals" (BLOOMFIELD 1973: 29), bemerkt aber auch: „If we observe closely enough, we should find that no two persons – or rather, perhaps, no one person at different times – spoke exactly alike" (BLOOMFIELD 1973: 45). LABOV (1978) hat aufgrund der Inhomogenität in der Sprachverwendung vorgeschlagen, den Begriff stattdessen an Normen zu knüpfen. Andere Soziolinguisten haben die Idee übernommen (PATRICK 2008: 577–588; RAMPTON 2009: 695–696),[65] allerdings ist die Ansicht problematisiert worden. Ein wesentlicher Kritikpunkt ist die Vorannahme, es gäbe einen normativen Konsens innerhalb gewisser

64 Eine weitgehend äquivalente Einteilung wie bei ULLMANN-MARGALIT (1977) findet sich bei ESSER (2002). Dabei bringt er die drei Normarten (idealtypisch) mit je einer Entstehungsweise in Verbindung, wobei es dieselben sind wie bei OPP (1983): (2) entsteht spontan, (1) durch Vertrag und (3) durch Dekret: Bei (2) sind die Interessen weitgehend konvergent, d. h. die Einrichtung der Norm kann problemlos erfolgen, zur Durchsetzung sind wenig Ressourcen erforderlich; bei (1) und besonders bei (3) ist dies anders. Gerade bei (3) ist ein Durchsetzungsapparat nötig, der die Interessen einer Gruppe gegenüber denen einer anderen erzwingt; vgl. ESSER (2002: 328).

65 Vgl. bspw. FISHMAN (1975: 32); HYMES (1972: 54); GUMPERZ (2001b: 43). Andernorts hat GUMPERZ (2002: 26) diese Auffassung allerdings auch kritisiert.

(Sprach-)Gemeinschaften (KAUHANEN 2009: 36). Urgiert wird auf „evidence of conflict and sharp divisions in society“ (MILROY / MILROY 1992: 3).

Laut LABOV zeigen sich Normen im Bewertungsverhalten wie im Sprachgebrauch selbst: „norms may be observed in overt types of evaluative behavior, and by the uniformity of abstract patterns of variation which are invariant in respect to particular levels of usage“ (LABOV 1978: 121, ähnlich: 158). Mit Letzterem ist gemeint, dass es stabile „style-shifting-patterns“ gebe, insofern positiv evaluierte Formen schichtunabhängig in formelleren Situationen häufiger vorkommen.[66] Weil das dort der Fall sei, erweise sich etwa New York als „single speech community, quite diverse in everyday speech, but united by a common norm“ (LABOV 2006: 186). Die dabei wirkende Norm sei v. a. die Sprache der gehobenen Mittelschicht.

TRUDGILL (1972: 188) hat dagegen eingewandt, dass es auch so etwas gebe wie „‚covert prestige‘ associated with non-standard varieties“ – auch „working-class speech“ sei „statusful and prestigious“ und habe eigene Normen.[67] LABOV (1983: 83) übernimmt das und spricht von „overt norms of the dominant social class“ und „covert norms of the street culture“ – die ersteren tragen dazu bei „to produce a consistent superordinate dialect“, die letzteren „to produce the consistent vernacular of the urban working class“. Träger der ‚covert norms‘ sei eine „vernacular culture“ (LABOV 1983: 84).

MILROY (1987) problematisiert dieses Modell: Ihr Hauptkritikpunkt ist die Einteilung „into strata (or classes)“: Diese seien kaum „an important part of a person’s definition of his social identity. Yet smaller-scale categories are available which reflect the fact that there are social units to which people feel they belong and which are less abstract“ (MILROY 1987: 14). Hierzu führt sie den Begriff des „sozialen Netzwerks“ ein – Netzwerke bestehen aus den Beziehungsgeflechten, die Akteure zueinander unterhalten.[68] Unterstellt wird Netzwerken „to act as a norm enforce-

66 Das Konzept ‚style-shifting‘ rekurriert auf kovariative Effekte – verschiedene Situationen wie bspw. informelle Gespräche, Interviews etc. seien gekennzeichnet durch eine „increasing formality“, einhergehend mit „increasing attention paid to speech“ (LABOV 2006: 59); vgl. auch LABOV (1978: 99). Je höher die „attention paid to speech“, desto höher das „audio-monitoring [in] one’s own speech“. Sprachlich schlägt sich das dann in der Vermeidung des „vernacular“ nieder, d. h. negativ bewerteter, mithin normabweichender Formen; vgl. LABOV (1978: 208).

67 So zeigt TRUDGILL (1972: 186) bei seiner Studie zum Sprachverhalten in Norwich, dass insbesondere Männer ihren Gebrauch des vernacular überschätzen, d. h. „there are more male speakers who claim to use a less prestigious variant than they actually do“, er nennt das auch „over-reporting“. Daraus folge, „that male speakers […] are at a subconscious or perhaps simply private level very favourably disposed towards non-standard speech forms“ (TRUDGILL 1972: 187). Auch LABOV (2006: 323) hat beobachtet, dass Sprecher beim Vorliegen von Normen dazu tendieren „to perceive their own speech in terms of the norms at which they were aiming rather than the sound actually produced“.

68 Die beiden zentralen Größen zur Beschreibung eines Netzwerkes sind Dichte (‚density‘) und Multiplexität (‚multiplexity‘), wobei ein Netzwerk dann dicht ist, „if a large number of persons to whom ego is linked are also linked to each other“ (MILROY 1987: 50); multiplex ist ein Netzwerk MILROY (1987: 51) zufolge, „[if] the same man may be connected to ego as co-employee, neighbor, kin and in many other capacities”. Diese Größen werden von MILROY (1987: 52) genutzt, um „an individual’s degree of integration into local community networks“ zu bemessen.

ment mechanism"– „the more dense and multiplex an individual's network, the greater is its capacity to impose on him or her its own norms of linguistic behavior" (MILROY / MARGRAIN 1980: 48).

Dass Normen in soziale Netzwerke implementiert sind, ist eine Ansicht, die vielfach geteilt wird – auch außerhalb der Linguistik.[69] Grundsätzlich ist eine Verbindung des Norm- mit dem Netzwerkbegriff plausibel. Normen sind eine Praxis, bei der die Akteure wechselseitig relevante Andere in ihrem Handeln berücksichtigen und Netzwerke repräsentieren die Beziehungen zu diesen Anderen. Die Frage ist aber, in welcher Weise Netzwerke definiert werden und wie ihr Zusammenhang mit Normen konzipiert wird.[70] Hervorzuheben ist:

- Netzwerke, in denen Normen gelten, können unterschiedlicher Art und Größe sein: „normative expectations […] circulate through social networks that range very considerably in scale, from intimate relationships and friendship groups to national education systems" (BLOMMAERT / RAMPTON 2011: 12).
- Nicht alle Akteure eines Netzwerks haben dasselbe Gewicht: Es gibt eher randständigere, marginalere und eher zentralere, einflussreichere Akteure, deren Ansichten und Erwartungen entsprechendes Gewicht haben (MACKIE et al. 2015: 51–52). Solche Macht- und Autoritätsstrukturen sind für Normen relevant, insofern die Bewertungen / Erwartungen einflussreicherer Mitglieder eines Netzwerkes mehr Gewicht haben als die schwächerer (HOPF 1987: 251).
- Akteure gehören i. a. R. zu verschiedenen Netzwerken (respektive Netzwerk-Clustern) (ECKERT / LABOV 2017: 10), müssen also mit den verschiedenen normativen Anforderungen umgehen, die jeweils gelten:
- [S]peakers participate in varying spaces of communication which may be arranged sequentially, in parallel, juxtapositionally, or in overlapping form. Each of these spaces has its own language regime – its own set of rules, orders of discourse, and language ideologies – in which linguistic resources are assessed differently. If speakers participate in a space of communication, they position themselves in relation to the rules that apply therein, either by submitting to them willingly or reluctantly or by transgressing them. (BUSCH 2012: 18)
- Netzwerkzugehörigkeiten prägen auch, wenn außerhalb dieser interagiert wird. Mit BLOMMAERT (2010: 39) ist zu berücksichtigen, dass in einem Moment mehrere „Sprachregime" zugleich auf ein Individuum wirken können. Er spricht von „polycentricity": Akteure, wenn sie interagieren, sind oft nicht nur an einem Zentrum und dessen normativen Vorgaben orientiert – ihre Orientier-

69 Vgl. z. B. auch MACKIE et al. (2015: 50–53); HECHTER / OPP (2005: 399–400). Letztlich handelt es sich dabei um eine der zentralsten sozialen Kategorien: „networks are important for everything", wie OPP (2005: 263) lakonisch festhält.

70 Das Bild sozialer Netzwerke ist bei MILROY / MILROY (1992: 6) fokussiert auf „groups who may be […] resident in homogeneous and territorially well-defined neighborhoods", mit einem „strong sense of ethnicity or of local identity". Bezeichnet wird der Ansatz zwar als Konfliktansatz, tatsächlich besteht der Konflikt aber zwischen Netzwerken, nicht Individuen, wie etwa RAMPTON (2009: 698) moniert. Das setzt stabile Zugehörigkeiten voraus, die heutzutage nicht problemlos angenommen werden können (PATRICK 2008: 590).

ung kann abwesenden Dritten gelten: „we often project the presence of an evaluating authority through our interactions with immediate addressees, we behave with reference to such an evaluative authority […] we call such an evaluating authoriy a ‚centre'". In den meisten Interaktionen dürften mehrere Zentren eine Rolle spielen (BLOMMAERT 2010: 39–40).

– Netzwerke repräsentieren die Kontakte, die die Akteure zueinander unterhalten – diese Kontakte sind aber nicht automatisch relevant, wenn es um die Verbreitung / Vermittlung von Normen geht. Wie andere soziale Strukturen auch werden sie vielmehr vielfach „adopted in the service of the joint meaning-making enterprise that constitutes practice". Solche handlungsbezogenen Netzwerkabschnitte werden auch als „communities of practice" bezeichnet (ECKERT / LABOV 2017: 10). Sie sind gerade für Normen als Bezugspunkt relevant (VALLENTIN 2012: 30).[71]

Wird der Netzwerkbegriff dergestalt aufgefasst, kann im vorliegenden Rahmen der Verankerung von Normen an der Universität bzw. im Bildungssystem, aber auch nur in Teilbereichen der Universität (bspw. in Fakultäten) sowie ihrer Verbindung zu Normen außerhalb der Universität Rechnung getragen werden.

2.1.2.4 Versprachlichung von Normen

In dieser Arbeit soll es auch um das Sprechen über Normen gehen. Sprachliche Äußerungen haben aber per se noch keine normative Kraft – Sprache allein ist „völlig impotent", wenn auch sprachliches Handeln Auslöser dafür werden kann, dass Normen entstehen. Die Normen selbst sind aber „nichts Sprachliches", vielmehr „ein Weltzustand, der durch einen Sprechakt geschaffen" werden kann, wenn „bestimmte nicht-sprachliche Bedingungen erfüllt" sind (STEMMER 2008: 167; vgl. Kapitel 2.1.1.9). Die Formuliertheit einer Norm ist keine notwendige Voraussetzung für ihr Bestehen (GLOY 2004: 392; SEILER 2012: 113),[72] gleichsam ist es nicht erforderlich, dass Akteure die einzelnen Normen, denen sie folgen „immer benennen oder präzise angeben könnten" (SETTEKORN 1988: 8).

I. d. S. ist „zwischen der Norm selbst und ihrer Wortgestalt, ihrem verbalen Ausdruck" zu differenzieren (GEIGER 1987; GLOY 1975: 13–18). Es gibt die „Norm im eigentlichen Sinn", die „subsistente Norm" einerseits, den „Normsatz" bzw. die „Verbalnorm" andererseits (GEIGER 1987: 58). Diese Unterscheidung ist

71 Definiert wird die „community of practice" als „an aggregate of people who come together around mutual engagement in an endeavor. Ways of doing things, ways of talking, beliefs, values, power relations – in short, practices – emerge in the course of this mutual endeavor" (ECKERT / MCCONNELL-GINET 1992: 464); vgl. auch ECKERT / LABOV (2017). Wichtig ist, dass sich Mitglieder einer Praxisgemeinschaft nicht notwendigerweise aneinander orientieren – vgl. BUCHOLTZ (1999: 210) –, weshalb in Praxisgemeinschaften nicht per se dieselben Normen geteilt werden.

72 Vgl. auch WRIGHT (1979: 101–102); HAAS (1998: 290).

> nicht müßig. Vielfach wird der Normsatz fehlerhaft oder zumindest mißverständlich als Norm bezeichnet, obgleich doch die Norm selbst ohne die sprachliche Hülle des Satzes bestehen kann und andererseits nicht jeder Aussage von der grammatischen Form des Normsatzes eine subsistente Norm entspricht. (GEIGER 1987: 63)

Normsätze sind bloße „Wortverbindungen". Das Entscheidende ist immer die subsistente Norm, deren Versprachlichung allenfalls der Fixierung und der intersubjektiven Verständigung über die Norm dient (GEIGER 1987: 63).[73] Ein Normsatz kann zweierlei Form annehmen: Als „deklarative Wortnorm" wird „das Bestehen einer habituellen, subsistenten Norm" konstatiert. Andererseits gebe es „die durch proklamativen Normsatz statuierte Norm" – hier soll sich durch die Proklamation eine entsprechende Praxis etablieren. Dessen ungeachtet: „Für die subsistente Norm selbst ist es nun aber ohne grundsätzliche Bedeutung, ob sie deklariert oder proklamiert ist" (GEIGER 1987: 65).

Bei normbezogenen Sätzen selbst kann nun zwischen „Normformulierung" und „Normfeststellung" unterschieden werden (WRIGHT 1979):

- Normformulierungen werden mit dem Ziel getätigt, Normen Geltung zu verschaffen, im Zentrum stehe ein „performativer Gebrauch von Sprache" (WRIGHT 1979: 101). Normformulierungen sind weder wahr noch falsch (KUTSCHERA 1973: 12).[74] Auf der sprachlichen Oberfläche erscheinen sie oft als „Sätze im Imperativmodus" oder mit „deontischen Hilfsverben", also Modalverben wie „sollen" oder „dürfen" (WRIGHT 1979: 202). Allerdings ist nicht jeder Satz im Imperativ oder mit deontischem Hilfsverb eine Normformulierung (vgl. bspw. Gebete) (WRIGHT 1979: 103; KUTSCHERA 1973: 12; GLOY 2012a: 26) und umgekehrt können auch andere Satzarten für Normsetzungen gebraucht werden, u. a. „gewöhnliche" Indikativ-Sätze (WRIGHT 1979: 107). Daraus folgt: „Ob ein gegebener Satz eine Norm-Formulierung ist oder nicht, läßt sich niemals durch ‚morphematische' Gründe, d. h. niemals aufgrund des Zeichens allein entscheiden" – es sei stets die „Verwendung und nicht das Aussehen des Ausdrucks, wodurch bestimmt würde, ob er eine Norm-Formulierung oder sonst was ist" (WRIGHT 1979: 108; KUTSCHERA 1973: 12). Der normative Status von Äußerungen lässt sich nur interpretativ erschließen (GLOY 2012a: 26).
- „Eine normative Feststellung ist, schematisch gesprochen, eine Feststellung der Art, daß etwas getan werden soll, darf oder nicht darf" (WRIGHT 1979: 110). Normative Feststellungen unterscheidet von Normformulierungen, dass sie wahrheitswertfähig sind (KUTSCHERA 1973: 12), wobei gilt: „Der Wahrheits-Grund einer normativen Feststellung ist die Existenz einer Norm" und die „Existenz einer Norm ist eine Tatsache" (WRIGHT 1979: 110). Eine normative Feststellung ist genau dann wahr, wenn eine jeweilige Norm existiert.

73 Zur Diskussion, inwiefern eine Deklaration Einfluss auf die Normpraxis nimmt vgl. ZASU (2007: 381–382).

74 Fraglich ist, ob Normformulierungen überhaupt eine Bedeutung haben und wenn ja, welche. Es existieren insbesondere im Bereich der Metaethik unterschiedliche Theorien dazu – als Überblick vgl. FINLAY (2010).

Trotz der Differenz zwischen Normformulierungen und normativen Feststellungen kann es bisweilen uneindeutige Fälle geben – „derselbe Satz kann […] zur Formulierung einer Norm (zum Geben einer Vorschrift) und zur normativen Feststellung verwendet werden"; manchmal sind sogar „zur selben Zeit beide Verwendungsweisen im Spiel" (WRIGHT 1979: 110).

Die Unterscheidung zwischen Normformulierungen und normativen Feststellungen findet sich auch bei KUTSCHERA (1973), wobei er Erstere „Imperative" nennt und Letztere „Normsätze".[75] Als Drittes differenziert er

– „Aussagen darüber […], daß eine Norm gesetzt wird", da sie „nicht implizieren, daß eine Norm besteht; sie beinhalten nur, daß ein Gebot, ein Verbot oder eine Erlaubnis ausgesprochen wird – ob dadurch die entsprechende Norm in Geltung gesetzt wird, bleibt offen" (KUTSCHERA 1973: 13). Im Unterschied zu Imperativen sind Aussagen über Normsetzungen wahrheitsfähig.

Während Imperative dem „normativen Diskurs" zuzuschlagen sind (= „Diskurse, die Normen präskriptiv, d. h. mit der Absicht behandeln, sie als verbindlich einzuführen, durchzusetzen, aufrecht zu erhalten usw."), sind Normsätze und Aussagen über Normsetzungen Teil eines „Diskurs[es] über Normen" (= Diskurse, in denen „es darum geht, Normen und Normbestände zu erfassen und zu benennen, Auskünfte über ihre Genese und Funktion zu erhalten, ohne daß damit die Absicht verbunden ist, die entsprechenden Normen durchzusetzen, aufrecht zu erhalten usw."). Zu beobachten ist aber eine häufige Diskrepanz zwischen Intention und Wirkung – gerade in der Sprachwissenschaft ist das „Zusammenspiel von deskriptivem Anspruch und präskriptiver Wirkung" nicht unüblich: Zu denken ist etwa an Grammatiken mit deskriptivem Anspruch, die normativ gebraucht werden (SETTEKORN 1988: 10).

Die normative bzw. präskriptive Sprache beschränkt sich nicht auf Normformulierungen (SEILER 2012: 114) – auch bewertende Äußerungen sind ihr zuzurechnen (HARE 1983: 21). Als Indikatoren fungieren dabei Begriffspaare wie „gut / schlecht", „richtig / falsch", „angemessen / unangemessen" (TAYLOR 1976: 54). Sprachliche Form und normative Funktion bilden sich allerdings auch hier nicht ab, denn „in certain contexts many of these words do not express value judgments at all, and it is perfectly possible to express value judgments without using these words" (TAYLOR 1976: 54; HARE 1983: 109–110; vgl. auch Kapitel 2.1.1.1).

75 Imperative können „Normen in Geltung setzen […] und sie sind auch, wo sie Normen in Geltung setzen, als Handlungen von den in Geltung gesetzten Normen, bzw. von Aussagen über das Bestehen von Normen zu unterscheiden" (KUTSCHERA 1973: 13). Normsätze sind laut KUTSCHERA (1973: 11) dagegen „Aussagen, mit denen wir behaupten, daß gewisse Handlungen geboten, verboten oder erlaubt sind". KUTSCHERA (1973: 13) fasst zusammen: „Ein Imperativ setzt eine Norm, ein Normsatz behauptet, daß eine Norm gilt, und eine Aussage über eine Normsetzung behauptet, daß jemand eine Norm gesetzt hat".

2.1.2.5 Legitimität und Legitimierung

Normen eignet Legitimität – darunter kann „die Überzeugung" verstanden werden, dass die jeweiligen Handlungsregeln „richtig, vorbildlich und verbindlich" sind (ESSER 2002: 337). Der Begriff „Legitimität" kann weiter ausdifferenziert werden (CASEY / SCOTT 2011: 87–88; JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 55; TOST 2011: 689; ZELDITCH 2001: 6) – relevant ist hier die bereits angesprochene Unterscheidung in propriety und validity (Kapitel 2.1.1.9): Ersteres meint „an actor's belief that a social order's norms and procedures of conduct are desirable and appropriate patterns of action" (JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 55), Letzteres „refers to the extent to which there [= in the propriety of a pattern, P.C.V.] appears to be a general consensus within a collectivity" (TOST 2011: 689). Validity manifestiert sich „[in] an individual's belief that he or she is obliged to obey these norms and procedures even in the absence of personal approval of them" (JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 55). Legitimität ist eine notwendige Bedingung, um von einer sozialen Norm sprechen zu können (vgl. Kapitel 2.1.1.9; vgl. TOST 2011: 689) – sie stattet Normen mit Sozionormativität aus (CASEY / SCOTT 2011: 88).[76]

Zur „Feststellung bzw. Herstellung einer gewissen Form gesellschaftlicher Anerkennung" (SEILER 2012: 86) dienen Normbegründungen und andere Formen der Legitimierung. Legitimierungsdiskurse sind grundsätzlich an der Entstehung, Beibehaltung sowie am Verfall von Normen beteiligt (JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006): Gerade Normenwandel ist meist von Änderungen in Legitimitätsurteilen begleitet (TOST 2011: 686; JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 73), aber auch bei der Entstehung neuer Normen spielen explizite Rechtfertigungen und Begründungen eine Rolle (JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 60), obschon Normen auch „ohne eine ausdrückliche Begründung […] anerkannt werden" können und dann „gemäß dem Herkommen, weil es so üblich ist", gelten (KRAFT 1974: 317; vgl. auch ETZIONI 2000: 169). Bei etablierten Normen ist es hingegen so, dass weniger Normbegründungen als vielmehr „[i]mplicit or explicit endorsement and authorization help to sustain the validity" (JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 67; TOST 2011: 693). Etablierte Normen werden i. a. R. nicht hinterfragt: „Most actors, most of the time, […] take the rule as a ‚fact'. There is no felt need to ‚go behind it' and explain or justify action and discuss its likely consequences" (MARCH / OLSEN 2004: 7).

Es besteht ein Zusammenhang zwischen Geltungsgrad und Begründungsbedarf einer Norm – je stärker die Norm gilt, desto weniger muss sie begründet werden. Gerade Normen mit hoher Geltung sind „permanently and pervasively protected from verbal rationalisation" – „for every individual, following these norms is often an urgent matter which does not allow a reflexive verbal questioning on them" (AMBROSETTI 2007: 4). Im Sinne eines „taken-for-granted status" liege Legitimität dann oftmals nur als „cognitive legitimacy" vor (TOST 2011: 689): „As long as these practices are enacted, people will not even be discursively aware they were expecting them"

76 Legitimität muss nicht zwangsweise zur Einhaltung der Norm führen, aber, wie CASEY / SCOTT (2011: 88) betonen, „it does increase the likelihood that a regulatory norm will be obeyed".

(AMBROSETTI 2007: 12). Solche Normen „require no justification, so there is no need for content to underlie a justification"; sie kennzeichnet „the absence of questions or challenges", somit gebe es auch „no need for affirmative backing. Indeed, the provision of any affirmative […] account for an entity with a high level of cognitive legitimacy may backfire" (TOST 2011: 692; AMBROSETTI 2007: 21).

Die Legitimierung einer Norm rekurriert meist auf andere normative Entitäten, auf „accepted norms, values, beliefs, practices, or procedures" – behauptet wird, die Norm in Frage sei eine „instance of them, logically derives from them, is instrumental to them, or is correlated with them" (ZELDITCH 2001: 7).[77] Mit TOST (2011: 693–694) lassen sich drei sehr grundlegende „dimensions of content underlying legitimacy judgments" unterscheiden:

- Bei einer instrumentalen Begründung wird eine Norm durch ihren Zweck, deren „effectiveness, efficiency, or utility" legitimiert.
- Bei einer relationalen Begründung spielen Identität und Selbstwert die zentrale Rolle, argumentiert wird damit, „that individuals or groups are treated with dignity and respect and receive outcomes commensurate with their entitlement".
- Eine moralische Rechtfertigung stützt sich auf „höhere" normative Kategorien, auf Werte / Prinzipien wie Gerechtigkeit oder Freiheit, deren Erfüllung die Norm zuträglich ist.

Die drei Dimensionen sind dabei nicht „mutually exclusive" – sie können gleichzeitig vorkommen, wobei es einen Überlappungsbereich der Dimensionen gibt (TOST 2011: 694).[78]

Die Legitimierung einer Norm, einmal implementiert, muss nicht unbedingt auf die Zwecke verweisen, derenthalben sie entstanden ist – es ist zwischen „primärer" und „sekundärer Legitimität" zu unterscheiden (ESSER 2002: 338–339). Erstere erwächst aus „leiblicher Erfahrung des Ausgangsproblems, der Entstehungsgeschichte, des problemlösenden Nutzens" (ESSER 2002: 338). Da diese Erfahrung vergeht, gerade weil die Norm das Problem löst, kann es bei der sekundären Legitimation zu überlagernden „Prozeß[en] d[es] Erklärens und Rechtfertigens" kommen (BERGER / LUCKMANN 2016: 100). Neue Inhalte werden nun zur Rechtfertigung herangezogen, ohne Bezug zur eigentlichen Normentstehung.

Legitimationen können institutionalisiert sein – dann gehören sie zum kollektiven Wissensvorrat einer Gesellschaft, in der sie via Sozialisation weitergegeben

77 Fraglich ist, ob Normativität überhaupt je begründbar ist (CORNER / HAHN 2013: 3583): Bei einer „derivation of normativity from other norms" kommt es unweigerlich zum dogmatischen Abschluss oder zum Zirkelschluss, wie CORNER / HAHN (2013: 3584) betonen; „[d]eriving normativity from recognition" führt dagegen zu einem Sein-Sollen-Fehlschluss (CORNER / HAHN 2013: 3582); zu Normbegründungsproblemen im Bereich der Sprache vgl. etwa HERINGER (1980: 61–62); BEUGE (2014: 129–130).

78 Neben diesem Gliederungsvorschlag normativer Legitimierungskriterien gibt es weitere; so berücksichtigen CASEY / SCOTT (2011: 87) bspw. auch das Zustandekommen fraglicher Normen; vgl. dazu auch KRAFT (1974: 317–320). GOFFMAN (1956: 473) meint nur knapp: „Rules of conduct […] are upheld in the name and honor of almost everything". Zu Legitimationskriterien im Bereich sprachlicher (Produkt-)Normen vgl. GLOY (1975: 66–86).

werden (BERGER / LUCKMANN 2016: 69–76). Institutionen, Normen und Werte, die unabhängig voneinander entstehen, werden dabei verknüpft und zu einem „zusammenhängenden System integriert" (BERGER / LUCKMANN 2016: 68). In dieses „encompassing framework" bestehender „beliefs, norms, and values" werden neue Normen eingepasst (JOHNSON / DOWD / RIDGEWAY 2006: 57). Normen, besonders auch Sprachnormen, sind i. d. S. eng mit (Sprach-)Einstellungen, aber auch einem ganzen Netz an Ideologien verbunden (MILROY / MILROY 2003: 1) – bzw. selbst Teil dieser Ideologien (COUPLAND / JAWORSKI 2004: 36–37). Da beide Begriffe in der nachfolgenden Analyse relevant sein werden, sollen sie kurz bestimmt werden:

- Ideologien sind „conceptual schemens" (IRVINE / GAL 2000: 35; vgl. auch WOOLARD 1992: 237), „rationalizations […] constructed from the sociocultural experience" (KROSKRITY 2009: 496; vgl. auch WOOLARD 1992: 237–238).[79] Sie kennzeichnet ein „naturalizing move", der die soziokulturelle Bedingtheit und Kontingenz gewisser Vorstellungen verschleiert und sie als „universally and / or timelessly true" erscheinen lässt (WOOLARD / SCHIEFFELIN 1994: 58; SILVERSTEIN 1992: 316). Sie sind „situated, partial and interested" (ERRINGTON 1999: 115), d. h. mit der außersprachlichen Sphäre und deren Kategorien / Institutionen verwoben (WOOLARD / SCHIEFFELIN 1994: 55–56). Oftmals manifestieren sie politische / ökonomische Interessen (KROSKRITY 2009: 501) und fungieren als Ausdruck von „social power and its legitimation" (WOOLARD 1992: 238). Ideologien vermitteln „between social structures and forms of talk" (KROSKRITY 2009: 507; ERRINGTON 1999: 116), indem sie Formen des Sprechens aus einer bestimmten sozialen Konstellation heraus erklären und zugleich als gerechtfertigt / nicht gerechtfertigt ausweisen – wobei die Bandbreite ideologischer Phänomene groß ist, „from seemingly neutral ‚cultural conceptions' to strategies for maintaining social power" (WOOLARD 1992: 239). Aufgrund der Auffächerung einer Gesellschaft in unterschiedliche Gruppen und Netzwerke sind die ideologischen Auffassungen darin dispers (KROSKRITY 2009: 503), mithin können Individuen widersprüchliche ideologische Konzepte vertreten (WOOLARD 1992: 238).
- Einstellungen können definiert werden als „mental and neural state of readiness, organized through experience, exerting a directive or dynamic influence upon the individual's response to all objects and situations with which it is related" (ALLPORT 1935: 810). Einstellungen sind Dispositionen, die erlernt

79 Sie können mit SILVERSTEIN (1992: 316) als Interpretationsschemata begriffen werden, die „Just So Stories" liefern, „characteristically by the way that they constitute rationalizing, systematizing, indeed most importantly naturalizing schemata that ‚explain' the indexical value of signs", etwa im Format „Such-and-suches use form ‚...', while so-and-sos…" Im Bereich der Sprache betreffen sie bspw. nicht nur „language and language variation, but […] the nature and purpose of communication, and […] communicative behavior as an enactment of a collective order" (WOOLARD 1992: 235); vgl. auch CAVANAUGH (2013: 45). Ideologien zeigen sich im Sprachverhalten; vgl. ERRINGTON (1999: 115); KROSKRITY (2009: 505); aber auch im Verhalten zu diesem Verhalten, bspw. Spracheinstellungen; vgl. CAVANAUGH (2013); präsent sind sie v. a. im metasprachlichen Diskurs; vgl. COUPLAND / JAWORSKI (2004: 36).

werden und beeinflussen, wie Akteure auf Phänomene verschiedenster Art (bspw. auch Sprechweisen) reagieren (AJZEN 1989: 241–242; LASAGABASTER 2004: 399–400). Einstellungen haben dabei eine stark soziologische Komponente, werden in Gruppen erworben und geteilt (LASAGABASTER 2004: 399–400). Ihnen werden i. a. R. drei Komponenten zugewiesen: Eine kognitive, eine affektive und eine konative: Sie beeinflussen, wie über bestimmte Entitäten gedacht wird, wie sie wahrgenommen werden und wie sie bewertet werden; Einstellungsmuster prägen außerdem das Handeln in Bezug auf die jeweiligen Einstellungsobjekte (AJZEN 1989: 242–244). Einstellungen haben unterschiedliche Funktionen – sie dienen der Orientierung und Komplexitätsreduktion genauso wie der Identitätskonstitution (LASAGABASTER 2004: 401–402).

2.1.2.6 Internalisierung und Gruppenzugehörigkeit

Die Legitimität von Normen wird (auch) über Sozialisationsprozesse aufrechterhalten (DAHRENDORF 1974: 57) – einen Prozess, bei dem Akteure sozio-kulturelle Muster verinnerlichen (Normen, Werte, Rollen, Einstellungen, Ideologien etc.), die zunächst als soziale Tatsachen außerhalb ihrer selbst existieren. Zur Internalisierung von Normen gehören eine kognitive und eine affektive Dimension (WEIDMAN / TWALE / STEIN 2001: 4–5) – Wissensstrukturen und Fähigkeiten (die Regelkenntnisse) werden genauso erworben wie Handlungsdispositionen, normative Erwartungen und Einstellungen. Die Internalisierung ist dabei keine „bloße Übernahme", vielmehr vollzieht sie sich „aktiv und in Lernprozessen", sodass es zur „variierende[n] Übernahme" kommen kann (GLOY 1997: 29; vgl. auch LABOVITZ / HAGEDORN 1973: 284). Sozialisationsprozesse können aus verschiedenen Gründen auch scheitern (KULICK / SCHIEFFELIN 2009: 354–360).

Meist werden zwei Arten der Sozialisation unterschieden, eine primäre und eine sekundäre: „Die primäre Sozialisation ist die erste Phase, durch die der Mensch in seiner Kindheit zum Mitglied der Gesellschaft wird. Sekundäre Sozialisation ist jeder spätere Vorgang, der eine bereits sozialisierte Person in neue Ausschnitte der objektiven Welt ihrer Gesellschaft einweist" (BERGER / LUCKMANN 2016: 141). Die sekundäre Sozialisation baut auf die primäre auf und dient dem Erwerb spezifischerer Normen für gewisse Gesellschaftsbereiche. Sie kann von eigens dafür abgestellten „Funktionären" (bspw. Lehrern) getragen sein (während die primäre Sozialisation meist in der Familie erfolgt) und ist oftmals schwächer ausgeprägt als die erste (BERGER / LUCKMANN 2016: 141–156; FRØNES 2016: 13–15).

Die konkreten Methoden der Sozialisierung divergieren (OCHS / SCHIEFFELIN 2012: 12–14), v. a. auch im Grad der Explizitheit: Sprache / Sprechen nimmt eine wichtige Rolle ein (KULICK / SCHIEFFELIN 2009: 350),[80] allerdings kann die

80 Zur Sozialisation gehört auch die Sprachsozialisation; vgl. OCHS / SCHIEFFELIN (2012); KULICK / SCHIEFFELIN (2009) – durch diese werden Kinder nicht nur zu „speakers of languages; they also become speakers of cultures" (OCHS / SCHIEFFELIN 2012: 8). Kinder erwerben, dass

Sozialisation auch rein implizit ablaufen, „be inferred from the behaviors of those around us, without any explicit training or implicit endorsement“ (CIALDINI / TROST 1998; COLEMAN 1991: 382; WEIDMAN / TWALE / STEIN 2001: 7–8). Eine besondere Bedeutung haben Vorbilder, „nonrational processes as identification with authority figures and affective attachments“ (ETZIONI 2000: 167; COLEMAN 1991: 382–383; FRØNES 2016: 15–17). Identifikationsprozesse führen zur Aneignung einer Gruppenidentität, die Sozialisation ist letztlich auch ein „process of self-categorization in terms of, or identification with, the group to which people attribute the norms; the group becomes part of self, and the person feels committed to norms and values shared within the group“ (WENZEL 2004: 551; WEIDMAN / TWALE / STEIN 2001: 16) – dies gilt v. a. für die primäre Sozialisation (BERGER / LUCKMANN 2016: 143), kann aber auch bei der sekundären Sozialisation eine Rolle spielen (COLEMAN 1991: 382–383; ETZIONI 2000: 169).

Die Internalisierung von Normen führt zu einer intrinsischen Präferenz für Normkonformität, d. h. „obligations become desires“ (ETZIONI 2000: 167): „[I]nternalized norms are accepted not as instruments towards achieving other ends, but rather as ends in themselves – arguments in the preference function that the individual maximizes“ (GINTIS / HELBING 2015: 11).[81] Damit einher geht die Herausbildung eines innerindividuellen Kontrollsystems – die Norm zu befolgen wird zum Wunsch, sie zu übertreten erzeugt ein schlechtes Gewissen, Scham und Schuld (COLEMAN 1991: 380).

Die Bedeutung der Internalisierung für die Normbefolgung ist allerdings umstritten, v. a. auch ihre Erklärungskraft für Normentstehung und -wandel (MORRIS et al. 2015: 5). So zeigt sich:

- Bei einem Konflikt zwischen internalisierten und externalisierten Normen werden unter geeigneten Bedingungen eher externalisierte Normen befolgt (CIALDINI / KALLGREN / RENO 1991: 230).[82]
- Trotz Internalisierung können stabile Normen rasch verschwinden, wenn die Umstände günstig sind (MACKIE 1996).
- Normen können so rasch entstehen, dass keine Zeit bleibt, sie zu internalisieren (BICCHIERI 2006).

es verschiedene Formen der Sprache / Sprachverwendung gibt, dass diese unterschiedliche Bedeutungen haben und dass man sie in angemessener oder unangemessener Weise einsetzen kann; vgl. OCHS / SCHIEFFELIN (2012: 8); Teil der Sprachsozialisation ist, KULICK / SCHIEFFELIN (2009: 355) folgend, also auch der Normerwerb, „[t]he acquisition of normatively proscribed cultural practices“. Die Sprachsozialisation setzt zwar parallel zum Spracherwerb ein, geht aber nach dessen Abschluss noch lange weiter (CEKAITE 2013: 1).

81 Dem Rational-Choice-Ansatz zufolge kommt es in normrelevanten Situationen zu einer Kosten- / Nutzenrechnung, bei der mögliche Sanktionsfolgen gegenüber anderweitigen Präferenzen abgewogen werden; nach ihrer Internalisierung wird die Norm befolgt, da sie zu befolgen selbst eine Präferenz (= einen Nutzen) für den Handelnden darstellt. Ist der Nutzen, der aus der Normkonformität gewonnen wird, geringer als die entstehenden Kosten, wird, so die „die Low-Cost Hypothese“, die Norm nicht befolgt (RAUHUT / KRUMPAL 2008: 381).

82 Es existieren aber auch gegenteilige Befunde; vgl. bspw. WENZEL (2004: 561–562).

Solche Phänomene können mit der *social identity theory* besser als mit Internalisierung erklärt werden (MORRIS et al. 2015: 5). Deren Grundannahme ist, dass Wahrnehmungen und Handlungen von einem bipolaren Kontinuum beeinflusst werden: Das eine Ende markiert der *interpersonal*-Pol, Handeln ist hier „fully determined by […] interpersonal relationships and individual characteristics"; das andere ist der *intergroup*-Pol, Handeln ist hier „fully determined by […] memberships in various social groups or categories" (TAJFEL / TURNER 1986: 8). Vorhergesagt wird, dass in Abhängigkeit gewisser gesellschaftlicher Voraussetzungen (Vorliegen eines Gruppenkonflikts bspw.) Begegnungen eher am einen oder anderen Pol ablaufen. Verlaufen sie am *intergroup*-Pol, beginnen die Akteure sich selbst / einander nach Gruppenmitgliedschaften zu kategorisieren, mithin sich selbst mit ihrer Gruppe zu identifizieren – diese Identifikation verläuft „to a very large extent relational and comparative" (TAJFEL / TURNER 1986: 16). Akteure definieren ihre Identität dann über ihre Gruppenzugehörigkeit, und weil sie eine positive Identität gewinnen wollen, kommt es zur Aufwertung der eigenen Gruppe gegenüber der anderen. Das spiegelt sich in Handlungen, die die eigene Gruppe bevorzugen („in-group bias", „intergroup discrimination"; TAJFEL / TURNER 1986).

Auch wenn Normen in dieser Theorie ursprünglich kaum eine Rolle spielten (JETTEN / SPEARS / MANSTEAD 1996: 1222), wurden sie später darin integriert (JETTEN / SPEARS / MANSTEAD 1996; MORRIS et al. 2015: 5–6; TERRY / HOGG 1996). Die Grundüberlegung ist einfach: „norms are inextricable properties of groups that influence people through self categorization. People are influenced by norms because norms prescribe the context-specific attitudes and behaviors appropriate for group members" (TERRY / HOGG 1996: 780). Normen fungieren also als Identitätsmarker, wodurch sie als Mittel zur Betonung von Mitgliedschaften eingesetzt werden können; Normkonformität wird „a means of expressing belonging to a group" (MORRIS et al. 2015: 5).[83] Sind Gruppenzugehörigkeiten salient, werden von Akteuren die Erwartungen / Bewertungen der Mitglieder der „in-group" stärker wahrgenommen – sie fungieren dann eher als Handlungsgrund. Gerade für den Sprachgebrauch, der ja immer auch als Signal für Identitäten und Gruppenzugehörigkeit fungiert (LE PAGE / TABOURET-KELLER 1985), könn(t)en solche Prozesse relevant sein.[84]

83 Überhaupt haben Normen einen wichtigen Einfluss auf den Ausdruck des Selbstbilds, wie ETZIONI (2000: 163) betont: „social norms help people form (and re-form) the self, by profoundly influencing their identities, their worldviews, their views of themselves, projects they undertake, and thus the people they become".

84 Mit MCKIRNAN / HAMAYAN (1984: 156) können Normen auch nach ihrer „normative distinctiveness" unterschieden werden, danach, wie klar „ingroup and outgroup expectancies are distinguished". MCKIRNAN / HAMAYAN (1984: 157) gehen davon aus, dass darüber ein Bewusstsein bei den Sprechern herrscht, d. h. „members of a speech community learn not only appropriate language forms, but (respectively) learn deviant or ‚outgroup' forms that are contrastively used for social categorization".

2.1.2.7 Normenkonflikte

Normen werden im Rahmen ihrer Institutionalisierung häufig „miteinander verknüpft" (COLEMAN 1991: 265; vgl. Kapitel 2.1.2.5), d. h. sie bestehen nicht „in splendid isolation" (HECHTER / OPP 2005: 401), sondern bilden eine „Normstruktur" (COLEMAN 1991: 314), ein „system of regulative norms" (PARSONS 1990: 331).

Idealiter erscheinen Normensysteme als „harmonious whole", mit einer „mutual requiredness of its parts", wie PARSONS (1990: 332) meint. Er bezeichnet solche Systeme als „integrated" (vgl. auch PARSONS 2009: 427–428), wobei er zwei Integrationsweisen ausdifferenziert: *structural integration* und *regulatory integration*. Ersteres zielt darauf ab, dass die Normen zusammenpassen (sich ergänzen, jedenfalls nicht widersprechen), Letzteres meint, dass sie gleichermaßen gültig und effektiv sind. Gesellschaften, in denen beides vollends erfüllt wäre, wären „perfectly integrated", allerdings ist das nur ein „ideal type" (PARSONS 1990: 332). In der Realität sind Normkonflikte an der Tagesordnung, nicht zuletzt, weil unterschiedliche Gruppen unterschiedliche Normen haben und Normen einem Wandel unterliegen.

Der Terminus ‚Normkonflikt' wird in der Literatur nicht einheitlich verwendet.[85] In der weitesten Bedeutung rekurriert er auf alle „problematische[n] Situationen, in denen eine oder mehrere Personen und eine oder mehrere Normen involviert sind" (BARTSCH 1987: 292). Das umfasst:

- Wenn sich zwei Normen einer Gruppe widersprechen: Das ist der Fall, wenn ihr Charakter unvereinbar ist – etwas kann nicht zugleich gesollt und verboten sein, zwei gegensätzliche Handlungen können nicht zugleich vorgeschrieben sein usf. (ELHAG / BREUKER / BROUWER 1999: 40). Zur Lösung solcher Konflikte kann es sekundäre Regeln geben (vgl. Kapitel 2.1.2.2), die die Konsistenz des Normensystems sicherstellen (MICHAELS / PAUWELYN 2012: 353).
- Mag dies bei innersystemischen Konflikten eine Lösungsmöglichkeit sein, scheidet das bei Systemkonflikten aus, wenn sich Normen zweier Systeme widersprechen (MICHAELS / PAUWELYN 2012: 357), bspw., wenn sich rechtliche Normen in einem Konflikt mit konventionellen befinden (COLEMAN 1991: 314). Eine wichtige Quelle für Systemkonflikte ist der Normenkontakt, das Aufeinandertreffen von Akteuren, die aufgrund unterschiedlicher Netzwerkzugehörigkeiten unterschiedliche Normen vertreten (BARTSCH 1987: 292–299; vgl. dazu auch WINTER / RAUHUT / HELBING 2012: 921). Zu Normkonflikten können auch Mehrfachzugehörigkeiten eines Individuums zu mehreren Netzwerken (und deren Normsystemen) führen (OREN et al. 2008: 44; STOUFFER 1949: 708; vgl. Kapitel 2.1.2.3).
- Konflikte kann es in Bezug auf eine einzige Norm geben, wenn, so BARTSCH (1987: 300), „die Domänen Existenz, Anerkennung, Übernahme, Geltung und

85 Vgl. dazu etwa die unterschiedlichen Definitionen von OREN et al. (2008: 42) oder WINTER / RAUHUT / HELBING (2012: 921). Nach der ersten Definition besteht ein Normkonflikt für einen Akteur, der mehreren nicht zu vereinbarenden Normen folgen soll; nach der zweiten braucht es für einen Normkonflikt mehrere Akteure, die aufgrund widersprechender normativer Erwartungen Interaktionsprobleme erleben.

Rechtfertigung von N [= Norm, P.C.V.] […] nicht übereinstimmen“,[86] wenn also bspw. eine Norm zwar akzeptiert, aber nicht in die Praxis umgesetzt wird. Uneinigkeit kann auch darüber bestehen, was das jeweils vorgeschriebene, erlaubte oder verbotene Handeln überhaupt ist (ROSSI / BERK 1985: 333). Von einem Normkonflikt kann ferner gesprochen werden, wenn der Geltungsgrad der Norm unterschiedlich eingeschätzt wird (also bspw. das, was für die einen eine Soll-Norm ist, für die anderen eine Muss-Norm ist) oder es unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der Kontextbedingungen einer Norm gibt (WINTER / RAUHUT / HELBING 2012: 921). Normkonflikte können nicht zuletzt ambige Situationen betreffen, die mehrere Situationsinterpretationen und damit normative Implikationen zulassen (BARTSCH 1987: 318; WINTER / RAUHUT / HELBING 2012: 921).

Zur Lösung von Normkonflikten bestehen unterschiedliche Strategien: Der Konflikt kann ignoriert werden, solange die relevanten Situationen nicht aufkommen; auch kann ein Akteur „either drop a conflicting norm […] or temporarily ignore it“, zumal nicht alle Normen gleich zentral sind (OREN et al. 2008: 45). Besteht ein Normenkonflikt aufgrund unterschiedlicher Rollenanforderungen oder Gruppenzugehörigkeiten, ist eine Lösungsmöglichkeit auch „die Beschränkung der einen Norm auf den Umgang mit Menschen einer Gruppe A und die Beschränkung der anderen Norm auf den Umgang mit Menschen der Gruppe B“ (BARTSCH 1987: 311; MERTON 1957: 114).

Lösungsoptionen erwachsen weiters aus der Macht der Akteure: Akteure mit viel Macht können sich eher gegen die normativen Erwartungen anderer durchsetzen (ohne Sanktionen fürchten zu müssen) und daher mit mehr Autonomie handeln. Schwächere können das ausgleichen, indem sie sich „verbünden“ (COLEMAN 1991: 339; MERTON 1957: 113–114). Akteure können sich auch tolerant zeigen (MERTON 1957: 116) und Normautoritäten, die widersprüchliche Erwartungen an einen Akteur herantragen, können erkennen, dass Akteure vor einem Dilemma stehen (MERTON 1957: 116). Eine weitere Lösungsstrategie ist, dass „die eine Norm echt erfüllt wird und die andere nur symbolisch angedeutet wird“ (BARTSCH 1987: 319), d. h., dass die übertretenen Normen „zumindest als akzeptiert bekräftigt werden […], sei es dadurch, daß man sich für Nicht-Befolgung entschuldigt, daß man sich korrigiert“ oder Ähnliches (BARTSCH 1987: 320).[87]

86 Existenz (i. e. S.) rekurriert bei BARTSCH (1987: 300) darauf, dass eine in der Primärsozialisation erworbene Normpraxis vorhanden ist; Übernahme meint, dass die Internalisierung im Rahmen der Sekundärsozialisation erfolgt; anerkannt ist die Norm, wenn sie „als Leitdraht für Verhalten, sowie für Kritik und Korrektur von Verhalten […] anerkannt ist“; Gültigkeit verweist auf die Berechtigung für solche Kritik (was durch „Normautoritäten und Normbewacher zustande gebracht und gestützt“ wird, was keine Anerkennung erfordert); Rechtfertigung bezeichnet die Kohärenz mit gleich- und höhergestellten Normen im Normsystem sowie die Legitimation durch sie.

87 Für weitere Lösungsmöglichkeiten von Normkonflikten vgl. RÖHL (1987: 342–345).

2.1.2.8 Sanktionen und abweichendes Verhalten

In Kapitel 2.1.2.5 und Kapitel 2.1.2.6 wurde der Glauben an die Legitimität einer Norm beschrieben (im Sinne von *propriety*), mithin die Internalisierung von Normen und die Ausbildung eines intrinsischen Motivatons- und Kontrollsystems – oftmals reicht aber all dies nicht hin, um Konformität zu erzeugen. Das bedingt die Notwendigkeit

> for a secondary type of control […]. This secondary control takes the general form of an appeal to interest which has two aspects, a positive and a negative. In the first place, there may be attached to conformity with a norm certain advantages with reference to other, personal ends, which would be lost through non-conformity. On the other hand, there may be attached to non-conformity certain positively disadvantageous consequences not inherent in the act of non-conformity itself but arising out of the attitude of the community toward it, which would outweigh the advantages to be gained by non-conformity. These disadvantages may be called „sanctions". (PARSONS 1990: 326)

Gesellschaftliche Systeme haben ein Interesse am Bestehen der normativen Ordnung – deshalb werden Ressourcen in ihre Aufrechterhaltung investiert und Personen, die ihr nicht freiwillig folgen, Anreize geboten, dennoch normkonform zu handeln (RAUHUT / KRUMPAL 2008: 382–383; SUNSTEIN 1996: 915). Diese Anreize sind Sanktionen. Als „künstlicher Grund" für Konformität (STEMMER 2008: 139) können Sanktionen positiv oder negativ sein (DAHRENDORF 1974: 36).[88] Im einen Fall geht es um „Belohnungen, die einem bestimmten regelkonformen Handeln folgen", im anderen um „Bestrafungen, die bei einer Abweichung davon zu erwarten sind" (ESSER 2002: 111). Dass Sanktionen positiv wie negativ sein können, wird dabei weitgehend anerkannt, ebenso, dass sie unterschiedlich stark ausfallen können (BEYERLEIN 1979: 120; RÖHL 1987: 221). Sie umfassen eine große Bandbreite an Verhaltensreaktionen – „admiration or contempt, verbal approval or disapproval, praise or rebuke, compliment or insult, prize or fine, promises of physical reward or threats of physical punishment, actual physical reward or punishment, and in the extreme threats of death or actual death, among other things" (MACKIE et al. 2015: 26; zu Sanktionen bei Sprachnormen vgl. BUSSE 1996: 71).

Die Wirkung von Sanktionen ist indirekt / antizipierend. Relevant sind v. a. Sanktionserwartungen (MACKIE et al. 2015: 26; RÖHL 1987: 279; WRIGHT 1979: 129–130) – auch wenn diese falsch sind, also keine Sanktion bei einer Abweichung erfolgen würde, wirken sie als Handlungsanreize (MACKIE et al. 2015: 26). Entscheidungs-

88 Neben äußerlichen Sanktionen wird – v. a. im Rational-Choice-Ansatz – auch von „internen Sanktionen" gesprochen; gemeint ist damit, dass Personen, die eine Norm internalisiert haben, sich selbst für Konformität / Abweichungen bestrafen (oder belohnen) – vgl. bspw. LAHNO (2009: 563–564). Damit lassen sich alle Fälle von Normkonformität über Kosten- / Nutzenkalküle erklären, die als Voraussetzung für rationales Handeln angesehen werden; vgl. zur Kritik daran etwa LAHNO (2009); HOPF (1987: 247); STEMMER (2008: 135–139). Hier soll der Begriff ‚Sanktion' reserviert werden für den „Kontroll- und Bestrafungsaspekt" durch andere, für die soziale Normdurchsetzung; Sanktionen sind ein eigenständiger Handlungsgrund neben internalisierten Wünschen, der Norm um ihrer selbst zu folgen; vgl. auch ZASU (2007: 381); WENZEL (2004: 562–563).

relevant sind dabei v. a. die angenommene Sanktionswahrscheinlichkeit sowie das Ausmaß des gefühlten Nutzens / Schadens durch die Sanktion (MACKIE et al. 2015: 26; RAUHUT / KRUMPAL 2008: 383; RÖHL 1987: 276; WENZEL 2004: 561).

Werden Sanktionen ausgeführt, müssen sie, um sinnhaft zu sein, für den Betroffenen als Sanktion interpretierbar sein (BEYERLEIN 1979: 114; POPITZ 2010: 141–142; RÖHL 1987: 221–222). Dabei dient die Sanktion als Zeichen dafür, dass die Norm weiterhin gilt (BEYERLEIN 1979: 114) und die normative Erwartung aufrechterhalten bleibt (LUHMANN 1969: 38). Sanktionen sind intentional, d. h. sie sollen signalisieren, dass man auf das, was getan wurde, negativ reagiert und dass, falls künftig noch einmal so gehandelt werden sollte, „unweigerlich mit negativen Konsequenzen zu rechnen" ist (STEMMER 2008: 153). Sanktionen sind damit zwar „als Wertungen von Verhalten auffassbar" (BEYERLEIN 1979: 101; OKRUCH 1999: 51), allerdings gibt es „fließende Übergänge […] zwischen Sanktionen und negativen Konsequenzen, die keine Sanktionen sind". Akteure können auch mit einer „natürlichen Reaktion" auf ein Handeln reagieren, das für einen Handelnden negativ, aber nicht als Sanktion gemeint ist (STEMMER 2008: 153).

Sanktionen folgen der bewussten oder unbewussten Übertretung von Normen (KAPLAN / GOSTJEV / JOHNSON 2013: 565). Dabei wird aber nicht jede Übertretung (= „rule-breaking behavior") als abweichendes Handeln (= „deviance") wahrgenommen (BECKER 1963: 14) – bspw. berücksichtigen Akteure „the abilities of the person to conform to the normative expectations although they need not do so" (KAPLAN / GOSTJEV / JOHNSON 2013: 565). Dem trägt die sogenannte *labeling theory* Rechnung (KAPLAN / GOSTJEV / JOHNSON 2013: 567; RÖHL 1987: 310–316): Sie betont, im Unterschied zu faktischen Normübertretungen, sei „deviance […] created by society" (BECKER 1963: 8). Abweichendes Verhalten definiert sich über Reaktionen anderer auf einen tatsächlichen / vermeintlichen Normbruch – es handelt sich also um eine emische, keine etische Kategorie. Ob es zum *labeling* komme, hänge ab von verschiedenen Faktoren: etwa der Macht / dem Status der Akteure, dem situativen Rahmen etc. (BECKER 1963: 11–14):

> deviance is not a quality of the act the person commits, but rather a consequence of the application by others of rules and sanctions to an „offender". The deviant is one to whom that label has successfully been applied; deviant behavior is behavior that people so label (BECKER 1963: 9).

Wie aus Sanktionen nicht automatisch folgt, dass es keine Übertretung gibt (WRIGHT 1979: 130), sie überhaupt komplett wirkungslos sein können (BEYERLEIN 1979: 115–116), folgt auf einen Normbruch also nicht automatisch eine Sanktion (GLOY 1975: 47). Dem liegt nicht zuletzt zugrunde, dass „Sanktionen mit Aufwand und Mühen für die strafenden Akteure einhergehen" (RAUHUT / KRUMPAL 2008: 383). Sanktionshandlungen sind ein „Kollektivgutproblem zweiter Ordnung": Auch wenn viele ein Interesse an der Aufrechterhaltung der normativen Ordnung[89] haben und damit einen Nutzen von Sanktionen, besteht die Versuchung, selbst nichts in sie zu investieren, sondern als Trittbrettfahrer von Handlungen anderer zu

89 Deshalb ist die Etablierung der normativen Ordnung selbst ein Kollektivgutproblem erster Ordnung; vgl. COLEMAN (1991: 350).

profitieren (COLEMAN 1991: 350). Findet sich niemand, der sanktioniert, bleiben Normverstöße ungeahndet, selbst wenn sie als abweichendes Verhalten wahrgenommen werden (KAPLAN / GOSTJEV / JOHNSON 2013: 585–586). Besonders hoch sind Sanktionskosten, wenn es um die Bestrafung von Akteuren mit größerer Macht geht, weshalb diese Akteure „weniger von Normen eingeschränkt werden als diejenigen mit der geringeren Macht" (RÖHL 1987: 371–372).

Die Frage, wer die Kosten der Normdurchsetzung auf sich nimmt, ist ein sogenanntes „Freiwilligendilemma" (ESSER 2002: 123; vgl. auch RAUHUT / KRUMPAL 2008: 383; HORNE 2005: 19–20). Innerhalb geschlossener Netzwerke ist es leichter zu lösen, weil es dort „mit hoher Wahrscheinlichkeit zu wiederholten Interaktionen kommt" (RAUHUT / KRUMPAL 2008: 383); der Nutzen der Sanktion ist dadurch höher; außerdem ist es leichter, das Fehlverhalten anderer zu bemerken (ZASU 2007: 383) und es besteht ein größerer Konsens über den Normbestand – das lässt nicht zuletzt den, der eine Sanktion auszuführen gedenkt, „mit einiger Sicherheit vermuten, daß seine Handlung […] auf Zustimmung stoßen wird" (COLEMAN 1991: 367).

Allerdings werden „in einer zunehmend modernen und globalisierten Welt […] sogenannte ‚One-Shot Interaktionen'" immer wichtiger – hier verschärft sich das Dilemma (RAUHUT / KRUMPAL 2008: 383)[90] und der Bedarf an expliziten, verrechtlichten Sanktionen steigt (ZASU 2007: 382). Sanktionen werden zunehmend auf einen „Sanktionsapparat" übertragen (ESSER 2002: 128) – also Akteure, die auf Basis von „Sanktionsnormen" berechtigt und auch verpflichtet sind, bei Normübertretungen einzuschreiten (ESSER 2002: 128; RÖHL 1987: 225–226). Solche Sanktionen lassen sich als „formelle Sanktionen" bezeichnen (ESSER 2002: 112).[91]

2.1.2.9 Der personale und situative Geltungsbereich von Normen

In Kapitel 2.1.1.7 wurde die konditionale Struktur von Normen beschrieben; in diesem Abschnitt soll näher auf die eine Norm veranlassenden situativen Bedingungen sowie auf Rollenträger als Adressaten von Normen eingegangen werden.

Zwischen sozialen Rollen und Normen besteht ein enger Zusammenhang (SUNSTEIN 1996: 921; PARSONS 2009: 428–429) – Rollendefinitionen erfolgen oft über Normen, insofern Rollen „quasi objektive, vom Einzelnen prinzipiell unabhängige Komplexe von Verhaltensvorschriften" seien (DAHRENDORF 1974: 35).[92] Bei sozialen Rollen komme es zur Normbündelung, indem „man auf die Normadressaten blickt und ein Situationsmerkmal herausgreift, das mehreren, an sie gerichteten

90 Auch mobile Akteure und Akteure in offenen Netzwerken werden durch Sanktionen weniger tangiert – sie haben durch soziale Ächtung und Ausschluss aus der Gruppe weniger zu verlieren; ferner können sie Sanktionen leichter „physisch entgehen", so RÖHL (1987: 372).

91 Zu weiteren Unterschieden zwischen formellen und informellen Sanktionen vgl. WENZEL (2004: 550); KAPLAN / GOSTJEV / JOHNSON (2013: 585). Das beschriebene Freiwilligendilemma lässt weitere Lösungsstrategien zu, vgl. RAUHUT / KRUMPAL (2008: 386); ESSER (2002: 125–127); COLEMAN (1991: 354–365).

92 Vgl. POPITZ (2010: 134); TURNER (1956: 317); ESSER (2002: 141); MERTON (1957: 110–111).

Normen gemeinsam ist: Eine ganze Anzahl von Normen knüpft an den Umstand, daß Hans Schmidt Vater ist oder Student" (RÖHL 1987: 336). Rollen sind verbunden mit „Positionen" im sozialen Feld (POPITZ 2010: 125; DAHRENDORF 1974: 30) – in arbeitsteiligen Gesellschaften bilden gewisse „Funktionen" „Leerstellen" für Individuen, die sie füllen (ESSER 2002: 143–146) – sei es durch Zuschreibung (bspw. Geschlechterrollen) oder Verdienst (etwa Berufsrollen) (DAHRENDORF 1974: 55–56, SUNSTEIN 1996: 923). Eine Rolle stellt dann „an die verschiedenen individuellen Inhaber gleicher Positionen gleiche Ansprüche" (POPITZ 2010: 125). Diese Ansprüche richten sich nicht unbedingt nur ans Handeln – es gibt Erwartungen auch zu „Rollenattribute[n]", wie „Aussehen und […] ‚Charakter'" (DAHRENDORF 1974: 33). Nicht alles davon ist normativ relevant – manches ist nur „Rollenbrauch", also nicht unbedingt gesollt (POPITZ 2010: 143). Der Rollen- ist somit nicht vollends auf den Normbegriff reduzierbar.

Soziale Rollen bestehen nicht in Isolation, sondern in Relation zu anderen Rollen – man spricht auch von „Rollenstrukturen" (POPITZ 2010: 99), wenn die den Rollen zugrundeliegenden Positionen verbunden sind (die Positionen Lehrer und Schüler sind etwa aufeinander bezogen, daher stehen auch die darüberliegenden Rollen in Verbindung, vgl. ESSER 2002: 152–157). Rollenstrukturen machen sich in „Normenverklammerungen" bemerkbar – es bestehen wechselseitige normative Erwartungen der Rollenträger, wobei diese Erwartungen reziprok sein können, aber nicht müssen (GOFFMAN 1956: 476; POPITZ 2010: 99).[93]

Der gesellschaftliche Nutzen sozialer Rollen ist derselbe wie bei Normen: Sie vereinfachen die Koordination / Interaktion von Akteuren in komplexen Gesellschaften (SUNSTEIN 1996: 922). Nichtsdestotrotz erscheinen sie auch als „Danaergeschenk" (DAHRENDORF 1974: 56): Sie drohen das Individuum hinter seinen Rollen verschwinden zu lassen (DAHRENDORF 1974: 81), wie insbesondere Vertreter des „normativen Paradigmas" beklagen, die „Akteure als bloß passive ‚Agenten' der normativen Strukturen" ansehen (ESSER 2002: 193). Anders argumentiert das „interpretative Paradigma"[94] – es räumt Akteuren größere Freiheiten ein, sich zu ihren Rollen zu verhalten, sie auch aktiv zu gestalten und strategisch einzusetzen.[95]

Neben einem personalen haben Normen einen situativen Geltungsbereich (im engeren Sinn): Relevant sind dabei die raum- / zeitlichen Bedingungen, die eine

93 Innerhalb solcher Rollenstrukturen können widersprüchliche Erwartungen an Rollenträger herangetragen werden, was einen Rollen- / Normkonflikt zur Folge hat; vgl. MERTON (1957: 111) – Individuen besetzen i. a. R. auch mehrere Positionen / Rollen in der Gesellschaft, was gleichfalls konfliktträchtig sein kann; man spricht dann von Inter- gegenüber Intrarollenkonflikten; vgl. DAHRENDORF (1974: 76–79); ESSER (2002: 166–168).

94 Vgl. zum Unterschied beider Paradigmen auch RÖHL (1987: 346–349); ESSER (2002: 187–197); WILSON (1981).

95 Vgl. etwa GOFFMAN (2016: 153–188); ESSER (2002: 175–186). Dass Rollen nicht einfach ein „Korsett" sind, das Individuen an- / ablegen, argumentiert bereits TURNER (1956): Akteure müssen sich bei ihrem Rollenverhalten nicht (ausschließlich) von anderen leiten lassen, sondern können auch mit ihren Rollen spielen, mithin sich in ihren Rollen entwerfen (TURNER 1956: 320). Rollen sind letztlich etwas, was aktiv hergestellt und nicht nur passiv ausgeführt wird (WILSON 1981: 60).

Anwendung der Norm verlangen. Bei Normen zur Varietätenwahl wurden unterschiedliche Geltungsbereiche bzw. Situationsmerkmale diskutiert:

- LABOV (1978) vertritt die Ansicht, dass es in jeder Sprachgemeinschaft eine Sprachform als Norm gibt (vgl. Kapitel 2.1.2.3). Je nachdem, welche Aufmerksamkeit auf das Sprechen gerichtet ist, erfolgt eine mehr oder minder starke Orientierung an dieser Norm beim Sprechen. Die Aufmerksamkeit beim Sprechen sei dabei abhängig vom Formalitätsgrad der Situation (vgl. Kapitel 2.1.2.3).
- FERGUSON (2000) bemerkt, dass in vielen Gesellschaften zwei Sprachformen bestehen, die in unterschiedlichen Kontexten Verwendung finden: L (= *low variety*) und H (= *high variety*) mit je unterschiedlichen Merkmalen.[96] Er bezeichnet diesen Zustand als Diglossie. In diglossischen Gesellschaften gebe eine „specialization of function for H and L. In one set of situations only H is appropriate and in another only L" (FERGUSON 2000: 61). Konkret sei H angemessen in „most written and formal spoken purposes but […] not […] [in] ordinary conversation"; hier sei L gesollt (FERGUSON 2000: 68).
- Für FISHMAN (1965: 68–72) hängt die angemessene Sprechweise ab von der Frage „who speaks what language to whom and when": „‚Proper' usage dictates that only one of the theoretically coavailable languages or varieties will be chosen by particular classes of interlocutors on particular kinds of occasions to discuss particular kinds of topics" (FISHMAN 1972: 437). Die drei Größen lassen sich zu ‚domains' zusammenfassen: Aus der Abstraktion gewonnene Klassen von Situationen, in denen Individuen in gewissen Rollenkonfigurationen agieren und gewisse Themen besprechen und das auf der Basis von Normen (FISHMAN 1975: 53; WERLEN 2004: 335).[97]
- Laut HYMES (1972) ist der Geltungsbereich einer Norm ein *speech event* – „activities, or aspects of activities, that are directly governed by rules or norms for the use of speech". Er bezieht sich nicht auf Situationen, da diese mehrere *speech events* beinhalten können, die unterschiedliche Normen regulieren (HYMES 1972: 56). HYMES (1972: 58) stellt zur Analyse von *speech events* ein „schema of the components of speech acts" zusammen, das er mit dem Akronym „SPEAKING" belegt – für die einzelnen Komponenten, die hereinspielen

96 Im Unterschied zu L ist H „not the primary, ‚native' variety for the speakers in question but may be learned in addition to this" (FERGUSON 2000: 58); H ist diejenige Sprachform, die (meist) mit mehr (offenem) Prestige ausgestattet ist, als Träger der Schriftkultur fungiert, standardisiert und kodifiziert ist. Auf lexikalischer und grammatischer Ebene ist H meist komplexer und für die Distanzkommunikation ausgebaut. Vgl. zum Diglossie-Konzept und ihrer weiteren Ausdifferenzierung bspw. DEUMERT (2011: 275–277).

97 Konkrete Domänen seien etwa „Schule, Kirche, Berufs- und Arbeitswelt und Regierung", so FISHMAN (1975: 50); vgl. zum Domänenkonzept auch DEUMERT (2011: 273–274); zur Kritik PRESTON (1987: 692–693); WERLEN (2004: 339–340); problematisch sei u. a. seine Abstraktheit, zumal eine unbestimmbare Anzahl von Konfigurationen aus Themen / Teilnehmern / Situationen möglich ist; dadurch verliert das Konzept seine Nützlichkeit – vgl. auch PRESTON (1987: 692).

(können):[98] „settings, participants, ends, act sequences, keys, instrumentalities, norms, genres“ (HYMES 1972: 65). Die einzelnen Komponenten seien über „rules of speaking“ verbunden, ausgegangen wird von einer „structured relation“ zwischen ihnen (HYMES 1972: 65–66). Das Wissen um die Struktur von *speech events* gehöre zur Sprecherkompetenz und spezifiziere, wie Sprechweisen interpretiert werden müssen / welche Sprechweisen angemessen sind (HYMES 1979: 49–53).

Ein Mangel all dieser Ansätze ist, dass sie nicht erklären, wie Normen in situ tatsächlich aktiviert werden (GALLOIS / CALLAN 2010: 250), d. h.

> wie der Handelnde darüber entscheidet, welche „Normen“ wirksam oder wichtig sind, und wie irgendeine Gruppe oder „Gemeinschaft“ (oder ihre Repräsentanten) entscheidet, ob Handelnde sich „abweichend“ verhalten und bestraft oder negativ sanktioniert werden sollen. (CICOUREL 1981: 151)

Statt von objektiven Tatsachen scheint es dbzgl. plausibler, von den Situationsinterpretationen / -wahrnehmungen der Akteure selbst auszugehen (VAN DIJK 2008: 16). Diese sind prinzipiell „unique, personal and subjective“, wenn auch „influenced by ‚objective‘ constraints“ (VAN DIJK 2008: 59–60). Normkonformität hängt demnach nicht direkt am Erkennen objektiver, räumlich-zeitlicher oder sozialer Faktoren, sondern ist geknüpft an „a socially based but subjective construct of participants about the for-them-relevant properties of such a situation, that is, a mental model“ (VAN DIJK 2008: 56). Dabei scheinen zuvorderst Skripts, aber auch Schemata und Frames relevant (BICCHIERI 2006: 55–99). Der Verweis auf solche sozio-kognitiven Strukturen erlaubt es zu erklären, wie Gegebenheiten einerseits rasch, andererseits intersubjektiv nachvollziehbar kategorisiert werden können (VAN DIJK 2008: 17).[99]

Besonders die Sozialpsychologie betont, dass Normen unmittelbar eingebettet sind „into such cognitive structures“ (BICCHIERI 2006: 82) – angenommen wird, dass Normen mit situativ aufgerufenen Skripts zusammenhängen und sie gemeinsam aktiviert werden. Normen sind demnach nicht immer gewärtig, „rather they become salient and active only under certain conditions“ – „we must be focused on a norm to obey it“ (BICCHIERI 2006: 55, 58).[100] Normen erscheinen als

> result of an interpretation of specific cues, a categorization of the situation based on those cues, and the consequent activation of appropriate scripts […] Once a script has been activated, the corresponding beliefs, preferences, and behavioral rules (norms) are prompted. (BICCHIERI 2006: 57)

98 Ob das alle normrelevanten Komponenten sind, darf bezweifelt werden; VAN DIJK (2015: 199) macht bspw. darauf aufmerksam, dass das Teilnehmerwissen nicht berücksichtigt wird, das normrelevant sein kann; vgl. auch VAN DIJK (2015: 206).

99 Wobei in „objektiv“ ähnlichen / identischen Situationen unterschiedliche Normen wirksam werden können, wenn für die Akteure in actu etwas anderes relevant erscheint, wie auch in „objektiv“ unterschiedlichen Situationen gleiche Aspekte dieselben Normen aktivieren können; vgl. VAN DIJK (2012: 289).

100 Vgl. auch CIALDINI / KALLGREN / RENO (1991: 204); CIALDINI / TROST (1998: 161); FRANSSON / BIEL (1997: 2); MORRIS et al. (2015: 7); CHUNG / RIMAL (2016: 8).

Postuliert wird ein lineares Modell: „Context“ → „Attention to cues“ → „Interpretation of cues“ / „Categorization“ → „Script activation“ / „Norm-activation“ (BICCHIERI 2006: 56).

Ein Skript kann dabei verstanden werden als „cognitive structure that when activated organizes comprehension of event-based situations“ (ABELSON 1981: 717). Skripts sind also „situational concepts“ (MENG 2008: 132) und erlauben als solche „inferences about the potential occurrence of a set of events“, liefern „expectations about the order as well as the occurrence of events“ (ABELSON 1981: 717; ESSER 2002: 205–206). Skripts spielen eine Doppelrolle in der menschlichen Kognition: Sie dienen dem Verstehen von Handlungen genauso wie deren Ausführung. Dabei sind sie „contingent upon the satisfaction of an action rule“, werden ausgelöst durch „triggering condition[s]“ und „inference[s] from observation“ (ABELSON 1981: 719), d. h. die „Wahrnehmung und Interpretation der Bestandteile der Situation“ (ESSER 2002: 203, 207–208), wozu auch sprachliche Bezeichnungen zählen (*labels*) (ESSER 2002: 200).[101] Einmal in Gang gesetzt, aktiviert eine Handlung / Szene des Skripts die nächste (CHEN 2004: 132). Bekannte und oft praktizierte Skripts werden dabei fast automatisch befolgt (ABELSON 1981: 721),[102] wobei Informationen, die nicht ins Skript passen, ausgefiltert werden (BICCHIERI 2006: 81).

Dass soziale Normen in Skripts eingebettet sind, erklärt, wieso Normen (bspw. experimentell) zusammen mit Situationskonzepten getriggert werden können; außerdem, „why the dominant norms of a society – that are presumably always in place – may only sometimes predict behavior: They should activate behavior only when they have been activated first“ (CIALDINI / KALLGREN / RENO 1991: 205); es erkläre auch, wie Normkonflikte in der Praxis gelöst werden: „individual behavior is likely to flow with the norm that is currently focal, even when other types of norms might be relevant and even contrary in the situation“ (CIALDINI / TROST 1998: 161). Durch die Verflechtung von Skripts und Normen laufe das normkonforme Handeln zumeist unbewusst ab (BICCHIERI 2006: 68–69):[103]

> once learned, such norms and practices subsequently operate unconsciously […][;] this does not mean that all norm following is automatic: There are occasions in which we are consciously choosing to conform (or not to) and are fully aware of the consequences of what we choose. Most of the time, however, we are on automatic pilot. (BICCHIERI 2006: 97–98)

Verlassen werde der „Autopilot“ v. a. in ambigen Situationen – da dort unterschiedliche *cues* vorhanden sind, gebe es verschiedene Interpretationsmöglichkeiten und die Gefahr eines Normenkonflikts (BICCHIERI 2006: 78). Als relevant erweise sich dabei auch die Interaktion mit anderen.

Dass kooperative Vorgänge im Hinblick auf Normen eine Rolle spielen, hat bereits GARFINKEL (1967) gezeigt – er betont, dass es vereinfachend sei anzunehmen,

101 Jede Skript-Aktivierung ist auch partiell „theory-driven, in the sense that prior knowledge heavily influences the way we understand and interpret a salient stimulus“ (BICCHIERI 2006: 93).

102 Skripts geben Handeln aber nicht vollständig vor – es kann zu Irrtümern kommen, sie können „tracks“, d. h. „different script variants“ bereitstellen oder „free behaviors“ erlauben, also Handlungen, die nicht vorgegeben sind (ABELSON 1981: 723–724); vgl. auch CHEN (2004: 108).

103 Vgl. dazu auch schon GOFFMAN (1956: 474).

eine normative Ordnung sei vorab gegeben und unproblematisch, sodass sich Akteure in ihrem Handeln bloß von bekannten / geteilten Normen leiten lassen müssten; stattdessen erzeugen Akteure durch ihr Handeln diese Ordnung selbst, d. h. „by the[se] same actions persons discover, create, and sustain […] standardization" (GARFINKEL 1967: 67) – „‚order' and ‚organization' is sought and found in everyday affairs as ‚perceived normal' courses of conduct" (HERITAGE 1984: 103). Akteure stellen Ordnung her, indem sie das Verhalten anderer auf Basis des Normalen sinnhaft interpretieren und sich selbst „normal" und damit interpretierbar verhalten. Soziale Erwartungen, mithin die soziale Ordnung werden im laufenden Vollzug ständig (re-)konstituiert (GARFINKEL 1967: 11). Normen seien zwar „[s]ocially-sanctioned-facts-of-life-in-society-that-any-bona-fide-member-of-the-society-knows" (GARFINKEL 1967: 76), aber „in the manner of a self-fulfilling prophecy" werden diese „features of the real society […] produced by persons' motivated compliance with these background expectancies" (GARFINKEL 1967: 53).

Diese Überlegungen sprechen dagegen, Akteure als bloße „judgemental dope[s]" aufzufassen (GARFINKEL 1967: 68), die mechanisch auf Umweltreize reagieren und entsprechend handeln. Sie schließen aber nicht aus, dass *cues* und *triggering conditions* eine wichtige Rolle bei der Aktivierung normativer Erwartungen / Skripts spielen. Automatisch läuft das Handeln indes nur ab, wenn Akteure „reibungslos" zusammenarbeiten, d. h. ihre „Rolle" nach demselben „Drehbuch" „spielen" und sich wechselseitig darin bestärken, was „gespielt" wird.[104] Als Handelnde können sie selbst Situationen verändern, indem sie neuartige Interpretationen laufender „Szenen" anzeigen und ausverhandeln (HERITAGE 1984: 133). Auf Normen hin orientiertes Handeln ist damit interpretativ-sinnhaft und interaktiv: Es bezieht sich reflexiv-retrospektiv auf das Handeln anderer und schafft prospektiv Voraussetzungen für künftiges Geschehen (HERITAGE 1984: 109).

Die Möglichkeit von Sprechern, situationsmodifizierend zu wirken, wird im Rahmen der interaktionalen Soziolinguistik auch als „Kontextualisierung" bezeichnet (TANNEN 2004: 77) – Akteure können, so die Grundüberlegung, Aktivitätstypen ausverhandeln, indem sie gewisse (verbale und / oder non-verbale) Signale (*contextualization cues*) verwenden, die (auf Basis einer Implikatur) dem Gegenüber signalisieren, welche Situationen und Interpretationsschemata gerade relevant sind (GUMPERZ 2002: 131; TANNEN 2004: 77). Kontextualisierungspraktiken, bei denen es um die Sprach- oder Varietätenwahl geht, werden auch als „Code-Switching" (= CS) bezeichnet. Gerade durch CS können Akteure Normen und normative Er-

104 Die dabei wirksamen Mechanismen nennt CICOUREL (1981: 176–177) „Basisregeln": Akteure vermuten, „dass ihre wechselseitigen Erfahrungen aus der Interaktionsszene dieselben sind" und sie lassen „persönliche Unterschiede darin, wie jeder von ihnen alltäglichen Aktivitäten Bedeutung zuschreibt, ausser [sic!] acht". Sie gehen davon aus, dass Handlungspläne und Situationsdefinitionen wechselseitig geteilt werden und hinterfragen das nicht, allfällige Lücken im Handeln werden ausgefüllt, Widersprüche normalisiert. Diese Regeln bilden die Perspektive des „Selbstverständlichen" – die „problematischen Möglichkeiten der sozialen Begegnungen" werden damit nicht ausgeschlossen, CICOUREL (1981: 174) zufolge aber „minimiert".

wartungen diskursiv modulieren – d. h. sie in oder außer Kraft setzen.[105] Das wird etwa von MYERS-SCOTTON (2000: 1267) als komplexer Interpretationsvorgang beschrieben, bei dem *ego* eine für die Situation markierte, eigentlich unangemessene Sprachform wählt, *alter* das bemerkt und weiß, dass auch *ego* weiß, dass die Wahl markiert ist. Weil *ego* zugleich weiß, in welchem Kontext die Sprachform unmarkiert ist, kann er daraus schließen, „that the speaker is attempting to treat the rights and obligations in effect in the current exchange as if they were the same as in an exchange where the marked choice is unmarked" (MYERS-SCOTTON / BOLONYAI 2001).[106] Nicht jeder kann allerdings in gleicher Weise solche Praktiken vollziehen (MYERS-SCOTTON 2000: 1263). Reguliert werden sie durch eine *indexical order*; durch die verschiedenen „Stimmen" und „Ressourcen", die unterschiedlich positionierten Akteuren zur Verfügung stehen – sie hängen ab von Ungleichheiten in Hinblick auf Macht, Autorität etc. (BLOMMAERT 2010: 37–39).

Handeln kann, aufgrund des Routinecharakters, also automatisiert ablaufen, bleibt aber offen für Irritationen und Manipulationen, mithin die *agency* der Akteure[107] – die nicht nur die Wahl haben, Normen auszuhandeln, sondern auch Normen nicht zu befolgen. Es gibt andere Motive und Faktoren, die Handlungen und Handlungsintentionen beeinflussen (MARCH / OLSEN 2004: 17): Hervorzuheben sind etwa Einstellungen – diese scheinen Handeln im Allgemeinen besser zu erklären als Normen (HALE / HOUSEHOLDER / GREENE 2002: 270). Auch Nützlichkeitsüberlegungen oder Orientierungen an anderen normativen Entitäten (bspw. Werten) können Normübertretungen bewirken (CHUNG / RIMAL 2016: 15). Dabei ist die Frage, welchen Einfluss Normen auf das Handeln haben, nicht nur stark von der Handlungsart abhängig (AJZEN / FISHBEIN 2005: 196, 1973: 44), sondern etwa auch vom Öffentlichkeitsgrad der Situation: Je öffentlicher sie wahrgenommen wird, desto mehr Einfluss kommt Normen zu, „because observation and judgment from others are more likely to occur" (CHUNG / RIMAL 2016: 15; ANDERSON / DUNNING 2014: 728). Nicht ignoriert werden dürfen zudem individuelle Unterschiede zwischen Handelnden und welche Relevanz sie Normen zumessen (AJZEN / FISHBEIN 2005: 197). Gerade im Bereich von Normen zur Varietätenwahl ist auch die Freiheit der Sprecher in Rechnung zu stellen (MACHA 1991: 6). Auf Entsprechendes hat

105 Vgl. etwa BLOMMAERT (2010: 33), der meint, durch geeignete sprachliche Mittel können Sprecher „upscaling" betreiben: „a change from personal and situated to impersonal and general". Sie „verschieben" dann ein „event in a normative, general norm-oriented frame" (BLOMMAERT 2010: 35–36).

106 In gewissem Sinne sind Normen also sogar eine der Voraussetzungen dafür, das CS bedeutsam ist: „They [= the norms, P.C.V.] are reflected […] in the social meanings which constrain the actor's adaption of behavioral strategies in particular situations", so BLOM / GUMPERZ (1972: 432); vgl. auch GUMPERZ (2001a: 219, 2002: 33–34); FISHMAN (1975: 49).

107 Mentale Modelle erweisen sich entsprechend als „not static, but dynamic" – Situationsdefinitionen „develop ‚ongoingly' and ‚online', that is, in parallel with interaction and (other) thoughts" (VAN DIJK 2008: 18).

etwa die Akkommodationstheorie[108] hingewiesen, gleichfalls die Interpretative Soziolinguistik[109] und andere[110].

2.1.2.10 Zusammenschau

In diesem Abschnitt wurde der Normbegriff, der in Kapitel 2.1.1 konzeptionell gefasst wurde, weiter elaboriert; zusammenfassend kann bemerkt werden:

- Es gibt unterschiedliche Arten der Normentstehung – institutionell, durch freiwillige Übereinkunft oder evolutionär –, die jeweils nutzenbezogen sind. Dies kann ein unmittelbarer oder mittelbarer Nutzen für alle oder auch nur einen Teil der Normsubjekte sein.
- Es können verschiedene Normarten ausdifferenziert werden: Es gibt primäre Normen, die das Handeln direkt regeln sowie sekundäre Normen, die den Bestand, die Setzung / Beseitigung sowie die Kontrolle von Normen regulieren. Wird die Normkontrolle durch ein eigens dafür abgestelltes Personal übernommen, liegen rechtliche statt konventionelle Normen vor. Nach Normcharakter werden O- und P-Normen unterschieden (Gebots- / Verbotsnormen gegenüber Erlaubnisnormen); nach Geltungsgrad Muss-, Soll- und Kann-Normen. Sprachwissenschaftlich relevant, wenngleich nicht gänzlich trennscharf, ist die Differenz von Produkt- und Gebrauchsnormen.
- Normen bestehen innerhalb sozialer Netzwerke; diese beschreiben das Beziehungsgeflecht von Akteuren, wobei diese Beziehungen mehr oder minder umfassend sein können. Akteure gehören i. a. R. simultan mehreren Netzwerken an.
- Die jeweils gültigen subsistenten Normen müssen von ihrer versprachlichten Gestalt unterschieden werden; dabei sind deskriptive Normfeststellungen, Aussagen über Normformulierungen und Normformulierungen selbst auszudifferenzieren, wobei dbzgl. Kategorisierungen nicht immer trennscharf möglich sind. Überhaupt ist das Format, in dem normbezogene Äußerungen erscheinen, nicht eindeutig festlegbar, sie sind vielmehr immer interpretationsbedürftig.
- Normen gelten durch ihre Legitimität: Entweder dadurch, dass sie als richtig / angemessen akzeptiert oder zumindest als sozial verbindlich erlebt werden. Legitimität erlangen Normen u. a. durch ihre diskursive Legitimierung, wozu unterschiedliche Strategien verwendet werden können (bspw. instrumentelle,

108 Diese ist gerade als Kritik an einer zu einseitigen Fixierung auf Normen entstanden – vgl. GILES / TAYLOR / BOURHIS (1973: 115); GALLOIS / CALLAN (2010: 246); BOURHIS (1985: 120–121). Dass Normen ein relevanter Faktor sein können, wird dabei nicht geleugnet, nur dass sie alles / das meiste Sprachverhalten erklären; vgl. etwa die Untersuchungen von BOURHIS (1985); GILES / TAYLOR / BOURHIS (1973). Vgl. auch ausführlich VERGEINER (i. Dr.).

109 Die interpretative Soziolinguistik „shifts from the search for grammar-like rules of language use […] to questions such as (1) how and by what signaling devices language functions to evoke the contextual presuppositions that affect interpretation, and (2) what presuppositions are at work in particular talk exchanges“ (GUMPERZ 2001a: 219).

110 Vgl. etwa MYERS-SCOTTON (2000); MYERS-SCOTTON / BOLONYAI (2001).

relationale, moralische Normbegründungen); eine zentrale Rolle spielt dabei die Verflechtung von Normen mit anderen Normen und normativen Entitäten, wie etwa Einstellungen und Ideologien.
- Normen werden im Rahmen der (primären oder sekundären) Sozialisation internalisiert; gelingt dieser Vorgang, werden sie akzeptiert und befolgt. Eine wichtige Rolle bei der Normkonformität spielen auch gruppendynamische Prozesse – Normen können als Symbole für Gruppenzugehörigkeiten fungieren und werden in Situationen, in denen diese relevant sind, eher beachtet.
- Durch die Verbindung von Normen mit anderen Normen / normativen Entitäten in normativen Systemen entstehen bisweilen Normkonflikte – bspw., wenn nicht alle normativen Forderungen gleichzeitig erfüllt werden können. Problematisch kann aber auch das simultane inter- / intraindividuelle Bestehen mehrerer Normsysteme sein, wie auch in Bezug auf Existenz / Anwendung einer einzigen Norm konfliktreiche Situationen entstehen können. Normenkonflikte können auf unterschiedliche Weise gelöst oder zumindest abgemildert werden.
- Für die Durchsetzung wie Kontrolle der normativen Ordnung sorgen u. a. Sanktionen; als positive oder negative Anreize stellen sie Handlungsgründe für Akteure dar, sich normkonform zu verhalten. Mit Sanktionierung ist dabei ein intentionales und für andere sinnhaftes Handeln gemeint, dessen Antizipation die Normwirksamkeit erhöht. Allerdings wird nicht jede Normübertretung sanktioniert, u. a., weil Sanktionshandlungen für die Ausführenden mit Kosten verbunden sind. Zur Absicherung der Normdurchsetzung können informelle Sanktionen durch formelle ersetzt werden.
- Normen sind vielfach an soziale Rollen gebunden, die ihrerseits über Normen / Erwartungen, die sich an Träger gewisser Gesellschaftspositionen richten, (mit-)konstituiert werden. Salient werden Normen durch die Aktivierung von Skripts, d. h. abstrakten Handlungsschemata, welche die Bestandteile / Abfolgen von Handlungen kognitiv repräsentieren. Auch wenn die Befolgung von Normen via Skripts vielfach routiniert und scheinbar automatisiert vollzogen wird, gelingt dies nur durch das interaktive Zusammenspiel von Akteuren. Normrelevante Situationen wie auch jeweils gültige Normen können dabei interaktional ausverhandelt sowie in / außer Kraft gesetzt werden, u. a. durch sprachliche Praktiken.

2.1.3 Methoden zur Normforschung

Theoretische Überlegungen zu Normen gibt es durchaus häufiger, ihre empirische Erforschung jedoch ist – gerade auch in der Sprachwissenschaft – vergleichsweise selten. Welche Handlungsweisen tatsächlich normorientiert sind, muss am Einzelfall jedoch „nachgewiesen bzw. fallspezifisch plausibilisiert werden“ (GLOY 2012a: 35). GLOY (2012b: 22) betont zu Recht, es könne „nicht sinnvoll von ‚(Sprach-)Normen‘ die Rede sein, wo Normativität in der fraglichen Situation gar nicht vorliegt bzw. dieses [sic!] gar nicht geprüft wurde, sondern eine von anderswo geborgte Unterstellung bleibt“. Einer empirischen Normenforschung steht allerdings im Wege, dass es kaum methodologische Überlegungen dazu gibt. Gerade in

der Linguistik gibt es „keine ausgearbeitete Methodologie der Sprachnormen-Forschung“ (GLOY 1995: 73).

In weiterer Folge soll es darum gehen, anhand der in Kapitel 2.1.1 und 2.1.2 erarbeiteten Normkonzeption eine Operationalisierung zu entwickeln, die als Grundlage für den empirischen Teil dieser Arbeit in Kapitel 3 dienen kann. In den folgenden Abschnitten werden hierzu einzelne Datentypen / Analysemethoden durchbesprochen, die in der Normenforschung gängig sind. Dargestellt werden soll, welche Erkenntnisse sie jeweils bereitstellen können und wo ihre Grenzen liegen. In Kapitel 2.1.3.4 wird zusammenfassend gefolgert, dass nur mit einem triangulativen, interpretativen Verfahren, das mehrere Datentypen / Analysemethoden nutzt, belastbare Erkenntnisse über Normen zu gewinnen sind.

Grundsätzlich gibt es zwei wesentliche Datenquellen der empirischen Normenforschung (BROWNLIE 1999: 11), wobei im einen Fall „eher die ‚Außenperspektive‘“, im anderen „eher die ‚Innenperspektive‘ […] im Vordergrund steht“ (HOPF 1987: 241):

- Beobachtungsdaten: Hier geht es um „die Auseinandersetzung mit Regelmäßigkeiten im Verhalten“, außerdem um die „(strafenden) Reaktionen auf Abweichungen“.
- Befragungsdaten: Im Zentrum steht hier die „Perspektive der handelnden Subjekte“. Erhoben werden soll der „perzipierte soziale ‚Druck‘“, „wertende Aussagen“ und / oder „Stellungnahmen zu Sollensaussagen“. (HOPF 1987: 241)

Zunächst werden nachfolgend Beobachtungs-, anschließend Befragungsdaten in den Blick genommen. Nicht ausführlicher eingegangen wird auf die Methode des Dokumentenstudiums (bspw. von Gesetzen, Satzungen, Erlässen) – entsprechend den Hinweisen in Kapitel 2.1.1.9 und 2.1.2.4 ist diese Methode ungeeignet, um Normen freizulegen (vgl. aber SETTEKORN 1988: 11), schließlich muss „zwischen dem Anspruch, normierend zu sein, und der Geltung, tatsächlich normierend zu wirken“ klar geschieden werden (GLOY 1995: 80). Im besten Fall können „codified interpretations of rules rather than rules as such“ erhoben werden (GIDDENS 1984: 21) – ob das aber der Fall ist, kann aus dem Dokumentenstudium (allein) nicht geschlossen werden (HOPF 1987: 241; LABOVITZ / HAGEDORN 1973: 298).[111] I. d. S. bedarf es in jedem Fall der Validierung durch die Normsubjekte selbst, um über das Vorliegen einer Norm entscheiden zu können. Aus der Untersuchung gesetzter Normformulierungen sind allenfalls Hypothesen über möglicherweise bestehende Normen abzuleiten.

2.1.3.1 Beobachtungsdaten I: Regelmäßigkeiten

„Perhaps the most prevalent way of designating social norms is by inferring from behavior. Social scientists observe some behavior pattern (a frequently repeated behavior) and impute a norm from it“ (LABOVITZ / HAGEDORN 1973: 292). Dies gilt

111 Gänzlich unbrauchbar ist die Methode natürlich im Falle nicht-statuierter Normen; vgl. HOPF (1987: 244).

nicht nur für die Soziologie[112] – gerade in der Linguistik ist es verbreitet, von Regelmäßigkeiten im Sprachgebrauch auf Sprachnormen zu schließen.[113] Tatsächlich sind Handlungsbeobachtungen sinnvoll für den „Existenznachweis von Sprachnormen" (GLOY 1995: 75) – wie in Kapitel 2.1.1.9 argumentiert, sind Regelmäßigkeiten ein notwendiges Charakteristikum von Normen: Insofern Normen sozionormativ sind, also als Handlungsgründe für Akteure fungieren, führen sie zu intra- und interpersonalen Handlungsregularitäten.

Sie können allerdings nur als „Hinweise auf möglicherweise zugrundeliegende" Normen dienen (GLOY 1995: 81): Ausschließlich Handeln zu beobachten (und dann zu beschreiben) ist nicht hinreichend, um die Existenz einer Norm nachzuweisen (DEPPERMANN / HELMER 2013: 113–114; ANDERSON / DUNNING 2014: 726; GALLOIS / CALLAN 2010: 256), denn „tracing regularities does not tell us what induced the regularities" (BROWNLIE 1999: 18; HECHTER / OPP 2005: 403–404; LABOVITZ / HAGEDORN 1973: 292). Wie in Kapitel 2.1.1.5 ausgeführt, können Handlungsregelmäßigkeiten auch durch andere soziale oder nicht-soziale Orientierungen zustandekommen: Gleichartige Interessen, bloße Gewohnheiten oder andere normative Entitäten wie Prinzipien / Werte können hierfür verantwortlich sein. Von Regelmäßigkeiten auf eine Norm zu schließen ist i. d. S. zirkulär: Die Existenz einer Norm ist schließlich eine von mehreren möglichen Erklärungen für diese. Beobachtungen über regelmäßiges Handeln sind sonach durch „weitere unterstützende Evidenzen zu ergänzen" (DEPPERMANN / HELMER 2013: 117): Nachgewiesen werden muss, dass die Regelmäßigkeiten aufgrund normativer Orientierungen zustande kommen.

Bei der Beschreibung von Regelmäßigkeiten sind weiters mehrere Aspekte zu berücksichtigen:

- Wenn eine Norm ein bestimmtes Handeln vorschreibt, kann sie wirksam / gültig sein, ohne das vorgeschriebene Handeln tatsächlich herbeizuführen – es gibt „zwischen (faktischer) Geltung und Nichtgeltung […] Zwischenstufen", wie RÖHL (1987: 268) anschaulich illustriert: Von einer Verkehrsregel, die 50 km/h vorschreibt, kann gesagt werden, dass sie wirksam / gültig ist (also als Handlungsgrund fungiert), selbst wenn sie die Durchschnittsgeschwindigkeit „nur" von 100 km/h auf 70 km/h senkt. Das gilt für jedes kontinuierliche Verhalten: Eine Norm, die in einer gewissen Situation Standardsprachlichkeit vorschreibt, ist dann wirksam, wenn Sprecher standardnäher sprechen als in Situationen, in denen es diese Norm nicht gibt.
- I. d. S. muss eine Norm auch nicht das häufigste Handeln herbeiführen, wenn es anderweitige, wirksamere Handlungsgründe gibt, nicht alle Akteure die Norm kennen oder das geforderte Handeln aus gewissen Gründen nicht umsetzbar ist

112 Eine besondere Form von Beobachtungen sind experimentelle oder quasi-experimentelle Designs; sie sind in den Sozialwissenschaften verbreitet – vgl. etwa CHUNG / RIMAL (2016: 20); SHULMAN et al. (2017: 1204) –, v. a. aber auch in den Wirtschaftswissenschaften; vgl. RAUHUT / WINTER (2010: 1182). Die Experimente sind oft spieltheoretisch angelegt; vgl. RAUHUT / WINTER (2010).

113 Bspw. beruhen die in Kapitel 2.1.2.3 referierten Aussagen von MILROY (1987) zu Sprachnormen ausschließlich auf der Beobachtung von Regelmäßigkeiten im Variationsverhalten.

(DEPPERMANN / HELMER 2013: 116–117; DEPPERMANN / KNÖBL / KOPLENIG 2015: 168; vgl. u. a. Kapitel 2.1.1.4, Kapitel 2.1.1.9, Kapitel 2.1.2.9). Der Verweis auf Regelmäßigkeiten kann bisweilen bloß bedeuten, dass eine Handlung regelmäßiger / häufiger umgesetzt wird, als dies in einer Welt der Fall wäre, in der es die Norm nicht gäbe. Methodisch ist daher der Vergleich mit anderen Situationen / Gruppen / Zeitpunkten essentiell (vgl. auch MACKIE et al. 2015: 60).

- Normen beruhen darauf, dass Handeln typisiert wird (vgl. Kapitel 2.1.1.7). Bei der Beobachtung von Regelmäßigkeiten im Handeln ist deshalb darauf zu achten, dass Handlungen korrekt eingeordnet und gemessen werden (LABOVITZ / HAGEDORN 1973: 292) – was durchaus nicht immer leicht ist (HECHTER / OPP 2005: 403). Allein, dass es immer ein gewisses Maß an Varianz in den Daten gibt (BROWNLIE 1999: 12), kann die Ein- und Zuordnung von Handlungstypen erschweren.
- Dasselbe gilt für Handlungssituationen: Einerseits ist es unerlässlich, dass in die Beobachtung „situationelle Merkmale einbezogen werden als Anfangsbedingungen, die meist oder häufig zu bestimmten Verhaltensabläufen führen" (POPITZ 2010: 139). Andererseits kann die konditionale Struktur zu beschreiben herausfordernd sein: „Whenever we say that norm X holds in condition Y but not in condition Z, then difficult measurement issues often ensue. How are conditions Y and Z to be defined and measured?" (HECHTER / OPP 2005: 411). Dabei ist all das zu berücksichtigen, was in Kapitel 2.1.2.9 zum personalen und situativen Geltungsbereich von Normen angeführt worden ist: Dass situative *cues* unterschiedlich interpretiert werden und verschiedene Skripts aktivieren können, dass dabei auch interaktionale und kooperative Aushandlungsprozesse eine Rolle spielen, dass soziale Rollen unterschiedlich auslegbar sind usf.
- Regelmäßigkeiten im Handeln sind bei verschiedenen Normarten unterschiedlich leicht beobachtbar und auf dahinterstehende Normen zurückzuführen: Am leichtesten in Bezug auf eine Norm mit einer einzigen gesollten Handlungsalternative in einem stärker eingeschränkten situativen Rahmen – bei situativ nicht weiter beschränkten Normen (vgl. Kapitel 2.1.1.7) sowie generell Erlaubnissen und Verboten mit mehreren Handlungsalternativen ist das viel schwerer möglich (BICCHIERI 2006: 8).

Auch wenn sich zur Ermittlung von Regelmäßigkeiten insbesondere ein quantitatives Vorgehen empfiehlt, erschweren die genannten Aspekte eine den Gütekriterien quantitativer Forschung entsprechende Operationalisierung. Letztlich ist ein solches Vorgehen wohl nur bei gewissen Normen möglich und auch nur dann, wenn bereits genauere Hypothesen über die zu detektierenden Normen bestehen.[114]

114 Dass dem quantitativen Vorgehen Grenzen gesetzt sind, lässt sich insbesondere in der Auseinandersetzung mit GEIGER (1987) und dessen Normkonzeption zeigen; vgl. dazu u. a. LÜBBE (1990). Der ontologische Ausgangspunkt von GEIGER (1987: 68) ist: „Die Wirklichkeit der Norm ist ihre Wirkungschance". Die Wirkung einer Norm bestehe in ihrer Befolgung bzw. der Reaktion auf ihre Nichtbefolgung, d. h. wirkungslos ist eine Norm, wenn sie nicht befolgt wird und auch keine Sanktionierung nach sich zieht. Formal ausgedrückt wird dieser Zusammenhang durch: v = e/s,

2.1.3.2 Beobachtungsdaten II: Sanktionen / Korrekturen

Nicht nur durch Handlungsregelmäßigkeiten kann von Beobachtungsdaten auf Normen geschlossen werden, sondern auch durch im weitesten Sinne reflexives bzw. evaluatives Handeln; in Bezug auf „sprachbewertungsanzeigende Handlungen in Interaktionen“ ist dabei bspw. zu denken an:

> Selbst- und Fremdkorrekturen, aber auch metalinguistische Bewertungen und Kommentare zum eigenen und fremden Sprechen, zitative Rahmungen des Sprechens, die gruppensprachliche und stilistische Zuschreibungen und Bewertungen anzeigen, humoristische, karikierende, ironische u. a. Modalisierungen, die situative Angemessenheitskonzepte erkennen lassen. (DEPPERMANN / HELMER 2013: 117)

Besonders die Beobachtung von Korrekturen und Sanktionen kann Rückschlüsse auf eine Norm zulassen (CARBAUGH 1982: 8), da es sich um Bewertungshandlungen handelt, die die Geltung einer Norm anzeigen und bekräftigen (ANDERSON / DUNNING 2014: 728; vgl. auch Kapitel 2.1.1.1). Allerdings ist auch hier der Schluss auf eine Norm problematisch:

– Korrekturen müssen nicht normbasiert sein – im Bereich der Sprache können sie bspw. auch veranlasst sein durch „verständigungsbezogene Motive“ (DEPPERMANN / HELMER 2013: 121), d. h. aus instrumentellen Gründen erfolgen (DEPPERMANN / HELMER 2013: 120).[115] Einen Hinweis auf Normen können Korrekturen gleichwohl liefern, v. a. wenn sie das „Progressivitätsprinzip temporär für formbezogene Korrekturen außer Kraft“ setzen (DEPPERMANN / HELMER 2013: 121). Das Progressivitätsprinzip besagt, dass Sprechern primär daran gelegen ist, ihre nächsten konversationellen Ziele zu erledigen, um so das Gespräch voranzutreiben und ihre Gesprächsziele erreichen zu können. Wird korrigiert, ohne dass dies der Erreichung der konversationellen Ziele dient, sondern rein der Form halber, kann dies ein Hinweis dafür sein, dass der „richtigen“ Ausführung der Handlung ein Eigenwert zukommt, was wiederum auf das Bestehen einer Norm hinweist, die zu erfüllen (auch) Sinn des Handelns ist (vgl. Kapitel 2.1.1.4, Kapitel 2.1.2.6). Das gilt für Selbst- wie Fremdkorrek-

wobei gilt: e = s → g und s → non-g → r (v = Verbindlichkeit, e = Effektivität, s = normierte Situation, g = normkonformes Gebaren, r = sanktionierende Reaktion). Die Formel behauptet, die Geltung einer Norm sei die Anzahl der Fälle, wo das Gebaren normkonform ist, zusätzlich der Fälle, in denen es das nicht ist, aber eine Sanktion folgt, geteilt durch die Zahl der Fälle, in denen die Norm Anwendung finden sollte; vgl. GEIGER (1987: 68–72). Diese Operationalisierung ist allerdings problematisch: Wie etwa LÜBBE (1990: 591) bemerkt, fehlen „Kriterien für eine sinnvolle Abgrenzung der zu zählenden Einheiten (s, g, r)“ ebenso wie für die „Abgrenzung des räumlichen und zeitlichen Bereichs, der berücksichtigt werden soll“; vgl. auch HOPF (1987: 242–246). Dadurch ist, wie RÖHL (1987: 268) feststellt, die Operationalisierung kaum zu bewältigen: „Man denke etwa an das Verbot des Diebstahls. Wie sollte man hier die normtypischen Situationen zählen? Im Grunde ist jedermann außerhalb seiner eigenen vier Wände fast ständig in einer Situation, in der er theoretisch zum Dieb werden könnte.“

115 Vgl. etwa auch DAVIDSON (1994: 11); GLOY (2016b: 17–18, 2016a: 619); vgl. zum Begriff der Korrektheit in einem nicht normbezogenen Sinn auch GLÜER (2001); GLÜER / WIKFORSS (2015); HATTIANGADI (2006); BOGHOSSIAN (2003); vgl. auch Kapitel 2.1.1.1.

turen, wobei letztere als „allein auf Sprachrichtigkeit zielende Korrekturen“ auch noch „ein schwerer *face*-Angriff sind“ (DEPPERMANN / HELMER 2013: 122); solche Korrekturen sind (auch) Sanktionen.

– Die Einordnung und Interpretation von Sanktionen kann gleichfalls problematisch sein (vgl. zum Folgenden auch Kapitel 2.1.2.8): Aufgrund der Vielzahl möglicher Sanktionshandlungen kann es „Art[en] des Sanktionierens“ geben, „die die analysierende Person – z. B. wegen ihres kulturellen Abstands zum untersuchten Milieu – nicht als Sanktion erkennt“ (GLOY 2016b: 8). Relevant ist dabei, dass Sanktionen primär an den Sanktionierten gerichtet sind und deshalb (nur) für diesen verständlich sein müssen, nicht unbedingt für den Forscher (HOPF 1987: 245). Interpretationsschwierigkeiten können auch in der umgekehrten Richtung auftreten: Eine Handlung kann fälschlich als Sanktion analysiert werden, ohne so gedacht zu sein / vom vermeintlich Sanktionierten so interpretiert zu werden. Weil Sanktionen letztlich über die Intention des Sanktionssenders und / oder des Sanktionsempfängers definiert werden, erlauben Beobachtungsdaten nicht immer eine eindeutige Bestimmung von Sanktionshandlungen (OKRUCH 1999: 43). Da Sanktionen über ihre Antizipierung wirken, also dadurch, „dass jemand mit Sanktionen rechnet und diese vermeiden will“, müssen Sanktionen (im Beobachtungszeitraum) auch nicht ausgeführt werden und können doch wirksam sein (GLOY 2012b: 21; MACKIE et al. 2015: 44). Problematisch kann zudem der Bezug von Sanktionen auf einen Normbruch sein, eben weil sie einem solchen nicht notwendigerweise (unmittelbar) nachfolgen: Sanktionen können verschoben werden (GLOY 2016b: 8) oder ausbleiben, etwa wenn sich Normbrecher „der Sanktion der Gruppenöffentlichkeit entziehen“ oder Normbrüche unbemerkt bleiben; umgekehrt können Sanktionen auch „irrigerweise ein normkonformes Mitglied“ treffen (OKRUCH 1999: 41). Noch schwieriger als negative sind positive Sanktionen zu erfassen, denn „[a]uf ein bestimmtes normkonformes Handeln geschieht gemeinhin – nichts. Jedenfalls nichts Besonderes, das sich vom üblichen Interaktionsprozess abhöbe“. Positive Sanktionen haben vielfach den Charakter einer „Verhaltensbilanz“, d. h. aufgrund des normkonformen Verhaltens erlangt die Person „Vertrauen, Ansehen, starke[n] ‚Kontaktwert‘“, Zuschreibungen also, die nicht beobachtbar sind (POPITZ 2010: 142; vgl. auch RÖHL 1987: 223). Problematisch ist nicht zuletzt, dass sich positive wie negative Sanktionen auf Standards beziehen können, die keine Normen sind – bspw. Prinzipien oder Werte (das gilt auch bei Korrekturen) (POPITZ 2010: 142).

Letztlich erlaubt also auch die Beobachtung von Korrekturen und Sanktionen keinen eindeutigen Schluss auf Normen; wie auch bei der Beobachtung von Handlungsregelmäßigkeiten müssen zudem bereits genauere Hypothesen über den jeweiligen Normbestand vorliegen, um potentiell korrigierend oder sanktionierend gemeinte Handlungen zu erkennen / darauf beziehen zu können.

2.1.3.3 Befragungen

Ein besonders in den Sozialwissenschaften beliebtes Instrument, Normen zu erheben, sind Befragungen, v. a. in Form von Fragebogenerhebungen (SHULMAN et al. 2017: 1204). Elizitiert werden kann damit Unterschiedliches: Besonders an Normsätze sowie Beurteilungs- und Bewertungsäußerungen ist zu denken, aber auch an Auskünfte über Handlungsregelmäßigkeiten, Sanktionen, Korrekturen oder Ähnliches. Befragungen können sonach auch „als sekundäre Quelle" für tatsächliches Handeln dienen (POPITZ 2010: 137), wobei vergleichsweise schnell und unaufwendig Daten gewonnen werden können (bspw. wenn der Zugang zum Feld nur schwer herstellbar ist). Problematisch ist aber, dass auf diese Weise „allenfalls subjektive Einschätzungen […] erhoben werden, nicht jedoch faktisches Handeln" (HOPF 1987: 243), was gerade im Bereich der Sprache problematisch sein kann (DEPPERMANN / HELMER 2013: 117). Laien nehmen i. a. R. nur einen recht begrenzten und zum Teil sprachideologisch verzerrten Ausschnitt der linguistischen Realität wahr (GLOY 1995: 86–87; vgl. auch DEPPERMANN / KNÖBL / KOPLENIG 2015: 73–79; MILROY / MILROY 2003: 15–16). Systematisch und kontrolliert ablaufende direkte Beobachtungen sind Sekundärdaten über Handeln zweifellos vorzuziehen.

In Kapitel 2.1.1.1 und 2.1.1.9 wurde argumentiert, dass soziale Normen u. a. dadurch zustande kommen, dass Akteure erwarten, dass von ihnen erwartet wird, ein bestimmtes Handeln zu zeigen und dass dies die Norm (mit-)konstituiert. I. d. S. ist von besonderem Interesse, was Akteure denken, was andere erwarten, dass sie tun sollen – Erwartungserwartungen können ein lohnendes Ziel von Befragungen sein (ANDERSON / DUNNING 2014: 727). Daneben haben Akteure auch „empirical expectations", also Erwartungen darüber, was andere tun werden – diese können gleichfalls erhoben und den normativen Erwartungen gegenübergestellt werden (MACKIE et al. 2015: 48–49; BICCHIERI 2006: 11). Wie in Kapitel 2.1.2.8 diskutiert, sind es oft auch nicht die tatsächlichen Sanktionen, die Normkonformität erzeugen, als vielmehr Sanktionserwartungen – nicht zuletzt darüber können Befragungen Aufschluss geben (MACKIE et al. 2015: 53).

Wie bei Beobachtungsdaten gibt es bei Befragungsdaten problematische Aspekte, die bei der Interpretation zu berücksichtigen sind:

– „Welches Verhalten normativen Charakter hat, wird nicht unbedingt durch verbale Verständigung entschieden" – POPITZ (2010: 70) schließt daraus, dass „soziale Normen auch nicht durch Meinungsbefragungen zu ermitteln" seien. Wie in Kapitel 2.1.2.4 und 2.1.2.5 erläutert, sind Normen nicht auf ihre Verbalisierung angewiesen; sie müssen Akteuren nicht gewärtig sein, weshalb sie oft nicht oder nur unter Mühen formuliert werden können: „Actors may not be able to articulate the rules they follow. A person may distinguish between right and wrong ways of doing things in practice, but not be able to formulate a general rule" (BROWNLIE 1999: 14). Probleme können dabei nicht nur bei der Angabe der (genauen) Fokalhandlung, sondern insbesondere auch des situativen Geltungsbereichs bestehen – die konditionale Struktur von Normen wird im Alltag oft nicht reflektiert (JASSO / OPP 1997: 948); unterschätzt wird ferner meist der

Effekt, den Normen auf das eigene, aber auch das fremde Handeln haben (ANDERSON / DUNNING 2014: 734). I. d. S. kann das normbezogene Wissen von Akteuren schlichtweg falsch oder nur vermutet sein (GLOY 2016b: 12; LABOVITZ / HAGEDORN 1973: 285) – wie in Kapitel 2.1.1.8 argumentiert, können Probanden über Normen auch irren. Nichtsdestotrotz kann ihnen prinzipiell unterstellt werden, dass sie über ihr eigenes Handeln sowie das der anderen und die jeweils dahinterstehenden Motive Rechenschaft ablegen können (GLOY 1995: 85), wobei kaum „vorstellbar [ist], daß Informanten ausschließlich zu dem Zweck antworten, den [Sprach-][W]issenschaftler in die Irre zu führen" (GLOY 1995: 85).[116] Sprechern ist durchaus ein „Sprachnormwissen" zuzubilligen, das auch in Angemessenheits- und Korrektheitsurteilen zum Ausdruck kommt (BEUGE 2014: 131).

- Ein Problem bei Befragungen ist, dass „die Momente der Präskription und Deskription nicht immer klar auseinanderzuhalten" sind (SEILER 2012: 111): So können normative von deskriptiven Erwartungsäußerungen formal nicht unterscheidbar sein (vgl. zur Differenz Kapitel 2.1.1.2) ebenso wie Beurteilungen und Bewertungen im selben Format realisierbar sind (HECHTER / OPP 2005: 404; vgl. zum Unterschied Kapitel 2.1.1.1). Es kann i. d. S. nur schwer erkennbar sein, ob ein Proband Normen formuliert, die er selbst akzeptiert oder solche, von denen er zwar annimmt, dass andere sie akzeptieren, er selbst aber nicht – letztlich besteht keine trennscharfe Abgrenzung des Diskurses über Normen vom normativen Diskurs (vgl. Kapitel 2.1.2.4). „Emotional indicators" können in diesem Zusammenhang aufschlussreich sein: Internalisierte Normen gehen mit Gefühlen einher (ANDERSON / DUNNING 2014: 729).
- Bei normativen Äußerungen besteht die Gefahr einer „Willkür individueller Meinungen" (DAHRENDORF 1974: 49), d. h., dass man „sich in einzelnen idiosynkratischen normativen Einstellungen [verfängt] und nicht den Weg zur überindividuellen sozialen Norm" findet (Gloy 2016b: 6). Akteure sagen in Befragungen nicht notwendigerweise, was im Rahmen sozialer Normen gesollt ist, sondern bspw., was zweckrational ist, anderen normativen Entitäten wie Werten / Prinzipien entgegenkommt oder auch nur, was sie denken, was ein sozial gültiger Standard sein sollte, ohne dass ein solcher tatsächlich vorliegt (GLOY 1995: 79–80; MACKIE et al. 2015: 54–55). Normbezogene Befragungen führen fast zwangsläufig „zur Bekundung einer normativen Haltung" bei den Probanden (GLOY 2016b: 12), bei der bloß interessensgeleitete Wünsche oder Einstellungen geäußert werden können – wenn mehrere aufgrund gleichgearteter Interessen ähnliche Wünsche hegen, kann der (fälschliche) Eindruck eines Normkonsenses entstehen. Es ist aber bedeutsam, bloße individuelle Präferenzen, auch wenn sie sich akkumulieren, von sozial gültigen Normen zu unterscheiden (ANDERSON / DUNNING 2014: 729) – Normen sind eben nicht „Verhaltensweisen, über deren Wünschbarkeit ein mehr oder minder eindrucksvoller Consensus der Meinungen besteht,

116 Gleichwohl gibt es allerlei Gründe, wieso bei Befragungen „falsche" Informationen gegeben werden oder diese falsch interpretiert werden, vgl. dazu etwa BROWNLIE (1999: 15).

sondern solche, die für den Einzelnen verbindlich sind“ (DAHRENDORF 1974: 47). Wie in Kapitel 2.1.1.9 argumentiert, zeigt sich diese Verbindlichkeit darin, dass Akteure gewisse soziale Regeln als Handlungsgründe berücksichtigen, nicht darin, dass sie mehrheitlich als richtig / gut akzeptiert werden.[117] Etwa beim Vorliegen einer *pluralistic ignorance* (Kapitel 2.1.1.3) kann eine Norm von überhaupt niemandem akzeptiert werden und trotzdem handlungswirksam sein (MACKIE et al. 2015: 46) – der Schluss auf eine Norm aus individuellen Wertungen würde hier in die Irre führen. In solchen Fällen kann vielmehr die Nichtübereinstimmung zwischen Wertungen und Handlungen auf eine Norm hindeuten: „If many people personally oppose a practice, but nevertheless follow it, that suggests the possibility of a social norm“ (MACKIE et al. 2015: 61; ANDERSON / DUNNING 2014: 728).

- Bei normativen Äußerungen ist die jeweilige „reference group“ im Blick zu behalten (MACKIE et al. 2015: 44) – bedeutend sind v. a. die Erwartungen / Wertungen zu signifikanten Anderen im selben Netzwerk (ANDERSON / DUNNING 2014: 727), wobei die Relevanz der Erwartungen / Wertungen entsprechend den Autoritäts- und Machtstrukturen zu gewichten ist (vgl. Kapitel 2.1.2.3). Speziell bei Rollennormen sind jene Erwartungen / Wertungen von Interesse, die auf die Bezugsgruppe(n) einer Rollenposition gerichtet sind (DAHRENDORF 1974: 48). Entsprechendes gilt bei der Abfrage von Erwartungserwartungen.
- Bei allen Befragungssituationen muss der Erhebungskontext mitbedacht werden – Interviews sind (auch) situierte soziale Praktiken (DANNERER / VERGEINER 2019).[118] So besteht seitens der Probanden die Tendenz, sozial erwünscht zu antworten – da Normen per definitionem sozial erwünschtes Handeln betreffen, ist das Problem bei normbezogenen Befragungen besonders virulent (BROWNLIE 1999: 15; MACKIE et al. 2015: 47–48). Dies betrifft etwa Fragen der Normbefolgung – da Normkonformität vorzugeben für die Interviewten kaum mit Risiken verbunden ist, werden sie, um ein positives Gesicht zu generieren, zu einem solchen Antwortverhalten neigen (RAUHUT / WINTER 2010: 1184). Allerdings gilt das nur, wenn Befragender und Befragter dieselben Normen teilen (bzw. dies vermutet wird) – ist das nicht der Fall, können Befragte

117 Ganz unabhängig davon, dass sich natürlich auch das Problem stellt, ab welcher Übereinstimmungsrate in den Wertungen ein Konsens besteht – vgl. zum Problem ROSSI / BERK (1985: 33).

118 Ein damit zusammenhängendes Problem ist, wie Antworten in Befragungen interpretiert werden; grundsätzlich bestehen drei Möglichkeiten: (a) „als Indizien für […] Verhaltensnormen“; (b) als Ausweis für „den subjektiven Erwartungshorizont des Befragten […], seine Orientierungen, Ansprüche und Wertvorstellungen“ sowie (c) als „Realität eigener Art“ (POPITZ 2010: 139). Nicht explizit in Bezug auf Normen, aber auf andere normative Strukturen, v. a. Einstellungen, wurde dies in der Linguistik breit diskutiert. Statt einer „traditionelle[n] produktorientierte[n] Perspektive“, wie sie etwa bei (a) und (b) im Vordergrund steht, kommt es in der (qualitativen) Einstellungsforschung neuerdings oft zu einer „Fokussierung des Entstehungsprozesses“ von Einstellungsäußerungen, so ARENDT (2014: 10) und damit einer „sozial-konstruktivistische[n] Perspektive“ auf Einstellungen; vgl. dazu ausführlich in Hinblick auf Normen DANNERER / VERGEINER 2019).

den normativen Erwartungen des Gegenübers entgegenkommen, um einen Normkonflikt verdeckt zu halten.

Letztlich kann auch nicht ausschließlich aus Befragungsdaten auf das (Nicht-)Bestehen von Normen geschlossen werden. Hier lassen sich zwar leichter Hypothesen über möglicherweise bestehende Normen generieren, allerdings ist die Kombination mit anderen Datentypen nötig, um die Befunde zu validieren.

2.1.3.4 Zusammenschau

In Kapitel 2.1.3.1 bis Kapitel 2.1.3.3 wurde argumentiert, dass kein Datentyp allein auf das Vorliegen einer Norm schließen lässt:

- Beobachtungen / Berichte von Regelmäßigkeiten im Handeln lassen keinen Schluss darauf zu, wodurch diese bedingt sind.
- Sanktionshandlungen und nicht-sanktionierendes Handeln sind oftmals „von außen" nicht eindeutig unterscheidbar; Sanktionen folgen außerdem nicht notwendigerweise (unmittelbar) auf einen Normbruch, wodurch die gebrochene Handlungsregel oft unentdeckt bleibt; Korrekturen indes können, müssen aber nicht norminduziert sein.
- Normative Bewertungen und Normsätze sind vielfach, aber nicht immer auf (tatsächlich existente) Normen bezogen.
- Deskriptive Berichte über Normen geben nicht notwendigerweise Aufschluss über tatsächlich existierende Normen; außerdem sind nicht alle Normen explizit bewusst und damit „berichtbar".

Konstitutive Merkmale des Normbegriffs sind der Definition in Kapitel 2.1.1.9 folgend Handlungsregelmäßigkeiten, die durch normative Erwartungen / Wertungen innerhalb sozialer Netzwerke erzeugt werden. Existieren also in einem Netzwerk Handlungsregelmäßigkeiten und entsprechende normative Erwartungen / Wertungen und ist es plausibel, dass Letztere Erstere bedingen, kann begründet eine Norm geschlussfolgert werden – dieser Schluss ist unweigerlich interpretativ. Normen sind letztlich „nur indirekt zugänglich" (SETTEKORN 1988: 11; vgl. auch GLOY 1995: 80).[119] Je geringer dabei die Wirksamkeit / Geltung einer Norm ist, je weniger prototypisch sie also ist, desto problematischer wird die Entscheidung sein, ob eine Norm anzusetzen ist (DAHRENDORF 1974: 49) – dies ist allerdings keine methodologische Schwäche, sondern eine Folge davon, dass es sich bei einer Norm um ein komplexes soziales Phänomen handelt (GLOY 2012a: 33, vgl. auch 25; HOPF 1987:

119 GLOY (2016b: 19) betont, „das verlangt methodologisch nach einer Öffnung hin zur qualitativen (Sozial-)Forschung". Das schließt nicht aus, in der Normenforschung quantitative und qualitative Verfahren zu nutzen und zu kombinieren, unterstreicht aber die Rolle der Interpretation, eines grundsätzlich qualitativen Prozesses. Zugleich bedeutet es einen Bruch mit dem zumindest in den Sozialwissenschaften gängigen Paradigma, das „mostly quantitatively oriented" ist (CHUNG / RIMAL 2016: 20).

241).[120] Je mehr Datentypen bei der Untersuchung berücksichtigt werden, umso plausibler und intersubjektiv nachvollziehbarer kann die Interpretation ausfallen.[121] I. d. S. kann nur für eine interpretative, triangulative Methodik für die empirische Normenforschung plädiert werden.

Bei der Triangulation selbst ist dann das „principle of compatibility" einzuhalten – „that measures […] involve exactly the same action, target, context, and time elements, whether defined at a very specific or at a more general level" (AJZEN / FISHBEIN 2005: 183). Bei den Beobachtungsdaten muss das jeweilige Handeln so typisiert werden, dass es auf die Befragungsdaten rückbeziehbar ist und umgekehrt. Dies ist alles andere als trivial, gerade im Bereich „komplexere[r] Sprachphänomen[e] als Norm" wird dafür sehr viel „Abstraktion von den empirischen Sprachdaten verlangt" (GLOY 1995: 75). Das gilt gerade auch für die innersprachliche Varianz, die hier im Zentrum steht – wie sich im nächsten Abschnitt zeigen wird, ist deren Konzipierung mit schwerwiegenden Problemen verbunden.

2.2 INNERE MEHRSPRACHIGKEIT

Diese Untersuchung zielt auf Normen zum angemessenen Gebrauch unterschiedlicher Varietäten und Varianten innerhalb einer Sprache ab – die Normen betreffen also das, was in Abgrenzung zur sogenannten „äußeren Mehrsprachigkeit" häufig als „innere Mehrsprachigkeit" (= IM) bezeichnet wird (WANDRUSZKA 1975: 342). Dem liegt zugrunde, dass durch gängige Unterscheidungskriterien wie strukturelle Ähnlichkeit / Verschiedenheit oder wechselseitige Verständlichkeit oftmals keine klare Unterscheidung zwischen Sprachen im engeren Sinn und Varietäten möglich ist (vgl. etwa BERRUTO 2004: 191–192; SCHMIDLIN 2011: 11–22).[122] Letztlich erweist sich das Konzept ‚Sprache' als kein (rein) innerlinguistisches (HAUGEN 1966: 926–927; DANNERER / MAUSER 2018) – es handelt sich, zumindest zu einem bedeutenden Teil, um eine „social notion" (WEI 2000: 9–10), beeinflusst von „social

120 „Der Übergang zwischen Regularität auf der einen Seite und Norm auf der anderen Seite ist fließend, und die Einordnung in eine der beiden Kategorien stellt einen Interpretationsakt dar", bemerkt auch FELDER (2003: 482).

121 Bereits LABOVITZ / HAGEDORN (1973: 283) betonen für die Normenforschung „the utility of using more than one measurement technique": „different techniques are likely to be biased in different ways. These biases may ‚cancel each other out' so that if two or more techniques produce similar conclusions, we can have more confidence in the techniques (for each acts as a validity check on the others) and more confidence in the conclusions". Zu einem ähnlichen Schluss kommt BROWNLIE (1999: 19).

122 So kann auf Dialektkontinua verwiesen werden (bspw. das kontinentalwestgermanische Dialektkontinuum), „where adjacent varieties are similar and understandable, but varieties at the extremes of the chain are not" – die jeweiligen Dialekte werden trotzdem oft als Dialekte einer Sprache betrachtet und nicht als eigenständige Sprachen (DEUMERT 2011: 261). Umgekehrt gibt es „varieties which we as lay people call different languages but which are mutually intelligible" (WEI 2000: 8) – dies gilt etwa für Hindi / Urdu oder Bosnisch / Kroatisch / Serbisch (DEUMERT 2011: 261).

and cultural processes“, von Ideologien, Einstellungen und Erwartungen, die bestimmen, welche Sprechweisen und Strukturen als zur einen Sprache gehörig begriffen werden und welche nicht (GAL 2007: 154). Die gemeinsame Benennung als Mehrsprachigkeit verweist bei innerer und äußerer Mehrsprachigkeit auf eben diese sprachstrukturelle Ähnlichkeit beider Phänomene, außerdem darauf, dass im Sprachgebrauch beide Formen von Mehrsprachigkeit dieselben Funktionen innehaben (können) (GAL 2007: 156), während die Differenzierung anerkennt, dass es bedeutsame Unterschiede in der Wahrnehmung und im Status der dabei verwendeten „Codes“[123] gibt (bzw. geben kann).

Als Bezugspunkt beider Formen von Mehrsprachigkeit bietet sich der Begriff ‚Repertoire‘ an (DANNERER 2017: 64)[124] – verstanden werden kann darunter ein

> complex of specific semiotic resources, some of which belong to a conventionally defined „language“, while others belong to another „language“. The resources are concrete accents, language varieties, registers, genres, modalities such as writing – ways of using language in particular communicative settings and spheres of life, including the ideas people have about such ways of using, their language ideologies. (BLOMMAERT 2010: 102)

Ein Repertoire umfasst letztlich „[t]he totality of linguistic resources available to members of a community for socially significant interaction“ (GAL 1987: 286; vgl. auch BÜRKLI 1999: 9; PÜTZ 2004: 226). Die sich jeweils in einem Repertoire befindlichen Regeln / Strukturen bündeln sich aufgrund von Kookkurrenzregeln (vgl. Kapitel 2.2.1), die die Kombination von Strukturen einschränken, zu Codes (MÖLLER 2013: 62),[125] die ihrerseits u. a. „dem Verwandtheitsgrad nach unterschiedlichen historischen Sprachen zuzuordnen“ sein können (LANWER 2015: 19). Der Begriff ‚Repertoire‘ kann sich dabei sowohl auf die sprachlichen Möglichkeiten beziehen, über die ein einzelner Sprecher verfügt, als auch auf die, welche die Gemeinschaft als Ganze innehat (PÜTZ 2004: 227) – individuelle Repertoires sind dabei i. a. R. beschränkter als gesellschaftliche, d. h. Einzelsprecher besitzen nicht alle sprachlichen Möglichkeiten, die der Gemeinschaft als Ganzer zur Verfügung stehen – auch nicht in Bezug auf eine (historische) Sprache (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 49); BLOMMAERT (2010: 103) spricht i. d. S. auch vom *truncated repertoire*.

Die Codes im Repertoire fungieren für die einzelnen Sprecher jeweils interaber auch intrasituational als Möglichkeiten, Sprache zu verwenden / zu alternieren (vgl. bspw. Kapitel 2.1.2.9 zur Varietätenwahl sowie zum CS) – in „funktionalen Einheiten gebraucht“ (KNÖBL 2012: 37) ist die Codewahl jeweils (potentiell) mit gewissen Zuschreibungen verbunden und somit bedeutungsvoll (GUMPERZ 1964:

123 Mit FRANCESCHINI (2009: 34) können Codes verstanden werden als „language variety which a group allocates to itself for use as a habitual and time-stable code of communication“.

124 Vgl. zum Begriff auch GUMPERZ (1964); GAL (1987); PÜTZ (2004); VERGEINER (2019: 54–56); BUSCH (2012).

125 Allerdings müssen die Codes nicht notwendigerweise distinkt abgrenzbar sein – GUMPERZ (1964: 141) unterscheidet dbzgl. „compartmentalized“ von „fluid repertoires“. Während die Repertoirebereiche im Zusammenhang mit der IM eher durchlässig sind, sind Codes, die verschiedenen Sprachen zugeschlagen werden, stärker durch Kookkurrenzrestriktionen getrennt und damit „compartmentalized“.

138–141); nicht zuletzt ist es auch das Repertoire, das die Ressourcen bereitstellt, „from which we can select to meet the normative demands of situations“ (GILES / COUPLAND 1991: 3).

Nachfolgend soll näher auf die IM eingegangen werden: Hierzu werden zunächst grundlegende Begriffe der Variationslinguistik geklärt (Kapitel 2.2.1), anschließend werden die für diese Arbeit relevanten Varietäten ‚Dialekt‘ und ‚Standardsprache‘ in ihren wesentlichen Eigenschaften einander gegenübergestellt (Kapitel 2.2.2). Insbesondere zum Standardbegriff existieren in der Forschung allerdings erhebliche Auffassungsunterschiede, die in Kapitel 2.2.4 breiter diskutiert werden. Eine andere kontroverse Frage betrifft, wie sich der Raum zwischen Dialekt und Standardsprache modellieren lässt und inwiefern weitere Existenzformen von Sprache (bspw. Umgangssprachen) darin verortet werden könnnen (Kapitel 2.2.5). Sowohl für das bessere Verständnis dieses Zwischenbereichs als auch das der unterschiedlichen Standardkonzepte ist ein kurzer historischer Abriss zur Standardisierung des Deutschen erforderlich, weshalb ein solcher beiden Abschnitten vorangestellt wird (Kapitel 2.2.3).

2.2.1 Grundbegriffe der Variationslinguistik

Variabilität kennzeichnet jede (historische) Sprache – es ist eine nichthintergehbare und zugleich „essenzielle Eigenschaft von natürlichen Zeichensystemen“ (LAMELI 2004: 22; MILROY / GORDON 2003: 4), eine „Charakteristik jeder natürlichen Sprache und jedes Sprecherindividuums“ (STEINER 1994: 1; KNÖBL 2012: 31).[126] Variation besteht bei „Koexistenz sprachlicher Varianten“ (LENZ 2003: 37). Der Begriff ‚Variante‘ rekurriert dabei auf Ausdrucksalternativen für denselben propositionalen Gehalt bzw. alternierende Propositionen bei identischen Ausdrücken. Eine Variante liegt, anders gesagt, dann vor, wenn dieselben sprachlichen Funktionen durch unterschiedliche Formen ausgedrückt werden bzw. umgekehrt identische Ausdrucksformen unterschiedliche Funktionen zeitigen können (AMMON 1995: 61–64).

Unterscheiden lässt sich dabei „gebundene Variation“ von „freie[r], unspezifische[r], spontane[r] oder kontextunabhängige[r] Variation“ – im letzten Fall unterliegt die Variation „keiner wie auch immer gearteten Regelhaftigkeit“ und hat daher auch „keine Funktion“. Im Falle gebundener Variation hängt das Vorkommen von Varianten dagegen von sprachlichen und / oder außersprachlichen Merkmalen ab (STEINER 1994: 8; TERKOURAFI 2011: 343–344).[127] Bei dialektaler Variation bspw. handelt es sich zunächst um diatopisch, d. h. räumlich, gebundene Variation; daneben gibt es andere „Arten der inneren Verschiedenheit“ von Einzelsprachen, v. a. „diastratische Unterschiede (Unterschiede zwischen den sozial-kulturellen Schichten) und diaphasische Unterschiede, d. h. Unterschiede zwischen den Modalitäten des

126 „Homogenität“ ist demgegenüber immer nur „methodisch hergestellt“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 19).

127 Allerdings ist die Unterscheidung „auf Grund mangelnder Beweisbarkeit“ forschungspraktisch oftmals „problematisch“, wie STEINER (1994: 11) bemerkt.

Sprechens je nach der Situation desselben“ (COSERIU 1980: 111); diese Differenzen müssen nicht getrennt voneinander auftreten: So können diatopische Unterschiede zugleich diastratisch / diaphasisch markiert sein (COSERIU 1980: 112), wie in der Dialekt-Standard-Situation des Deutschen üblicherweise angenommen wird (vgl. v. a. Kapitel 2.2.2). Durch ihre soziale Gebundenheit erlangen Varianten vielfach eine soziosymbolische (indexikalische) Bedeutung, d. h. „[they] index something about the speaker as a social actor in the speech situation“ (ECKERT / LABOV 2017: 3).

Varianten lassen sich zu Variablen zusammenfassen (LABOV 1978: 71–72), einem „methodological tool with which to bring together and co-examine surface forms that alternate in discourse“ (TERKOURAFI 2011: 343).[128] Variablen sind „Abstrakta, denen einzelne Varianten zuzuordnen sind“ (LAMELI 2004: 22) und die „abhängig von bestimmten sprachlichen und außersprachlichen Kontexten bestimmte Werte (Varianten) annehmen können“ (STEINER 1994: 11).[129] Es handelt sich letztlich um „socially different but linguistically equivalent ways of doing or saying the same thing“ (CHAMBERS / TRUDGILL 1998: 50). Die Bündelung von Varianten zu Variablen erfolgt dabei „entweder aufgrund ausdruckseitiger oder aufgrund inhaltsseitiger Übereinstimmung“ (LANWER 2015: 74). Außerlinguistisch gebundene Variablen – die auch als „soziolinguistische Variablen“ bezeichnet werden können (LABOV 1978: 237; MILROY 1987: 10) – nehmen ihre Werte dabei i. a. R. nicht unabhängig von anderen Variablen an: Dadurch, dass sie gebunden sind, korreliert die Variantenbesetzung einerseits mit außersprachlichen Parametern; mehrere Varianten einer Variablen können i. d. S. „kovariieren“, wenn sie gemeinsam in Bezug auf einen solchen außersprachlichen Parameter vorkommen. Zugleich „kookkurrieren“ sie, wenn sie auf der Ebene des Sprachproduktes das Vorkommen anderer Varianten implizieren (AUER 1997a: 83; CHAMBERS / TRUDGILL 1998: 131–132; MÖLLER 2013: 61–62). Dies gilt im Lautbereich immer „within a given prosodic domain such as the phonological word, the phonological phrase, or units of similar size“ (AUER 1997a: 70). Umgekehrt kann es auch Einschränkungen bei der Kombination von Varianten einer Variable mit Varianten einer anderen (oder derselben) Variable geben, d. h. Kookkurrenzrestriktionen (KNÖBL 2012: 39). ‚Kookkurrenz‘ wie ‚Kovariation‘ sind Schlüsselbegriffe für die Zusammenfassung von Varianten zu Varietäten (VERGEINER 2019: 44–57):

> Wenn eine Menge von gewissen kongruierenden Werten bestimmter sprachlicher Variablen (d. h. Realisierungen gewisser Formen, die in der betreffenden Sprache variieren) zusammen mit einer gewissen Menge von Merkmalen auftreten, die Sprecher und / oder Gebrauchssituationen kennzeichnen, dann können wir von einer sprachlichen Varietät sprechen. (BERRUTO 2004: 189)

128 Dabei kann es sich um Varianten handeln, die der Sprachkompetenz einer Person eignen, es können aber auch personenübergreifende Variablen gebildet werden, die „Varianten enthalten, die in Variablen einzelner Sprecher fehlen und nicht zur deren individuellem Variantenrepertoire gehören“ (STEINER 1994: 11–12).

129 Diese Eigenschaft ist essentiell für Variablen. So betont TAGLIAMONTE (2006: 76): „It must covary, i.e. correlate, with patterns of social and / or linguistic phenomena. A linguistic variable is more than simply a synonym“.

Definierend für Varietäten ist also die Kookkurrenz gewisser Varianten und deren Kovarianz mit außersprachlichen Faktoren (MAITZ 2007: 9) im Sinne „unterschiedlicher, nicht nur tendenziell formulierbarer […] Verwendungsbedingungen" (AUER 1986: 99).

Allerdings weist die Definition gewisse Probleme auf: Einerseits, dass „nicht ganz klar ist, welche Menge und welche Typen sprachlicher Merkmale erforderlich sind, um von einer eigenständigen Varietät zu sprechen",[130] zumal „die sozialen und / oder situationsspezifischen Faktoren, die in signifikanter Weise mit einer gewissen Menge sprachlicher Merkmale kookkurrieren, sehr breit gespannt und mannigfaltig sind" (BERRUTO 2004: 189) und weder Situationen noch soziale Zugehörigkeiten das Sprachverhalten determinieren (MÖLLER 2013: 57–59). Eine Lösung hierzu kann sein, die Varietätenbestimmung nicht nur äußerlich / etisch, d. h. vom „Schreibtisch des Linguisten" anzugehen (MAITZ 2007: 12; MÖLLER 2013: 35), sondern sich unter einem „emischen" Blickwinkel an den Akteuren und deren Sinngrößen selbst zu orientieren (AUER 1986: 99; GILLES 2003: 200; LANWER 2015: 62–68). Dabei kann beobachtend oder befragend vorgegangen werden: Mit einem handlungsorientierten Zugang ist es möglich, „Teilnehmerkategorien durch die Beobachtung der Sprachpraxis der betreffenden (kulturellen) Gemeinschaft[en]" freizulegen (LANWER 2015: 67), wobei untersucht wird, inwiefern eine „potentielle Varietät von den Sprechern bei ihren Interaktionen als solche gebraucht wird" (bspw. beim CS). Ein anderer Zugang ist es, „den Status einer Varietät im Bewusstsein der Sprecher durch elizitierte metasprachliche Aussagen und Selbsteinschätzungen zu eruieren" (KNÖBL 2012: 40).

Ein weiteres Problem betrifft die Frage der Diskretheit von Varietäten gegenüber anderen Varietäten und damit verbunden ihrer internen Kohärenz (MAITZ 2007: 2; SCHMIDT 2005: 63–64) – oft wird verlangt, dass innerhalb einer Varietät „eine gewisse Homogenität und Stabilität" bestehen müsse (BERRUTO 2004: 190; KNÖBL 2012: 38; AUER 1986: 99; MÖLLER 2013: 34). Absolute Homogenität / Distinktivität ist i. a. R. aber nicht der Fall,[131] vielmehr sei abhängig vom Fokussierungs- bzw. Diffussionsgrad einer Varietät (LE PAGE / TABOURET-KELLER 1985: 181–182, 202), aber

130 AMMON (1995: 64) schlägt hierzu vor, eine Varietät müsse „(i) über wenigstens eine für sie spezifische (einzelne) Variante verfügen, oder zumindest (ii) eine spezifische Kombination von Varianten aufweisen".

131 I. d. S. wäre es unangemessen, den Varietätenbegriff mit dem Systembegriff gleichzusetzen, „impliziert" dieser doch „die Distinktheit von Varietäten und schafft damit Kategorien sprachlicher Konsistenz, die ihrerseits eine zumindest partielle innerkategorielle sprachliche Homogenität suggerieren", so LAMELI (2004: 23). Vgl. allerdings SCHMIDT / HERRGEN (2011: 51), die Varietäten definieren als „partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren". Voraussetzungen für Varietäten sind SCHMIDT / HERRGEN (2011: 50) folgend „Strukturdifferenzen", d. h. Differenzen „im Fundamentalbereich der individuellen Kompetenz (Zeichengenerierungs- und Verknüpfungsregeln), also eine Differenz der prosodischen-phonologischen und der morpho-syntaktischen Systeme"; ist keine solche Differenz gegeben, sprechen SCHMIDT / HERRGEN (2011: 53) auch von „sektoralen" statt „Vollvarietäten". Vgl. zur Frage auch SCHMIDT (2005).

auch der Sprecherkompetenz, von „Code-Fluktuation“ auszugehen (AUER 1986: 119).[132] Varianten sind sonach nur probabilistisch und nicht kategorial den jeweiligen Varietäten im Sprecherrepertoire zuzuordnen (MAITZ 2007: 4), weshalb in der tatsächlichen Sprachverwendung immer nur mit „tendenziell diskrete[n] Varietäten“ zu rechnen ist (SCHMIDT 2005: 66) – Varietäten „may differ quantitatively when a variable is involved. That is, lects may be distinguished […] by the frequency with which a particular variant occurs“ (CHAMBERS / TRUDGILL 1998: 129). Solche Varietäten kann man mit BERRUTO (2004: 190) „als (konventionell bestimmte, unscharf abgegrenzte) Verdichtungen in einem Kontinuum […] verstehen“.[133] Dabei sammelt sich „ein Teil der in einem Repertoire verfügbaren Varianten (Punkte) in einem Bereich des (repertoireinternen) Variationsraumes […], während die jeweils assoziierten ‚Antipoden‘ in einem anderen Bereich kumulieren“ (vgl. auch LANWER 2015: 70). Aber auch wenn Varietäten als Verdichtungsbereiche konzipiert werden, muss „die Variation innerhalb einer postulierten Varietät […] deutlich geringer sein als die Variation zwischen den Varietäten“ (AUER 1986: 99).

Seitens der Sprachbenützer ist davon auszugehen, dass sprecher- / hörerseitig solche Verdichtungsbereiche zwar als homogene, distinkte Entitäten perzipiert werden,[134] sie sich dabei aber von einem prototypenhaften Varietätenschema leiten lassen, bei dem die einzelnen Varianten unterschiedlich zentrale Positionen als Indizes für eine Varietät einnehmen (KREFELD / PUSTKA 2010: 20; LANWER 2015: 66–67; VERGEINER 2019: 49–54). Diese Varietätenschemata beruhen „auf Kookkurrenzregularitäten“ und „liegen dem (lokalen) Einsatz sprachlicher Mittel in der sozialen Interaktion zugrunde“; indes werden sie selbst „durch den mehr oder weniger ‚fokussierten‘ Gebrauch zugleich fortlaufend stabilisiert oder modifiziert“ (LANWER 2015: 69–70). Varietäten können sonach als Ergebnis des „rekurrenten bzw. usuellen […] Gebrauch[s] der Varianten“ in der Interaktion angesehen werden (KNÖBL 2012: 39).

Varietäten sind i. d. S. dynamisch, Sprachvariation ist überhaupt auf das Engste mit dem Sprachwandel verzahnt (LABOV 1978: 1–2),[135] bildet eine Voraussetzung für diesen, insofern sich der Sprachwandel als Variabilisierungsprozess von Konstanten, als Frequenzzunahme neu entstandener Varianten und schließlich als deren

132 Nicht-diskret sind Varietäten aber auch, weil es Konstanten / Konstanz gibt, d. h. dass „in einer Sprache nicht alles variabel ist, sondern es einen stattlichen invariablen Kern des Systems gibt, und folglich alle Varietäten ein und derselben Sprache einen nicht geringen gemeinsamen Teil (common core) haben“, wie BERRUTO (2004: 189) betont; vgl. auch AMMON (1995: 65–66); BELLMANN (1983: 127). Konstanz gibt es letztlich zwischen den einzelnen Dialekten und auch zwischen diesen Dialekten und der Standardsprache, wobei es dieses „Grundinventar einzelner Sprachvarianten [ist], die das Deutsche […] als eigenständigen Sprachtypus ausweisen“ (LAMELI 2010: 388).

133 Vgl. zum Begriff auch LENZ (2003: 250, 388); LAMELI (2004: 25–26); MÖLLER (2013: 44–46).

134 Die sowohl der Perzeption als auch der Produktion von Varietäten zugrunde liegenden kognitiven Einheiten können als „Repräsentationen“ konzipiert werden; vgl. KREFELD / PUSTKA (2010: 11–12): Diese sind z. T. bewusst, z. T. unbewusst; sie werden laufend aktualisiert und sind aus (prototypischen) Merkmalen strukturiert, mit mehr oder weniger zentralen Merkmalen. Als kognitive Einheiten sind sie nur indirekt erforschbar.

135 Vgl. dazu bspw. die Theorie der „Sprachdynamik“ von SCHMIDT / HERRGEN (2011: 19–34).

Durchsetzung modellieren lässt (ohne dass aber notwendigerweise jede Variationserscheinung zum Wandel führt; STEINER 1994: 10). Umgekehrt ist Sprachvariation auch „als synchroner Reflex diachronen Wandels zu begreifen – Varietäten sind Abbild sprachlichen Wandels ‚*in progress*'" (SCHEUTZ 1985b: 3).[136]

2.2.2 Dialekt und Standard

Die zentralen Varietäten im diatopischen Variationsbereich sind Dialekt und Standard. Sie zeichnen sich durch eine Reihe von Unterschieden aus – relevant sind v. a. die folgenden Aspekte:

- Medium: Die Standardsprache wird gesprochen und geschrieben, wobei v. a. die Struktur des gesprochenen Standards umstritten ist (Kapitel 2.2.4). Der Dialekt wird primär mündlich und nur in Ausnahmefällen verschriftet realisiert (wenn, dann „in personal genres such as in e-mail, a conceptually half-oral, half-written text type"; AUER 2005: 10). Beim gesprochenen Standard ist die geschriebene Form als „Bezugssystem" relevant (KNÖBL 2012: 12), d. h. es ist mit einer „literale[n] Orientierung des oralen Standardgebrauchs" zu rechnen (KNÖBL 2012: 16). Demgegenüber ist der Dialekt als aus der Mündlichkeit entstandene Form für die konzeptionelle Mündlichkeit und die „Bedingungen des Sprechens strukturell besser angepasst als der Standard" (KNÖBL 2012: 21).
- Kodifizierung / Normierung: Die Standardsprache ist in gesellschaftlich akzeptierter und z. T. auch rechtlich verbindlicher Form kodifiziert, d. h., dass „ihre Formen in Wörterbüchern […] oder Regelbüchern […] beschrieben und veröffentlicht sind" – an diesen Kodizes „orientieren sich […] die Mitglieder der Gesellschaft bei ihrem Sprachverhalten". Für den Dialekt gibt es zwar auch „so etwas wie Sprachkodizes", diese sind aber „nur deskriptiv", eine Orientierung erfolgt hier nur „in Ausnahmefällen" (AMMON 1995: 74).[137] Auch in Hinblick auf die Standardsprache ist allerdings eine vollständige und „variationsfreie Kodifizierung für alle deutschsprachigen Gebiete […] nicht gelungen" (SPIEKERMANN 2008: 26; vgl. auch Kapitel 2.2.3, Kapitel 2.2.4).[138] Nichtsdestotrotz handelt es sich bei der Standardkodifizierung um eine „Norm beanspruchende[n] Festlegung" (LAMELI 2010: 391), an der sich die Sprecher im Sprachgebrauch „ausrichten" (HERRGEN 2015: 140). Der Standardbegriff ist letztlich „ein unhintergehbar normativer" und wird bisweilen als Norm der Sprache insgesamt angesehen (DEPPERMANN / HELMER 2013: 113). Allerdings ist der Standard wohl nur „in öffentlichen Situationen die sprachliche Norm" (AMMON 1995: 73), nicht generell (s. u.; vgl. Kapitel 2.1.2.2). Während die Regeln des Standards in Kodizes dargelegt sind, beruht der Dialekt ausschließlich

136 Vgl. ausführlich zum Zusammenhang von Sprachvariation und Sprachwandel SCHEURINGER (1990: 49–61).

137 Vgl. ausführlich zur Kodifizierung AMMON (1995: 73–82); HUNDT (2009).

138 Insofern hat auch der Standard nichtkodifizierte Bestandteile und Lücken, die durch „nichtkodifizierte Normen ersetzt" werden, so SCHMIDLIN (2011: 52).

auf „Verwendungswissen“, „auf mündlich tradierten Gebrauchsnormen“ (bzw. -regeln) (KNÖBL 2012: 23). Durch diese implizite Verankerung ist er schneller vom Sprachwandel betroffen,[139] wohingegen die Kodifizierung beim Standard eine „Entschleunigung der Veränderung“ bewirkt, wenngleich keine „Stase“: „Auch der Standard ist dynamisch“ (HERRGEN 2015: 140).

– Vermittlung: Wird der Dialekt i. a. R. „primärsprachlich“ erworben (STEINER 1994: 62), gibt es „erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit eine größere Anzahl Deutscher […], für die das Hochdeutsche Muttersprache im eigentlichen Sinne ist“ – dies v. a. im Norden und der Mitte des Sprachraums. Gerade im Süden ist der Standard dagegen weiterhin „die mühsam im Bildungsgang erworbene Varietät des formellen Schrifttums“ (DURRELL 1999: 302; vgl. auch BELLMANN 1983: 116; BESCH 1983a: 984). Die Standardsprache trägt zumeist die Konnotation als Bildungssprache (LÖFFLER 1998: 72; REIFFENSTEIN 1982: 11–12) und wird allgemein im Deutschunterricht vermittelt (HOCHHOLZER 2004: 39–51; auch im DaF-Unterricht; SPIEKERMANN 2007: 131; DANNERER / MAUSER 2018: 11),[140] fungiert also letztlich als „Lehrgegenstand in der allgemeinbildenden Schule […] und zumeist auch [als] Unterrichtssprache“ (AMMON 1995: 74; HOCHHOLZER 2004: 37).[141] Wegen der (tatsächlich oder vermeintlich) vermehrten Dialektverwendung unterer Schichten und der gleichzeitigen Notwendigkeit, die Standardsprache in formellen Kontexten gebrauchen zu können, kam es in der schulischen Diskussion bisweilen zur „Übernahme der Bernsteinschen Defizithypothese (Dialekt als Sprachbarriere) mit der praktizierten Gleichsetzung von restringiertem Code mit dialektalem Sprachgebrauch“ (SCHEURINGER 1990: 87; vgl. auch HOCHHOLZER 2004: 32, 254–256; LÖFFLER 2000: 2039). Da dialektal sozialisierte Kinder mit der Standardsprache eine Varietät erlernen, gegenüber der ihr Dialekt „Fremdsprachencharakter“ hat (WEGERA 1983: 1476), wird sogar davon gesprochen, dass sich dialektsprechende Kinder „in einer Situation befinde[n], die der von Gastarbeiterkindern nicht unähnlich ist“ (WEGERA 1983: 1475).

– Verbreitung: Der Standard hat „überregionale Reichweite und Gültigkeit“ (SPIEKERMANN 2008: 26) – i. d. S. wird er als „lingua franca“ für die intervarietäre Kommunikation genutzt (AUER 2005: 8), zumal er für alle Mitglieder der deutschen Sprachgemeinschaft „without additional effort“ verständlich ist (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 86). Er „überdacht“ die Dialekte, die zumindest als Basisdialekte (vgl. Kapitel 2.2.5) „auf der horizontalen Dimen-

139 Wobei innerhalb des Standards die normative Kontrolle im Bereich der Schriftlichkeit prinzipiell stärker ausgeprägt ist; dies ist auch der Grund, wieso die gesprochene Standardsprache variabler ist und sich vom geschriebenen Standard abhebt (AUER 2005: 16, 18).

140 Das betrifft aber nicht alle Systemebenen gleichermaßen – etwa ist, laut Dudenverlag (2015: 30), „im muttersprachlichen Schulunterricht der Bereich Aussprache nur ein randständiges Thema […]. In der Regel werden dort nur perzeptiv auffällige Merkmale […] überhaupt thematisiert und sind Gegenstand bewusster Korrekturversuche“.

141 Wobei dies auch erwartet wird, vgl. STEINEGGER (1998: 140–146); DAVIES (1995: 87–89); HOCHHOLZER (2004: 101–104); SOUKUP / MOOSMÜLLER (2011: 42–44). Vgl. zu Erwartungen in und zur Schule auch VERGEINER et al. (2019).

sion extreme Heterogenität“ aufweisen (KEHREIN 2012: 17) und die deshalb v. a. auf die „lokale Verwendung“ beschränkt sind (STEINER 1994: 62).

– Verwendung: Neben dem nicht-lokalen Gebrauch aus „Verständlichkeitsgründen“ (auch mit Personen anderer L1; vgl. ENDER / KAISER 2009: 287) wird die Standardsprache in institutionellen / formellen / offiziellen / distanzsprachlichen Kommunikationssituationen gebraucht (STEINEGGER 1998: 372; WIESINGER 2010: 233) – im Unterschied zu den Dialekten sei sie für die Verwendung in diesen Kommunikationskontexten auch ausgebaut, bspw. für die Sprachverwendung in Verwaltung, Wissenschaft, Unterricht etc. (SPIEKERMANN 2008: 26–27).[142] Entsprechend wird auch die Universität gemeinhin als Standarddomäne betrachtet (DANNERER 2018b: 169, 174–175).[143] Demgegenüber finde der Dialekt v. a. in informellen / privaten / nähesprachlichen Kommunikationssituationen Verwendung.[144] Allerdings ist es so, „dass der Standardsprache zunehmend Domänen erschlossen werden, die ehemals exklusiv durch die Dialekte besetzt waren“ (LAMELI 2004: 17). Das heißt, es kommt zur Verwendung der Standardsprache „zunehmend auch in der privaten Kommunikation […] besonders im Norden […], aber auch in der Mitte“ (BELLMANN 1983: 116). Hervorzuheben ist, dass die Varietätenwahl durch den Kontext nicht determiniert wird: Vielmehr ist der Varietätengebrauch „selbst situationskonstitutiv“, d. h. „Baustein der Situationsdefinition durch die Sprecher“ (KNÖBL 2012: 52) – Variation hat „Signalwert“ und kann zur Aushandlung der situativen Rahmung genutzt werden (vgl. LANWER 2015: 20; s. o. Kapitel 2.1.2.9, v. a. zum CS). Der Einsatz der jeweiligen Varianten erfolgt dabei zwar oft unbewusst, „enkodier[t]“ aber wichtige „soziale Information[en]“ (STEINER 1994: 7, auch 39).

– Sprecher: Da die Standardsprache als überregionale, allgemeingültige Sprachform fungiert, muss sie „abgegrenzt werden von den sozial allzu sehr auf bestimmte Gruppen beschränkten Sprachvarianten“ (AMMON 1995: 82). I. d. S. verfügt der Standard auch in „sozialer Hinsicht über eine weite Geltung“ (KRECH et al. 2010: 6). Traditionellerweise werden Standard- und Dialektge-

142 Vgl. aber KNÖBL (2012: 22): „Die komplementelle Verbreitung des Gebrauchs von Standard- und Dialektformen […] ist nicht sprachstrukturell bedingt, sondern weitgehend durch außerlinguistische, primär attitudinale Faktoren begründbar“ – Dialekt ist „nicht als strukturell reduziert zu sehen“. Vgl. demgegenüber REIFFENSTEIN (1982: 12): „In einem wesentlichen Punkt dürfte die Hochsprache […] anderen Formen vor allem der gesprochenen Sprache auch funktionell überlegen sein: in der Fähigkeit, abstrakte, komplexe Inhalte syntaktisch darzustellen. Dies ist wesentlich ein Verdienst der Verschriftlichung, die auf die Hilfen des situativen Kontextes verzichten muß […]. Die Hochsprache, und nur sie, hat die bei der Verschriftlichung entwickelten Fähigkeiten auch für die gesprochene Sprache verfügbar gemacht“.

143 Vgl. entsprechende Bemerkungen bei KLEIN (2013: 25), der Vorlesungen als Beispiel für eine Standardsituation nennt; KÖNIG (1997: 252), für den Studierende potentielle Standardsprecher sind; REIFFENSTEIN (1982: 16), der die Hochschule als Ort ansieht, an dem hochsprachlicher Sprachgebrauch vorherrscht.

144 STEINEGGER (1998: 110–111) konstatiert i. d. S. für Österreich zusammenfassend, „daß man dann Hochdeutsch spricht, wenn ein Gesprächspartner persönlich bzw. regional unvertraut und / oder sozial höherrangig ist. Dialekt spricht man mit Menschen, die in vertrauter Beziehung und auf gleicher sozialer Ebene wie der Sprecher selbst stehen“.

brauch dennoch mit gewissen Sprechermerkmalen verknüpft: So wird der Standard in „Mittel- und Oberschicht", aber auch bei „Gebildeten" verortet (SPIEKERMANN 2008: 27). Nicht nur auf der Einstellungsebene besteht die Tendenz, Variation mit der „hierarchischen Gliederung der Gesellschaft symbolhaft" zu verbinden, wobei „Hochsprache" gleichgesetzt wird mit „‚Oben' (obere soziale Schichten)", Dialekt dagegen mit „‚Unten' (niedere soziale Schichten)". Sonach werde der Dialekt immer mehr von einer regional zu einer sozial bestimmten Varietät (MOOSMÜLLER 1991: 152). Verstärkte Dialektverwendung geht gleichwohl nicht nur mit niederen Schichtzuweisungen einher (STEINEGGER 1998: 168),[145] sondern v. a. auch mit gewissen Berufen und den damit verbundenen Kommunikationserfordernissen / der Mobilität, der Art / Größe des Wohnortes, dem Alter sowie dem Geschlecht (wobei Männern eine höhere Dialektalität zugewiesen wird)[146] – dabei interagieren diese Sprechermerkmale zusätzlich miteinander (vgl. PLEWNIA / ROTHE 2012: 109; SCHEURINGER 1990: 85–94; STEINEGGER 1998: 373–375). Abstand genommen werden sollte jedoch vom „Modell des determinierten Sprechers" (MACHA 1991: 3): Ebensowenig wie situative bestimmen sprecherbezogene Merkmale die Varietätenverwendung – im Sinne einer individuenzentrierten Betrachtung (respektive Sprecherdialektologie) ist von einem „individuellen Varianz- oder Möglichkeitsraum" auszugehen, „der jedem Sprecher als handelndem und wertendem Wesen zukommt" und von dem aus freie Handlungswahlen möglich sind (MACHA 1991: 5, 216–217; vgl. auch BÜRKLI 1999: 4–24; AUER 2001: 30; DAVIES 1995: 13).

– Bewertungen / Prestige / Einstellungen / Wahrnehmungen: Im Allgemeinen wird der Standardsprache eine „positive Bewertung durch die Sprachbenutzer" diagnostiziert; sie sei die als besser, korrekter und „schöner" eingeschätzte Varietät; aufgrund ihres Status führt ihr Gebrauch zu einem „Prestigegewinn durch die Sprachbenutzer" (SPIEKERMANN 2008: 27) und kann entsprechend als „soziales Statussymbol" fungieren (REIFFENSTEIN 1982: 11; KAISER 2006: 29). Demgegenüber weist der Dialekt oftmals ein stärkeres „Negativprestige" auf – allerdings ist dabei der Unterschied zwischen offenem und verdecktem Prestige[147] zu berücksichtigen (KNÖBL 2012: 23). Negativ ist vielfach nur das offene, nicht aber das verdeckte Prestige des Dialekts, weshalb er nicht nur mit einem „Sprachmängelbewusstsein", sondern auch mit „Sprachselbstbewusstsein" einhergehen kann (KNÖBL 2012: 27).[148] Dialekten eignet durchaus ein

145 Wie STEINEGGER (1998: 373) hervorhebt, ist aber gerade in Österreich auch bei den Angehörigen von Mittel- und Oberschicht der Anteil von Dialektsprechern „sehr hoch".

146 Vgl. dazu bspw. auch PLEWNIA / ROTHE (2012: 15).

147 Vgl. zum Begriff TRUDGILL (1972); s. o. Kapitel 2.1.2.3. SOUKUP (2009: 128) spricht auch vom *functional prestige*, insofern sich – aufgrund der mit Dialekt und Standard verbundenen Einstellungen – durch die Wahl der einen oder anderen Sprachform jeweils andere Vor- und Nachteile ergeben: „one cannot use dialect […] to project intelligence, education, politeness, seriousness, and refinement; but in turn, dialect has ‚beaten' standard hands-down for the projection of naturalness, honesty, emotionality, likability, relaxedness and humour".

148 Dabei ist auch immer wieder die Rede von „Dialektwellen", die die Verwendung und das Prestige des Dialekts befördern, vgl. etwa LÖFFLER (2000: 2039–2040, 1998).

„besondere[r] soziale[r] Wert“ (LAMELI 2010: 392), der v. a. mit der „identitätsstiftende[n] und solidarisierende[n] Funktion substandardsprachlicher Merkmale“ verbunden ist (LAMELI 2004: 33). Die Varietätenwahl fungiert i. d. S. als „Mittel der Koordination von Identitätsaspekten“ (KNÖBL 2012: 29) und erlaubt „Selbst- und Fremdkategorisierung“ (AUER 2001: 30). In Bezug auf den „symbolische[n] Gebrauch“ des Dialekts „als Ausdruck einer emotionellen Bindung an [einen] Ort“ (STEINER 1994: 31; AUER 2005: 27)[149] wird auch von „Ortsloyalität“ (bzw. in Hinblick auf weitergefasstere Räume auch von „Regionalloyalität“ bzw. „Landschaftsloyalität“) gesprochen (STEINER 1994: 27–34; vgl. zur Ortsloyalität auch SCHEURINGER 1990: 94–96).[150] Dieser Janusköpfigkeit beim Dialekt- / Standardprestige entsprechend lassen sich unterschiedliche Konzeptualisierungen von Standardisierungsprozessen ausmachen – GEERAERTS (2003) zeigt, dass es eine „rationalistische Sicht“ gibt, bei der Sprache grundsätzlich als „medium of communication“ betrachtet und der Standard als „neutral medium of social participation“ positiv gewertet werde, wohingegen Variation als „impediment to emancipation“ beurteilt wird. Umgekehrt ist dies bei einer „romantischen Sicht“: Hier wird Sprache prinzipiell als „medium of expression“ und Variation entsprechend als Möglichkeit „[for] expressing different identities“ positiv evaluiert. Die Standardsprache wird dann als „medium of social exclusion“ als bedrohlich empfunden (GEERAERTS 2003: 41; BERTHELE 2010: 268).[151] Unterschiedliche Einstellungen, die Dialekt und Standard gegenüber herrschen, können als Ausdruck solcher Konzeptualisierungen gewertet werden. Attribute, die dem Dialekt bzw. seinen Verwendern zugewiesen werden, sind etwa: Nähe, Emotionalität, Natürlichkeit (BELLAMY 2012: 227; KAISER 2006: 30–31; STEINEGGER 1998: 130), außerdem Ehrlichkeit, Freundlichkeit sowie Humor; durch Standardverwendung dagegen wirken Sprecher „more polite, intelligent, educated, gentle, serious and refined, but also […] more arrogant“ (SOUKUP 2009: 127; vgl. auch BELLAMY 2012: 227; BERTHELE 2010: 273–274). Wie die Attribute suggerieren, finden positive Evaluationen der Standardsprache v. a. in der Status-, die des Dialekts v. a. in der Solidaritätsdimension statt (KAISER 2006: 31; MILROY / MILROY 2003: 94)[152] – dies gilt weitgehend unabhängig von spezifischen Dialekten bzw. Standardsprachen

149 Aber auch die Standardsprache hat entsprechende Funktionen, nach DURRELL (1999: 297) etwa die „symbolische Funktion als Ausdruck der nationalen Einheit“ – sie könne als „Identifikations- und Abgrenzungsmittel für alle Angehörigen“ einer jeweiligen „Sprachgemeinschaft gegen anderssprachige Gruppen“ genutzt werden (REIFFENSTEIN 1982: 11).

150 Dabei wird für den deutschsprachigen Raum im Allgemeinen ein „Nord-Süd-Gefälle“ in der Akzeptanz des Dialekts registriert – das Dialektprestige sei im Süden generell höher als im Norden (STEINEGGER 1998: 93–94).

151 BERTHELE (2010: 273–276) zeigt, dass beide Sichtweisen auch von einer einzelnen Person geteilt werden können.

152 Zu etwas anderen Befunden kommt allerdings BELLAMY (2012).

(SCHOEL / STAHLBERG 2012).[153] Daneben gibt es auch spezifischere Dialekteinstellungen – diese bestimmen die Position eines konkreten Dialekts in der „Status-Hierarchie“ (KAISER 2006: 30).[154] Solche Dialektwertungen stehen dabei in Bezug zu außersprachlichen Gegebenheiten, bspw. „zu sozio-politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren, insbesondere zum (eingeschätzten) Sozialstatus ihrer Verwender“ (KNÖBL 2012: 25; MOOSMÜLLER 1991: 151; SCHOEL / STAHLBERG 2012: 206). In der Sprachpraxis zeigen sich Dialekteinstellungen u. a. darin, dass die Verwendung von Dialekten „außerhalb ihres Geltungsbereichs […] sprecherbezogene Heterostereotype“ auslöst (KNÖBL 2012: 22). Einzeldialekte sind hierbei unterschiedlich prominent und entsprechend konzeptuell bei den Sprachbenutzern verankert (PLEWNIA / ROTHE 2012: 109–110) – wobei oft nicht einzelne Dialekte, sondern ganze „Sprachlandschaften“ als Bezugs- bzw. „Identifikationsräume“ in den Sprechervorstellungen fungieren, zu denen dann nur gewisse Merkmale „als regionale Marker im Bewusstsein […] stereotyp verankert“ sind (LAMELI 2010: 292). Wird dabei von Dialekten o. Ä. gesprochen, können in der Sprechervorstellung ganz unterschiedliche Konzepte aktiv sein, d. h. „der Ausschnitt des Spektrums zwischen Hochdeutsch und Dialekt, auf den die Sprecher mit den Ausdrücken ‚Mundart‘, ‚Platt‘ etc. referieren, ist individuell unterschiedlich und nur schwer vergleichbar“ – so wird bspw. von „Sprechern, die selbst nicht dialektkompetent sind“, oft schon eine „Sprechweise, die in geringem Umfang“ stereotype Varianten aufweist, als Dialekt benannt, während andere ein Dialektkonzept haben, das tatsächlich nur die standardfernste Sprechweise so wertet (LAMELI 2010: 295). Überindividuelle Unterschiede bei der Wahrnehmung bestehen unterdies v. a. zwischen einzelnen Regionen, wobei v. a. im Norden bereits wenige regionale Merkmale eine Wahrnehmung als Dialekt auslösen (LÖFFLER 2000: 2044; PLEWNIA / ROTHE 2012: 18–19).

2.2.3 Die Entwicklung der deutschen Standardsprache

Nachfolgend soll beschrieben werden, wie sich die gekennzeichnete Dialekt- / Standardsituation herausgebildet hat. Sie bestand nämlich nicht von alters her – in der Frühzeit des Deutschen herrschte vielmehr eine „relativ stabile monoglossische

153 SCHOEL / STAHLBERG (2012) zeigen, dass Laien auch bei reinen Kunstsprachen, wenn sie denken, es handle sich um einen Dialekt, deren Sprecher als inkompetenter bewerten als Sprecher eines vermeintlichen Standards. Erklären kann dies SCHOEL / STAHLBERG (2012: 223) folgend die „Normdekretshypothese“, die besagt, dass der „soziale[n] und institutionelle[n] Druck“, der hinter der Standardisierung steht, „sowohl der Varietät als auch ihren SprecherInnen Prestige und Status verleiht“ – die damit einhergehende Abwertung nicht-standardsprachlicher Varietäten führt dazu, „dass Personen unter bestimmten Umständen motiviert sind, […] den Mangel“ in einer anderen Dimension auszugleichen (= Kompensationshypothese). Dadurch kommt es zur Einschätzung bspw. des Dialekts als wärmere, sympathischere Sprache.

154 Vgl. zu Dialektbewertungen in Österreich etwa STEINEGGER (1998: 353–369); MOOSMÜLLER (1991: 150–151).

Sprachsituation", in der seitens der Sprecher „nur der eigene Dialekt Verwendung" fand (LAMELI 2004: 27; vgl. auch BESCH 1983a: 968).[155] Einzig für eine geringe Zahl von Sprechern fungierte für gewisse Kommunikationssituationen das Lateinische als zusätzliche, v. a. geschriebensprachliche Alternative (BESCH 1983a: 975–976). Es herrschte eine „exoglossische Diglossie" mit fremdsprachiger Überdachung (AUER 2005: 9), in der auch das geschriebene Deutsch regional gebunden blieb (= Schreibdialekte) (BESCH 1983a: 968, 1983b: 1400, 2000: 2253).

Aufgebrochen wurden diese Verhältnisse erst durch die „Konvergenzen regionaler Varietäten" zu einer „überregionalen Einheitssprache" ab der frühen Neuzeit (16. Jh.) unter Dominanz des ostmitteldeutschen / ostoberdeutschen Raums:[156] Der Standardisierungsprozess vollzog sich als Auswahlprozess regionaler Varianten im Zuge einer überregionalen Sprachangleichung zunächst im Bereich der Schrift, bedingt und beeinflusst durch die technischen, gesellschaftlichen und politischen Veränderungen jener Umbruchszeit (Buchdruck mit beweglichen Lettern, Entstehung eines überregionalen Marktes für Schrifterzeugnisse, Aufschwung der Städte, des Handels und des städtischen Bürgertums mitsamt neuen Anforderungen an die Verwaltung und das Bildungssystem usf.). Eine weitgehend einheitliche Schriftsprache wird dann ab ca. 1800 im deutschen Sprachraum fassbar (BESCH 1983a: 983; MATTHEIER 2000b: 1098) – wobei selbst in der Orthografie erst mit der zweiten orthografischen Konferenz von 1901 eine tatsächlich einheitliche und (zumindest in Schulen / Ämtern) verbindlich kodifizierte Regelung vorlag.

Anders ist dies in der gesprochenen Sprache[157] – hier erfolgte die Entwicklung „zeitverzögert" (SPIEKERMANN 2008: 16): Im 16. und 17. Jahrhundert bestand im Deutschen noch eine „mediale Diglossie", d. h. die primär mündlich verwendeten Dialekte waren zunächst schreibsprachlich überdacht; erst im 18. und mehr noch im 19. Jahrhundert entwickelten sich Sprechstandards (BESCH 2000: 2253). Sie kehrten „das Verhältnis zwischen Sprechen und Schreiben in gewisser Weise" um: Entwickelte sich die Standardsprache ursprünglich aus der auswählenden Verschriftung gesprochener Sprache, kam es nun zur Herausbildung „an der Schrift orientierte[r] Formen sekundärer Mündlichkeit" (LANWER 2015: 31–32). Dabei wurden – abhängig vom dialektalen Phonembestand – unterschiedliche Phonem-Graphem-Zuordnungen vorgenommen, wobei sich innerhalb größerer Dialektverbände stabile Konventionen zur Schriftaussprache entwickelten, die als „landschaftliche[s] Hochdeutsch in den einzelnen Regionen" Vorbildcharakter hatten;

155 Was es aber sehr wohl gab, waren „fachsprachliche und stilistische Differenzierungen" (BESCH 1983b: 1400).

156 Wobei es sich weder um einen zeitlich geradlinigen noch räumlich simultan verlaufenden Prozess handelte; vgl. BESCH (1983b: 1402–1403). Vgl. zum Standardisierungsprozess auch BESCH (1983a: 2000); vgl. zur Standardisierung allgemein sowie Standardisierungsprozessen in anderen europäischen Kontexten auch MATTHEIER (2000b).

157 Wobei erst mit Aufkommen einer gesprochenen Variante die Rede von einer „Standard-" statt einer „Schriftsprache" berechtigt ist; vgl. BESCH (2000: 2286–2287). BESCH (1983a: 962) skizziert die Entwicklung des Deutschen daher auch als „Abfolge Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache".

als „Prestigesprachlagen“ wurden sie „in Kirchen und Schulen als sprechsprachliche Norm vermittelt“ (KEHREIN 2012: 20).

Damit setzte eine „Vertikalisierung“ des Deutschen ein – das meint den „Übergang von einer ursprünglich symmetrischen zu einer zunehmend asymmetrischen Sprachkontaktsituation, d. h. von einer Varietätenlandschaft ohne Leitvarietät(-en) zu einer Varietätenlandschaft mit Leitvarietät(-en)“ (LANWER 2015: 30). Einher ging die Entwicklung einer „Binnendiglossie“ (AUER 2005: 13; BELLMANN 1983: 106), d. h. die „Etablierung einer zunächst mehr oder minder strikten Domänenverteilung der Varietätenverwendung“ (LANWER 2015: 36) – i. d. S. blieben die Standardaussprachen beschränkt auf sehr „formelle und urbane Sprechsituationen“, die anfangs nur die „bürgerliche Elite“ betrafen (KNÖBL 2012: 15), „als erste Trägergruppe der dt. Hochsprache“ (MATTHEIER 2000a: 1953). Kennzeichnend für diese Situation ist eine „noch überwiegend uneingeschränkte sprachlich-formale Distanz“ zwischen Dialekt und Standard mit einer „ebenso uneingeschränkte[n] Funktionsteilung beider“ (BELLMANN 1983: 107). Im Laufe der Zeit gewann der Standard jedoch immer neue Domänen hinzu (BESCH 1983b: 1404–1405).

Im Laufe des 19. Jhs. setzte ein Prozess der „Entdiglossierung“ ein (BELLMANN 1983: 117) – die durch das Eindringen des Standards in die Mündlichkeit entstandene „Konkurrenz“ zwischen Dialekt und Standard wurde durch die Ausweitung des Benutzerkreises des Standards bspw. im Zuge von Alphabetisierungsmaßnahmen und durch die Zunahme der Verwendungssituationen durch verstärkte Mobilität / Urbanisierung / Industrialisierung verschärft (BESCH 1983b: 1404). Daraus resultierte eine „konvergente Entwicklung“: Abgebaut wurden sowohl vertikale wie horizontale Kontraste (also zwischen den Dialekten einerseits, zwischen Dialekt und Standard andererseits), weshalb oftmals von „Dialektabbau“ einerseits,[158] „Destandardisierung“ andererseits die Rede ist (BELLMANN 1983: 109; GILLES 2003: 196–197; LANWER 2015: 32).

Dialekt- / Standardkonvergenzen betreffen dabei insbesondere den hochdeutschen Sprachraum, wo Interferenzerscheinungen zwischen Dialekt und Standard die Struktur beider Varietäten veränderten. Im niederdeutschen Raum, wo die Konvergenz aufgrund der strukturellen Distanz zwischen hochdeutscher Standardsprache und niederdeutschem Dialektbestand weitgehend unterblieb, kam es dagegen zum „Dialektabbau“ durch „Marginalisierung der Dialektverwendung“ (AUER 1997b: 129, 2005: 27–29). Veränderungen des Standards sind allerdings auch dort feststellbar, bewirkte doch die verstärkte Verwendung des Standards in informellen, konzeptionell mündlichen Situationen eine größere strukturelle Anpassung an die „sprechsprachlichen Bedingungen des ‚on-line‘-Prozessierens (mit einge-

158 Zu bemerken ist allerdings, dass sich die Klage über den Dialektabbau bis ins 17. Jh. zurückverfolgen lässt; aber nicht nur, dass es in Hinblick auf den tatsächlichen Dialektabbau größere regionale Unterschiede gibt, so ist mit LENZ (2003: 31–32) auch zwischen „funktionalem“ und „strukturellem“ Dialektabbau zu unterscheiden – also ob der dialektale Formenbestand schwindet oder die Verwendung des Dialekts eingeschränkt wird (ohne dass sich jedoch das System des Dialekts wandelt), Letzteres bspw., weil sich die Anzahl der Dialektsituationen verringert oder Sprecher, die Dialektkompetenzen ausweisen, weniger werden; vgl. dazu auch LAMELI (2004: 31).

schränkter Planungsmöglichkeit) und unterschiedliche Dynamik durch Dialogizität bzw. Interaktionalität“ (KNÖBL 2012: 19). Hierdurch kam es zur verstärkten Einwirkung realisationsphonetischer Prozesse, zur Ausbildung von Reduktionsformen u. a. (vgl. Kapitel 2.2.4). Befördert wurden derartige Prozesse der „De-Literalisierung“ durch die auch im 20. Jh. fortgesetzte „Popularisierung“ des Standards durch „Ausweitung der Bildungswerbung, zunehmende soziale Aufstiegsmobilität“ u. a. (LENZ 2003: 31); eine Rolle mag auch eine größere Normtoleranz bzw. sogar die „Neigung zu Normenskepsis und Normenverweigerung“ spielen, die für die zweite Hälfte des 20. Jhs. konstatiert wird (BELLMANN 1983: 116; LÖFFLER 2000: 2045; SPIEKERMANN 2008: 23).[159]

Blieb im ehemaligen niederdeutschen Raum der Standard trotz seiner Deliteralisierung vom (niederdeutschen) Dialekt getrennt,[160] ist die durch den „Sprachkontakt“ von Dialekt und Standard (MUNSKE 1983; MÖLLER 2013: 258–265) veranlasste „Neuformierung“ des Varietätenspektrums einer der Mechanismen, der für die Ausbildung des „mittleren“ Bereichs zwischen Dialekt und Standard verantwortlich gemacht wird (MÖLLER 2013: 27–28) – der andere ist „Reevaluation“ (LANWER 2015: 38).[161] Durch die Entstehung und mediale Verbreitung einer mehr oder minder einheitlichen, kodifizierten Standardaussprache im 20. Jh. kam es zu einer „Neubewertung der bis dahin vorhandenen regional unterschiedlichen, großlandschaftlichen Orientierungsnormen der hochdeutschen Schriftsprache“ (KEHREIN 2012: 21) – die neu formierte, kodifizierte Form der Standardsprache bildete nun die vertikale Spitze im Dialekt- / Standardgefüge über dem landschaftlichen Hochdeutsch (vgl. dazu ausführlich GANSWINDT 2017), das seinerseits in die Mitte „rückte“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 63–67).

Eine wesentliche Grundlage der Kodifikation der deutschen Standardaussprache war dabei die 1898 von Theodor Siebs herausgegebene „Deutsche Bühnenaus-

159 Gerade für die Nachkriegszeit wird ein Prozess fortlaufender Destandardisierung konstatiert, so sprach nach AUER (2001: 31) „das deutsche und österreichische (Groß- und Bildungs-)Bürgertum der Vorkriegszeit standardnäher und weniger regionalisiert […] als das heutige“.

160 Dabei wurde der Dialekt beinahe völlig abgebaut, wie LÖFFLER (2000: 2041) bemerkt: „Beim Plattdeutschen und bei nordmitteldeutschen Dialekten (Berlin) ist der Reduktionsprozess so weit fortgeschritten, dass nur noch Reste ehemaliger Dialektsysteme in Form bestimmter Intonationen oder Einzellaut-Realisierungen (*dat / wat; berch / tach*) oder einem knappen Dutzend Spezialwörter (z. B. in Berlin: *Eumel*, *Stulle*, *Schrüppe* etc.) vorhanden sind.“ Diese Merkmale sind in der nördlichen Alltags- und auch Standardsprache bewahrt; vgl. etwa LAMELI (2010: 387), während das eigentliche Platt auf dem „Niveau des fast Verschwindens“ verharrt (LÖFFLER 2000: 2042).

161 Auch MIHM (2000: 2111) vertritt die Ansicht, dass der mittlere Bereich durch die „Hochsprachen der vorangegangenen Epoche, die von neuen Prestigevarietäten überschichtet wurden“, gebildet wird – da allerdings monoglossische Verhältnisse eine „seltene Ausnahme“ sind und von „Mehrschichtigkeit der gesprochenen Sprache“ schon in der frühen Neuzeit und gar im Mittelalter auszugehen ist, ist dabei nicht unbedingt nur an regional beeinflusste Formen der Schriftaussprache zu denken, sondern auch an städtische, auf horizontalem Ausgleich beruhende, (groß-)landschaftliche Prestigevarietäten. Vgl. dazu auch Kapitel 2.2.5.

sprache“.[162] Entstanden ist sie aufgrund des „wachsenden Bedarf[s] zur Vereinheitlichung der Aussprache auf den deutschen Theaterbühnen“ (KLEINER 2014: 273), die „trotz weitgehender Einheitlichkeit nicht uniform“ war (KOHLER 1995: 29; vgl. auch SIEBS 1957: 1–2). Daher wurden auf Basis der gängigen Aussprache in eben diesem Feld von der Siebs-Kommission (bestehend aus drei Sprachwissenschaftlern und drei Theaterdirektoren) Aussprachеregelungen getroffen – sie orientierten sich stark an der Orthografie[163] und am (westlichen) norddeutschen Sprachraum (SIEBS 1957: 17), da die Standardaussprache dort als ideal(er) angesehen wurde (bzw. noch immer wird).[164]

Entgegen der titelgebenden Intention[165] und obwohl sie von Anfang an umstritten war (KOHLER 1995: 32–33), wurde die SIEBS’sche Norm bald (unverändert) über die Bühne hinaus verbreitet – sie wurde „für die Schule empfohlen“ und später auf Hör- und Rundfunk ausgedehnt (KLEINER 2014: 274; SIEBS 1957: 7–10, 12–15). Dadurch wurde sie nicht nur vielen Sprechern des Deutschen zugänglich (MANGOLD 2000: 1805; SPIEKERMANN 2008: 22), sondern konnte auch als „Orientierungsgröße“ dienen (KEHREIN 2012: 20) und „Akzeptanz als vorbildhafte Aussprache“ gewinnen (Dudenverlag 2015: 30; BESCH 1983a: 984). Allerdings ist ihre Umsetzung – v. a. bei nicht-professionellen Sprechern – nur bedingt erfolgt (WIESINGER 2010: 231). Sie ist in der Praxis letztlich nie zum „vorbildgebenden Werk geworden“ (SPIEKERMANN 2008: 22) und blieb eine „präskriptive Wunschnorm“, „ohne daß sie durchwegs realisierbar wäre, da die phonetischen Anweisungen immer sehr dürftig geblieben sind“ (KOHLER 1995: 31).[166] Wesentliche Kritikpunkte sind ihr „Mangel[s] einer empirischen Basis“,[167] die „Willkür der Normselektion“ und nicht zuletzt, dass sie „den Bedingungen gesprochener Sprache nicht gerecht“ wird (KNÖBL 2012: 17). So fehlt ihr eine stilistische Abstufung für informellere und

162 SIEBS aber war nicht der Einzige, der die Standardaussprache in jener Zeit kodifizieren wollte – so ist WILHELM VIËTOR „der eigentliche Begründer der deutschen Aussprachekodizes“, wenn auch sein Werk nie die Geltung des SIEBS erreichen konnte, so KLEINER (2014: 275). Vgl. zu den Standardisierungsbemühungen Ende des 19. Jhs. auch KRECH et al. (2010: 8–10).

163 Vgl. zum Einfluss der Schrift auf die SIEBS’sche Norm etwa KOHLER (1995: 34–35). Allerdings betont SIEBS (1957: 18) selbst, „daß die Schreibung kein Maßstab für die Aussprache sein könne“.

164 Ursächlich dafür ist zunächst die Nähe der nördlichen Aussprache zur „spelling pronunciation“, so DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL (2013: 89), außerdem die geringere Beeinflussung durch den gesprochenen Dialekt, was wiederum mit der sprachlichen Distanz zwischen Hoch- und Niederdeutsch zusammenhängt; vgl. etwa KOHLER (1995: 40). Wie KNÖBL (2012: 16) betont, hängt die Tatsache, dass das Norddeutsche als Prestigevarietät jener Zeit kodifiziert wurde, aber wohl auch mit der „Verlagerung des kulturell-politischen Zentrums vom ostmitteldeutschen Raum (Sachsen) in den niederdeutschen (Preußen)“ zusammen.

165 Jedoch, so KLEINER (2014: 273), gab es von Anfang an „Bestrebungen, diese Regelungen nicht nur für die Bühne wirksam werden zu lassen, sondern auch für das allgemeine Sprachleben“. Vgl. auch SIEBS (1957: 2–3).

166 Allerdings wird bei SIEBS (1957: 6) selbst betont, dass die „Regeln kein starres Gesetz sind, sondern ein Ideal“.

167 Die empirische Basis bilden ohrenphonetische Aufzeichnungen während Theateraufführungen sowie Fragebögen zu besonders strittigen Aussprachеregeln; vgl. KOHLER (1995: 32); KRECH et al. (2010: 10–11).

dialogische Kontexte (KOHLER 1995: 31–32) ebenso wie die Berücksichtigung satzphonetischer Erscheinungen – letztlich basiere sie „auf der isolierten Aussprache von Einzelwörtern“ (KOHLER 1995: 36).

Um diese Mängel auszugleichen, kam es im deutschen Sprachraum zu weiteren Kodifizierungsbemühungen der Standardaussprache,[168] zuvorderst im Rahmen des DAWs (= Deutsches Aussprachewörterbuch; KRECH et al. 2010) und des Aussprachewörterbuchs der Dudenreihe (Dudenverlag 2015; vgl. zu beidem auch KLEINER 2014: 275; MANGOLD 2000: 1806–1807). Die Grundprinzipien der beiden Wörterbuchprojekte – die (u. a.) bei der Variablenanalyse Auskunft über die rezente Standardsprache geben sollen – sind:

- Das DAW, das seit seinen Anfängen in den 1950ern den Anspruch hat, die Standardaussprache zu kodifizieren, stützt sich im Unterschied zum SIEBS als Kodifikationsgrundlage v. a. auf die „medienvermittelten, zusammenhängend gesprochenen, natürlichen Äußerungen von Berufssprechern, die keine dialektalen oder regionalen Merkmale aufweisen“ (KRECH et al. 2010: 12).[169] Dieses Datenmaterial werde u. a. instrumental-phonetisch ausgewertet, wobei auch „koartikulatorisch, assimilatorisch und stilistisch bedingte[r] Aussprachevarianten“ berücksichtigt werden (KRECH et al. 2010: 13). De facto beschränkt sich dies allerdings weitgehend auf den Einleitungsteil, wo „phonostilistische Merkmale“ und „schwache Formen“ entsprechend unterschiedlicher Grade von „Artikulationspräzision“ unterschieden werden (KRECH et al. 2010: 98–115). Regionaler bzw. nationaler Variation wird gleichfalls nur in den einleitenden Kapiteln Rechnung getragen.[170]
- Auch der Ausspracheduden in seiner siebten Auflage beruht auf einer empirischen Grundlage, die allerdings breiter ist als beim DAW (berücksichtigt werden hauptsächlich Laiensprecher in unterschiedlichen formellen Situationen). Erfasst werden soll damit „eine Gebrauchsnorm, die der Sprechwirklichkeit nahe kommt“ (Dudenverlag 2015: 31). Die Kodifizierung stützt sich dabei auf eine „Anerkennung des Deutschen als polyzentrische und polyareale Sprache“ (Dudenverlag 2015: 10; vgl. Kapitel 2.2.4 für die Begriffe); kodifiziert werden also regional wie national verbreitete Varianten des Standards (Dudenverlag 2015: 31).[171]

168 Allerdings wurde auch der SIEBS revidiert, neben dem regionale Variation berücksichtigendem „Österreichischem Beiblatt zu Siebs“ ist v. a. die 19. Auflage von 1969 zu erwähnen; hier wurde mit der Einführung einer „gemäßigten Hochlautung“ eine „Annäherung an die tatsächlich in der Öffentlichkeit übliche standardsprachliche Sprachpraxis“ erreicht, so WIESINGER (2010: 231–232). Vgl. auch ausführlich MANGOLD (2000).

169 Dabei handelt es sich i. a. R. um Nachrichtensprecher – darauf, dass dies eine durchaus problematische Kodifizierungsgrundlage ist, macht KOHLER (1995: 38) aufmerksam.

170 Vgl. zur Kritik am DAW Dudenverlag (2015: 31); KLEINER (2014: 276); DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL (2013: 87–88).

171 Allerdings wird auch hier „systematische phonetische und phonologische Variation […] aus darstellungsökonomischen Gründen im Wörterverzeichnis weitgehend ausgeblendet“ und stattdessen in ein „eigenständiges Kapitel“ ausgelagert; „nicht regelhaft auftretende Variation auf Phonemebene wird allerdings“ im Wörterverzeichnis selbst angeführt (Dudenverlag 2015: 31–32).

Bis heute gilt, dass im Aussprachebereich die „Normvorschriften der Regelkompendien […] bei großer Übereinstimmung doch keineswegs deckungsgleich“ sind (MACHA 1991: 124). Setzt man Standardsprachlichkeit mit der Kodifizierung gleich, stellt sich die Frage, welchem Kodex in welchen Details gefolgt werden soll. Die Brisanz des Problems soll nachfolgend noch aus einer anderen, synchronen Perspektive in den Blick genommen werden, wobei unterschiedliche – und sich widersprechende – Standardkonzeptionen diskutiert werden.

2.2.4 Standardkonzeptionen

Nicht zuletzt der oben gekennzeichneten Entwicklung halber ist bei Sprechern des Deutschen umstritten, was als Standardsprache gilt (AMMON 1995: 448–463; DEPPERMANN / HELMER 2013: 114). Auch in der Sprachwissenschaft handelt es sich um ein „contested concept, ideologically, empirically and theoretically“ (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 84). In Hinblick auf die hier primär interessierende areale Variation sind v. a. drei Ansätze zu unterscheiden, die den Standard je unterschiedlich konzipieren, nämlich der monozentrische, der plurizentrische / -nationale sowie der pluriareale Ansatz.

Die Grundlage des monozentrischen Standardbegriffs liegt im oben bereits genannten Standardmerkmal der Überregionalität. Aus ihm wird gefolgert, es müsse einen einzigen Standard für den gesamten deutschen Sprachraum geben. Die „Gleichsetzung einer eindeutig regional interferierten Sprechweise, gleich welchen Dialektalitätsgrades, mit der Standardsprache“ wird hingegen als „problematisch“ gewertet, hieße es doch, den Standard „als variable Größe“ zu definieren, wodurch nicht zuletzt „das Problem einer klaren, das heißt einer eindeutigen linguistischen Abgrenzung kaum mehr zu überwinden“ wäre. Festgehalten wird am „idealtypische[n] Konzept von Standardsprache, das unabhängig von funktionalen Gesichtspunkten auf rein linguistischer Ebene operiert und auf der Invarianz der Standardsprache beruht“. Definiert wird dieser Standard über die jeweiligen Kodizes (LAMELI 2004: 35–36).[172] Eine an der Standardsprache orientierte, ihn aber aufgrund „regionalspezifische[r] Elemente“ nicht erreichende Sprechweise wird als „Regionalakzent“ von ihm abgetrennt (LENZ 2003: 36). Als wichtigstes Argument für den monozentrischen Standardbegriff kann die „Hörerurteil-Dialektalität“ gewertet werden (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 61–62) – in einschlägigen Perzeptionstests werden den großen (bundesdeutschen) Aussprachekodizes entsprechende Sprechweisen von Laien aller Regionen am standardnächsten eingeschätzt (HERRGEN 2015: 155; KEHREIN 2009; LAMELI 2004: 85–88). Auch dass bei direkten Befragungen die Stan-

172 Hinter solchen Konzeptionen stehen auch sprachideologische Vorstellungen, die ELSPASS / NIEHAUS (2014: 48) als *homogenism* und *standard language ideology* bezeichnen – es handelt sich um die Ansicht, dass eine ideale Gesellschaft eine homogene sei und die damit einhergehende Konzeption einer abstrakten, homogenen, an der Schriftsprache orientierten Sprechweise als Standard. Vgl. zu Standardideologien auch MILROY / MILROY (2003).

dardsprache zumeist in (Nord-)Deutschland verortet wird, stützt den Monozentrismus, vgl. etwa die Befunde von SCHMIDLIN (2011: 287) zur Deutschschweiz:[173]

> Die am meisten verbreitete Auffassung über die Varietäten des Deutschen entspricht […] eindeutig dem monozentrischen Modell, wonach es eine geographisch lokalisierbare einzige Standardnorm gibt, von welcher (südliche) Varietäten abweichen.

Nichtsdestotrotz kann der monozentrische Ansatz aus mehreren Gründen problematisiert werden:

- Setzt man Standardsprachlichkeit mit der Orthoepie gleich, ist „bei der Mehrzahl der Sprecher" eine „aktiv-mündliche standardsprachliche Kompetenz nicht als grundsätzlich gegeben anzunehmen" (LAMELI 2004: 32). Ein realistischer Standardbegriff müsse aber so konzipiert werden, dass er auch in der produktiven Sprachverwendung der Mehrheit der Sprecher des Deutschen eine Rolle spielt (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 90):[174] „Wenn ein größerer Teil einer Sprachgemeinschaft den Anspruch einer hochsprachlichen Norm nicht mehr erfüllt, und diesen Zustand auch akzeptiert, dann sollte man […] die Norm dem tatsächlichen Sprachgebrauch annähern" (REIFFENSTEIN 1982: 14–15).
- Die Kodifizierung der deutschen Standardaussprache schreibt Formen vor, „die empirisch […] selten belegbar oder sogar beinahe non-existent sind" – auch in sehr formellen Situationen (KLEINER 2014: 292; DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 112; Dudenverlag 2015: 30). Umgekehrt sind in formellen Situationen „[w]eit verbreitete bzw. hochfrequente Varianten […] nicht kodifiziert, und zwar eher typisch süddeutsche […], aber auch mittel- und norddeutsche […] und überall in Deutschland gebräuchliche" (KLEINER 2014: 292). Dadurch, dass sich die Kodifizierungspraxis an norddeutschen Formen orientiert und v. a. süddeutsche als Nonstandard gewertet werden, folgt zwangsläufig ein – ungerechtfertigter – „regional bias" (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 111).
- Kodifizierte Formen werden bisweilen nur „in registers situated at the extreme end of the formality continuum" genutzt (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 112). Dadurch ist die „Bedeutung d[er] Orthoepie recht gering" und „ihr zu folgen […] eigentlich nur (noch) für Nachrichtensprecher sinn- und prestigevoll", nicht aber bspw. „für Politiker, Journalisten oder Universitätsprofessoren" (AUER 1997b: 136). Letztlich ist der kodifizierte Standard deswegen situativ beschränkt; ein ausgebauter Standard sollte aber in den meisten / allen

173 Die Befunde werden von SCHMIDLIN (2011: 296) freilich anders interpretiert – „dass die Standardideologie und damit ein monozentrisches Standardkonzept immer noch stark verbreitet sind", zeige bloß, „dass die in der Linguistik und Lexikographie akzeptierte Plurizentrik des Deutschen mehrheitlich nicht bis in die Köpfe der Sprecherinnen und Sprecher vorgedrungen zu sein scheint".

174 Vgl. dazu auch DEPPERMANN / HELMER (2013: 115): „Die Standardsprache muss zum Repertoire des normal gebildeten Muttersprachlers gehören, d. h. eines Sprechers, der in der Lage ist, sprachlich kompetent und erfolgreich an allen sozialen Interaktionen teilzunehmen, die keine spezielle Sprach- bzw. Sprechausbildung erfordern und die weder dominant fach-, gruppensprachlich noch regional geprägt sind."

Situationen Verwendung finden können und hierfür entsprechende Register bereithalten (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 90).

– Insbesondere die fremdsprachendidaktischen Auswirkungen des monozentrischen Ansatzes sind problematisch: Wird im DaF-Unterricht, wie zumeist der Fall, das an den (bundesdeutschen) Kodizes orientierte Standarddeutsch vermittelt, werden Sprachenlerner nur unzureichend auf die sprachliche Realität in weiten Teilen des deutschen Sprachraums vorbereitet (DE CILLIA 2006; MUHR 1996). Sie können zwar ein allenthalben verständliches Deutsch produzieren, aufgrund der landschaftlichen Prägung standardintendierter Sprechweisen in vielen Regionen kann es aber zu Problemen beim Verständnis des von Einheimischen gesprochenen Deutschs kommen (SPIEKERMANN 2007: 131–132).

Einen Versuch, die Monozentrik zu überwinden, stellt das Modell der Plurizentrik / -nationalität dar. Wie beim monozentrischen (und anders als beim pluriarealen) handelt es sich dabei um einen „norm-", nicht um einen „gebrauchsbezogenen Ansatz" (AMMON 1995: 67). Auch er setzt die Standardsprache mit der Kodifizierung gleich, betont aber, dass in Sprachen wie Deutsch mehrere Zentren bestehen (deshalb „plurizentrisch"), mit je eigener Standardkodifizierung; im Falle des Deutschen handelt es sich dabei um nationale Sprachzentren[175] (deshalb „plurinational"). Für das Deutsche werden meist drei „Vollzentren" identifiziert, „Zentren, die unstrittig über einen Binnenkodex verfügen", nämlich Deutschland, Österreich und die Schweiz;[176] daneben gebe es „Halbzentren", wo das nicht der Fall sei (bspw. in Südtirol oder Belgien; AMMON 1995: 96). Ausgegangen wird entsprechend von mindestens „drei gleichwertigen Varietäten des Deutschen, dem deutschen / deutschländischen Deutsch, dem Schweizer und dem österreichischen Standarddeutsch" (DE CILLIA 2006: 51). Unterschieden seien sie voneinander durch je eigene (= unilaterale) Varianten, die Deutschlandismen / Teutonismen, Helvetismen und Austriazismen; daneben gebe es binationale Varianten und regional unmarkierte Sprachformen (AMMON 1995: 99; MUHR 1996: 141–142). Dabei betreffe „die Variation alle linguistischen Ebenen und keineswegs unerhebliche oder nur lexikalische Merkmale" (DE CILLIA 2006: 54).[177] Als Österreichische Standardaussprache bestimmen bspw. SOUKUP / MOOSMÜLLER (2011: 41) i. d. S.

> a „non-dialectal" variety spoken by the educated people from the middle-Bavarian region […][,] meaning that, while it should not show any salient regional features, it does in reality have a middle-Bavarian basis with respect to non-perceptually salient aspects of phonology, phonetics, and prosody.

175 Ausgegangen wird, laut SCHMIDLIN (2011: 31), von der „teilweise nationalstaatliche[n] Gebundenheit der sozialen Kräfte, die bei der Setzung" bzw. Kodifizierung des Standards eine Rolle spielen, etwa Lehrer. Nicht ausgeschlossen werden aber „subnationale Zentren", so AMMON (1995: 95) – vgl. auch MUHR (1996: 142).

176 Vgl. dazu aber DE CILLIA (2006: 54), wenn er bemerkt, dass „sowohl für das ÖD [= Österreichische Deutsch, P.C.V.] als auch das Schweizer Deutsch eine mangelhafte Kodifizierung festzustellen ist". CLYNE (2004: 298) bezeichnet Österreich i. d. S. als *semi-centre*.

177 Vgl. für eine linguistische Beschreibung des Österreichischen Deutschs etwa WIESINGER (2014: 28–74); CLYNE (1995: 31–41).

Eine der Hauptfunktionen dieses Österreichischen Deutschs liege in der „identity construction, particularly in indexing non-German identity“ (SOUKUP / MOOSMÜLLER 2011: 41; vgl. dazu auch REIFFENSTEIN 1982: 14).

Die Gleichwertigkeit der jeweiligen Staatsvarietäten wird seitens der Sprecher allerdings oft nicht (an-)erkannt. Im Falle des Deutschen liege eine „asymmetrische Plurizentrik“ mit einer dominanten Varietät, dem Bundesdeutschen, vor (CLYNE 1995: 21–25; MUHR 2005). Kennzeichnend für eine solche Situation seien „massive inferiority-complexes on the side of speakers of NDV [= non-dominant variety, P.C.V.] whereas speakers of DV [= dominant variety, P.C.V.] have the tendency to consider their norm as the only correct one and any other as ‚dialect‘“ (MUHR 2005: 18; AMMON 1995: 484–487). Auf Einstellungsebene zeigen sich deshalb auch in Österreich „rather vague and ambivalent notions, if any at all, regarding a specifically Austrian standard language usage“ – der eigene Standardgebrauch wird „more often than not equated with speaking dialect“ (SOUKUP / MOOSMÜLLER 2011).[178]

Der plurizentrische bzw. -nationale Ansatz wird aus unterschiedlichen Gründen kritisiert (vgl. zu Kritikpunkten auch SCHMIDLIN 2011: 81–84):

- Problematisiert wird das Konzept der „asymmetrischen Plurizentrik“: Wenn ein Plurizentrismus postuliert wird, „ohne dass dieser in der Wahrnehmung der Sprecher existierte, geschweige denn ein relevanter Faktor im Alltagshandeln wäre“, es zugleich aber „kollektive Vorstellungen von Richtigkeit und Vorbildlichkeit [sind], die Varianten zu standardsprachlichen Varianten machen“, ist dies widersprüchlich (SCHARLOTH 2005: 262). Eine „adäquate Beschreibung standardsprachlicher Normen“ müsse „das Sprachbewusstsein der Sprecher und Schreiber berücksichtigen“ und aus „Sicht der Sprecher gibt es keine Plurizentrizität im Sinne der Linguistik“ (SCHARLOTH 2005: 263–264).
- Hinterfragt wird die Rolle, die Nationalstaaten bei der Ausformung der Standardsprache spielen (NIEHAUS 2015: 138) – vorgeworfen wird, dass es sich um ein „entirely political concept“ handelt (ELSPASS / NIEHAUS 2014: 50), das weniger von sprachwissenschaftlichen Motivationen geleitet sei, als vielmehr von „Distanzierungsbestrebungen aus staatspolitisch opportunen Gründen“ (bspw. der Abgrenzung zwischen Österreich und Deutschland in der Folge des Nationalsozialismus; SCHEURINGER 1990: 39, 1996: 148–149).[179] Letztlich sei „Staatlichkeit“ aber nur eines, und nicht das zentralste Muster, dem die Arealität des Deutschen folgt (SCHEURINGER 1996: 152).
- Problematisiert wird, dass der Plurizentrismus in seiner plurinationalen Lesart einem „mehrfachen Zentralismus“ das Wort rede (SCHEURINGER 1996: 151): „In

178 Ähnliches gilt für die Schweiz, vgl. bspw. SCHARLOTH (2005); ENDER / KAISER (2009: 278). Detailliertere Untersuchungen belegen allerdings auch umgekehrte Einstellungen: vgl. etwa KAISER (2006: 242); MOOSMÜLLER (1991: 18); RANSMAYR / FINK (2014: 46–48).

179 Dass allerdings Nationen eine Rolle bei der Ausformung des Standards spielen, lässt sich durchaus plausibilisieren, etwa über den Einfluss der (national organisierten) Fernseh- und Rundfunkanstalten (HERRGEN 2015: 142) – diese Strukturen werden im 21. Jh. aber immer mehr aufgelöst, da „die entscheidenden Massenmedien sich immer stärker entnationalisieren“, wodurch die Bedeutung „transnationaler Oralisierungsnormen“ zunimmt (HERRGEN 2015: 156).

seinem Grundwort zentrisch suggeriert plurizentrisch Einheitlichkeit. Angewandt auf Staatsgebilde, suggeriert er die Existenz von einheitlichen Varietäten wie österreichisches Deutsch oder bundesdeutsches Deutsch“ (SCHEURINGER 1996: 150; vgl. auch NIEHAUS 2015: 136). Das linguistische Hauptproblem dabei ist, dass aber nur wenige Varianten als tatsächlich nationale infrage kommen:[180] „One can argue that less than two per cent of variation in standard German lexis and pronunciation and even less variation in grammar does hardly make a ‚variety‘“ (ELSPASS / NIEHAUS 2014: 50). Letztlich sind viele vermeintlich nationale Varianten nicht ausschließlich auf ein Staatsgebiet beschränkt und / oder im gesamten Staatsgebiet verbreitet, sondern vielmehr „grenzüberschreitend oder grenzunterschreitend“ (WIESINGER 2010: 229).[181] Ursächlich dafür ist, dass nationale Varianten oft auf dialektalen Unterschieden beruhen (SCHMIDLIN 2011: 85; WIESINGER 2010: 234), die „z. T. noch [von] vor-stammesherzogtümlichen Gegebenheiten“ geprägt sind (SCHEURINGER 1990: 42), wobei „nur in den seltensten Fällen basisdialektale Landschaften in territorialgeschichtlicher Hinsicht kontinuierlich zu modernen oder gegenwärtigen Staatsgebilden führten“ (SCHEURINGER 1990: 41). Das Ansetzen nationaler Standards führte dann dies- und jenseits der Grenze „to the somewhat inconsistent result that variants which are standard in one region are non-standard a few miles away“ (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 111).

Die Ablehnung des plurizentrischen Ansatzes impliziert nicht, dass das Vorhandensein nationaler Varianten abgestritten wird (NIEHAUS 2015: 138) – „[n]ational variation is clearly evident […] in particular between Germany and Switzerland, less between Austria and Germany (Bavaria)“ (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 111).[182] Angesichts der Tatsache, dass die Variation in höheren Gesprächslagen aber vielfach nicht durch nationale Grenzen (alleine) erklärt werden kann, bietet sich der Zugriff über pluriareal konzipierte Gebrauchsstandards an, um die „nicht-realistische regionale Homogenität des Standards zu überwinden“ (BEREND 2005: 145; vgl. auch DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 111; ELSPASS / NIEHAUS 2014: 62).

Unter regionalen Gebrauchsstandards sind dabei

> geographisch definierte Varietäten- und Sprachgebrauchsmuster zu verstehen, die im jeweiligen regionalen Kontext ein entsprechend hohes Prestige tragen und die sowohl im informellen als auch im formellen Sprachgebrauch angemessen sind und akzeptiert werden. Sie weisen auf allen Sprachebenen spezifische regionaltypische Formen auf und unterscheiden sich von Dia-

180 Wobei dies v. a. für lexikalische Unterschiede diskutiert wurde, vgl. SPIEKERMANN (2008: 31); NIEHAUS (2015: 137) – diese Varianten sind dabei meist Teil des „staatsabhängigen Verwaltungswortschatz[es]“ (WIESINGER 2010: 229), dazu kommen Formen im „kulinarischen Bereich“ (ENDER / KAISER 2009: 269).

181 Vgl. auch MOSER (1995: 176), der zeigt, dass bspw. die Kodifizierung des Österreichischen Deutschs von einem „wienerische[n] Monozentrismus“ gekennzeichnet ist, der andere, v. a. westösterreichische Formen marginalisiert.

182 Dies übrigens auch im substandardsprachlichen Bereich – auch hier ist, mit SCHEURINGER (1990: 46), davon auszugehen, dass Staatsgrenzen „potentielle Trennlinie für neue Substandardvarietäten“ sind.

> lekten und Umgangssprachen einerseits und von der kodifizierten Schrift- und Standardsprache andererseits. (BEREND 2005: 143)

Eine solche „Konzeption des Standards als heterogenes und flexibles System" werde „der dynamisierten Sprechrealität gerechter" als die monozentrische Auffassung (KNÖBL 2012: 20). Sie orientiere sich „an situierter Sprachverwendung" und erfasse, woran „sich Interaktionsteilnehmer im Vollzug des Sprechens selbst orientieren". Dabei lasse sie „angesichts der Mannigfaltigkeit der kommunikativen Situationen, für die er taugen muss" „mehr Variation und Flexibilität" im Standard zu. I. d. S. erkenne das Modell an, dass auch der Standard „historisch im Fluss" ist und ein wandelbares „Spektrum von Registern und Realisierungsoptionen" besitzt, dem unscharfe Ränder eignen (DEPPERMANN / HELMER 2013: 113). Letztlich handle es sich beim Standard auch nicht um eine einzelne identifizierbarbare Varietät, vielmehr um das ganze „Spektrum der Varianten, die Muttersprachler als kontextangemessenes Sprechen in unterschiedlichen Gesprächstypen und Registern ansehen" (DEPPERMANN / HELMER 2013: 116).

Der Zugriff auf solche Gebrauchsstandards erfolgt i. a. R. produktionslinguistisch, über den Sprachgebrauch gebildeter Sprecher in formellen Situationen (KLEINER 2014: 277). Dabei spielen zwei Merkmalsklassen eine Rolle, die oftmals vom Standard ausgeklammert wurden: „Sprechsprachliche" einerseits, „regionaltypische" andererseits (BEREND 2005: 149).[183]

Der Verweis auf sprechsprachliche Merkmale rekurriert darauf, dass die Sprachproduktion keine „Aneinanderreihung isolierter Segmente" ist – vielmehr bildet sie ein „Sprechkontinuum" mit entsprechenden realisationsphonetischen Erscheinungen wie Koartikulationen, Assimilationen oder Elisionen (LAMELI 2004: 75–79).[184] Solche Merkmale müssen auch der Standardsprache zugerechnet werden. Sie sind nicht unbedingt regional bedingt, ihr Vorkommen hängt vielmehr an kontextuellen Faktoren wie der Sprechgeschwindigkeit oder der „akzentorientierten Rhythmisierung" im Deutschen, d. h. der Tendenz, Isochronie zwischen Betonungsintervallen herzustellen (KNÖBL 2012: 18; LAMELI 2004: 78–79). Unter sozio-pragmatischen Gesichtspunkten trägt das Vorkommen sprechsprachlicher Merkmale im Sinne „phonostilistische[r] Differenzierungen" zur Konstitution unterschiedlicher Standardregister bei – eine erhöhte Artikulationspräzision, die realisationsphonetische Prozesse hemmt, tritt etwa bei offiziellen / formellen / öffentlichen Situationen auf, aber bspw. auch unter Einfluss medialer Schriftlichkeit (Vorlesen) (KRECH et al. 2010: 98–99; KOHLER 1995: 201–202).

In diesem Zusammenhang ist auch die Variation zwischen starken und schwachen Formen (bzw. Voll- und Reduktionsformen) relevant, da auch diese „an eine allgemein nachlassende Sprechspannung gebunden sind" (KRECH et al. 2010: 114) und als „Informalitätsmarker" fungieren (können) (MÖLLER 2013: 84).[185] Unter

183 Vgl. dazu bereits BELLMANN (1983: 116) und seine Differenzierung zwischen Standardmerkmalen „landschaftlicher Färbung" einerseits und „performanzbedingten Eigenheiten" andererseits.

184 Vgl. ausführlicher zu diesen Merkmalen KOHLER (1995: 201–211).

185 Von MÖLLER (2013: 84) werden Allegroformen aber nicht als Standard-, sondern als „überregionale Nonstandard-Merkmale" angesehen.

schwachen Formen werden (i. a. R. prozesshaft) reduzierte, meist nicht-akzentuierte und schnell gesprochene, oft klitisierte Wortformen verstanden, die rhythmus- und sprachökonomiebedingt in Tonsenken auftreten. Sie kommen v. a. bei „Funktionswörtern" vor, also „Pronomina, Artikel, Formverben, Präpositionen, Konjunktionen und Adverbien", wohingegen „Sinnwörter mit aussagerelevanter Information kaum betroffen" sind (LAMELI 2004: 77). Wie realisationsphonetische Erscheinungen allgemein, sind auch schwache Formen ein Mittel der Registerdifferenzierung – „mit abnehmender Formalität des Sprechstils bei größer werdender Familiarität der Kommunikationssituation werden sie zahlreicher und extremer" (KOHLER 1995: 220). Daneben hat ihr Gebrauch auch eine diatopische Komponente – so sind sie „nicht im gesamten Sprachgebiet gleichermaßen üblich": Während sie in Deutschland „allgemein etabliert" sind, werden in Österreich und „teilweise auch in Mittel- und Süddeutschland" an ihrer statt Varianten verwendet, „die aus dem Dialektformeninventar stammen" (Dudenverlag 2015: 77).

Regionale Merkmale fließen in den Standard aufgrund der in Kapitel 2.2.3 beschriebenen Konvergenzen mit dem Dialekt ein. Daher sind regionale Gebrauchsstandards entsprechend dialektaler Großlandschaften auszudifferenzieren, wobei „die objektive Distanz" dieser Standards „von der kodifizierten Einzelsprache […] unterschiedlich" stark ausgeprägt ist (AUER 2001: 32).[186] BEREND (2005: 163–165) identifiziert vier Gebrauchsstandards für die BRD:

(1) Einen „großräumigen norddeutschen Gebrauchsstandard. Er ist relativ einheitlich und auch relativ nah zum Schriftdeutschen und weist insgesamt keine große Variationsvielfalt auf".
(2) Einen „stabilen, schriftfernen Gebrauchsstandard im Südosten Deutschlands"; er ist im Bundesland Bayern verbreitet und gekennzeichnet durch einen besonderen „Sprachkonservatismus".
(3) Einen „labilen, neuerungsfreudigen Gebrauchsstandard im Südwesten Deutschlands" (v. a. in Baden-Württemberg); ihn kennzeichnet eine spezifische „Kombination einerseits von eigenen und andererseits von außen übernommenen sprachlichen Merkmalen". Festgestellt werden kann dabei eine „Aufnahmefreudigkeit" des Südwestens für standardnähere (und damit in der Regel norddeutsche) Formen".
(4) Einen „regional differenzierten, wenig eigenständigen Gebrauchsstandard in einem Interferenzraum in der südlichen Mitte Deutschlands" – er richtet sich „je nach Merkmal entweder nach der Nordnorm oder nach der Südnorm".

186 Dabei ist zwischen den einzelnen regionalen Gebrauchsstandards ein gemeinsamer „Kern der standarddeutschen Phonologie, der jenseits dieser durchaus variablen Phänomene im gesamten deutschen Sprachraum präsent zu sein scheint", anzunehmen; laut AUER (1997b: 159) „stimmt er wahrscheinlich mit den phonologischen Merkmalen des Deutschen überein, die in der Orthographie repräsentiert sind"; dies zeige die „schriftsprachliche Wirkungsweise des deutschen Standards". Unterschiede zwischen den Gebrauchsstandards würden sich dann etwa auf „Aspiration, *r*-Vokalisierung, Verwendung des Glottalverschlusslautes" etc. beschränken. Die bei BEREND (2005) diskutierten Merkmale gehen jedoch weit darüber hinaus und betreffen auch die phonologische Struktur.

Soziopragmatisch eignet sich der Gebrauch solcher Regionalstandards „zur großflächigen Darstellung regionaler Identitäten (v. a. im Sinne von landsmannschaftlicher Zugehörigkeit)“ (AUER 2001: 32).

Neben sprechsprachlichen und regionalen Merkmalen sieht SPIEKERMANN (2008: 48–49) „Hyperformen“ als drittes Merkmal des Gebrauchsstandards an. Solche von der Kodifizierung abweichenden Realisierungen treten gerade bei intendierter Standardsprache auf, wobei sie auf „Systemkontraste[n]“ beruhen (wodurch sie wichtige „Hinweise auf Systemgrenzen“ sind). Hyperkorrekturen entstehen durch die „Generalisierung abgeleiteter Korrespondenzregeln“ zwischen dialektalen und standardsprachlichen Strukturen und folgen meist dem „Bildungsmuster der falschen Analogie“ (LENZ 2003: 215, allgemein 206–217). Sie können aber auch aus dem Einfluss der Schriftlichkeit resultieren (AUER 2005: 15).

Auch das Konzept pluriarealer Gebrauchsstandards wurde kritisiert:

- Bei einem solchem Standardbegriff sei „eine eindeutige Trennung zwischen gesprochener Standardsprache und Regionalsprachen problembehaftet“ (LAMELI 2010: 39). Dies betreffe besonders die Bestimmung des Standards über ein rein produktions- bzw. korpuslinguistisches Vorgehen – sei es doch so, dass in den jeweiligen „Standardsituationen“ Strukturen produziert werden, die „durchaus regionalsprachlich bestimmt sein können und als Standard nicht akzeptiert werden“; gefordert wird daher, die „produktionslinguistisch ermittelten Varianten einem Perzeptionstest zu unterziehen“, wobei solche Tests, wie oben angeführt, i. a. R. einen Monozentrismus stützen (HERRGEN 2015: 144; vgl. auch LAMELI 2004: 35; SCHMIDT / HERRGEN 2011: 352).
- Problematisch sei auch, dass der Unterschied zwischen einem intendierten Standard und dem Standard selbst verlorengehe. KEHREIN (2012: 29–30) etwa betont, es gebe zwar durchaus „eine von Sprechern bewusst verwendete und wegen der individuellen Interpretation der Kommunikationssituation an der Standardsprache orientierte Sprechweise“, die unterschiedlich stark vom Dialekt beeinflusst sei – dabei handle es sich allerdings zunächst nur um ein „individuell-subjektives Konzept“; es könne „individuell-subjektiv“, aber auch „kollektiv-intersubjektiv“ anerkannt sein als „Prestigesprechweise“; allerdings spricht KEHREIN (2012: 30) dieser Sprachform den Terminus „Standard“ ab – „da dieser zur Bezeichnung eines Gegenstands im objektsprachlichen Bereich benötigt wird, nämlich zur Bezeichnung einer sprachlichen Varietät“ – diese sei nach „linguistischen Kriterien [zu] bestimmen“ und von anderen Varietäten abzugrenzen und dann erst sekundär über den Einbezug von Laienbeurteilungen als „bestes Hochdeutsch“, d. h. Standardsprache zu validieren (KEHREIN 2012: 32).

Dieser Einwände zum Trotz wird in der vorliegenden Arbeit (zunächst) vom Konzept eines ‚Gebrauchsstandards‘ ausgegangen – gerade, weil die von den Sprechern intendierten Sprechweisen im Fokus stehen, erlaubt es am ehesten, variative Orientierungen realitätsnah nachzuzeichnen. Dass dabei erhebliche Abgrenzungsprobleme zum Nonstandard in Kauf genommen werden müssen, wird die Analyse in Kapitel 3.4 allerdings auch zeigen.

2.2.5 Der Raum zwischen Dialekt und Standard

Der Dialekt-Standard-Bereich lässt sich im Rahmen des sogenannten „Pyramidenmodells“ konzeptualisieren (AUER 1997b: 13): An der Spitze der Dialekt-Standard-Pyramide steht dabei der Standard, während die untere Linie von den Dialekten gebildet wird; symbolisiert wird damit die (idealisierte) Einheitlichkeit des Standards und die relative Verschiedenheit der Dialekte; zugleich wird die Distanz zwischen den Dialekten und der Standardsprache in Bezug auf die Sprachstruktur und das Prestige versinnbildlicht – das höhere (offene) Prestige des Standards wird dabei durch die Positionierung an der Spitze ausgedrückt.

Wie in Kapitel 2.2.3 diskutiert, führt der Prozess der Entdiglossierung zur Deliteralisierung und Regionalisierung des Standards; dadurch kommt es zur „Abflachung“ der Pyramide von oben herab. Am anderen Ende betrifft die Entdiglossierung aber auch die Dialekte im Sinne eines Dialektabbaus; unmittelbar davon betroffen sind zunächst die sogenannten „Basisdialekte“, die das traditionell „unterste“ Ende des Dialekt- / Standardbereichs bilden. Es handelt sich dabei um

> diatopisch (am kleinräumigsten, „ortstypisch“), diastratisch (unterste [?] oder „bodenständigste“, d. h. in ihren Lebensinteressen überwiegend auf den Aufnahmeort konzentrierte Sozialschicht), diaphasisch (älteste oder zumindest ältere Bevölkerungsgruppe [?]) und diasituativ (Sprache engerer Vertrautheit bis Familiensprache) eingrenzbare Entitäten. (SCHEURINGER 1990: 26)

Die Basisdialekte sind das primäre Untersuchungsobjekt der klassischen Dialektologie.[187] Durch den Dialektabbau stellt ihr Gebrauch vielerorts aber wohl nur mehr die Ausnahme dar (SCHEURINGER 1990: 30). An ihrer statt werden großräumigere Orts- bzw. Regionaldialekte verwendet, die auf der Aufgabe lokalster Formen[188] durch horizontalen, aber auch vertikalen Ausgleich beruhen – wobei vertikale und horizontale Ausgleichserscheinungen verbunden sind, schließlich nähern sich Dialekte, die sich jeweils dem Standard annähern, auch einander an (AUER 1997b: 131).

„[D]ialect-to-standard advergence“ ist der wichtigste Prozess „in regional formation“ (AUER 2005: 25), allerdings nicht der einzige:[189] Eine bedeutsame Rolle

187 Wobei sich die Basisdialekte (zumindest rezent) vielfach als „linguistisches Konstrukt“ bzw. allenfalls als „Protosystem“ erweisen (LENZ 2003: 36). Erhoben werden sie i. a. R. über direkte / indirekte Fragebuchbefragungen streng ausgewählter Probanden (mittels Eingrenzung auf sogenannte NORMs / NORFs = non-mobile, old, rural males / females); die Ergebnisse werden dann i. a. R. in Ortsmonografien oder Dialektatlanten festgehalten (STEINER 1994: 61–62). Systematisch ausgeblendet wird dabei die Variabilität im dialektalen Bereich und, wie STEINER (1994: 61) kritisiert, wurde / wird auch der „Veränderlichkeit des Basisdialekts und damit zusammenhängend seiner Relativität“ häufig zu wenig Beachtung geschenkt. Gerade bei Untersuchungen vom Beginn und aus der Mitte des letzten Jahrhunderts stellt sich zudem „die Frage nach der synchronen Validität“ – anzunehmen ist, dass „bestimmte Wörterbuchvarianten“ nicht mehr zum Bestand heutiger (Basis-)Dialekte gehören.

188 Dabei können aber sehr wohl „lexikalische Schibboleths“ bewahrt werden, die es den Sprechern erlauben, auch kleinsträumige „lokale Identität[en] zur Schau zu stellen“ (AUER 2001: 34).

189 Möglich ist aber auch, wie LENZ (2003: 21) bemerkt, dass ganz „neue Form[en]“ entstehen, „die weder in der Empfänger- noch in der Sprechervarietät enthalten waren“ (d. h. in den Dialekten bzw. im Standard).

spielt auch die Ausbreitung von „vorbildhaften und höher bewerteten meist städtischen Varianten“ (SCHEURINGER 1990: 34; AUER 2001: 34–35, 2005: 25), die durch ihre „sozial herausgehobene Funktion“ eine „überdachende Wirkung gegenüber den ländlichen Dialekten“ haben (BELLMANN 1983: 107). Durch solche Prozesse von vertikalem, aber auch horizontalem Kontakt „füllt“ sich die Fläche der Pyramide und ein „mittlerer Bereich“ entsteht – dies gilt v. a. für den Süden und z. T. auch die Mitte des deutschen Sprachgebietes, wo noch Dialekte in Gebrauch sind (LÖFFLER 2000: 2042–2044). Umstritten ist, wie der Zwischenbereich von Dialekt und Standard am besten zu modellieren ist.

Weit verbreitet sind sogenannte „Schichtenmodelle“ (KNÖBL 2012: 41),[190] häufig geleitet von der „Vorstellung einer Dreiteilung Dialekte / Volkssprachen – Umgangssprachen / Regionalsprachen – Hochsprache / Standardsprache“ (SPIEKERMANN 2008: 37). Die Umgangssprachen werden dabei als Zwischenschichten konzipiert, die „Elemente aus beiden Varietätentypen“ (Dialekt und Standard) beinhalten (MIHM 2000: 2107; MARTIN 1996: 129).

Umgangssprachen seien dabei, wie andere Varietäten auch, an gewisse Kontexte gebunden – gerade bei ihnen zeige sich die „Umstrukturierung von einem System räumlich gebundener zu einem System situativ und sozial gebundener Kommunikationsmittel“ (MIHM 2000: 2107). DITTMAR (2004: 251) betont allerdings, bei der Umgangssprache seien aufgrund ihrer primär „ausgleichenden Funktion“ die „diastratischen, diaphasischen und diatopischen Differenzierungen weitgehend neutralisiert“, wenn auch „dem diatopischen Aspekt größeres Gewicht zu[kommt] als dem diastratischen und diaphasischen“. Da die Umgangssprache im Vergleich zum Dialekt durch ein höheres Maß an Verständlichkeit gekennzeichnet sei, übernehme sie oft eine „verkehrssprachliche Funktion“ (DITTMAR 2004: 251). Diese Ansicht legt auch die Untersuchung von STEINEGGER (1998: 114) nahe: Die Umgangssprache erweise sich als „relativ neutrale Sprechweise“ mit einer „geringen sozialen Markierung“, die „in allen Kommunikationssituationen wenigstens toleriert wird“; sie biete sich als Art „Ausweichvarietät“ „den Sprechern von Dialekt und Hochdeutsch in jenen Situationen an[bietet], in denen ein Festhalten an der eigenen Sprachlage zu sozialen Sanktionen führen würde“. Verwendet werde sie in jenem „halboffiziellen“ Bereich, „wo auf Grund der sozialen Umgangsformen keine klare Entscheidung gefordert und weder ein überwiegendes Nah- noch Distanzverhältnis gegeben ist“.

Was die Einstellungsebene anbelangt, so gebe es zwar „bei den meisten Sprachnützern“, nicht zuletzt aufgrund sprachpuristischer Ideale, negative Einstellungen dem mittleren Bereich gegenüber, der als „Sprachverfall“ apostrophiert wird, der „zum Verschwinden der alten Grunddialekte führt und damit Sprachformen zerstört“ (AUER 2001: 27) – nichtsdestotrotz habe die Wahl von Formen aus dem mittleren Bereich auch eine spezifische soziosymbolische Funktion

190 Bekannt ist das Schichtenmodell von WIESINGER (2014: 84), das von einer „Polyglossie“ für Österreich ausgeht. Vgl. zur Kritik am Modell bspw. SCHEUTZ (1999: 106–108); MARTIN (1996: 134–135).

> by enabling their user to act out, in the appropriate contexts, an identity which could not be symbolized through the base dialects (which may have rural, backwardish or non-educated connotations) nor through the national standard (which may smack of formality and unnaturalness and / or be unable to express regional affiliation). (AUER 2005: 23)

In Nord- und Mitteldeutschland, wo Dialekte kaum noch beherrscht werden, haben die Umgangssprachen als vertikal tiefste Schichten überhaupt „die ehemals von den Dialekten getragene Funktion als regionale Identitätsmarker übernommen" (PLEWNIA / ROTHE 2012: 11). Die Ausformung und die Nähe der Umgangssprachen zu Dialekt und Standard sei regional unterschiedlich (MIHM 2000: 2107–2108):

- In Nord- und Mitteldeutschland nehme in den Städten, aber auch vielen ländlichen Regionen, „der Standard in der mündlichen Kommunikation die dominante Stellung ein" – hier „grenzen Standard und Umgangssprache ohne Trennungslinie aneinander, während zu den Dialekten ein deutlicher Abstand besteht"; vielfach seien dort auch „keine Dialekte mehr greifbar".
- Dagegen seien „in Westmittel- und Süddeutschland sowie in Österreich […] die Basisdialekte im alltäglichen Gebrauch geblieben, während gleichzeitig dem gesprochenen Standard ein wichtiger Anteil an der formellen Kommunikation zukommt". Die Umgangssprache fungiere als „Medium der gehobenen und überörtlichen Kommunikation", gehe aber mehr oder weniger kontinuierlich sowohl in den Standard als auch in den Dialekt über.
- Aufgrund ihrer medialen Diglossie sei die Schweiz ein Sonderfall, hier „kommt dem gesprochenen Standard nur eine unbedeutende Position zu". Verwendet werden im mündlichen Bereich fast nur die Basisdialekte sowie standardferne „landschaftliche[n] Ausgleichssprachen".

Das Schichtenmodell wurde aus einer Reihe von Gründen kritisiert:

- Einerseits sei es eine „grobe Vereinfachung", den sprachlichen Bereich auf „drei Hauptvarietäten" zu beschränken. Sowohl „im dialektnahen als auch im standardnahen Bereich" sei von einer weitaus größeren Vielfalt auszugehen (SPIEKERMANN 2008: 39).[191] Vielfach werden daher statt einer Umgangssprache zwischen Dialekt und Standard noch weitere „diskrete sprachliche Strata" angesetzt (DURRELL 1998: 19). Wie allerdings MIHM (2000: 2108) bemerkt, legen solche „sehr differenzierten Gliederungssysteme […] zumindest für einige Orte die Annahme eines kontinuierlichen Variationsraumes […] nahe" (vgl. auch MARTIN 1996: 134).
- Die in den Modellen oft angenommene „Diskretheit und Homogenität" der Schichten (KNÖBL 2012: 42) lasse sich empirisch nicht halten; wenn nun aber die „‚Umgangssprache' im Vergleich zu den anderen Varietäten sehr heterogen und labil ist" (DURRELL 1998: 18) und insgesamt von „fehlender Abgrenzbar-

191 So ist nach der Plausibilität des dreischichtigen Modells zu fragen, wenn der mittlere Bereich aus dem Dialekt- / Standard-Kontakt entstanden sein soll: Vorderhand wäre von vier Varietäten auszugehen, neben Dialekt und Standard von einem standardbeeinflussten Dialekt und einem dialektbeeinflussten Standard (MÖLLER 2013: 31).

keit“ gekennzeichnet (BELLMANN 1983: 118), steht der Varietätenstatus überhaupt infrage (GILLES 2003: 198; SCHEUTZ 1999: 124).

– Umstritten ist, inwiefern es sich bei den Schichten um Teilnehmerkategorien handelt: LENZ (2003: 33) bemerkt, dass Sprecher nicht von einem Kontinuum ausgehen, sondern „häufig klare Vorstellungen eines strukturierten Varietätenspektrums“ haben (ähnlich DE CILLIA 2018: 70; ENDER / KAISER 2009: 270). STEINEGGER (1998: 33) geht davon aus, dass zumindest in Österreich „eine Dreiteilung in Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache auch im Bewußtsein der meisten Gewährspersonen verankert ist“ (vgl. auch MARTIN 1996: 129). Demgegenüber meinen PLEWNIA / ROTHE (2012: 9), dass die „meisten Sprachteilnehmer […] sich d[es] mittleren Bereichs – besonders der weiteren graduellen Untergliederung desselben – nur bedingt bewusst“ sind, v. a. „verfügen [sie] über keine klaren Termini zur Beschreibung desselben“. Auch DURRELL (1998: 20) konstatiert, dass Sprecher oft keine „klare Vorstellung“ von einer Umgangssprache haben, was auch „auf das Fehlen einer geläufigen Bezeichnung für diese Varietät in der Alltagssprache zurückzuführen“ sei; es gebe bei Laien in Bezug auf die Umgangssprache oftmals eine „terminologische[n] und begriffliche[n] Verwirrung“ und „typischerweise [wird] etwas anderes unter diesem Terminus“ verstanden, nämlich eine gewisse „Stilschicht“ bzw. die „Alltagssprache“ (DURRELL 1998: 18; vgl. auch MUNSKE 1983: 1002).[192] Unter regionalen Gesichtspunkten indes haben „die Sprachteilhaber“ nur die „Perzeption von zwei autonomen sprachlichen Gegenpolen […], die sie als ‚Hochdeutsch‘ und ‚Dialekt‘ bezeichnen“ (DURRELL 1998: 27; MÖLLER 2013: 46; DAVIES 1995: 19, 21–22).
– Problematisch sei die empirische Fundierung vieler Schichtenmodelle (MÖLLER 2013: 32–33; SCHEUTZ 1999: 106) – sie seien vielfach „empiriefern gesetzt“ und basieren rein „auf Intuition […] bzw. auf konstruierten Beispielsätzen und Tests“ (KNÖBL 2012: 42). Nur in den seltensten Fällen werden die „Kriterien für die Zuschreibung einzelner Variablen zu einer der Stufen in der vorausgesetzten Hierarchie […] völlig explizit“ (DURRELL 1998: 19).

Aus den genannten Gründen wird angenommen, „daß das Postulat einer geregelten Hierarchie von diskreten Varietäten kein adäquates Modell der sprachlichen Gegebenheiten“ insbesondere „in Ober- und Mitteldeutschland darstellt“ (DURRELL 1998: 20). Stattdessen müsse „das sprachliche Spektrum zwischen den Polen von Standardsprache und Mundart als eine einheitliche Variationsstruktur angesehen“ werden (DURRELL 1998: 22), als „Diaglossie“ bzw. „Dialekt/Standard-Kontinuum“ (BELLMANN 1983: 123) ohne „systematisch identifizierbare autonome Zwischenstufen“ (DURRELL 1998: 27). Gekennzeichnet ist die Diaglossie durch eine „pragmatische und formale Dimension“ – sie betrifft also die „Situation-Varietäten-

192 Jedoch ist der Begriff ‚Alltagssprache‘ von dem der Umgangssprache zu differenzieren. Alltagssprache, verstanden als Sprache in der „Sphäre des Privaten“ (ELSPASS 2010: 419), „manifestiert sich“ zwar „eher in regionalsprachlichen Varietäten als in den nationalen und regionalen Standardvarietäten“, allerdings kann ELSPASS (2010: 420–421) folgend „Alltagsdeutsch im gesamten Spektrum der Varietäten des Deutschen stattfinden“.

Zuordnung“ und „die Struktur und Abgrenzbarkeit der linguistischen Varietäten an sich“ (KNÖBL 2012: 45):

Unter pragmatischen Gesichtspunkten korreliert in der Diaglossie das „standard-dialect continuum […] with a formality-informality continuum of social situations“ (DEPPERMANN / KLEINER / KNÖBL 2013: 89) – je formeller Situationen sind, desto näher wird ein Sprecher dem standardnahen Pol seines Repertoires kommen und vice versa in informellen Situationen.[193] Dies geht „ohne Bruch“ vor sich, d. h. „bloß durch den Wechsel eines oder mehrerer Merkmale“ (REIFFENSTEIN 1982: 14; MARTIN 1996: 138), wobei nicht nur das kategorische (Nicht-)Vorkommen, sondern auch spezifische Häufigkeitsverteilungen von Strukturen von Relevanz sind. Letztlich ist ein zentrales Merkmal des Substandards gerade diese „Variabilität seiner durch Interferenzen zustande kommenden Varianten“, weshalb Sprecher über eine „Skala von Varianten [verfügen], die weniger situationstypischen Status einnehmen als vielmehr situationstypisch verteilt sind“ (LENZ 2003: 33).

Situationsintern macht sich die Diaglossie in „Code-Shifting“ bemerkbar. Dabei verschieben Sprecher „innerhalb einer Episode über eine Sequenz von Äußerungen hinweg auf d[e]m Kontinuum den Dialektalisierungsgrad“, was „funktional sein“ kann (AUER 1986: 119). Im Unterschied zum Code-Switching mit einem abrupten Wechsel zwischen Codes, erzeugen also hier „allmähliche Übergänge von standardnäherer zu dialektnäherer Sprechweise“ (bzw. umgekehrt) konversationelle Funktionen (AUER 1986: 97–98).

In sprachstruktureller Hinsicht ist die Diaglossie gekennzeichnet durch eine spezifische „Mischung von Formen aus den beiden polnahen Bereichen des Kontinuums“ (KNÖBL 2012: 45). Diese Mischung wird meist als geordnete konzipiert (MÖLLER 2013: 43) – ausgehend vom Standardpol des Kontinuums zeigt sich, dass „jedes Dialektmerkmal den frühesten Einsatzpunkt […] an anderer Stelle des Kontinuums hat“ (BELLMANN 1983: 114) und dann eine Phase der Variabilität durchläuft. Der diaglossische Variationsraum ist sonach v. a. gekennzeichnet „durch spezifische Anwendungswahrscheinlichkeiten von Regeln“ (SCHEUTZ 1999: 124). Varianten lassen sich dabei „anhand ihrer Abbauresistenz bzw. ihrer Veränderungssensitivität“ hierarchisieren (LENZ 2003: 186), wobei „one-sided restrictions of co-occurrence“ bestehen (AUER 1997a: 10, 2005: 22; SCHEUTZ 1999: 124–128).[194] Wortintern, aber auch wortübergreifend korreliert hierbei die Verwendung gewisser Dialektvarianten mit anderen Dialektvarianten (bzw. gewisser Standardvarianten mit anderen Standardvarianten), aber nicht umgekehrt (AUER 1986: 107, 109; MARTIN 1996: 136–138; MÖLLER 2013: 62–64). Diese Kookkurrenzrestriktionen

193 Daneben gilt LÖFFLER (2000: 2044) folgend: „je nahestehender (familiärer) das Gegenüber, desto dialektaler und je weiter entfernt stehend oder von weiter her kommend, desto standardnäher“; vgl. allerdings MÖLLER (2013: 40) zur Problematik, das Kontinuummodell mit mehreren außersprachlichen Faktoren, die die Variation steuern, in Einklang zu bringen; vgl. auch MÖLLER (2013: 40) für weitere konzeptionelle Probleme des Kontinuumsmodells.

194 Die Analyse von Kookkurrenzregularitäten ist i. d. S. ein wichtiges Kriterium für die Entscheidung, ob es eine Umgangssprache oder ein Dialekt-Standard-Kontinuum gibt; vgl. etwa AUER (1997a: 92).

können als „evidence for ‚stronger' and ‚weaker' dialectal forms" (AUER 1997a: 81) und entsprechender „hierarchical relationships between variables" gewertet werden (AUER 1997a: 83). Sie konstituieren sich über „Bewertungsskalen" nach unterschiedlichen „Kriterien für die Selektion der […] Varianten" (BELLMANN 1983: 114).[195] LENZ (2003: 193–203) bestimmt als solche Kriterien:

- Arealität: Diese sei v. a. für die Extremtypen relevant – sehr kleinräumige Varianten werden rascher abgebaut, stärker großräumige hingegen seien resistenter. Neben dem tatsächlichen Geltungsbereich von Varianten spielt der wahrgenommene Verbreitungsgrad eine Rolle.
- Systembereich: Es zeige sich eine „deutlich größere Stabilität für die konsonantischen Phänomene als für die vokalischen" (LENZ 2003: 194; vgl. auch MACHA 1991: 137).
- Lexikalische Diffusion: Es werden „substandardsprachliche[n] Varianten […] in bestimmten lexikalischen Kontexten häufiger und damit ‚schneller' durch standardsprachliche Varianten bzw. durch andere substandardsprachliche Varianten ersetzt" (LENZ 2003: 195).
- Diasystematizität: Es seien Varianten, „wenn die Transformation aus ihrem System in die Standardvarietät lexikalische Information benötigt", stabiler; hingegen fördere „die Existenz einer bijektiven Abbildung […] gegenseitige Konvergenz" (LENZ 2003: 196).[196]
- Dazu kommen weitere „subjektive Kriterien", etwa die „perzeptive Wahrnehmung" von Merkmalen, ihre Auffälligkeit und Bewusstheit (auch die Metakommunikation über Merkmale) sowie die Kontrollierbarkeit der Varianten (was sich bspw. im Einsatz von CS zeigt).

Allerdings ist zu betonen, dass diese Kriterien allenfalls Tendenzen der Variantenselektion aufzeigen können – die konkrete Wahl hängt weniger an „allgemeingültigen linguistischen oder lernpsychologischen Gründen", vielmehr an subjektiven Interpretationen / Bewertungen in einer jeweiligen Sprechergemeinschaft (MIHM 2000: 2109).

Abschließend ist zu vermerken, dass die Frage, welches der beiden Modelle zutrifft, nicht theoretisch beantwortet werden kann – es bedarf eines empirischen Vorgehens (AUER 1986: 97), bei dem „für jede Untersuchungsregion im Einzelfall entschieden" wird, welche Repertoiretypen es gibt (LENZ 2003: 33). Nur so kann das „empirische Defizit", das durch die Vernachlässigung der Vertikalen im Rahmen der klassischen Dialektologie entstanden ist, behoben werden (LAMELI 2004: 45).

195 Vgl. auch AUER (1986: 106–109); MUNSKE (1983: 1006–1009). Eine frühe Hierarchisierung von Merkmalen hat SCHIRMUNSKI (2010: 63–64) durch die zwischen primären und sekundären Dialektmerkmalen geleistet. Ersteres bezeichnet die „krassesten und deutlichsten" Dialektstrukturen, die bei „der Wechselwirkung zwischen Mundart und nationaler Norm" aufgegeben werden. Hingegen bleiben „als lokale Eigenheiten die weniger bedeutenden Abweichungen von der Norm", d. h. die sekundären Merkmale, länger bestehen. Vgl. ausführlicher, auch zur Kritik SCHEURINGER (1990: 62–67); LENZ (2003: 21–29); AUER / BARDEN / GROSSKOPF (1998: 164–165).

196 Vgl. dazu bereits BELLMANN (1983: 119); vgl. zur Frage auch SCHEUTZ (1985b: 28–30, 244–252); AUER / BARDEN / GROSSKOPF (1998: 182).

Studien, die seither durchgeführt wurden, liefern unterschiedliche Befunde (MÖLLER 2013: 42–43)[197] – diese können u. a. auf regionale Verschiedenheiten in den Repertoires zurückgeführt werden. Vermutet werden

> im Süden eher Kontinua, im mitteldeutschen und ganz sicher im niederdeutschen Raum, soweit dort noch Dialekt / Niederdeutsch gesprochen wird, eher deutlich geschiedene Varietäten. In manchen Gegenden ist der standardnächste Pol des Kontinuums recht weit von der kodifizierten Nationalsprache […] entfernt, er reicht aber bis in die Grunddialekte, in anderen Gebieten liegt er mehr am Standardpol und umfasst auf der Dialektseite nicht mehr als großräumige regionale Ausgleichsdialekte. (AUER 2001: 30)

Dass jedoch auch widersprüchliche Befunde zu identischen Variationsräumen bestehen, kann mit unterschiedlichen Operationalisierungen und / oder Datenquellen zusammenhängen – aufgrund der „methodischen Unterschiedlichkeit[en]" der jeweils durchgeführten Studien ist eine „Vergleichbarkeit der Ergebnisse nicht grundsätzlich gegeben" (LAMELI 2004: 45–46). Fraglich ist, „inwieweit die mit Methode X erhobenen sprachlichen Daten von Informant Y in Situation Z mit den aufgrund von Methode X' erhobenen sprachlichen Daten von Informant Y' in Situation Z' vergleichbar sind" (LAMELI 2004: 47). Sprecherbezogene innerregionale Unterschiede müssen aber nicht unbedingt ein methodisches Artefakt sein: So „ist die Struktur eines individuellen Repertoires an sprachlichen Ausdrucksmitteln sicherlich auch von soziodemografischen Faktoren wie (immer noch!) Stadt-Land-Herkunft, Alter, Geschlecht und beruflicher Mobilität beeinflusst" (AUER 2001: 30). Hinzu kommt, dass gerade aufgrund „einer allgemeinen Tendenz zu individualisierten Biographien als Folge erhöhter sozialer und geographischer Mobilität […] das individuelle Sprachverhalten auch im deutschsprachigen Raum immer flexibler und komplexer" wird (BÜRKLI 1999: 12); „Isoglossen" seien daher „immer weniger in der geographischen Landschaft anzusiedeln […], sondern vielmehr durch die einzelnen SprecherInnen hindurchzuführen" (BÜRKLI 1999: 13). I. d. S. wäre der Dialekt-Standard-Bereich nicht nur „in jeder Ortschaft", sondern auch bei „jedem einzelnen Sprachteilhaber […] anders gestaltet" (DURRELL 1998: 20).[198]

197 Einige legen eine Schichtung der Repertoires nahe – etwa LENZ (2003) für das Westmitteldeutsche (in Wittlich); andere ein sprachliches Kontinuum – etwa AUER (1986) für das Bairische in Oberbayern, MARTIN (1996) für Wien oder SCHEUTZ (1999) für Oberösterreich; andere beobachten weiterhin bestehende diglossische Verhältnisse – etwa KNÖBL (2012) für das Schwäbische oder KEHREIN (2012: 207–208, 260–261) für das Bairische wie das Hochalemannische; bisweilen werden auch Kombinationen einzelner Modelle vorgeschlagen; etwa bei MÖLLER (2013: 241) für das Ripuarische oder VERGEINER (2019) für das Repertoire einer mittelbairischen Sprecherin.

198 Empirische Befunde dazu liefern etwa ENDER / KAISER (2014): Sie zeigen, dass es alemannische (Vorarlberger) Sprecher gibt, die ein diglossisches Repertoire aufweisen, aber auch solche, deren Sprachverwendung eher diaglossisch zu sein scheint; auch bei bairischen Probanden stellen sie beide Typen fest – ENDER / KAISER (2014: 145) folgern daraus, es sollte „mehr Bedacht auf die Unterscheidung zwischen kollektiver und individueller Sprachvariation" gelegt werden. Zugleich betonen ENDER / KAISER (2014: 145) den Unterschied „zwischen tatsächlicher und wahrgenommener Sprachverwendung": So nehmen Vorarlberger ihr Sprachrepertoire dominant diglossisch wahr, dies entspreche aber nicht der Sprachwirklichkeit, in der sehr wohl ein „mittlerer" Bereich auftritt.

2.2.6 Zusammenschau

Dieser Abschnitt hat wesentliche Aspekte der IM, schwerpunktmäßig für den deutschsprachigen Raum und die Dialekt- / Standardvariation (besonders im Bereich Aussprache), besprochen. Zentral ist:

- IM rekurriert auf die Variation innerhalb einer Sprache und die variablen Realisierungen form- oder funktionsgleicher Strukturen, d. h. Varianten. Diese lassen sich zu Variablen bündeln. Das Erscheinen von Varianten ist i. a. R. abhängig von inner- und außersprachlichen Kontexten. Häufig korreliert das Auftreten von Varianten mehrerer Variablen mit demselben Kontext, diese Varianten kovariieren. Werden Varianten nur wechselseitig miteinander kombiniert, spricht man von (bidirektionalen) Kookkurrenzen. Kovariierende und kookkurrierende Varianten lassen sich zu Varietäten verbinden. Solche Varietäten sind nie vollständig homogen oder distinkt, vielmehr handelt es sich um Verdichtungen von mehr oder weniger zentralen Merkmalen.
- Dialekt und Standard sind die beiden zentralen Varietäten im Raum; neben ihren arealen Unterschieden (Dialekt als klein(st)-, Standard als groß- / größträumige Sprechweise) eignen ihnen auch weitere prototypische Merkmale, sowohl was ihre Sprecher und Verwendung, als auch ihre Vermittlung, Medialität und Normiertheit / Kodifiziertheit betrifft. Große Differenzen bestehen nicht zuletzt in der Laiensicht auf beide Varietäten (bspw. den Einstellungen oder der Status- / Prestigezuweisung).
- Dialekte sind sprachhistorisch primär; die Standardsprache dagegen ist das Produkt eines komplexen Prozesses – im Deutschen vollzieht er sich im Laufe der gesamten Neuzeit. Er führt zu einer Vertikalisierung der Sprachlandschaft mit dem Standard als neuer Spitze nunmehr „überdachter“ Dialekte. Im Verlauf dieses Prozesses verändern die Dialekte und der Standard ihre Formen und Funktionen: Destandardisierung, Dialektabbau und die Ausbildung eines mittleren Bereichs sind vielfach beobachtete Folgen.
- Die Kodifizierung der deutschen Standardaussprache Anfang des 20. Jhs. sieht grundsätzlich einen Standard für den gesamten deutschen Sprachraum vor. Diese monozentrische Sichtweise ist umstritten. Zwar dürfte die an den bundesdeutschen Kodizes orientierte Norm den Bezugspunkt für gewisse Standardvorstellungen und -einschätzungen bilden, in der tatsächlichen Sprachproduktion nicht-professioneller Sprecher scheint es aber (auch) andere Orientierungsgrößen zu geben. Vertreter der Plurizentrik betonen hierfür die Rolle jeweils eigener nationaler Oralisierungsnormen, die Anhänger der Pluriarealität machen hingegen kleinräumigere Unterschiede stark. Beschrieben werden von ihnen Gebrauchsstandards anhand des tatsächlichen Sprachverhaltens gebildeter, nicht-professioneller Sprecher in formellen Situationen; diese Gebrauchsstandards kennzeichnen jeweils spezifisch regionale, aber auch überregional-sprechsprachliche Merkmale.
- Prinzipiell unterschiedlich konzipiert wird auch der mittlere Bereich zwischen Dialekt und Standard. Durch Konvergenzen beider Varietäten kommt es zur

Merkmalsmischung. Die Einen folgern daraus die Entstehung einer eigenen Sprachschicht, einer Umgangssprache; als Ausgleichsvarietät eignen ihr spezifische sprachliche Strukturen und eigenständige diaphasische / diastratische Verwendungsbedingungen. Vielfach wird die Existenz einer solchen diskreten Sprachform aber bestritten: Der Bereich zwischen Dialekt und Standard erweise sich vielmehr als Kontinuum, geordnet durch uni-direktionale Kookkurrenzrestriktionen und spezifische Merkmalshierarchien. Empirische Untersuchungen liefern Evidenzen für das Bestehen beider Repertoiretypen (und zusätzlich für diglossische Repertoires). Das spiegelt zum einen regionale Differenzen innerhalb des Deutschen wider, kann aber auch auf unterschiedliche Methoden / Daten zurückgeführt werden. Nicht zuletzt ist auch davon auszugehen, dass innerhalb ein und derselben Region verschiedene Sprecher unterschiedliche Repertoires besitzen.

3 ANALYSE

In diesem Abschnitt soll die Datenanalyse erfolgen; entsprechend der Hinweise in Kapitel 2.1.3 werden hierzu Befragungs- mit Beobachtungsdaten trianguliert. Das untersuchte Korpus besteht aus (a) Fragebögen, (b) Interviews und (c) Sprachgebrauchsaufnahmen – bei (a) erfolgt eine quantitativ-statistische Auswertung (Kapitel 3.2), bei (b) eine Inhaltsanalyse (Kapitel 3.3) und bei (c) eine Variablenanalyse (Kapitel 3.4). Diese Untersuchungsmethoden, das Datenmaterial sowie das Untersuchungssetting werden in Kapitel 3.1 ausführlich dargestellt.

3.1 DATEN UND METHODE

In Kapitel 2.1.3 wurde für die empirische Untersuchung von Sprachnormen plädiert; diesem Plädoyer entsprechend fußt diese Arbeit auf der Analyse eines breit angelegten Datenkorpus, das im Rahmen des Projekts VAMUS zur Paris-Lodron Universität Salzburg (= PLUS) erhoben wurde. Das Korpus, das Projekt- sowie das Untersuchungsumfeld werden in Abschnitt 3.1.1 näher beschrieben. Anschließend werden die Methoden, mit denen die einzelnen Datentypen untersucht werden, genauer erläutert: Zunächst die quantitativ-statistische Auswertung der Fragebogendaten (Kapitel 3.1.2.1), dann die Inhaltsanalyse der Interviewdaten (Kapitel 3.1.2.2) und zuletzt die variablenlinguistische Untersuchung der Sprachgebrauchsdaten (Kapitel 3.1.2.3).

3.1.1 Korpus und Setting

In diesem Abschnitt wird kurz das Projekt VAMUS und das VAMUS-Projektkorpus vorgestellt (Kapitel 3.1.1.1). Anschließend wird auf die PLUS, ihre Struktur sowie auf die Zusammensetzung der in ihr agierenden Lehrenden- und Studierendenschaft eingegangen. Dabei wird auch die Konstellation und Repräsentativität der im Untersuchungskorpus vertretenen Probanden behandelt (Kapitel 3.1.1.2).

3.1.1.1 Projektumgebung VAMUS

Die vorliegende Untersuchung fand im Rahmen des Projekts VAMUS statt (= „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg“).[199] Dem Projekt lag eine holistische Perspektive auf Mehrsprachigkeit zugrunde, die innere und äußere Mehrsprachigkeit einschloss und die entsprechenden Forschungsstränge zusammenführen wollte. Projektziel war es, am Beispiel der PLUS „die verbalen Repertoires an der Universität zu beschreiben und dabei Sprachgebrauch, Spracheinstellungen (Attitüden) und Sprachenpolitik in ihrem dialektischen Verhältnis zueinander zu berücksichtigen“ (DANNERER 2015: 144). Dazu wurde ein umfangreiches Korpus im Rahmen eines mehrschrittigen Verfahrens gebildet:

- Zunächst wurde eine Online-Fragebogen-Enquete erstellt; sie richtete sich an Lehrende, Studierende sowie Verwaltungsangestellte der PLUS. Die Rücklaufquote war dabei hoch: Insgesamt liegen 197 Fragebögen von Lehrenden (ca. 12 %[200] des gesamten Lehrpersonals der PLUS zum Erhebungszeitpunkt), 829 seitens der Studierenden (ca. 6 % aller Studierenden) sowie 201 seitens des Verwaltungspersonals (ca. 22 % aller Verwaltungsangestellten) vor. Analysiert werden im Rahmen dieser Arbeit v. a. die Fragebögen der Lehrenden und Studierenden (vgl. auch Kapitel 3.1.2.1 zu diesem Datentyp).
- Von den Teilnehmern der Fragebogenuntersuchung wurden 123 Personen für ein vertiefendes Leitfadeninterview ausgewählt (36 Lehrende, 66 Studierende, 21 Verwaltungsangestellte). Die Interviewleitung übernahmen im Vorfeld geschulte studentische Mitarbeiter. Die Interviewdauer beträgt im Schnitt 36 Min.,[201] insgesamt liegen 74 h Interviewgespräche in Form von Audioaufnahmen vor, die mittels eines literalen, inhaltsfokussierten Transkripts verdauert wurden. Alle Interviews wurden für die Analyse berücksichtigt, der Darstellungsfokus liegt jedoch auf den Lehrenden und Studierenden (vgl. auch Kapitel 3.1.2.2 zu diesem Datentyp).
- Es wurden 23 natürliche Interaktionen an der PLUS aufgenommen; dabei handelt es sich um neun Audio-Aufnahmen von Verwaltungsgesprächen und 14 Video-Aufnahmen von LVs (13 LVs auf Deutsch geführt, eine auf Englisch). Von allen Probanden dieser Aufnahmen wurden zusätzlich Kurzfragebögen mit Angaben zur Sprachbiografie sowie zur Wahrnehmung des Sprachverhaltens in den jeweiligen Interaktionen ausgefüllt. Im Rahmen dieser Arbeit wurden die Gesprächs-

199 Das von der Österreichischen Nationalbank (Projektnummer 18.527) geförderte Projekt wurde von MONIKA DANNERER und PETER MAUSER geleitet (Laufzeit: 4/2014 – 3/2018). Vgl. zum Projekt auch DANNERER (2015, 2017, 2018a); DANNERER / MAUSER (2016); VERGEINER / DANNERER / MAUSER (2017).

200 Vgl. hierzu und nachfolgend Universität Salzburg (2014: 67–68).

201 Mit geringfügigen Unterschieden zwischen den Probandengruppen: So dauerten die Lehrendeninterviews am längsten (ca. 24 h, im Schnitt 40 Min.), während die Interviews mit den Studierenden und dem Verwaltungspersonal i. a. R. kürzer waren (bei der Verwaltung ca. 12 h, im Schnitt 32,5 Min.; bei den Studierenden / ED ca. 17,5 h, im Schnitt 33 Min.; bei den Studierenden / AZD ca. 14,5 h, im Schnitt 37,5 Min.; bei den Studierenden / IZD 6 h, im Schnitt 33,5 Min.).

daten von 60 Probanden aus den deutschsprachigen LV-Aufnahmen ausgewertet. Das zentrale Auswahlkriterium war dabei Verfügbarkeit – berücksichtigt wurden alle Probanden, die ausreichend verbales Material produzierten (Gesprächsdauer > 5 Min.) (vgl. auch Kapitel 3.1.2.3 zu diesem Datentyp).[202]

Im Rahmen von VAMUS wurden bei all diesen Erhebungsschritten nicht nur Personen mit unterschiedlichen sozialen Rollen an der Universität berücksichtigt, sondern auch Gewährspersonen aus den unterschiedlichen Fakultäten an der PLUS, sowie Personen aus unterschiedlichen Regionen im deutschen Sprachraum sowie von außerhalb des deutschen Sprachraums. Nicht alle Gewährspersonen sprechen dabei Deutsch als Erstsprache (= L1), sondern manche auch als Zweit- oder Fremdsprache (= L2).

Die letzten beiden Begriffe werden häufig differenziert, je nachdem ob der Spracherwerb gesteuert oder ungesteuert erfolgt (vgl. bspw. DIETRICH 2004: 313). Hervorzuheben ist, dass es sich bei der Einteilung in Erst-, Zweit- und Fremdsprache um ein „Spektrum von Erscheinungsformen handelt, die gleitend ineinander übergehen" (KLEIN 2001: 605) – so kann bspw. eine Sprache primär im Alltag erworben werden und zugleich kann Sprachunterricht erfolgen. Eine strikte Abgrenzung von Zweit- und Fremdsprachigen ist dadurch schwierig, wenn nicht unmöglich. In dem dieser Arbeit zugrunde liegenden VAMUS-Projektkontext wurden die Konzepte ‚Zweit-' und ‚Fremdsprache' nicht nach der üblichen Definition unterschieden. Die Probanden wurden in einem ersten Schritt danach eingeteilt, ob Deutsch (eine) ihre(r) Erstsprache(n) ist. Den Sprechern mit Erstsprache Deutsch (= ED-Sprechern) wurden dann Personen mit Deutsch als Zweitsprache gegenübergestellt – unterschieden wurde dabei zwischen Sprechern mit Deutsch als L2, aber abgeschlossener Schulbildung im deutschen Sprachraum (= IZD-Sprechern) und solchen mit Deutsch als L2 und abgeschlossener Schulbildung außerhalb des deutschen Sprachraums (= AZD-Sprechern). Die Einteilung ist vor allem deshalb nützlich, weil v. a. IZD-Sprecher stärker mit den Regionalsprachen des Deutschen vertraut sein dürften.[203] Auch wenn durch die Unterteilung hauptsächlich Probanden, die nach der üblichen Definition Zweitsprachler sind, den IZD-Sprechern zugeschlagen werden, während Fremdsprachige i. e. S. v. a. als AZD-Sprecher klassifiziert werden dürften, fallen die Kategorien nicht unbedingt zusammen. Daher wird von der gängigen Benennung Deutsch als Zweit- bzw. Fremdsprachesprecher (= DaZ- / DaF-Sprecher) Abstand genommen. Im nächsten Abschnitt sollen die im Korpus erfassten Probanden nach ihrer Zusammensetzung genauer aufgeschlüsselt werden.

202 Als Ergänzung wurden 19 Leitfadeninterviews mit Funktionsträgern der mittleren und höchsten universitären Verwaltungsebene geführt, berücksichtigt wurden dabei neben der PLUS die Universitäten Wien, Innsbruck und Bozen. Erstellt wurde auch ein Supplementkorpus mit schriftlichem Datenmaterial zur Sprachenpolitik der genannten Universitäten. Dieses Datenmaterial bildet die Grundlage der Arbeit von MAIER (2016) (vgl. Kapitel 3.1.1.2).

203 Vgl. zur Problematik auch DANNERER (2018b: 433, Fußnote 21); sie betont, die „Differenzierung ist sicherlich im Einzelfall nicht befriedigend, zeigt aber für die Mehrheit der Fälle, ob mit einer umfangreichen Vertrautheit mit der Bildungssprache im Deutschen bereits vor Beginn des Studiums gerechnet werden kann". In den Projektpublikationen werden IZD- daher auch als DaZ-Sprecher, AZD-Sprecher als DaF-Sprecher benannt.

3.1.1.2 Der Untersuchungskontext: Die PLUS

Die PLUS befindet sich in der Stadt Salzburg, der Landeshauptstadt des gleichnamigen Bundeslands im Nordwesten Österreichs. Mit ca. 1.800 Mitarbeitern und insgesamt ca. 16.700 Studierenden (Universität Salzburg 2014: 68–69)[204] ist die PLUS von mittlerer bis kleiner Größe.[205]

Gegliedert ist die PLUS ist in vier Fakultäten und 32 Fachbereiche (drei davon interfakultär; vgl. Universität Salzburg 2015b: 74–76; die Fachbereichsebene an der PLUS entspricht der Institutsebene an vielen anderen Hochschulen im deutschsprachigen Raum):

1. die Rechtswissenschaftliche Fakultät (= RW) mit fünf Fachbereichen,
2. die Katholisch-Theologische Fakultät (= KTH) mit vier Fachbereichen,
3. die Kultur- und Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät (= KGW) mit zwölf Fachbereichen,
4. die Naturwissenschaftliche Fakultät (= NW) mit acht Fachbereichen.

Die größte der vier Fakultäten ist die KGW, gefolgt von der NW. Zu berücksichtigen ist dabei freilich, dass v. a. die KGW und die NW recht unterschiedliche Fächer zusammenfassen; die KGW etwa klassische Sozialwissenschaften (Politikwissenschaft, Soziologie) ebenso wie Geisteswissenschaften (Geschichte, Altertumswissenschaften) und die Einzelphilologien.

Abb. 4 zeigt die Unterschiede in der Studierendenzahl bei den Fakultäten[206] und zugleich die Probandenzusammensetzung dieser Untersuchung. Etwa die Hälfte aller Studierenden belegt ein Studium an der KGW (49 %, ca. 8.400). An der NW ist etwas weniger als ein Drittel der Studierenden eingeschrieben (30 %, ca. 5.100). Rechtswissenschaftliche Studien absolvieren etwa 19 % (ca. 3.350). Die kleinste Fakultät ist die KTH mit ca. 2 % aller Studierenden (ca. 400). Für die Lehrenden sind keine offiziellen Angaben zur Fakultätszugehörigkeit im Erhebungszeitraum zugänglich, anzunehmen ist aber eine ähnliche Dominanz der KGW, gefolgt von NW und RW.

In der Probandenzusammensetzung dieser Untersuchung spiegelt sich die relative Größe der KGW – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß je nach Datentyp.[207] Bei den Fragebögen der Studierenden sind KGWler leicht über- (58 %), RWler leicht unterrepräsentiert (9 %). Der Anteil der KTHler und NWler entspricht etwa deren tatsächlicher Größe (32 % bzw. 2 %). Ähnlich ist die Verteilung bei den Lehrendenfragebögen (KGW 51 %, KTH 5 %, NW 29 %, RW 15 %). Bei den Interviews sind Studierende der KGW derweil unterdurchschnittlich vertreten (KGW 44 %, KTH 3 %, NW 36 %, RW 16 %), dies gilt wohl auch bei den Lehrenden

204 Alle nachfolgenden Angaben gelten für den Erhebungszeitraum des Projektes.

205 Von den österreichischen Landeshauptstädten mit eigener öffentlicher Universität hat nur Klagenfurt weniger Studierende, Wien, Innsbruck, Graz und Linz hingegen haben mehr; vgl. Statistik Austria (2016: 327).

206 Die Angaben beruhen auf Universität Salzburg (2014: 70–72). Sie gelten für das WS 2013/14, ausgeklammert sind Doktoratsstudierende und Studierende in interdisziplinären Fachrichtungen.

207 Das Verwaltungspersonal bleibt hier und in der Folge ausgeklammert.

(KGW 40 %, KTH 20 %, NW 20 %, RW 20 %). Bei den ausgewählten Probanden der LV-Aufnahmen ist bei den Studierenden unterdies eine deutliche Überrepräsentanz der KGW gegeben (KGW 71 %, KTH 4 %, NW 15 %, RW 10 %), während die Lehrendenverteilung in etwa der Probandenzusammensetzung beim Fragebogen entspricht (KGW 50 %, KTH 8 %, NW 25 %, RW 17 %).

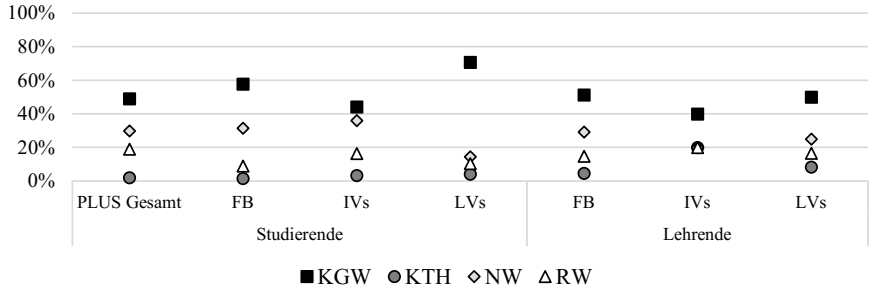

Abb. 4: Verteilung auf die vier Fakultäten in den jeweiligen Datentypen (FB = Fragebögen, IVs = Interviews, LVs = LV-Aufnahmen)

Die regionale und nationale Zusammensetzung der Studierendenschaft an der PLUS zeigt Tab. 1.[208] Insgesamt dominieren österreichische Studierende – sie stellen etwa zwei Drittel der Studentenschaft. Dabei sind es v. a. Salzburger (36 %) und Oberösterreicher (22 %), die die PLUS besuchen; der Anteil von Studierenden aus anderen österreichischen Bundesländern ist marginal, Tiroler stellen die innerösterreichisch drittgrößte Gruppe, mit deutlichem Abstand allerdings (2 %). Die meisten Bildungsausländer stammen derweil – „[i]nsbesondere aufgrund der Grenznähe der PLUS" (Universität Salzburg 2015a: 59; vgl. auch Institut für Höhere Studien 2016a: 24, 2016b: 37) – aus Deutschland (22 %), wobei Studierende aus dem angrenzenden Bayern überwiegen.[209] Mit großem Abstand folgen im nationalen Vergleich Italiener (2 %), alle weiteren Nationalitäten sind mit nur 1 % oder weniger vertreten. Dass insgesamt aber dennoch mehr als 10 % der Studierenden aus nichtdeutschsprachigen Gebieten stammen, lässt vermuten, dass die Sprachkompetenzen entsprechend vielfältig sind.[210]

208 Es existiert keine analoge Statistik für das Lehrpersonal der PLUS; in Gesamtösterreich lag aber der Anteil des ausländischen wissenschaftlichen Personals im WS 2014/15 bei 25 %; die größte Gruppe waren dabei Bundesdeutsche (11,3 %), gefolgt von Italienern (2,9 %); vgl. Österreichische Universitätenkonferenz (2017: 8).

209 Nach dem Institut für Höhere Studien (2016a: 32) stammen 67 % aller bundesdeutschen Studierenden der PLUS aus Bayern; 9 % aus Baden-Württemberg.

210 Vgl. allerdings Institut für Höhere Studien (2016a: 40), wo erwähnt wird, dass Studierende aus Ländern ohne deutsche Amtssprache „überraschend häufig Deutsch als (eine) Erstsprache [nennen], so etwa rund ein Viertel bis gut ein Drittel der aus der Tschechischen Republik, Albanien, Kroatien oder Polen stammenden, und sogar knapp die Hälfte der in Kasachstan oder den USA

Herkunft	Anzahl	Anteil
Inland	10.654	66 %
… davon Salzburg	5.757	36 %
… davon Oberösterreich	3.539	22 %
… davon Tirol	365	2 %
Ausland	5.394	34 %
… davon Deutschland	3.550	22 %
… davon Italien	247	2 %

Tab. 1: Studierende an der PLUS / Herkunft[211]

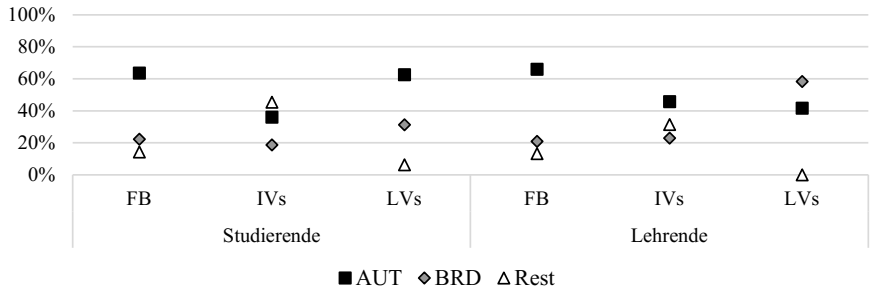

Abb. 5: Herkunft der Probanden (Nationalität) in den einzelnen Datentypen

Die nationale Herkunft der Probanden in den untersuchten Datentypen zeigt Abb. 5: Wiederum ist die Verteilung in den Studierendenfragebögen in etwa repräsentativ (64 % Österreicher, 22 % Bundesdeutsche, 14 % andere Nationalitäten), bei den Interviewgesprächen dagegen sind Studenten, die nicht aus Österreich oder Deutschland stammen, stärker vertreten; bei den LV-Aufnahmen ist diese Gruppe unterrepräsentiert. Auch bei den Lehrenden gibt es im Fragebogen eine Dominanz von Österreichern, mit 21 % bzw. 13 % ist der Anteil nicht-österreichischer Probanden nur unwesentlich geringer als bei den Studierenden. Wie bei den Studierenden sinkt bei den Lehrendeninterviews der Anteil österreichischer Probanden, bei den ausgewählten Sprechern für die LV-Analyse überwiegen sogar bundesdeutsche Sprecher.

Die regionale Herkunft der deutschsprachigen Probanden im Korpus zeigt Abb. 6. Bei den Studierenden dominieren im Fragebogen Oberösterreicher (28 %) gefolgt von Salzburgern (26 %) – Oberösterreicher sind damit leicht über-, Salzburger leicht unterrepräsentiert. Seitens der Bundesdeutschen überwiegen derweil erwartungsgemäß Personen aus dem angrenzenden Bundesland Bayern (15 %). In den Studierendeninterviews ist der Anteil der Salzburger geringfügig (20 %), der

geborenen internationalen Studierenden“. Ausländische Herkunft darf i. d. S. nicht mit Fremdsprachigkeit gleichgesetzt werden.

211 Die Angaben gelten für das WS 2014/15; sie beruhen auf Statistik Austria (2016: 329–332).

der Oberösterreicher (5 %) und Bayern (9 %) indes deutlich reduziert. Ursächlich dafür ist, dass, wie erwähnt, Personen, die nicht aus Österreich oder Deutschland stammen, hier stärker vorkommen. Bei den LV-Aufnahmen sind Bayern stärker (27 %), Oberösterreicher weniger stark (21 %) vertreten.

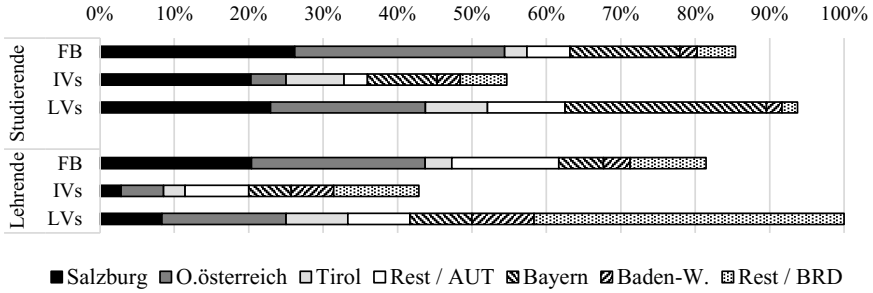

Abb. 6: Herkunft der Probanden (Region) in den einzelnen Datentypen

In den Lehrendenfragebögen sind die Anteile von Salzburgern (20 %), Oberösterreichern (23 %), v. a. aber Bayern (6 %) im Vergleich zum Studierendenfragebogen gesenkt; höher sind dafür die Anteile von Personen aus dem Rest Österreichs und Deutschlands (14 % bzw. 10 %). Dies dürfte nicht nur ein Artefakt der Erhebung, sondern auch der höheren Lehrendenmobilität geschuldet sein. Wie bei den Studierenden sind bei den Interviews die Anteile von Lehrenden, die aus Österreich und Deutschland stammen, geringer, dabei erscheint v. a. der Anteil bei Salzburgern (3 %) und Oberösterreichern (6 %) vermindert. Bei den LV-Aufnahmen sind Bundesdeutsche, v. a. solche, die nicht aus Bayern und Baden-Württemberg stammen, stark vertreten (42 %). Insbesondere der Anteil von Salzburgern ist derweil gering (8 %).

An der PLUS sind „Bildungsausländer" (Personen mit Schulabschluss im Ausland) häufiger bei den Studierenden vertreten als durchschnittlich an österreichischen Universitäten (Institut für Höhere Studien 2016a: 24–25, 2016b: 33, 36):[212] An allen österreichischen Universitäten zusammen entstammen 79 % aus Österreich und 21 % aus dem Ausland, wobei von diesen ausländischen Studierenden 61 % ED-Sprecher sind, 39 % hingegen Deutsch nicht als L1 haben.

Von den „Bildungsinländern" (Personen mit Schulabschluss in Österreich), die in Österreich studieren, weisen unterdessen 93 % keinen Migrationshintergrund auf, 4 % sind Migranten in erster Generation (davon haben 55 % eine andere L1 als Deutsch) und 3 % in zweiter Generation (hiervon haben 9 % eine andere L1). Die größten Gruppen dabei sind – wiederum neben Studierenden bundesdeutscher Herkunft – Personen mit südosteuropäischer Abstammung (v. a. aus Bosnien und Her-

212 Nicht mitgezählt sind allerdings Doktoratsstudierende und Incoming-Mobilitätsstudierende. Würden diese mitgezählt „läge der aktuelle Anteil an BildungsausländerInnen statt bei 21 % geringfügig höher bei etwa 22 %" (Institut für Höhere Studien 2016b: 34).

zegowina, Serbien, Kroatien, Rumänien) sowie aus Polen und der Türkei. Österreichweit sind somit ca. 2 % aller Studierenden IZD-Sprecher,[213] ca. 8 % AZD-Sprecher (Institut für Höhere Studien 2016b: 33, 39). Da die PLUS selbst keine diesbezügliche Statistik veröffentlicht, kann bei den IZD- und AZD-Sprechern nur der österreichweite Wert als Kennziffer dienen.

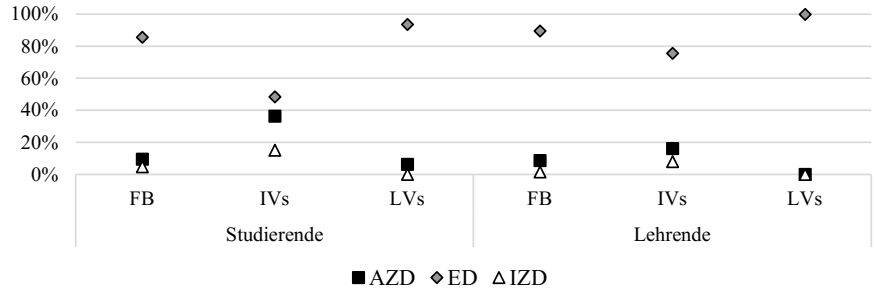

Abb. 7: Unterschiede nach L1 in den einzelnen Datentypen

Die Verteilung der unterschiedlichen sprachlichen Gruppen auf die Probandenzusammensetzung im Datenmaterial zeigt Abb. 7: Im Studierendenfragebogen sind die Anteile für IZD- und AZD-Sprecher nur leicht gegenüber dem österreichweiten Schnitt erhöht (AZD 10 %, IZD 5 %); anders ist das bei den Interviews, wo Studierende mit nicht-deutscher L1 viel stärker berücksichtigt werden (AZD 36 %, IZD 15 %) und den LV-Aufnahmen, wo ED-Sprecher dominieren (AZD 6 %, IZD 0 %). Bei den Lehrenden sind in den Fragebögen ebenfalls ED-Sprecher stark vertreten, AZD-Sprecher kommen mit ca. 9 % vor, IZD-Sprecher mit nur 2 %. In den Interviews sind die Werte für Sprecher anderer L1 abermals deutlich höher (AZD 16 %, IZD 8 %), bei den LV-Aufnahmen werden nur ED-Lehrende berücksichtigt.

Viele der AZD-Sprecher an der PLUS und auch im Korpus sind Austauschstudierende. Im Studienjahr 2014/15 betrug ihre Zahl an der PLUS insgesamt 485 Personen (ca. 3 % der Studentenschaft), der Großteil davon stammte aus den USA (87) gefolgt von China (45) und Italien (40) (BMWFW 2015: 36; Universität Salzburg 2015c: 158). In den Untersuchungsdaten sind Austauschstudierende überrepräsentiert: Sie stellen 6 % der Befragten im Fragebogen und 10 % in den Interviews (sowie 2 % bei den LV-Aufnahmen).

Die PLUS ist insgesamt ein beliebter Standort bei Austauschstudierenden – nach drei Wiener Hochschulen (Universität Wien, TU Wien, WU Wien) sowie der Universität Graz war sie der beliebteste Studienort für Austauschstudierende zum Erhebungszeitpunkt in Österreich, knapp vor den Universitäten Innsbruck und Linz (BMWFW 2015: 36). Dies überrascht insofern, als das fremdsprachige Lehrange-

213 Allerdings werden den IZD-Sprechern auch Bildungsausländer mit anderer L1 zugerechnet, die im deutschsprachigen Ausland ihre Schulbildung abgeschlossen haben.

bot an der PLUS vergleichsweise gering ausfiel: So wurde zum Erhebungszeitraum laut MAIER (2016: 120) bei ca. 87 % der LVs Deutsch als Unterrichtssprache angegeben und bei nur ca. 9 % Englisch sowie bei ca. 4 % andere Sprachen (dies v. a. in den einschlägigen Philologien). Nur drei Masterstudiengänge im naturwissenschaftlichen Bereich wurden auch komplett in englischer Sprache angeboten (Universität Salzburg 2015a: 72). Angesichts dieser Statistiken ist erwartbar, dass ein Großteil der fremdsprachigen Studierenden an der PLUS mit dem Deutschen und seinen Varietäten in Kontakt kommt. Zu untersuchen ist, inwiefern es Normen gibt, die den Varietätengebrauch in Gegenwart solcher Studierenden regeln. Wenn es solche Normen gibt – oder andere Normen, die die Varietätenwahl betreffen – handelt es sich in jedem Fall um nicht-kodifizierte Normen, denn die Universität Salzburg weist keine offziellen rechtlichen Bestimmungen oder sprachenpolitischen Maßnahmen zur IM auf, wie MAIER (2016: 135) anhand einer Untersuchung von sprachenrechtlichen und -politischen Dokumenten an der PLUS feststellt.

3.1.1.3 Zusammenschau

Zum Untersuchungskontext – zur Projektumgebung, zum Projektkorpus sowie zum untersuchten Universitätsstandort – ist festzuhalten:

- Die Untersuchung ist eingebettet ins Projekt VAMUS und nutzt das im Rahmen von VAMUS entstandene Korpus. Es besteht u. a. aus Fragebogendaten, Interviewdaten und Sprachgebrauchsdaten von LV-Interaktionen.
- Das Untersuchungsfeld dieser Arbeit ist die PLUS – sie ist von kleiner bis mittlerer Größe, weist aber trotzdem eine internationale Studierenden- und Lehrendenschaft auf: So sind neben lokalen Akteuren aus Salzburg und Oberösterreich insbesondere Bundesdeutsche oft vertreten. Hinzu kommt eine größere Zahl von Personen aus dem nichtdeutschsprachigen Ausland. Dadurch ist mit dem Auftreten unterschiedlicher Varietäten des Deutschen genauso wie mit Nichterstsprachlern des Deutschen zu rechnen. Die Aufteilung der PLUS in vier Fakultäten – KTH, KGW, NW und RW – erlaubt es, ggf. vorhandene Unterschiede normativer Art zwischen den Fachrichtungen herauszuarbeiten.
- Der Abgleich der Zusammensetzung der Probandengruppen im Datenmaterial mit den entsprechenden Statistiken insbesondere zur Studierendenschaft der PLUS nach regionaler und nationaler Herkunft, Fakultätszugehörigkeit und L1 hat gezeigt, dass v. a. dem Fragebogen ein gewisses Maß an Repräsentativität zugestanden werden kann.[214] Nicht repräsentativ ist die Probandenzusammensetzung bei den Interviews und auch den LV-Aufnahmen – dies muss bei der Datenanalyse mitberücksichtigt werden. Während es die Aussagekraft der

214 Wobei unter einer „repräsentative[n] Stichprobe“ mit MEINDL (2011: 132) eine verstanden wird, die „in ihrer Zusammensetzung der Population möglichst nahekomm[t]“ – i. d. S. kann der Fragebogen für die untersuchungsrelevanten Aspekte als (zumindest weitgehend) „merkmalsspezifisch repräsentativ“ gelten.

qualitativen Befunde der Inhaltsanalyse kaum schmälert (vgl. Kapitel 3.1.2.2), ist insbesondere eine Generalisierbarkeit der (quantitativen) Ergebnisse der Variablenanalyse nur bedingt gegeben (vgl. Kapitel 3.1.2.3).

3.1.2 Methoden

Nachdem im vorigen Abschnitt das Datenmaterial und das Untersuchungssetting ausführlich beschrieben wurden, sollen an dieser Stelle die konkreten Analysemethoden vorgestellt werden. In Kapitel 2.1.3 wurde dafür plädiert, Normen über die Triangulation von Beobachtungs- und Befragungsdaten nachzuweisen. Entsprechend der Normkonzeption in Kapitel 2.1.1 sind die konstitutiven Elemente des Normbegriffs soziale Erwartungen / Wertungen, die als Handlungsgründe für Individuen fungieren, ein spezifisches Handeln auszuführen, was Handlungsregelmäßigkeiten hervorruft. Um soziale Erwartungen / Wertungen freizulegen, eignen sich Befragungsdaten – im VAMUS-Korpus sind das die Fragebögen und Interviews. Um hingegen Regelmäßigkeiten im Handeln aufzuzeigen, sind Beobachtungsdaten zu präferieren; analysiert werden können dazu die Sprachgebrauchsaufnahmen.[215]

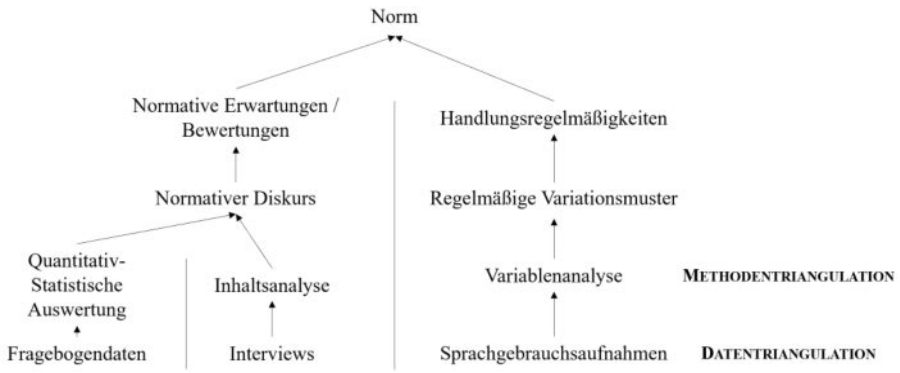

Abb. 8: Operationalisierung

Konkret untersucht werden im vorliegenden Rahmen die Sprachgebrauchsaufnahmen mit einer Variablenanalyse; die Interviewdaten mit einer Inhaltsanalyse; die Fragebogendaten quantitativ-statistisch. Diese Methoden sollen im Einzelnen in den folgenden Kapiteln dargestellt werden – dabei wird auch das jeweils fokussierte Datenmaterial noch einmal näher beschrieben, zugleich werden die Fragestellungen

215 Wie erwähnt, soll nur die universitäre Lehre fokussiert werden – die Forschung, aber auch die Universitätsverwaltung bleiben weitgehend ausgespart. Dies bedingt auch, dass bei den Befragungsdaten v. a. die Probandengruppe der Studierenden und Lehrenden, weniger aber das Verwaltungspersonal fokussiert wird. Auch die Verwaltungsaufnahmen im Datenkorpus bleiben unberücksichtigt (vgl. dazu aber VERGEINER 2019).

der einzelnen Untersuchungsschritte näher expliziert. Abb. 8 illustriert das Vorgehen der Arbeit schematisch.

3.1.2.1 Quantitativ-statistische Auswertung der Fragebogendaten

Der erste Schritt der Datenerhebung von VAMUS war die Durchführung einer Fragebogen-Untersuchung (mit dem Fragebogen-Tool SurveyMonkey®). Die Fragebögen wurden vom VAMUS-Projektteam ab 2014 entworfen und nach einer Pre-Testphase gestaffelt online gestellt (im April 2014 der der Lehrenden; im November 2014 der der Studierenden – jeweils mit einem gesonderten Fragebogen auf Deutsch und Englisch –; im Feber 2015 der der Verwaltung). Das Gros der Beantwortungen fällt jeweils auf die beiden Folgemonate der Veröffentlichung – nur vereinzelt sind spätere Beantwortungen zu verzeichnen.[216]

Untersucht werden in der vorliegenden Untersuchung die 1.026 Fragebögen der Lehrenden und Studierenden. Der Studierendenfragebogen umfasst dabei 48 Fragen, der der Lehrenden 35 Fragen, wobei diese Fragen vielfach in Unterfragen aufgegliedert sind. Die Fragen beider Fragebögen entsprechen einander nicht in allen Fällen (auch nicht bei identischen Themen), was ihren Vergleich erschwert.

Analysiert wird hier nicht der gesamte Fragebogen, da er alle im Rahmen von VAMUS interessierenden Themen sowie unterschiedliche Sozialdaten abdeckt. Stattdessen werden v. a. die Items zu Einstellungen und Wertungen, zu normativen Erwartungen und zum Varietätengebrauch als Datenquelle genutzt. Andere Fragen werden nur berücksichtigt, um Zusammenhänge mit den genannten Aspekten zu testen (sie werden angeführt, wenn sich solche zeigen lassen).

Die Analyse der Fragebögen erfolgt v. a. in Hinblick auf folgende Fragestellungen:

(1) Welche normativen Erwartungen / Angemessenheitswertungen äußern die Probanden zur Verwendung unterschiedlicher Varietäten in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen v. a. in der universitären Lehre, aber auch außerhalb davon? Gibt es intra- und intersituationale Unterschiede / Zusammenhänge zwischen diesen Erwartungen / Angemessenheitswertungen?
(2) Welchen Varietätengebrauch berichten die Probanden in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen in der Lehre, aber auch außerhalb davon? Gibt es intra- und intersituationale Unterschiede / Zusammenhänge zwischen diesen Berichten zum Varietätengebrauch?
(3) Bestehen bei (1) und (2) Unterschiede hinsichtlich einzelner Sprechergruppen bzw. Zusammenhänge v. a. mit Aussagen zu anderen normativen Entitäten (Einstellungen, Ideologien, Werten)? Hängen außerdem die Items bei (1) und (2) zusammen bzw. unterscheiden sie sich?

216 Die letzte Beantwortung erfolgte am 26.01.2016 im Fragebogen der Verwaltung.

Systematisch untersucht werden dabei Gruppenunterschiede v. a. zu folgenden Sprechermerkmalen:

- L1 (ED / IZD / AZD)
- Geschlecht (männlich / weiblich)[217]
- Fakultät (KTH / KGW / NW / RW)
- Herkunft

Beim Faktor Herkunft wird zwischen nationaler und lokaler Herkunft differenziert; getestet werden nationale Unterschiede zwischen den beiden größten Sprechergruppen, d. h. Österreichern und Bundesdeutschen. Die lokale Einteilung folgt primär dialektalen, erst sekundär politischen Grenzziehungen; unterschieden werden folgende Gruppen:[218]

(1) Salzburger (= Sbg): Größte Sprechergruppe, die PLUS befindet sich in ihrem Heimatbundesland, (süd-)mittelbairische Sprecher aus den Salzburger Gauen Flachgau (mitsamt der Stadt Salzburg), Pongau, Pinzgau und Tennengau.
(2) Oberösterreicher (= OÖ): Zweitgrößte Sprechergruppe, ihnen wird eine besonders starke Dialektloyalität nachgesagt (SCHEURINGER 1990: 94–95; SOUKUP 2009: 99), mittelbairische Sprecher.
(3) Wiener, Niederösterreicher, Steirer, Burgenländer (= RÖ): Restgruppe, die die vorwiegend mittelbairischen (i. a. R. ostmittelbairischen) Sprecher aus Österreich abzüglich (1) und (2) zusammenfasst. Kleine Sprechergruppe an der PLUS; bei den Lehrenden stärker als den Studierenden vertreten.
(4) Altbayern (= Bay): Größte nicht-österreichische Sprechergruppe; aus den bairischsprachigen Gebieten des Freistaats Bayern; i. a. R. aus dem grenznahen Nieder- und Oberbayern.
(5) Südbaiern (= Sb): Sprecher v. a. aus dem südbairischen Tirol (inklusive Südtirol) und Kärnten (sowie dem Salzburger Lungau), kleine Sprechergruppe an der PLUS, im Datenmaterial (v. a. den Sprachgebrauchsaufnahmen) aber stärker vertreten.
(6) Alemannen (= Al): Kleinere Sprechergruppe, beinhaltet v. a. Sprecher aus den schwäbischen und bodenseealemannischen Gebieten Baden-Württembergs und Bayerns, zudem dem österreichischen Bundesland Vorarlberg.
(7) Mittel- / Norddeutsche (= MNdt): Fasst alle ED-Sprecher mit Herkunft nördlich der Speyerer Linie, also alle Nicht-Oberdeutschen zusammen. Kleine Sprechergruppe an der PLUS; bei den Lehrenden stärker als den Studierenden vertreten.

217 Wie in Kapitel 2.2.2 angesprochen, werden häufiger Unterschiede in der Dialekt- bzw. Standardverwendung zwischen Männern und Frauen konstatiert – dabei wird meist die Annahme vertreten, Männern eigne „a higher use of stigmatized variants behavior“ (LABOV 2004: 7–8) – zurückgeführt wird dies auf ein unterschiedliches Maß an Normkonformität zwischen Männern und Frauen; v. a. um dies zu testen, wird die Variable hier analysiert.

218 Die Angaben stützen sich dabei auf die Selbstauskünfte der Sprecher zum Geburtsort bzw. zum Ort, der einen in der Kindheit am stärksten geprägt hat (= Ort der Primärsozialisation).

Die Unterteilung wird v. a. deshalb getroffen, weil in verschiedenen Dialektlandschaften nicht nur verschiedene Repertoiretypen zu erwarten sind (vgl. Kapitel 2.2.4 und 2.2.5), sondern auch divergierende Einstellungen / Einschätzungen zur Verwendung regionalerer Sprechweisen (vgl. Kapitel 2.2.2). Relevant ist auch, dass die in Salzburg verwendete lokale Sprachform von den regionalen Sprechweisen der jeweiligen Gruppen in unterschiedlichem Maße abweicht: So unterscheidet sich das mittelbairisch geprägte Salzburger Deutsch verhältnismäßig wenig vom Mittelbairisch des angrenzenden Bayern und Oberösterreich, aber bereits stärker vom Südbairischen in Tirol / Kärnten und noch viel stärker von alemannischen oder gar mittel- / norddeutschen Varietäten. Diese Differenzen könnten Auswirkungen auf die Angemessenheitsurteile / -erwartungen, aber auch den Sprachgebrauch haben. Ein weiterer Grund für die Unterteilung ist die Vergleichbarkeit mit den Ergebnissen der Variablenanalyse, in der die Sprecher auch unter dialektologischen Gesichtspunkten gruppiert werden (müssen).

Der Fragebogen wird quantitativ-statistisch ausgewertet, wobei neben deskriptiver Statistik auch Signifikanztests Anwendung finden (durchgeführt jeweils mit der Statistiksoftware SPSS®). Getestet wird dabei auf Zusammenhänge und Unterschiede. In dieser Arbeit werden nur verteilungsfreie Tests genutzt – das gilt auch für die Variablenanalyse. Dies deshalb, weil:[219]

- in vielen Fällen kein (eindeutig)[220] kardinales Messniveau vorliegt;
- Normalverteilung bei den tatsächlich / vermeintlich kardinalen Datensätzen nicht gegeben ist (alle diesbezüglichen Tests wiesen auf keine Normalverteilung hin) und vielfach Ausreißer auftreten;
- der Stichprobenumfang der meisten zu testenden Gruppen gering ist (dies gilt insbesondere für die Variablenanalyse, wo bei den Gruppen i. a. R. $n < 30$ ist).

Folgende Tests kommen zur Anwendung:[221]

- Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstest: Getestet wird, ob zwischen zwei Variablen (bzw. deren Ausprägungen) ein Zusammenhang besteht. Der Test basiert auf einem Vergleich von beobachteter und erwarteter Verteilung (bei Unabhängig-

219 Vgl. dazu auch MEINDL (2011: 160–161); LARSON-HALL (2009: 373–374); JANSSEN / LAATZ (2013: 601–602). Nichtparametrische Tests gelten als robuster, ihr Nachteil ist allerdings, dass sie „[b]ei gleichem Stichprobenumfang […] eine kleinere Teststärke als parametrische [haben] (Teststärke = Wahrscheinlichkeit, eine falsche H_0-Hypothese abzulehnen)“ (JANSSEN / LAATZ 2013: 601). Verteilungsfreie Verfahren tendieren, anders gesagt, zur Nullhypothese, weshalb man, MEINDL (2011: 161) folgend, „für einen Signifikanznachweis eine größere Stichprobe“ benötigt als bei einem parametrischen Test, dessen Voraussetzungen erfüllt werden. Sind die Voraussetzungen für ein parametrisches Verfahren allerdings nicht gegeben und wird es trotzdem angewandt, ist die Teststärke geringer; vgl. MEINDL (2011: 161); JANSSEN / LAATZ (2013: 602).

220 Vgl. zu Abgrenzungsschwierigkeiten zwischen Ordinal- und Intervallskalen auch RAAB-STEINER / BENSCH (2008: 28) – besonders umstritten sind in diesem Zusammenhang Items vom Likert-Typ, wie sie im vorliegenden Fragebogen meist in fünfstufiger Form vorkommen; vgl. zur Debatte bspw. WU / LEUNG (2017).

221 Vgl. zu den verschiedenen Tests bspw. MEINDL (2011); BORTZ / SCHUSTER (2010); LARSON-HALL (2009); RAAB-STEINER / BENSCH (2008); JANSSEN / LAATZ (2013).

keit der Variablen). Er eignet sich für die Analyse von Häufigkeiten nominaler Daten. Wenn 2*2-Tabellen berechnet werden, wird jeweils mit der Kontinuitätskorrektur nach Yates gearbeitet. Bei Tests mit einer Zellbesetzung von $n < 5$ kommt der exakte Test nach Fisher zur Anwendung. In den relevanten Fällen wurden zusätzlich die Zusammenhangsmaße Cramers-V bzw. Phi berechnet – Cramers-V nimmt Werte zwischen 0 und 1 an: je stärker ein Zusammenhang, desto größer ist Cramers-V; Phi nimmt Werte von -1 bis 1 an – zeigt also auch negative Korrelationen.

- McNemar-Chi-Quadrat-Test: Auch dieser Test eignet sich für die Analyse von Häufigkeiten nominaler Daten. Wie der Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstest basiert auch der McNemar-Chi-Quadrat-Test auf einem Vergleich von beobachteter und erwarteter Verteilung, allerdings bei verbundenen Stichproben; untersucht wird, ob sich die Häufigkeit eines dichotomen Merkmals zwischen zwei Zeitpunkten, zwei Treatments etc. signifikant verändert.
- Mann-Whitney-U-Test: Dieser Test untersucht Unterschiede bei zwei unabhängigen Stichproben hinsichtlich eines mindestens ordinalskalierten Merkmals (er fungiert als parameterfreie Alternative zum t-Test[222]); hierzu wird eine Rangreihe gebildet und verglichen, ob sich die zu testenden Gruppen bezüglich ihrer zentralen Tendenz unterscheiden. Zugrunde gelegt werden dabei die jeweiligen Rangplätze auf der Rangreihe, woraus die Prüfgröße U berechnet wird. Für kleine Stichproben ($n < 30$), wird ein exakter Mann-Whitney-U-Test gerechnet – er eignet sich auch für die Anwendung bei „small samples of subjects (five to 20 participants)“ (NACHAR 2008: 13).
- Wilcoxon-Test: Getestet werden zwei abhängige Stichproben hinsichtlich der zentralen Tendenz bei einem mindestens ordinalskalierten Merkmal (der Test fungiert als parameterfreies Äquivalent zum t-Test für abhängige Stichproben). Wie beim Mann-Whitney-U-Test wird hier mit Rangplätzen gerechnet, wobei aus Wertpaardifferenzen der T- bzw. z-Wert errechnet wird.
- Rangkorrelation nach Spearman: Getestet werden Zusammenhänge zwischen zwei zumindest ordinalskalierten Variablen (der Test fungiert als parameterfreie Alternative für die Korrelation nach Bravais-Pearson). Auf Basis von Rangplatzdifferenzen wird der Rangkorrelationskoeffizient Rho (r_s) berechnet. Er kann Werte von -1 (perfekter negativer Zusammenhang) über 0 (kein Zusammenhang) hin zu 1 (perfekter positiver Zusammenhang) annehmen.

3.1.2.2 Inhaltsanalytische Auswertung der Interviews

Der zweite Schritt der empirischen Untersuchung ist die qualitative Inhaltsanalyse der Interviews auf normative Aspekte hin. In der Folge soll geklärt werden, was unter einer Inhaltsanalyse prinzipiell zu verstehen ist und wie diese durchgeführt wurde.

222 Vgl. zum Vergleich beider Testverfahren auch NACHAR (2008).

Grundsätzlich ist ‚Inhaltsanalyse' ein Sammelbegriff, wobei sich durchaus „inkonsistente Ausführungen dazu finden, was eigentlich das Verfahren […] ausmacht" (SCHREIER 2014: 2; KOHLBACHER 2006: 10; STAMANN / JANSSEN / SCHREIER 2016: 3). Gemein ist allen Spielarten der qualitativen Inhaltsanalyse jedoch „die Systematisierung von Kommunikationsinhalten" (STAMANN / JANSSEN / SCHREIER 2016: 6) – versucht wird, „den intuitiven Prozess des Alltagsverstehens durch methodische Regeln" zu ordnen (HEINDL 2015: 301). Das „Herzstück", mithin „das zentrale Instrument der Analyse" ist dabei ein Kategoriensystem (MAYRING 2015: 51).

Der Inhaltsanalyse geht es um „die systematische Analyse der Bedeutung interpretationsbedürftigen Materials mittels Zuordnung zu den Kategorien eines Kategoriensystems" (STAMANN / JANSSEN / SCHREIER 2016: 4). Die Kategorien dienen der Operationalisierung der Fragestellung und machen die für die Untersuchung relevanten Textstellen identifizier- und klassifizierbar (HEINDL 2015: 314). Es geht der Inhaltsanalyse dabei nicht um „eine ‚vollständige' Auswertung eines Textes […], sondern nur [um] eine Untersuchung in Bezug auf die Kategorien" (MAYRING / HURST 2017: 496).

Die regelgeleitete Entwicklung von Kategorien und das anschließende, konsequent durchgeführte Kodieren von Texten machen die Stärke der Methode aus, „ermöglichen […] die Intersubjektivität des Vorgehens" (MAYRING 2015: 51; vgl. auch HEINDL 2015: 304). Überwunden werden soll damit die „freie Interpretation, […] [die] impressionistische Ausdeutung des zu analysierenden Materials", die anderen qualitativen Ansätzen vorgeworden wird (MAYRING 2015: 12). Versucht wird dennoch, die Intersubjektivität mit Offenheit zu verbinden (GLÄSER-ZIKUDA 2013: 148; KOHLBACHER 2006: 24), wobei die Offenheit einerseits durch die Entwicklung und Validierung der Kategorien am Datenmaterial entsteht, andererseits durch die „kommunikationswissenschaftliche Verankerung". Damit ist gemeint, dass „[d]as Material […] immer in seinem Kommunikationszusammenhang verstanden" werden soll, also der Text „innerhalb seines Kontextes interpretiert" wird (MAYRING 2015: 50). Nichtsdestoweniger ist die Inhaltsanalyse abzugrenzen von einer interaktionalen Sichtweise auf (Gesprächs-)Daten, die ein detailliertes und ganzheitliches Verständnis der dynamischen, in-situ wirksamen Prozesse kollaborativer Sinnhervorbringungen anstrebt (vgl. ausführlich DEPPERMANN 2013; DANNERER / VERGEINER 2019).

Die Inhaltsanalyse hat den Anspruch, eine „flexible Methode" zu sein (HEINDL 2015: 332). Dies zeigt sich bereits bei der Materialauswahl: Als Analysegegenstand kann alles „Material [dienen], das aus irgendeiner Art von Kommunikation stammt" (MAYRING 2015: 11), alle Texte im weitesten Sinne (MAYRING / FENZL 2014: 543; STAMANN / JANSSEN / SCHREIER 2016: 6), bspw. auch Interviewtranskripte (KOHLBACHER 2006: 26), wie in der vorliegenden Untersuchung. Die Fallauswahl zielt dabei nicht auf Repräsentativität (HEINDL 2015: 301); sie orientiert sich vielmehr

> am Ziel einer vertieften Analyse der Vielfältigkeit eines Phänomens. Das Material kann dabei weitgehend theoriegeleitet (deduktiv) ausgewählt werden, das heißt gezielt anhand von Merkmalen, die laut Theorie und Forschungsstand für die Forschungsfrage wichtig erscheinen. (FÜRST / JECKER / SCHÖNHAGEN 2016: 214)

Relevant sind v. a. zwei Fallarten: „Typische Fälle“, die „Merkmale auf[weisen], die charakteristisch für eine Mehrzahl der Fälle sind“; daneben auch „extreme oder abweichende Fälle“, denen „bestimmte Merkmale in besonderer Ausprägung“ eignen – bei der Fallauswahl sind beide Arten zu berücksichtigen, „um ein möglichst breites Spektrum abzudecken“ (FÜRST / JECKER / SCHÖNHAGEN 2016: 215).

Dabei beschäftigt sich die Inhaltsanalyse „nicht nur mit der Analyse des Inhalts von Kommunikation“ (MAYRING 2015: 11), sondern kann manifeste ebenso wie latente / subjektive Inhalte oder formale Aspekte (Umfang, schriftliche Gestaltung) eines Textes fokussieren. Hier wird primär eine „inhaltlich-strukturierende Inhaltsanalyse“ vorgenommen, mit dem Ziel,

> ausgewählte inhaltliche Aspekte zu identifizieren, zu konzeptualisieren und das Material im Hinblick auf solche Aspekte systematisch zu beschreiben […]. Diese Aspekte bilden zugleich die Struktur des Kategoriensystems. (SCHREIER 2014: 5)

Die Kategorien können sich dabei wiederum „eng an das Datenmaterial und die Begrifflichkeiten im Material anlehnen“, es können aber auch „stark konzeptualisierend-abstrahierende[n] Kategorien“ entwickelt werden (SCHREIER 2014: 7).

Vor Analysebeginn stellt sich die Frage, welche die „Kodiereinheiten“ sind, die „untersucht und ausgewertet werden“ – ob also bspw. „einzelne Worte, ganze Sätze, Sinneinheiten, formale Merkmale oder ganze Artikel kodiert werden“ (HEINDL 2015: 308; vgl. auch MAYRING 2015: 59).[223] Üblicherweise fungieren als Kodiereinheiten „kürzere Materialteile, in denen ein bestimmtes Thema zur Sprache kommt“, dabei sind die „Kodiereinheiten […] in den Fall geschachtelt, und pro Fall wird meist eine Vielzahl von Inhalten bzw. Themen kodiert“ (SCHREIER 2014: 10). In der vorliegenden Analyse wird das auch so gehandhabt.

Nicht nur bei der Wahl der Kodiereinheiten, auch bei der Frage der Kategoriegenerierung ist die Inhaltsanalyse flexibel – so gibt es die Möglichkeit, Kategorien induktiv oder deduktiv zu bilden:

> Das induktive Verfahren entwickelt die Kategorien innerhalb eines „bottom-up“-Prozesses aus dem Material heraus. [Dabei] […] wird das Material zusammengefasst und Kategorien werden aus dem Sinngehalt der Textstellen abgeleitet. Das deduktive Verfahren hingegen beginnt mit der Definition der Kategorien […] und wendet dieses vorab gebildete Kategoriensystem dann „top-down“ am Material an. (RAMSENTHALER 2013: 29)

Unabhängig von der Art der Kategorienbildung müssen die Kategorien möglichst konkretisiert werden; dies geschieht durch die Erstellung eines „Kodierbuchs“ (HEINDL 2015: 325–326); festgehalten werden darin:

223 Unterschieden wird dabei z. T. auch zwischen „Kodiereinheit“, „Kontexteinheit“ und „Auswertungseinheit“, vgl. etwa MAYRING / FENZL (2014: 546): „die Kodiereinheit legt den minimalsten Textbestandteil fest, der ausgewertet werden darf (semantische Einheit, Wort, Satz usw.), die Kontexteinheit bestimmt, welche Informationen für die einzelne Kodierung herangezogen werden dürfen (Satz, Absatz, Interviewantwort, ganzes Interview, Zusatzkontextmaterial) und die Auswertungseinheit definiert die Materialportion, der ein Kategoriensystem gegenübergestellt wird (ganzes Material, Materialteile, Mehrfachkodierungen usw.)“; vgl. dazu auch MAYRING / HURST (2017: 496).

> 1. Definition der Kategorien: Es wird genau definiert, welche Textbestandteile unter eine Kategorie fallen. 2. Ankerbeispiele: Es werden konkrete Textstellen angeführt, die unter eine Kategorie fallen und als Beispiele für diese Kategorie gelten sollen. 3. Kodierregeln: Es werden dort, wo Abgrenzungsprobleme zwischen Kategorien bestehen, Regeln formuliert, um eindeutige Zuordnungen zu ermöglichen. (MAYRING 2015: 97; vgl. auch GLÄSER-ZIKUDA 2013: 143; MAYRING / FENZL 2014: 549–551)

Relevant ist aber nicht nur die Konkretisierung einzelner Kategorien, sondern auch die Strukturierung der „Gesamtheit der im Forschungsprozess gebildeten Kategorien" und ihrer Beziehungen zueinander, im Sinne eines „Kategoriensystems" (STAMANN / JANSSEN / SCHREIER 2016: 9; MAYRING / FENZL 2014: 544); dieses System zeigt

> die Relationen einzelner Kategorien zueinander [an], kann darüber hinaus aber auch auf die Relation zu vorab zugrunde gelegten Theorien verweisen. Die durch das Kategoriensystem begründete relationale Beziehung kann statisch oder dynamisch, linear-hierarchisch oder auch netzwerkartig aufgebaut sein. (STAMANN / JANSSEN / SCHREIER 2016: 9; KUCKARTZ 2007: 198–200)

Gerade die Arbeit mit hierarchischen Kategoriesystemen, bestehend aus abstrakteren Ober- und konkreteren Unterkategorien, ist „weit verbreitet" (KUCKARTZ 2007: 199) und wird auch im vorliegenden Fall genutzt.

Erst die Konkretisierung und Strukturierung der Kategorien stellt „sicher, dass das Vorgehen nicht nur transparent und für Außenstehende nachvollziehbar wird, sondern dass jede Kategorie trennscharf ist" (FÜRST / JECKER / SCHÖNHAGEN 2016: 218). Kategorien sollten aber nicht nur disjunkt (d. h. „innerhalb einer bestimmten Dimension nicht überlappen[d]") und präzise sein (also so festgelegt, dass das Material den Kategorien „klar, eindeutig und nachvollziehbar" zuordenbar ist), sie sollten auch erschöpfend sein – d. h., „in der Lage […], den für die Untersuchung relevanten Inhalt vollständig zu erfassen, so dass keine Äußerungen, die zu einer Kategorie gehören, unberücksichtigt bleiben" (HEINDL 2015: 312). Letztlich bemisst sich die Validität des Kategoriensystems daran, ob es „in der Lage ist, wesentliche Bedeutungsaspekte des Materials zu erfassen" (SCHREIER 2014: 3). Insofern ist die Entscheidung, ob bei der Kategorienbildung ein stärker induktives oder deduktives Vorgehen gewählt wird, auch abhängig vom Wissen über das Material und den Untersuchungsgegenstand:

> Dort, wo das Vorwissen oder das Detailwissen über den Gegenstand der Analyse nicht ausreicht, wird man immer zur induktiven Kategorienbildung neigen. Hingegen wird es in Feldern, in denen bereits eine Menge an gesichertem Wissen vorhanden ist, ratsam sein, sich auch darauf zu beziehen und nicht der Fiktion der Tabula rasa zu erliegen. (KUCKARTZ 2007: 201)

Da zu Anfang einer Untersuchung i. a. R. schwer einzuschätzen sein dürfte, welches Kategoriensystem alle für die Fragestellung relevanten Bedeutungsaspekte trennscharf, präzise und erschöpfend erfasst, ist oft eine „Kombination aus systematischer, theoriegeleiteter und zugleich offener Beobachtung" erforderlich (FÜRST / JECKER / SCHÖNHAGEN 2016: 217; HEINDL 2015: 312). Meist werden dabei „die Oberkategorien theoriegeleitet, die Unterkategorien dagegen am Material entwickelt" (SCHREIER 2014: 5, 11; KUCKARTZ 2007) – wie auch im vorliegenden Fall. Die deduktiven Kategorien liefern dann „nur grobe Vorabkategorien" (STAMANN / JANSSEN / SCHREIER

2016: 10), die im Rahmen eines Pretests „überprüft und anhand der empirischen Befunde induktiv angepasst und korrigiert“ / ergänzt werden (HEINDL 2015: 312). Mit einem solchen „ersten, zumindest ausschnittweisen, Materialdurchgang“ kann gewährleistet werden, dass „die Kategorien überhaupt greifen […] [und] eine eindeutige Zuordnung“ möglich ist (MAYRING 2015: 97). Schlussendlich kennzeichnet die Inhaltsanalyse sonach ein „iteratives Vorgehen, bei dem ein Kategoriensystem entwickelt, im Rahmen einer Probekodierung sukzessive modifiziert und schließlich in seiner Gesamtheit auf das Material angewandt wird“ (SCHREIER 2014: 20; KOHLBACHER 2006: 19; MAYRING 2015: 52). Erst wenn das Kategoriensystem fertig ist, kann der „Hauptmaterialdurchlauf“ erfolgen (MAYRING 2015: 99), in dem die Kategorien „konstant gehalten werden“ müssen (MAYRING / FENZL 2014: 546; MAYRING / HURST 2017: 497).

Durch das geschilderte Vorgehen enthält jede Kategorie „als Einheit und Endprodukt“ der Analyse[224] „sowohl induktive als auch deduktive Eigenschaften“ (RAMSENTHALER 2013: 25). Bei der Kategorienbildung und -validierung, aber auch den Zuordnungen von Textteilen zu den Kategorien – die jeweils interpretativ erfolgen – zeigt sich die spezifisch „hermeneutische Dimension der Analyse“; sie weist das Verfahren als grundsätzlich qualitatives aus und grenzt es von seinem quantitativen Pendant ab (HEINDL 2015: 302; MAYRING / FENZL 2014: 544; SCHREIER 2014: 3). Die heuristische Dimension macht allerdings bei materiellen und v. a. latenten Inhalten „die Kodierung schwierig, da das Verständnis der Inhalte vom Kodierer abhängig ist“ (HEINDL 2015: 325).

Um das Problem zu minimieren und die Reliabilität der qualitativen Analyse sicherzustellen, werden unterschiedliche Verfahren angewandt: Oft wird „ein intersubjektiv-konsensuales Textverständnis angestrebt“ (SCHREIER 2014: 3), indem bspw. die Möglichkeit ergriffen wird, im Team über problematische Stellen „zu diskutieren, über die angemessene Kodierung zu entscheiden und im Datensatz zu bereinigen“ (MAYRING / FENZL 2014: 547; MAYRING / HURST 2017: 497–499) – erreicht werden soll damit eine „konsensuelle Validierung“ des Vorgehens (GLÄSER-ZIKUDA 2013: 149).

Ein systematischeres Verfahren ist die Herstellung sogenannter „Interkoderreliabilität“ (MAYRING 2015: 53), wenn mehrere Personen mit demselben Kategoriesystem Ausschnitte des Datenmaterials bearbeiten (oder auch das Datenmaterial als Ganzes) und anschließend „der Grad der Übereinstimmung in der Zuordnung von Textstellen zu Kategorien“ ermittelt (bzw. berechnet) wird, um die Güte des gewählten Vorgehens (v. a. des Kategoriensystems) zu evaluieren (RAMSENTHALER 2013: 25; STAMANN / JANSSEN / SCHREIER 2016: 11; GLÄSER-ZIKUDA 2013: 148–149). Entsprechend kann auch die „Intrakoderreliabilität“ gemessen werden, wenn „ein Kodierer einen Teil der empirischen Daten, die bereits kodiert wurden, zeitlich versetzt

224 Zusätzlich bieten sich noch weitere, v. a. quantitative Auswertungsmöglichkeiten an; vgl. etwa MAYRING / HURST (2017: 499).

nochmals kodiert und der Anteil der Übereinstimmungen gemessen wird" (HEINDL 2015: 326; SCHREIER 2014: 20).[225] Im vorliegenden Fall wurde dieser Weg gewählt.

Letzten Endes erweist sich die qualitative Inhaltsanalyse als leistungsfähiges Verfahren, das es erlaubt, „eine klar theoriegeleitete, systematische und intersubjektiv nachvollziehbare Analyse mit einer induktiven Vorgehensweise und vertiefenden Analyse zu kombinieren" (FÜRST / JECKER / SCHÖNHAGEN 2016: 221); sie ermöglicht es, größere Datenmengen „auf ein überschaubares Maß zu kürzen und die Inhalte dabei zu erhalten" (RAMSENTHALER 2013: 40; MAYRING / FENZL 2014: 545) – besondere Vorteile bieten dabei computerunterstützte Auswertungsverfahren (FÜRST / JECKER / SCHÖNHAGEN 2016: 221; GLÄSER-ZIKUDA 2013: 154–156; vgl. ausführlich dazu KUCKARTZ 2007). Nichtsdestotrotz weist die qualitative Inhaltsanalyse gewisse Schwächen auf:

- Unter forschungspraktischen Gesichtspunkten ist festzustellen, dass die „Bildung des Kategoriensystems und die Kodierung, aber auch die Aufbereitung der Daten mitunter sehr zeitaufwändig sein können" (HEINDL 2015: 333; KUCKARTZ 2007: 204).
- Die qualitative Inhaltsanalyse ist anfällig „für abweichende Fälle" – da Häufigkeitsaussagen und Angaben über (a-)typische Fälle nicht statistisch validiert werden, können typische Fälle fälschlicherweise als Abweichungen interpretiert werden und umgekehrt; auch tatsächliche Abweichungen sind ein Problem, stellen sie doch „das bislang erarbeitete Erklärungsmodell in Frage" (GLÄSER / LAUDEL 1999: 22).
- Über die Kategorisierung werden „spezifische Ausprägungen inhaltlicher Merkmale erfasst und vom empirischen Datenmaterial abstrahiert" (HEINDL 2015: 304) – vorgeworfen wurde der Methode, dass sie damit „reduktiv" vorgeht, „da sie den Text als Gesamtheit in Paraphrasen zergliedert und diese Paraphrasen dann in Gruppen zusammen[ge]fasst. Damit geht der Blick auf die Ganzheit und Komplexität der Textstelle verloren", zugleich „der Blick für den Einzelfall" (RAMSENTHALER 2013: 39; vgl. auch KOHLBACHER 2006: 27; KUCKARTZ 2007: 62–63; GLÄSER / LAUDEL 1999: 4–5).
- Die Regel- und Theoriegeleitetheit und die Notwendigkeit, verhältnismäßig früh im Untersuchungsprozess Vorentscheidungen über die interessierenden Aspekte und deren Systematik zu treffen, schränken die Verfahrensoffenheit ein; sobald das Kategoriensystem entworfen und erprobt ist, ist das Verfahren vergleichsweise „rigide" (GLÄSER / LAUDEL 1999: 7–8). Es sei damit „less

225 Die Validität des Vorgehens kann, wie MAYRING (2015: 126) betont, aber auch durch die „Korrelation mit einem Außenkriterium" evaluiert werden – so ist eine „Überprüfung […] möglich, wenn bereits Ergebnisse einer Untersuchung mit ähnlicher Fragestellung und ähnlichem Gegenstand vorliegen. Sinnvoll erscheinen vor allem Vergleiche mit Ergebnissen, die durch andere Methoden wie Test, Experiment oder Beobachtung gewonnen wurden". Vgl. dazu auch GLÄSER-ZIKUDA (2013: 151–154).

appropriate, if the research question is highly open-ended, explorative, variable“ (KOHLBACHER 2006: 27).[226]

Da im vorliegenden Fall allerdings vergleichsweise klare Hypothesen vorliegen (vgl. Kapitel 2.2) und die Ergebnisse zusätzlich über die Fragebogenanalyse quantitativ validiert werden, mithin weniger konkrete Einzelpositionen von Interesse sind, scheint eine Inhaltsanalyse trotz dieser Einwände durchführbar. Hierbei werden alle 123 Interviews des VAMUS-Korpus berücksichtigt, der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf denen der Lehrenden und Studierenden. Die Auswertung erfolgte EDV-gestützt (mittels ATLAS.ti®). Das Hauptziel ist eine qualitative Vertiefung bzw. die Ergänzung / Überprüfung der Befunde der Fragebogenuntersuchung:

- Es sollen die normativen, insbesondere normrelevanten Strukturen an der PLUS in Bezug auf die Varietätenwahl erarbeitet werden; hierzu sollen Normformulierungen, Normfeststellungen und Aussagen über Normformulierungen (vgl. Kapitel 2.1.2.4) sowie bewertende und beurteilende Äußerungen (vgl. Kapitel 2.1.1.1) der Probanden erfasst und kategorisiert werden: In welchen Situationen ist (den Probandenäußerungen gemäß) für wen in Interaktionen mit wem welche Varietätenwahl angemessen oder unangemessen, gesollt, verboten oder erlaubt?
- Erhoben werden sollen dabei auch weitere normbezogene Aspekte (vgl. Kapitel 2.1.2): Welches Maß an Verbindlichkeit beanspruchen die normrelevanten Äußerungen der Probanden? Inwiefern werden bspw. Fragen der Normrealisierung (bzw. der Diskrepanz zwischen Erwartungen und tatsächlichem Handeln), der Normdurchsetzung oder der Sanktionierung thematisch (vgl. Kapitel 2.1.2.8)? Welche Prozeduren zur Legitimitätsherstellung für Normen und normative Erwartungen werden sichtbar, welche Normbegründungen (vgl. Kapitel 2.1.2.5)? Inwiefern zeigt sich eine Verbindung mit anderen normativen Entitäten (bspw. Werten, Ideologien) im Rahmen eines normativen Systems und inwiefern lassen sich Normkonflikte i. w. S. freilegen (vgl. Kapitel 2.1.2.7)? Bestehen in den normbezogenen Auffassungen und Aussagen der Probanden Gruppenunterschiede und wenn ja, welche (bspw. nach Fakultät, Herkunft, L1 etc.)?
- Da – wie in Kapitel 2.2 problematisiert – das Varietätenverständnis vieler Laien vom wissenschaftlichen abweicht und sich auch zwischen verschiedenen Probanden(-gruppen) nicht gleicht, es gleichwohl für die Interpretation der entsprechenden normbezogenen Äußerungen elementar ist, sollen in einem gesonderten Schritt die Varietätenkonzepte der Probanden erfasst werden.

Die Kodierungsgrundlage sind literale Transkriptionen der Interviews, die v. a. den Inhalt erfassen sollten, sich aber dennoch weitgehend am Wortlaut des Gesagten orientieren. Um eine ökonomische Transkription zu ermöglichen, erfolgte dabei eine Normierung auf die Standardorthografie hin (bei konsequenter Kleinschreibung und nur sporadischer Interpunktion). Ausgespart blieben para- und nonverbale Signale sowie zumindest z. T. Rückmeldesignale. Überlappendes Sprechen wurde nicht eigens markiert, auch Abbrüche und Wiederholungen wurden nicht systema-

226 Vgl. allerdings FÜRST / JECKER / SCHÖNHAGEN (2016: 210), die betonen, dass sich das Verfahren durchaus „für explorative, hypothesengenerierende Untersuchungen eignet“.

tisch erfasst. Alle Interviews wurden bereits vor Beginn dieser Arbeit im Rahmen von VAMUS auf diese Weise transkribiert. Zitiert werden die in der Analyse näher besprochenen Ausschnitte nachfolgend in einer Basistranskription nach GAT2[227], um den Originalton wiedergeben zu können. Ausgespart bleiben dabei (weitgehend) die Rückmeldesignale der Interviewer, Para- und Nonverbales wird allerdings verzeichnet; aus Platzgründen werden nur längere Transkriptionsabschnitte grafisch abgesetzt. Alle Probandensiglen sind dreistellig, wobei der erste Buchstabe die Probandengruppe bezeichnet (S = Studierende, L = Lehrende, V = Verwaltungsmitarbeiter); die beiden anderen wurden zufällig gewählt und sollen die Anonymität der Probanden schützen. In Anhang A.1 sind die Interviewten mit ihren wesentlichen Sprechermerkmalen auch tabellarisch zusammengefasst.

Als Kodiereinheiten der Analyse wurden Sinnabschnitte festgelegt, in denen normrelevante Inhalte (manifest oder latent) vorkommen – meist handelt es sich dabei um einzelne Interviewantworten bzw. Teile davon. Nur in wenigen Fällen wurden *turn*-übergreifende Codes genützt. Beim Verständnis der Abschnitte wurde nur der lokale Kontext berücksichtigt, nicht das Gespräch als Ganzes – dies deshalb, weil etliche Probanden widersprüchliche normative Aussagen an verschiedenen Stellen der Interviews äußern, ohne diese Konflikte jedoch zu bearbeiten.

Die Kategorienbildung erfolgte deduktiv-induktiv auf Basis eines hierarchischen Systems, das hinsichtlich der normbezogenen Äußerungen einerseits die Struktur normbezogener Äußerungen erfasst (Normformulierung, Normfeststellung, Aussage über Normformulierungen usf.; vgl. Kapitel 2.1.2.4). Andererseits wurden nach GLOYS (1975: 34–37) „Begriffselemente[n] von ‚Norm'" kodiert – hierbei handelt es sich um „eine Reihe von Kategorien […], die verschiedene Aspekte sozialer Normen betreffen" und der „Analyse und Beschreibung von Normen" dienen (GLOY 1975: 35). In acht Dimensionen (a – h) werden unterschiedliche Normelemente systematisch aufgeschlüsselt: Bspw. erfasst Dimension a den „Norminhalt" bzw. den „normierte[n] Handlungsbereich"; unter Dimension b fallen die Personengruppen, die bzgl. Normen relevant sind („Normsetzer, Normabsender, Normvermittler, Normüberwacher") usf. Diese Einzelaspekte stellten eine eigene Hierarchiestufe dar. In einem induktiven Schritt der Kategorienbildung wurden diese abstrakten Codes inhaltlich gefüllt – indem bspw. für Dimension a unterschiedliche Norminhalte zusammengefasst wurden (das Sprechen von Dialekt, Umgangssprache, Standard etc.) – und mit Ankerbeispielen versehen.

Die Kodierung erfolgte, indem jede normrelevante Äußerung zunächst nach ihrer grundsätzlichen Struktur klassifiziert wurde (Normformulierung, Normfeststellung etc.). Den so erfassten Inhalten konnten dann entsprechende Einzelaspekte zugewiesen werden. Jede Belegstelle wurde dabei in ihren Aspekten einzeln erfasst, vgl. etwa folgendes Beispiel (ZI:1:72; IV-LED 143:143):

227 Vgl. dazu SELTING et al. (2009). Die in der Untersuchung verwendeten Transkriptionszeichen sind auch in den Transkriptionskonventionen vermerkt.

Kodiereinheit / Transkript: *ich glaube in der wissenschaft muss man grundsätzlich die hochsprache verwenden weil es ist dann auch eine schriftsprache und es ist wichtig dass die studierenden dann auch gut schreiben können.*

Kodes: *Normformulierung, Dim_a_Norminhalt_Standard, Dim_c_Geltungsbereich_GenerellWiss, Dim_f_Normlegitimation_Spracherwerb*

Die Kodierung besagt hier: (1) es handelt sich um eine Normformulierung, (2) der Norminhalt der formulierten Norm ist das Sprechen der Standardsprache, (3) die formulierte Norm gilt generell in der Wissenschaft und (4) die formulierte Norm wird über ihre Nützlichkeit beim Spracherwerb begründet. Diese Art der Kategorisierung erlaubt eine flexible Auswertung der Interviews, insofern alle relevanten Aspekte einzeln, aber auch kombiniert erfasst und weiterverarbeitet werden können.

Die Kodierung erfolgte in drei Durchläufen: In einem ersten Schritt wurden die deduktiv gebildeten Oberkategorien induktiv mit Unterkategorien versehen, wobei ca. ⅓ des Materials bearbeitet wurde. Problematische Textstellen wurden im Rahmen mehrerer Datensitzungen im VAMUS-Projektteam besprochen. Dabei wurde auch eine weitere Kategorie für Problemfälle gebildet sowie eine Restkategorie. In einem zweiten Durchlauf wurde das Material vollständig durchkodiert, ein dritter Durchlauf (ca. neun Monate später) diente der Überprüfung sowie der Ergänzung des Hauptmaterialdurchlaufs.[228]

3.1.2.3 Variablenanalytische Auswertung der Lehrveranstaltungsaufnahmen

Der letzte Analyseschritt betrifft die LV-Aufnahmen. Soll bei den Fragebogen- und Interviewdaten (primär) der normative Diskurs freigelegt werden, d. h. normative Erwartungen / Wertungen bzw. Erwartungen und Berichte von solchen, steht hier die Beobachtung von Handlungsregelmäßigkeiten im Vordergrund, deren Entstehung sich auf diese Erwartungen / Wertungen zurückführen lässt. Gefragt werden soll, welche Sprecher welche Sprechweisen in welchen Kontexten verwenden – zeigen sich dabei Regelmäßigkeiten und falls ja, entsprechen diese den normativen Erwartungen / Wertungen, die von den Akteuren an der PLUS vertreten werden? Daneben zielt die Untersuchung auf folgende Fragen ab:

(1) Welcher Varietätengebrauch herrscht in der universitären Lehre an der PLUS vor – welcher Grad an Standardnähe besteht? Gibt es dabei größere Differenzen zwischen Individuen oder eine einheitliche Tendenz über alle Sprecher?
(2) Welche Varianten werden verwendet? Lässt sich aus der Variation der Status einzelner Varianten erschließen? Welche Beziehungen bestehen zwischen den verwendeten Merkmalen: Folgt ihr Gebrauch kohärenten Mustern?

228 Zuvor wurde ein Teil des Materials vollständig neu kodiert, um die Intrakoderreliabilität festzustellen – dabei ergab sich zwar eine hohe Deckung bei der Kategorienzuordnung, allerdings eine mangelhafte Übereinstimmung bei der Länge der Kodiereinheiten. Im dritten Durchlauf wurde v. a. auf diesen Aspekt geachtet, wobei ein größerer Kotext als Kodiereinheit berücksichtigt wurde.

Zeigen sich formenübergreifende Variationsstrukturen? Dabei ist auch das Vorkommen nicht-lokaler Formen von Interesse, d. h. die Verwendung „mitgebrachter" regionaler Strukturen durch Sprecher anderer Regionen,[229] ferner das Variationsverhalten von Sprechern mit nichtdeutscher L1.

(3) Wer verwendet an der PLUS in welchen Situationen welche Formen? Gibt es Unterschiede nach Sprechergruppen? Lassen sich normunabhängige – sprachliche wie außersprachliche – Faktoren ausmachen, die die Variation bedingen? Wie ist die Relevanz dieser Faktoren – v. a. im Vergleich zur normbedingten Variation – einzuschätzen?

Zur Beantwortung dieser Fragestellungen wird eine Variablenanalyse angewandt. Grundlage der Variablenanalyse ist das Konzept der soziolinguistischen Variable, das in Kapitel 2.2.1 vorgestellt wurde: Variablen bündeln Strukturen, die durch Äquivalenz auf der einen (meist referenziellen), Varianz auf der anderen (meist formalen) Seite gekennzeichnet sind. Das Auftreten der Varianten ist dabei gesteuert von außersprachlichen (und ggf. innersprachlichen) Faktoren (TERKOURAFI 2011: 346). Die Variablenanalyse ist nun ein „etabliertes Verfahren" (LANWER 2015: 74), das als „Instrument zur Quantifizierung linguistischer Variabilität" dient (SCHEURINGER 1990: 82). Sie

> ermöglicht es, sprachliche Varianten innerhalb eines Analysekorpus mittels der Projizierung verschiedener Alternanten auf ein zumeist abstraktes Tertium Comparationis (abhängige linguistische Variable) aufeinander zu beziehen und durch die Einbeziehung unabhängiger linguistischer und / oder sozialer Variablen die Systematik der Variantendistribution auf der Basis empirisch ermittelter Wahrscheinlichkeitswerte zu bestimmen. (LANWER 2015: 74)

Das Verfahren besteht eigentlich aus drei Schritten: Zunächst „geht es darum, möglichst exakt zu bestimmen, welche Varianten […] einander gegenüberstehen und zusammen eine linguistische Variable bilden" (KEHREIN 2012: 85). Darauf folgt „die Analyse der Varianten-Distributionsverhältnisse" (KNÖBL 2012: 103), d. h. die Berechnung der „Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens im Verhältnis zum Nicht-Auftreten in vorher definierten Kontexten" (KNÖBL 2012: 108) und schließlich stellt sich die Frage der „kovariativen Zusammenhänge der Formen im interindividuellen und intersituativen Vergleich" (KNÖBL 2012: 103, 51).

229 Vgl. dazu auch AUER (1997b: 139) – er betont, dass „wenn innerhalb des deutschen Sprachraums Dialektsprecher aus Region A in Dialektregion B übersiedeln", es zwei Möglichkeiten der Sprachveränderung gibt („[f]alls sie überhaupt auf die neue sprachliche Umgebung reagieren"): Einerseits den „Erwerb des neuen Dialekts (bzw. bestimmter Elemente davon)" oder aber den „Verlust[s] der eigenen Varietät zugunsten der (areal neutralen) Standardvarietät" – ob und was geschehe, sei zuvorderst abhängig vom (relativen) Prestige der beteiligten Varietäten. Treten Wandelprozesse auf, so werden die „neue[n] Regelmäßigkeiten (zunächst) Wort für Wort gelernt" (AUER 1997b: 155); vgl. dazu gleichfalls AUER / BARDEN / GROSSKOPF (1998) sowie LORENZ (2014: 207–214), die zeigt, dass die Übernahme von Varianten von attitudinalen (Einstellungen zur neuen Umgebung / Varietät), sozio-biografischen (der Aufenthaltsdauer, dem Kontakt mit Einheimischen) und nicht zuletzt innersprachlichen (der relativen Frequenz von Varianten in der Gebervarietät, ihrem Verwendungszusammenhang, ihrer Salienz und Lexemgebundenheit) Faktoren abhängig ist.

Ein prinzipielles Problem bei der Variablendefinition ist die Feststellbarkeit von Äquivalenzen, um die Varianten aufeinander projizieren zu können – diese ist am ehesten gegeben, wenn formbezogene Variation im lautlichen bzw. (flexions-)morphologischen Bereich untersucht wird, wie in der Praxis meist der Fall.[230] Auch in dieser Arbeit soll primär lautbezogene Variation – mit wenigen Ausblicken auf Lexik und Morphologie – fokussiert werden. Ein zweiter Grund für diese Entscheidung sind forschungspraktische Erwägungen, insofern lautbezogene Variationsphänomene oftmals frequent(er) sind, was Analysen auch „auf der Basis kleinerer Korpora" ermöglicht (LANWER 2015: 75; KNÖBL 2012: 107).

Die nächste Vorentscheidung der Variablenanalyse betrifft die Auswahl konkreter Variationsphänomene, d. h. Variablen. Das primäre Kriterium der Variablenauswahl ist Variabilität – eine Analyse ist natürlich nur fruchtbringend, wenn bei der Variablen tatsächlich verschiedene Varianten auftreten (TAGLIAMONTE 2006: 74). Weitere Auswahlkriterien sind oft (LENZ 2003; TAGLIAMONTE 2006: 82–83):

- Frequenz: Vorgezogen werden Variationsphänomene, die häufig sind, um eine sinnvolle Auszählung zu ermöglichen.
- Systembereich: Es werden „Variablen aus unterschiedlichen Ordnungsebenen" gebildet, bspw. aus dem „Tonsilbenvokalismus, der Tonsilbenperipherie und […] de[m] nebentonigen Systembereich[s]" (KNÖBL 2012: 107–108), um die Variation möglichst holistisch abbilden zu können.
- Arealität: Häufig werden Variablen so ausgewählt, dass die räumliche Diffusion der durch sie erfassten Varianten differiert. Das Auftreten klein- und kleinsträumiger Formen kann so mit dem großräumiger verglichen werden.
- Auditivität: Um die Transkription zu erleichtern, werden Variablen so konzipiert, dass eine ohrenphonetische Diskriminierbarkeit der Varianten möglich ist.

Um Variablen nach diesen Kriterien auszuwählen, kann auf bisherige Studien und Untersuchungen zurückgegriffen werden (MILROY / GORDON 2003: 139), eine wichtige Rolle spielt aber immer auch die „voranalytische[n] Kenntnis […] der Daten" (KNÖBL 2012: 107).

Sind die interessierenden Variationsphänomene gewählt, ist der nächste Schritt die Variablendefinition – hier geht es darum, „to finetune precisely where alternates of a linguistic variable are possible" (TAGLIAMONTE 2006: 87). Festgelegt werden muss, „which words or contexts are subject to variation and which are not" (MILROY / GORDON 2003: 152). Kategoriale Kontexte, d. h. Kontexte, in denen keine Varianten auftreten, müssen ausgeschlossen werden, da sie die Zählung verfälschen – dasselbe gilt, wenn sich Variationsphänomene in gewissen Kontexten untypisch verhalten (LABOV 2004: 7; TAGLIAMONTE 2006: 86–94). Die Variablendefinition muss darauf abzielen

> to isolate the largest homogeneous class in which all subclasses vary the same way. If we fail to do this, and throw together invariant subclasses, high-frequency, and low-frequency subclas-

230 Vgl. zur Problematik auch ausführlich TERKOURAFI (2011: 348–356).

> ses, our view of the sociolinguistic structures will be blurred. (LABOV 1978: 72; vgl. auch MILROY / GORDON 2003: 163)

Besonders virulent sind dabei „lexikalisierte Anwendungsbedingungen oder lexemspezifische Auftretenswahrscheinlichkeiten“ (KNÖBL 2012: 109; MILROY / GORDON 2003: 154) – sie können die Ergebnisse verzerren (TAGLIAMONTE 2006: 95) – das Problem ist aber, „dass man die möglichen lexikalischen Beschränkungen oder Sonderverhalten [sic!] vor der Analyse oft nicht genau kennt“ (KNÖBL 2012: 109). Sind lexikalische Ausnahmen / Idiosynkrasien aber bekannt oder erwartbar, können Variablen mit lexikalisch definiertem Kontext gebildet werden (MILROY / GORDON 2003: 153). Ob lexikalisch spezifiziert oder nicht – eine Variable ist immer als „closed set“ zu konzipieren, „to which the axioms of probability theory apply“ (LABOV 2004: 7; KNÖBL 2012: 108–109). Innerhalb solcher „closed sets“ gilt dann das „principle of accountability: We will report values for every case where the variable element occurs in the relevant environments as we have defined them“ (LABOV 1978: 72, 2004: 7).

Bei Untersuchungen zur Dialekt-Standard-Variation kann die Variablendefinition über verschiedene „Bezugssysteme“ erfolgen (KNÖBL 2012: 108–109). Häufig vollzieht sie sich über das „Äquivalent einer historischen Vorstufe“ (meist das Mittelhochdeutsche), die „Standardsprache“ oder eine „Konstante der tieferen Struktur“ (BELLMANN 1983: 127). Meist wird ein diachrones Bezugssystem gewählt, da „es vergleichbare Systemstrukturen wie die untersuchte[n] Varietät[en] aufweist“ (LENZ 2003: 66). Die synchronen Lautstände einzelner Dialekte lassen sich nämlich meist nicht auf die anderer Dialekte oder die der Standardsprache eindeutig abbilden (i. d. S. existiert auch keine identische „tiefere“ phonologische Struktur). Man vergleiche etwa die Entsprechungen von <eins, zwei, drei>: Der standardsprachlichen Realisierung als /aɛns, ʦvaɛ, dʀaɛ/ entspricht im Bairischen meist /ɔɐns, ʦvɔɐ, dʀaɛ/, im Alemannischen indes oft /aɛns, ʦvaɛ, dʀi:/ – ssp. /aɛ/ lässt sich weder auf bair. /ɔɐ/ noch alem. /i:/ projizieren – ursächlich dafür ist, dass alem. /aɛ/ sowie bair. /ɔɐ/ auf mhd. *ei* zurückgehen, bair. /aɛ/ sowie alem. /i:/ aber mhd. *î* zugrunde liegt. In der neuhochdeutschen Standardsprache kam es zum Phonemzusammenfall von mhd. *ei* und *î*, während im Oberdeutschen der mhd. Phonemkontrast im Allgemeinen bewahrt wurde. Ist nun aber bspw. bair. /ɔɐ/ das interessierende Variationsphänomen, kann nicht jedes Auftreten von /ɔɐ/ dem Auftreten von /aɛ/ gegengerechnet werden, da /aɛ/ in einigen Lexemen die standardsprachliche Alternative zu bair. /ɔɐ/ ist (bspw. in <eins>), in anderen aber /aɛ/ die Normallautung beider Systeme darstellt (bspw. in <drei>). Entsprechend ist „die Verwendung der idealisierten historischen Bezugssysteme als gemeinsame Grundlage für die Varietäten des Deutschen, die sich in unterschiedlicher Weise entwickelt haben, unerlässlich“ (KEHREIN 2012: 85; vgl. auch MÖLLER 2013: 17) – „Analyseergebnisse, bei denen die standardsprachliche Variante allein den Bezugspunkt bildet, werden […] verfälscht“ (KEHREIN 2012: 86). Allerdings ist die Arbeit mit historischen Bezugssystemen oft unpraktisch – es ist ein

> Problem, mit dem alle Variablenanalysen zu deutschen Regionalsprachen bis heute zu kämpfen haben: Angesichts der komplexen historischen Auftretensbedingungen von Varianten […], den

> komplexen phonologischen Distributionsbedingungen, die die Variation steuern und den zum Teil erheblichen einzellemmatischen Differenzen […] ergeben sich nur kleine differenzierte Variablenklassen, die direkt vergleichbar sind. (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 310)

Betrifft das Problem bereits Untersuchungen, die diasystematische Differenzen nur zwischen einem dialektalen und dem standardsprachlichen System zu bewältigen haben, so verschärft es sich natürlich ungemein, wenn, wie bei der vorliegenden Analyse, mehrere dialektale / regiolektale Systeme gleichzeitig zueinander und in Bezug zur Standardsprache gesetzt werden sollen. Hier kommt die Komplexität sprachgeschichtlicher Verhältnisse (zuzüglich aller Ausnahmen und Sonderentwicklungen in einzelnen Sprachformen) voll zum Tragen.

Durch die herkömmliche Vorgehensweise der Regionalsprachenforschung, Variation ausschließlich innerhalb einer einzelnen Region zu untersuchen und dabei bloß Sprecher (und damit nur die Sprachsysteme) dieser einen Region zu betrachten, gibt es kaum methodologische Ansätze, wie mit dem Problem umzugehen ist (vgl. aber KEHREIN 2012).[231] Um überhaupt einen durch Varietätenkontakt geprägten Raum wie die Hochschule erforschen zu können, musste für diese Arbeit erst eine probate Vorgehensweise bei der Variablenanalyse gefunden werden. Sie stützt sich zunächst auf die Standardsprache als synchrones Bezugssystem; diese weist gegenüber historischen Bezugssystemen gewisse Vorteile auf – neben forschungspraktischen Gründen ist es v. a. die

> Relevanz, die dieses System für die Sprecher hat. Es ist die Standardsprache, von der ausgehend die Sprecher Dialektphänomene in Form von Korrespondenzregeln metakommunizieren, während diachrone Bezugssysteme wie das Mhd. im Normalfall keinen Bestandteil ihres Sprachwissens darstellen. (LENZ 2003: 66)

Wie LANWER (2015: 80) betont, können „[h]istorische Formeninventare, die außerhalb der alltäglichen Spracherfahrung der untersuchten Sprecher-Hörer liegen, […] kaum regelkonstitutiv sein“ (vgl. dazu auch MÖLLER 2013: 17); stattdessen basieren die die Variation steuernden „Korrespondenzregeln […] auf der Aufeinanderprojizierung strukturell durchlässiger (isomorpher) Einheiten innerhalb eines und / oder zwischen verschiedenen ‚synchronen Repertoires‘“. Zu konzipieren sind Variablen entsprechend einer „‚oberflächenorientierte[n]‘ Variablenkonzeption“ (LANWER 2015: 78)

> als abstrakte Sammelklassen, die sich durch die Aufeinanderprojizierung lautlicher Segmente in bestimmten Lautpositionen konstituieren. Phonologische Variablen werden daher in Bezug auf synchrone Lautpositionen im Lexikon entworfen, deren vertikaler Fluchtpunkt gegenwartssprachlich […] in den graphematischen Strukturen der nhd. Schriftsprache zu sehen ist. (LANWER 2015: 80)

231 Die von KEHREIN (2012) gewählte Methode, die „phonetische Abstandsmessung“ erscheint hier u. a. deshalb problematisch, weil unklar ist, welche Strukturen man im Einzelnen für den Standard anzusetzen hat (vgl. Kapitel 2.2.4) – um den Abstand einer Äußerung vom Standard quantifizieren zu können, ist eine eindeutige Identifizierbarkeit des Standards jedoch unabdingbar. Daneben erlaubt die Methode nicht, Registervariation innerhalb des Standards nachzuweisen, gibt nicht Aufschluss, wodurch Standardabweichungen zustande kommen etc.

Daran soll in der vorliegenden Untersuchung angeknüpft werden. Aus all den genannten Gründen – der Problematik diasystematischer Kontraste, lautkontextuell bedingter Ausnahmen, einzellexematischer Unterschiede – wird der Variableninput hier nicht (nur) phonetisch / phonologisch, sondern immer auch lexikalisch definiert. Es wird, anders gesagt, in dieser Arbeit zwar grundsätzlich lautliche Variation untersucht, aber nur für ausgewählte Einzellexeme, deren Lautungen synchron aufeinander projiziert werden. Als Bezugspunkt dient dabei die neuhochdeutsche Orthografie. Auf die Vor- und Nachteile dieser Entscheidung wird weiter unter näher eingegangen, zuvor soll das grundsätzliche Vorgehen bei der Variablenanalyse fertig besprochen werden.

Zur Variablendefinition gehört nämlich nicht nur die Festlegung der Variablenkontexte, nötig ist es auch „[to] define as many phonetic variants as we can reasonably distinguish" (LABOV 1978: 71; MILROY / GORDON 2003: 136) – es muss also ein Varianteninventar pro Variable generiert werden (TAGLIAMONTE 2007: 195). Zu bestimmen ist dabei, wie fein Lautunterschiede erfasst werden sollen: So klingen bekanntermaßen zwei Laute nie gleich, jede Transkription ist nötigerweise ein „selective process, reflecting underlying theoretical goals and assumptions" (MILROY / GORDON 2003: 143). Es kann jedoch auch über die bei jeder Transkription nötigen Abstraktionen hinaus idealisiert werden. Während es für eine Pilotphase durchaus sinnvoll ist, eine möglichst enge Transkription anzufertigen – zumindest solange „goals and assumptions are still being formulated" und „over-abstract representation can conceal important information" – kann für ein späteres Stadium eine weite(re), selektive Transkription besser geeignet sein, erlaubt eine solche doch forschungspraktisch oft nötige Informationsreduktionen (MILROY / GORDON 2003: 143). Bei der Ergebnisauswertung und -darstellung können Varianten dann noch weiter zusammengefasst werden – es ist durchaus eine „standard practice […] to group the data" bzw. „collapse together all the minor variants" (TAGLIAMONTE 2007: 195). Auch in der vorliegenden Untersuchung wird das so gehandhabt und mit Restklassen und Zusammenfassungen gearbeitet. Da die vorliegende Studie ohrenphonetisch durchgeführt wurde, wird außerdem, wie bspw. bei KNÖBL (2012: 108), wenn eine „schnelle und gleichzeitig valide auditive Klassifizierung erschwert ist […] auf die Quantifizierung bestimmter […] Merkmale verzichtet". Gewisse Strukturen bleiben in der vorliegenden Studie grundsätzlich ausgespart – Suprasegmentalia (die Wortbetonung bspw.), aber auch Lautquantitäten. Systematisch transkribiert wurden Lautqualitäten, wobei sich die Transkription am Internationalen Phonetischen Alphabet (IPA) orientiert – dies gilt auch für die Vokale, die entsprechend der Formen im Vokaltrapez notiert wurden.[232]

232 Vokale sind im Unterschied zu Konsonanten kontinuierliche und keine diskreten Variablen. Aufgrund der fließenden Übergänge zwischen ihnen besteht eigentlich kein finites Set von Variantenoppositionen, vielmehr ein theoretisch unendliches Spektrum von Variantenausprägungen; vgl. MILROY (1987: 10); CHAMBERS / TRUDGILL (1998: 52) – um quantifiziert werden zu können, wird dieses Spektrum in einzelne Variantenpositionen aufgebrochen. Wichtig ist es dabei sicherzustellen, „that the division is consistently maintained" (CHAMBERS / TRUDGILL 1998: 52).

Sind die Variablen definiert und ihre Varianten mit ihren jeweiligen Frequenzen bestimmt, müssen Kovarianzen eruiert werden – die sprachliche Variable wird dabei als abhängige Variable konzipiert, die in Abhängigkeit gewisser unabhängiger Variablen ihre Werte annimmt (LABOV 2004: 7; TAGLIAMONTE 2007: 194–195). Als erklärende, unabhängige Variable kommt dabei zunächst der sprachliche Kontext infrage, insbesondere der „immediate phonetic context"; dazu treten lexikalische Eigenschaften (MILROY / GORDON 2003: 154–155). Neben inner- sind Variablen i. a. R. abhängig von außersprachlichen Faktoren – hierbei sind räumliche Gegebenheiten von Bedeutung, daneben gibt es aber auch „variation within a specified geographical area between (for example) status groups, male and female speakers, generation cohorts, distinct ethnic groups, or socially patterned variability in the language of a single speaker" (MILROY / GORDON 2003: 88). Letzteres wird auch als *intraspeaker variation* bezeichnet und der *interspeaker variation* gegenübergestellt (MILROY / GORDON 2003: 4). Relevante Erklärungsfaktoren intraindividueller Variation sind bspw. der Formalitätsgrad einer Situation, die Domäne und / oder die Adressaten (vgl. dazu auch Kapitel 2.1.2.9). Hervorzuheben ist, dass es nicht notwendigerweise nur einen einzelnen sprachlichen und / oder außersprachlichen Faktor gibt, der die Variation steuert – ganz im Gegenteil. Die jeweiligen Faktoren können auch stärker oder schwächer gewichtet sein (CHAMBERS / TRUDGILL 1998: 130), dynamisch zusammenwirken und sich sogar aufheben (vgl. ausführlich LABOV 2004). Nicht zuletzt dadurch bestehen gewisse Hürden bei der Feststellung von Kovarianzen; sie lassen sich durch statistische Verfahren zwar minimieren, aber wohl nie ganz ausschalten. Daneben hat das variablenanalytische Vorgehen weitere Nachteile:

- Aufgrund ihrer „methodenspezifische[n] Besonderheiten", nämlich der „Beschränkung auf wenige, gut unterscheidbare, hochfrequente Variablen, die sich auf […] Variantenklassen reduzieren lassen", stellt die Variablenanalyse „[b]ei komplexen Regionalsprachen mit einer Fülle von Differenzen in den verschiedenen linguistischen Systemebenen […] eine kleine linguistische Stichprobe dar, über deren ‚linguistische Repräsentativität' […] wir zunächst nichts wissen" (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 316). I. d. S. bietet eine Variablenanalyse, die nur die frequentesten Phänomene abdeckt, natürlich „keine vollständige Beschreibung" (KEHREIN 2012: 87) – die Methode genügt nur dann „vollkommen", wenn „sich die Sprachverhaltensdifferenzen in den Erhebungssituationen auf wenige […] phonetische und lexikalische Variablen" beschränken (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 316).
- Zentraler Bestandteil der Variablenanalyse ist die Korrelation der Variation mit sozialen Zugehörigkeiten und Kontexten – sie wird deshalb von GILLES (2003: 198) auch als „global-korrelatives Verfahren" bezeichnet; sie setzt als Annahme eine „implizite Statizität und Homogenität" der außersprachlichen Kate-

Vokalische Variablen als diskrete Größen zu behandeln, macht im Rahmen dieser Untersuchung abseits forschungspraktischer Überlegungen Sinn, da es nicht um Variation in einem System geht, sondern um Variation zwischen Varietäten – anzunehmen ist, dass die dialektalen und standardsprachlichen Vokalrealisierungen für die Sprecher als jeweils (korrespondierende) kategoriale Größen fungieren und auch so perzipiert werden (vgl. auch MILROY / GORDON 2003: 139).

gorien voraus (KNÖBL 2012: 52), die kritisiert werden kann (MÖLLER 2013: 57–58; VERGEINER 2019: 62–64). Auch die i. a. R. implizit vorgenommene etische Situationsklassifizierung ist problematisch (vgl. auch Kapitel 2.1.2.9).

– Das Verfahren nimmt an, „dass sich die sprachliche Ausprägung einer Situation aus einem mehr oder weniger variationslosen Variablenset konstituiert, oder andererseits durch eine Variantenmischung mit relativ konstanten Häufigkeitsverteilungen gekennzeichnet ist“ (GILLES 2003: 199). Dadurch wird potentielle „innersituative Variation und deren kontextualisierende Wirkung nicht erfasst“ (KNÖBL 2012: 52; GILLES 2003: 201; MÖLLER 2013: 58–59; VERGEINER 2019: 62–64). Als quantitative Methode ist die Variablenanalyse allerdings „not so much interested in individual occurrences of linguistic features (i.e. tokens), but the recurrent choices an individual makes in the course of linguistic performance (i.e. patterns of occurrence)“ (TAGLIAMONTE 2007: 190). Sie erlaubt, anders gesagt, zwar den Nachweis globaler Variationsmuster, erklärt aber nicht unbedingt (alle) lokal vollzogenen Variationspraktiken. Hierzu müssten weitere, v. a. qualitative Verfahren ergänzend genützt werden (GILLES 2003: 203–211).

Aufgrund der Herausforderungen, vor denen die vorliegende Arbeit steht, wird die Untersuchung lautlicher Variation, wie erwähnt, lexembasiert durchgeführt. Dabei werden unterschiedliche Lautrealisierungen hochfrequenter Einzellexeme aufeinander projiziert; ergänzend werden auch flexions- und wortbildungsmorphologische sowie lexikalische Alternanzen behandelt. Dieses Vorgehen hat mehrere Vorteile:

– Es erlaubt bei größtmöglicher Ökonomie unterschiedlichen Variationserscheinungen aus verschiedenen Lautbereichen nachzuspüren – bei einer einzigen Wortform wie <gesagt> können bspw. Variationsphänomene im Haupttonvokal (bspw. die *a*-Verdumpfung), in der Tonsilbenperipherie (die Schwatilgung im Präfix) sowie im Konsonantismus (etwa die *g*-Frikativisierung) erfasst werden; vgl. Abb. 9. Werden ausreichend Lexeme berücksichtigt, lässt sich ein großer Teil der vorkommenden lautlichen Variation abdecken.
– Auf dieselbe Weise lassen sich Variationsphänomene mit unterschiedlicher arealer Distribution und Herkunft erfassen. Das Verfahren verlangt dabei keine a-priorische Festlegung auf die jeweils interessierenden Lautphänomene (bzw. nur indirekt über die Lexemauswahl), stattdessen können die jeweils variablen Phänomene aus dem Datenmaterial heraus erfasst und klassifiziert werden. Es eignet sich deshalb für Untersuchungen, bei denen die Varianz sowohl vertikal als auch horizontal nicht weiter eingeengt werden kann.
– Wortformen können ex post anhand einzelner Merkmale wiederum gruppiert und in „Sets“ transformiert werden – vgl. auch dazu Abb. 9: Wortformen wie <gesagt, gemacht, gekommen, gestellt> lassen sich bspw. zusammen auf die Realisierung des Präfixes analysieren. Dabei geht die lexikalische Information aber nicht verloren, vielmehr lassen sich gerade so lexikalische Differenzen aufzeigen und auswerten.

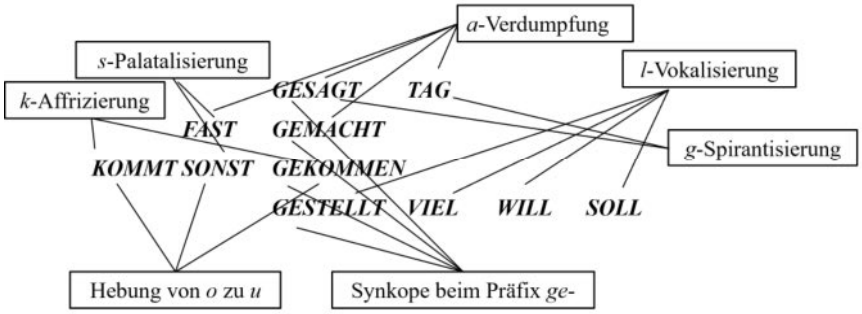

Abb. 9: Gruppierung der Wortformen / Variablen in Sets

Nachteile des Verfahrens sind:

- Es beschränkt sich auf hoch- und höchstfrequente Lexeme – oft wird aber angenommen, dass sich solche Wortformen variativ anders verhalten als niedrigfrequente, wobei fraglich ist, in welcher Weise, also ob sie von Sprachwandelerscheinungen früher erfasst werden (BYBEE 2015: 40–41) oder aber „sprachlichen Wandelerscheinungen weniger leicht zum Opfer" fallen (SCHEUTZ 1985a: 247; BELLMANN 1983: 119). Solche Frequenzeffekte könnten die Befunde der Untersuchung jedenfalls verzerren – es besteht die Gefahr eines lexikalischen Bias.
- Hochfrequent sind als Wortformen v. a. Vertreter gewisser Wortklassen, zuvorderst Funktionswörter (Artikel, Pronomen, Partikelwörter) und Formverben (Kopula- und Auxiliarverben); Substantive und Adjektive sind dagegen weniger frequent. Da solche Wortformen von gewissen Lautprozessen eher betroffen sind (v. a. Reduktionsprozessen; vgl. Kapitel 2.2.4 zu schwachen Formen), besteht auch hier die Gefahr einer Verzerrung.
- Auch das Vorkommen lexikalischer Variation kann die Ergebnisse verfälschen. Besteht zu einer Wortform bspw. eine lexikalische Alternative in einer der untersuchten Sprachformen, kann das Nicht-Auftreten von Wortformen mit der einschlägigen Lautung dieser Sprachform auf die Verwendung der lexikalischen Alternative zurückgeführt werden.
- Werden statt lexemunabhängiger Lautpositionen Wortformen aufeinander projiziert, fällt die *token*-Zahl zwangsläufig geringer aus; das reduziert zwar den Transkriptionsaufwand, zugleich aber auch die Zahl auswertbarer Belege. Durch die Zusammenfassung und Transformation der Variablen in Sets lässt sich dieses Problem zwar abmildern, aber nicht wirklich beheben (s. u.).
- Bei einzelnen Wortformen bestehen oft mehrere alternierende Lautstände. Auch wenn es wortinterne Kookkurrenzbedingungen gibt (die sich durch dieses Verfahren auch bestimmen lassen), sind unterschiedliche Merkmale miteinander kombinierbar, wodurch bei einzelnen Wortformen eine bisweilen größere Anzahl von Varianten einander gegenübersteht. Dies verlangt bei der Auswertung und v. a. der Darstellung ein stärkeres Maß an Abstraktion durch die Zusammenfassung von (Haupt-)Varianten.

Die Variablenanalyse wurde im vorliegenden Rahmen mehrschrittig vollzogen: Zunächst wurden für die sechzig ausgewählten Sprecher Äußerungen von verschiedener Dauer (zwischen fünf und dreißig Minuten) transkribiert – dies deshalb, weil die Sprecher z. T. unterschiedlich lange reden.[233] Die Transkription erfolgte literal, d. h. sie orientierte sich an der nhd. Schriftsprache und erfolgte über den Partitureditor EXMARaLDA. Auf diese Weise wurden ca. 87.000 *tokens* transkribiert (von ca. 10.000 Wortformen / *types*). Aus den Transkriptionen wurde EDV-gestützt über den Korpus-Manager Coma ein erstes Korpus erstellt, um die Auftretenshäufigkeiten der Wortformen eruieren zu können. Aus den frequenteren Wortformen wurden anschließend Lexeme für die Variablenanalyse ausgewählt – Abb. 10 illustriert dies für die 30 häufigsten Wortformen; die Markierung (*) kennzeichnet die gewählten Lexeme.

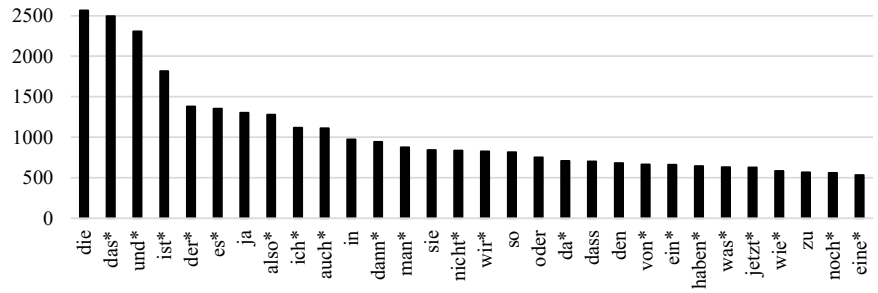

Abb. 10: Die 30 häufigsten Wortformen im Korpus

Auswahlkriterien für die Wortformen waren:

- Frequenz: Wortformen mit hoher *token*-Zahl wurden präferiert gewählt, wobei auch die sprecherspezifische Frequenz berücksichtigt wurde. Wortformen, die bei Sprechern mit geringerem Redeanteil häufig(er) vorkommen, wurden bevorzugt.
- Variabilität: Wortformen, die konstant realisiert werden, wurden von der Untersuchung ausgeschlossen; Wortformen, bei denen mehr als ein Lautstand alterniert, wurden präferiert.
- Arealität: Wortformen wurden danach ausgewählt, ob regionale Lautvarianten darin vorkommen – Wortformen, bei denen Strukturen mit unterschiedlicher arealer Geltung / Herkunft vorkommen, wurden eher gewählt.
- Transformierbarkeit: Es wurde darauf geachtet – insbesondere bei weniger frequenten Wortformen – dass die auftretenden Merkmale auch bei anderen Wortformen vorkommen, um sie zu Sets zusammenfassen zu können.

233 Während von den Lehrenden und einigen Studierenden, die Referate halten, längere Sprechpassagen aufgenommen wurden, sind die Gesprächssequenzen jener Studierenden, die sich zu Wort melden, oftmals kurz. Hier wurde alles verfügbare Material verwertet.

– Wortartenzugehörigkeit: Es wurde darauf geachtet, Vertreter aller Wortklassen – auch Adjektive und Substantive sowie Vollverben – auszuwählen.

Tab. 2 zeigt die gewählten Wortformen mit deren Frequenz (markiert sind Variablen, bei denen wortbildungsmorphologische bzw. lexikalische Varianten erfasst werden). Insgesamt kommen die 143 Lexeme 34.057-mal vor (ca. 40 % der *token* im Korpus).

das	2495	*heißt*	190	*wissen*	44	*gehört*	41
und	2308	*können*	187	*kennen*	43	*tun*	41
ist	1815	*natürlich*	171	*fest*	42	*zusammen*	41
der	1380	*sagen*	165	*heute*	74	*stehen*	40
es	1353	*Film*	155	*gestellt*	74	*herum**	38
also	1278	*muss*	153	*drinnen*	72	*gegeben*	37
ich	1119	*machen*	140	*müssen*	71	*liegt*	37
auch	1112	*zwei*	138	*Art*	71	*erste*	37
*dann**	944	*halt*	127	*alles*	70	*selbst*	34
man	875	*würde*	124	*nächste*	70	*zwanzig*	34
nicht	836	*glaube*	122	*richtig*	66	*Anfang*	33
wir	825	*kommt*	120	*Stellung*	65	*gehabt*	32
da	708	*nach*	118	*nehmen*	64	*dreißig*	31
von	665	*stellen*	113	*zwar*	63	*denke*	31
ein	661	*gesagt*	111	*möchte*	62	*Bild*	30
haben	645	*sozusagen*	110	*wahrscheinlich*	61	*darf*	30
was	629	*wäre*	106	*gemacht*	60	*besonders*	30
jetzt	627	*heraus / hinaus**	104	*herein / hinein**	60	*fast*	30
wie	585	*viel*	100	*soll*	59	*gegangen*	29
noch	559	*schauen*	99	*hätte*	59	*gekommen*	28
eine	532	*wirklich*	98	*nämlich*	59	*lassen*	28
hat	520	*welche*	94	*allem*	55	*selber*	28
sich	499	*Fall*	92	*genommen*	54	*gewesen*	25
aber	489	*gehen*	92	*will*	53	*Tag*	24
sind	458	*letzte*	92	*waren*	53	*meine*	24
wenn	450	*Frage*	90	*gar*	52	*Richtung*	23
schon	375	*weiß*	84	*sagt*	50	*schwierig*	20
kann	370	*könnte*	81	*kein*	50	*Schlag*	17
weil	346	*sehen*	81	*Buch*	50	*Bedeutung*	17
ganz	270	*ihnen*	80	*gesehen*	49	*heran**	14
einfach	255	*keine*	79	*euch*	49	*herunter / hinunter**	12
war	253	*mich*	78	*sollte*	48	*herauf / hinauf**	11
habe	240	*wichtig*	77	*Lösung*	47	*Leute*	10
gut	201	*gerade*	76	*spielt*	46	*herüber / hinüber**	7
eigentlich	193	*kommen*	76	*sonst*	45		
Beispiel	191	*erst*	75	*finde*	44		

Tab. 2: Ausgewählte Wortformen / Variablenanalyse

Die ausgewählten Wortformen wurden in den jeweiligen Gesprächen mittels einer engen phonetischen Transkription nach dem IPA verschriftet (s. o.). Die Transkription erfolgte ohrenphonetisch, nur bei einigen Zweifelsfällen wurden instrumental-phonetische Mittel genutzt (softwaregestützt durch das Analyse-Programm Praat). Vermerkt wurden lautsegmentell divergierende Realisierungen der Wortformen (unter Absehung von Vokalquantitäten, s. o.). Die Wortformen lassen sich nun, wie erwähnt, z. T. einzeln auswerten, z. T. können sie entsprechend der in ihnen vorkommenden Lautvarianten zu Sets zusammengefasst werden; die Variantendistribution kann dabei auch auf Kovarianzen getestet werden. Dabei kommen statistische Tests zur Anwendung, konkret Mann-Whitney-U-Tests, wie sie bereits in Kapitel 3.1.3.1 vorgestellt wurden.

Bei der Auswertung der Variablen wird die inter-, z. T. auch die intrapersonale Varianz erfasst. Dabei wird das Sprachverhalten der Probanden u. a. nach Kontexten differenziert: 60 Sprecher werden untersucht, zwölf davon in der Rolle von Lehrenden – ein Lehrender ist dabei in zwei LVs erfasst –, die übrigen als Studierende; bei diesen agieren 13 in Referaten, 42 in Wortmeldungen (sieben Studierende sind sowohl in Referaten als auch Wortmeldungen belegt). Bei den Referenten wird weiters zwischen dem Sprechen im Referatsmonolog selbst und dem Sprechen nach dem Referat, in der Referatsdiskussion, differenziert (GUCKELSBERGER 2006: 153) – in dieser Phase nach dem „eigentlichen" Vortrag agieren die Studierenden zwar immer noch in ihrer Referentenrolle (sichtbar dadurch, dass sie weiterhin „vorne", dem Plenum zugewandt stehen), im Unterschied zum weitgehend monologischen Vortrag ist diese Phase allerdings dialogischer angelegt (das Rederecht entfällt hier häufiger auf den Lehrenden und / oder andere LV-Teilnehmer) und das Sprechen ist konzeptionell näher am Mündlichkeitspol (vgl. dazu KOCH / OESTERREICHER 2008); insgesamt scheint diese Gesprächsphase auch weniger formell zu sein als das eigentliche Referat, was sich im Sprachgebrauch niederschlägt. Von Lehrendenäußerungen (= Leh), studentischen Referaten (= Ref), dem Sprechen in der Referatsdiskussion (= RefDis) sowie studentischen Wortmeldungen (= WM) werden eindeutig schriftsprachlich interferierte Äußerungen (Vorlesen, Übersetzen) abgegrenzt und von der Untersuchung ausgeschlossen, da hier von einem Einfluss der Grafie auf die Lautrealisierungen auszugehen ist.

Kovarianzen werden neben diesen Gesprächsrollen / -kontexten zuvorderst nach nationaler und regionaler Herkunft analysiert. Weiters werden in Kapitel 3.4 Unterschiede nach Geschlecht und Fakultätszugehörigkeit getestet.[234] Die drei im Korpus befindlichen AZD-Studentinnen werden ebenfalls auf ihr Variationsverhalten hin untersucht, wie auch auf eine allfällige Anpassung an sie (sowie bundesdeutsche Lehrende) eingegangen wird.

234 Auf eine angedachte Unterscheidung nach LV-Typ – Übung, (Pro-)Seminar oder Vorlesung – wurde verzichtet, da der deklarierte LV-Typ bei den untersuchten LVs nur wenig über das tatsächliche Unterrichtsgeschehen aussagt: Die räumlichen Bedingungen der LVs sind zumeist gleich (sie finden in kleineren Räumen statt), die Gruppengrößen generell gering. Zwar unterscheidet sich das Ausmaß der studentischen Beteiligung zwischen den einzelnen LVs, nicht aber unbedingt entsprechend dem LV-Typ.

Tab. 3 gibt die Verteilung der Probanden auf die unterschiedlichen außersprachlichen Kategorien wieder. Sie zeigt, dass Zusammenhänge zwischen einzelnen Kategorien bestehen: So ist bei den Fakultäten ein Ungleichgewicht unter regionalen Gesichtspunkten zu konstatieren – sowohl bei der KTH als auch der RW sind nur Österreicher erfasst; bei der KGW und der NW ist dagegen fast die Hälfte der Sprecher bundesdeutsch. Asymmetrien bestehen auch hinsichtlich der jeweiligen Gesprächsrollen / -kontexte: So sind sowohl bei den Referenten als auch den Lehrenden Bundesdeutsche mehrheitlich, bei den sich zu Wort meldenden Studierenden dagegen in der Minderzahl vertreten. Dabei stammen die bundesdeutschen Referenten v. a. aus Altbayern, die Lehrenden dagegen aus dem mittel- / norddeutschen Raum. Bei den Studierenden, die sich zu Wort melden, kommt unterdies die Mehrheit aus Salzburg und Oberösterreich. Derartige Interdependenzen zwischen den außersprachlichen Kategorien sind bei der Interpretation interpersonaler Differenzen zu berücksichtigen. Um ihnen Rechnung zu tragen, werden die Gruppenunterschiede – soweit möglich – auch auf mögliche Störeffekte untersucht, bspw. indem diasituative Unterschiede für Sprecher unterschiedlicher Herkunft oder diatopische Unterschiede für Sprecher mit unterschiedlicher Gesprächsrolle plausibilisiert werden.

			Sbg	OÖ	RÖ	Bay	Sb	Al	MNdt						
		AUT	12	12	3	0	7	1	0						
	AUT	BRD	0	0	0	11	0	5	6						
KGW	20	17	5	8	1	8	5	5	5						
KTH	3	0	2	0	0	0	1	0	0						
NW	5	5	1	3	1	3	0	1	1						
RW	7	0	4	0	1	0	1	0	0	**KGW**	**KTH**	**NW**	**RW**		
Männ	18	11	5	6	1	6	4	3	3	17	2	7	3		
Weib	17	11	7	5	2	5	3	3	3	20	1	3	4	**Männ**	**Weib**
Leh	5	7	1	2	0	1	2	1	5	6	1	3	2	8	4
Ref	4	6	0	1	1	4	2	1	1	7	0	3	0	7	3
Ref-Dis	3	4	0	1	1	2	1	1	1	4	0	3	0	6	1
WM	28	12	11	9	2	8	5	4	1	28	2	5	5	18	22

Tab. 3: Probandenverteilung / LV-Aufnahmen

Problematisch beim interpersonalen Vergleich sind auch die größeren Unterschiede, die es bei der *token*-Zahl für die einzelnen Variablen je nach Gesprächskontext / -rolle gibt – vgl. dazu auch Abb. 11. Obwohl nur 12 Lehrende untersucht wurden, entfallen auf ihre Äußerungen rund die Hälfte aller *tokens* (48 %), ca. ein Drittel (31 %) wird von Studierenden in Referatsäußerungen generiert und nur etwa 18 % in Wortmeldungen. Dies hat zur Folge, dass manche der Wortmeldungsäußerungen nur für wenige Variablen auswertbar sind – bei $n < 5$ werden die Ergebnisse

nämlich nicht berücksichtigt.[235] Da die interpersonalen Differenzen so groß sind, werden zur Abbildung von Kovarianzen gemittelte Prozentwerte genutzt (dabei bleiben die Ergebnisse der Probanden mit $n < 5$ außen vor); auch die statistischen Tests werden mit Prozentwerten gerechnet. Dies hat zwar den Vorteil, dass damit das Sprachverhalten einzelner Sprecher nicht überproportional ins Gesamtergebnis eingeht, allerdings den Nachteil, dass die detaillierten Ergebnisse zum Sprachverhalten der Lehrenden bzw. der Referenten und die verhältnismäßig groben Befunde zu vielen Wortmeldungsäußerungen gleich gewichtet werden müssen.

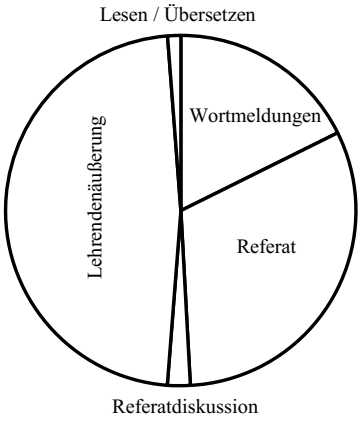

Abb. 11: Token pro Gesprächsrolle / -kontext

Das Ziel der Analyse ist es, Regelmäßigkeiten im Sprachverhalten nachzuweisen – dem Setting entsprechend v. a. im standardnahen Bereich; den Hinweisen in Kapitel 2.2.4 folgend ist die Identifikation einschlägiger Standardmerkmale aber durchaus mit Hürden verbunden, wobei mit größeren Abgrenzungsproblemen zum Nonstandard zu rechnen ist. Um Regularitäten aufzudecken, orientiert sich die Untersuchung zuvorderst an den Polbereichen des Spektrums – für den Standardbereich werden unterschiedliche Kodizes miteinbezogen (vgl. dazu auch Kapitel 2.2.3): Es wird jeweils auf SIEBS (1957), das DAW (KRECH et al. 2010) und den Duden (Dudenverlag 2015) verwiesen. SIEBS manifestiert dabei die (idealisierte) Explizitlautung, das DAW eine bereits gemäßigtere Hochlautung, der Duden einen areal differenzierten Gebrauchsstandard. Dabei wird davon ausgegangen, dass es unterschiedliche Register der Standardsprache gibt, die z. T. durch diese Kodizes repräsentiert werden. Ergänzend werden weitere Beschreibungen und Untersuchungen zur Standardsprache – v. a. auch zum Gebrauchsstandard – berücksichtigt.

Bei der Bestimmung von Dialektvarianten wird v. a. auf (basis-)dialektologische Beschreibungen zurückgegriffen – wobei zu berücksichtigen ist, dass die dort dokumentierten Formen nicht in allen Fällen vorkommen. Wesentliche Dialektvarianten werden in solchen Fällen dennoch angeführt, um auf die vertikal antipolaren Bezugspunkte zur Standardlautung und die (zumindest theoretisch) mögliche Variations-

235 KEHREIN (2012: 86) geht als „Voraussetzung für eine sinnvolle Frequenzanalyse“ von mindestens zehn Varianten pro Variable und Person aus; Ähnliches schlagen MILROY / GORDON (2003: 163–164) vor. Bei SPIEKERMANN (2008: 99) ist die „Mindestgröße eine[r] Grundmenge mit fünf“ Varianten pro Variable und Sprecher; da in der vorliegenden Untersuchung der Variableninput lexikalisch definiert ist (wodurch lexikalische „Verzerrungen“ bzw. Einflüsse der Lautumgebung auf die Variantenrealisierung minimiert sind), orientiert sich diese Arbeit an SPIEKERMANN (2008).

spanne hinzuweisen. Hinzu kommen variationslinguistische Studien und Beschreibungen des „mittleren Bereichs“. Auf dieser Grundlage sollte es möglich sein, Formen möglichst adäquat einzuordnen, wenngleich Unsicherheiten bleiben werden.

3.1.2.4 Zusammenschau

In diesem Abschnitt wurden die Methoden für die nunmehr folgende empirische Untersuchung dargestellt; entsprechend der Überlegung, dass soziale Erwartungen und Wertungen sowie dadurch bedingte Regelmäßigkeiten im Sprachverhalten das Vorliegen sprachlicher Normen plausibilisieren können, werden drei Untersuchungsschritte trianguliert, um die Normen zur Varietätenwahl an der PLUS nachzuzeichnen: Die quantitativ-statistische Analyse der Fragebogendaten und die Inhaltsanalyse der Interviews zielen dabei zuvorderst auf den normativen Diskurs ab und sollen die sprachnormativen Erwartungen / Wertungen vermessen. Inwiefern es diesen Erwartungen / Wertungen entsprechende Handlungsregelmäßigkeiten gibt, wird mit einer Variablenanalyse bestimmt.

Bezüglich der einzelnen Untersuchungsschritte ist festzuhalten:

- Mit der quantitativ-statistischen Analyse der Fragebögen soll erfasst werden, welche Varietäten die Probanden in den jeweiligen Situationen erwarten / als angemessen werten und ob / welche Zusammenhänge / Unterschiede zwischen diesen Erwartungen / Wertungen bestehen. Untersucht werden soll weiters, ob / welche Differenzen es zwischen Probandengruppen dabei gibt (je nach L1, Fakultätszugehörigkeit, Geschlecht, Herkunft); erhoben werden sollen außerdem Selbsteinschätzungen, Beobachtungen sowie Einstellungen zum Varietätengebrauch und deren Zusammenhänge mit den normativen Erwartungen / Wertungen. Neben deskriptiven statistischen Verfahren werden hierzu Signifikanztests berechnet, wobei nur parameterfreie Verfahren gewählt werden.
- Mit der inhaltsanalytischen Auswertung der Interviews sollen die Befunde der Fragebogenuntersuchung validiert und vertieft werden: Auch hier geht es darum, nachzuzeichnen, welches Sprachverhalten die Probanden in welchen Situationen als angemessen werten / erwarten. Ein besonderer Fokus wird auf weitere normrelevante Aspekte gelegt, insbesondere auf Fragen der Normdurchsetzung, -begründung und -legitimierung sowie weiters auf Zusammenhänge normativer Strukturen untereinander (auch mit Werten, Ideologien, Einstellungen) und potentielle Normkonflikte. Eine gesonderte Fragestellung betrifft das Varietätenverständnis der Probanden. Zur Auswertung wurde ein Kategoriensystem deduktiv konzipiert, das in einer Testphase am Datenmaterial induktiv weiterentwickelt wurde. Daran anschließend wurde das Datenmaterial in zwei Durchläufen vollständig kodiert. Die vermittels dieser Kodierung erfassten, normrelevanten Inhalte werden nachfolgend durch exemplarische, in Basistranskriptionen (nach GAT2) überführte Interviewausschnitte dargestellt.
- Mit der Variablenanalyse der LV-Aufnahmen sollen einerseits norminduzierte Regelmäßigkeiten im variativen Handeln nachgewiesen werden, andererseits

aber auch – nicht zuletzt um die Relevanz der normbezogenen Variation abschätzen zu können –, weitere variationskonstitutive Faktoren freigelegt werden. Untersucht werden hierzu primär im Lautbereich alternierende Wortformen, die entweder einzeln oder in komplexere Variablen transformiert auf die Distribution ihrer Varianten vermessen werden. Bestimmt werden soll dabei das inter- sowie das intraindividuelle Variieren. Unterschiede im Variationsverhalten werden in Hinblick auf unterschiedliche Gesprächsrollen / -kontexte, aber auch weitere außersprachliche Faktoren (Fakultätszugehörigkeit, Geschlecht, Herkunft) gesucht.

In weiterer Folge werden zunächst die Resultate der Fragebogenuntersuchung, dann die der Inhalts- und Variablenanalyse beschrieben. Die Einzelbefunde werden in Kapitel 4 systematisch zusammengeführt, obgleich schon während der Darstellung der einzelnen Untersuchungsschritte versucht wird, Zusammenhänge und Anknüpfungspunkte zwischen ihnen aufzuzeigen.

3.2 FRAGEBOGENUNTERSUCHUNG

Die im Rahmen von VAMUS durchgeführte Fragebogenuntersuchung weist Fragen auf, in denen normative Wertungs- / Erwartungsäußerungen zur Varietätenwahl elizitiert wurden. Diese sollen nachfolgend beschrieben und auf signifikante Unterschiede / Zusammenhänge getestet werden. Zunächst kommt dabei der Studierenden-, dann der Lehrendenfragebogen in den Blick. Zu Beginn werden jeweils die Angemessenheitswertungen besprochen (Kapitel 3.2.1 bzw. Kapitel 3.2.5), dann die Selbstauskünfte zum Varietätengebrauch, insbesondere ihr Zusammenhang mit den Angemessenheitswertungen (Kapitel 3.2.2 bzw. Kapitel 3.2.6). Weitere Fragebogenitems, die mit den Angemessenheitswertungen zusammenhängen – v. a. solche zur Varietätenkompetenz, zu Varietätenkonzeptionen und -ideologien – werden daran anschließend behandelt (Kapitel 3.2.3 bzw. Kapitel 3.2.7). Den Abschluss bilden Fragen der Diskriminierung und Benachteiligung (Kapitel 3.2.4 bzw. Kapitel 3.2.8). Der leichteren Lesbarkeit halber werden die Resultate der Signifikanzberechnungen zumeist in Fußnoten bzw. im Anhang berichtet. Aufgrund der Vielzahl der Berechnungen werden außerdem nur die p-Werte bzw. die Korrelationskoeffizienten angegeben.

3.2.1 Angemessenheitswertungen / Studierende

Die zentrale Frage im Studierendenfragebogen, die Angemessenheitsvorstellungen zur IM elizitieren sollte, ist FS-29 („Welche Sprechweisen des Deutschen finden Sie in welcher Situation angemessen?“). Für die drei „Sprechweisen“

FS-29a	Standardsprache
FS-29b	Umgangssprache[236]
FS-29c	Dialekt

waren im Fragebogen je sieben Situationen gelistet, bei denen durch Ankreuzen signalisiert werden sollte, ob in ihnen die jeweilige Sprechweise als angemessen gewertet wird (Mehrfachantworten waren dabei möglich). Bei den sieben Situationen handelt es sich um:

FS-29-1	in der Familie
FS-29-2	mit Freunden (z. B. am Telefon, bei einem Fest, …)
FS-29-3	im Heimatort (z. B. beim Einkaufen)
FS-29-4	am Studienort im Alltag (z. B. beim Einkaufen)
FS-29-5	an der Universität mit anderen Studierenden (z. B. in der Mensa)
FS-29-6	an der Universität in Lehrveranstaltungen
FS-29-7	bei Schaltergesprächen

Das Antwortverhalten der Probanden auf FS-29 demonstriert Abb. 12.

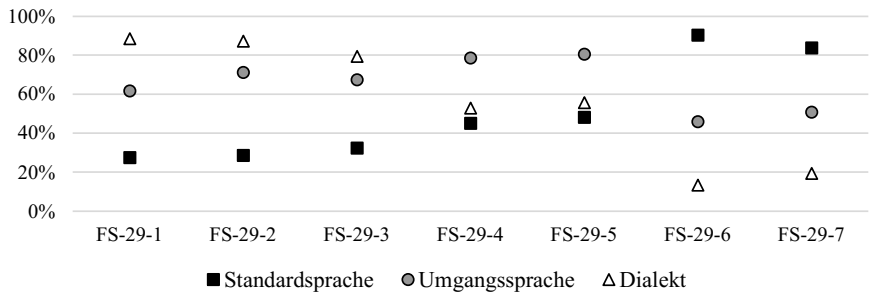

Abb. 12: FS-29 („Welche Sprechweisen des Deutschen finden Sie in welcher Situation angemessen?“) (Anteil der „ja“-Antworten)

Die Abbildung zeigt intrasituativ unterschiedliche Angemessenheitswertungen: Mit der Familie, mit Freunden und auch im Alltag im Heimatort werden Dialekt und Umgangssprache präferiert, die Standardsprache hingegen wird nur von einer Minderzahl akzeptiert. Anders ist dies im Alltag im Studienort und mit anderen Studierenden, wo v. a. der Gebrauch der Umgangssprache als angebracht empfunden wird, während der Dialekt und auch die Standardsprache weniger oft genannt werden. In LVs und ebenso bei Schaltergesprächen wird indes v. a. die Standardsprache, in bereits deutlich geringerem Ausmaß auch die Umgangssprache als situationsadäquat eingestuft. Der Dialekt spielt hier nur eine untergeordnete Rolle. Zu-

236 Zur Erklärung des Terminus findet sich im Fragebogen folgende Bemerkung: „Die Umgangssprache liegt zwischen Standardsprache und Dialekt.“ Um auch den Zwischenbereich zwischen Dialekt und Standardsprache abzudecken, wurde das Konzept in den Fragebogen aufgenommen, trotz seiner konzeptionellen Probleme – vgl. Kapitel 2.2.5.

sätzlich zu den – jeweils signifikanten[237] – intrasituativen Unterschieden, welche Sprechweise in welcher Situation gebilligt wird, gibt es somit auch deutliche intersituative Differenzen, wann welche der Sprechweisen im Situationsvergleich akzeptiert wird (auch diese Unterschiede sind i. a. R. signifikant).[238]

Sieht man die einzelnen Situationen als Manifestationen eines Spektrums von Formalitätsgraden an, wobei der Sprachgebrauch mit Familie und Freunden am informellsten, in LVs und auch Verwaltungssituationen am formellsten ist, zeigt sich ein kontinuierliches Ansteigen der Angemessenheit der Standardverwendung ausgehend vom Informalitätspol; das Umgekehrte gilt für den Dialekt – das bestätigt nicht nur die Relevanz des Formalitätskriteriums für die Angemessenheitsvorstellungen zum Dialekt- und Standardgebrauch (LABOV 1978; vgl. Kapitel 2.1.2.9; Kapitel 2.2.2), es zeigt sich auch, dass es Situationen gibt, in denen der Standard weitgehend inakzeptabel ist (SOUKUP 2009: 125).

Die Wertungen zur Umgangssprache sind komplexer zu deuten; aufschlussreich sind hier die Zusammenhänge zwischen den Angemessenheitsurteilen: Intrasituativ positiv korreliert nämlich einerseits die Einschätzung, dass Standard- und Umgangssprache in der Familie, bei Freunden und im Heimatort angemessen sind, andererseits, dass die Umgangssprache und der Dialekt mit anderen Studierenden angemessen ist. Negativ korreliert die Akzeptanz der Standardsprache in LVs mit der von Umgangssprache und Dialekt, wobei die Einschätzung dieser beiden als angemessen positiv korreliert ist. Auch bei Schaltergesprächen besteht eine negative Korrelation zwischen Standard- und Umgangssprache und eine positive bei Umgangssprache und Dialekt.[239] Intersituativ korrelieren (vgl. Anhang C1) alle Angemessenheitswertungen über die Standardsprache und alle über den Dialekt. Bei den Angemessenheitswertungen zur Umgangssprache ist dies nicht allenthalben der Fall – hier sind die zu informelleren Situationen weitgehend unabhängig von denen zu formellen Situationen. Die korrelativen Befunde deuten also letztlich darauf hin, dass die Umgangssprache in formellen Situationen von anderen Sprechern akzeptiert wird als in informellen: Im ersten Fall eher von denen, die (auch) dialektaffiner sind, andernfalls von Personen mit Standardpräferenz.

Bei FS-29 zeigen sich mehrere signifikante Gruppenunterschiede: Sie bestehen zunächst nach Geschlecht, Abb. 13 verdeutlicht sie: Männliche Studierende werten die Standardsprache in den informelleren Situationen (mit der Familie, Freunden, im Alltag und mit anderen Studierenden) positiver als weibliche Probanden. Andererseits akzeptieren sie gerade in formelleren Kontexten (LVs, Schaltergesprächen)

237 Sie sind signifikant mit p = 0,000***, ausgenommen FS-29a-4/FS-29c-4 und FS-29a-5/FS-29c-5 (jeweils p = 0,006**).

238 Die meisten Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000***; ausgenommen: FS-29a-1/FS-29a-4 und FS-29b-6/FS-29b-7: p = 0,001*; FS-29b-2/FS-29b-3: p = 0,022*. Nicht-signifikant sind die Unterschiede bei FS-29a-1/FS-29a-2, FS-29a-4/FS-29a-5, FS-29b-4/FS-29b-5, FS-29c-1/FS-29c-2 und FS-29c-4/FS-29c-5.

239 Es korrelieren (in Klammer Φ) mit p = 0,000***: FS-29a-1*FS-29b-1 (0,342), FS-29a-2*FS-29b-2 (0,294), FS-29a-3*FS-29b-3 (0,252), FS-29b-5*FS-29c-5 (0,168), FS-29a-6*FS-29b-6 (-0,177), FS-29b-6*FS-29c-6 (0,294), FS-29a-7*FS-29b-7 (-0,229), FS-29b-7*FS-29c-7 (0,295) und FS-29a-6*FS-29c-6 (-0,106).

etwas öfter Umgangssprache und Dialekt.[240] Studenten sind somit toleranter in ihren Angemessenheitswertungen als Studentinnen.

Signifikante Unterschiede gibt es weiters nach L1 – vgl. auch Abb. 14. Sie bestehen v. a. zwischen ED / IZD- und AZD-Sprechern und zwar hauptsächlich in Hinblick auf die Angemessenheitsurteile zu Dialekt und Umgangssprache: In den informellen Situationen sehen AZD-Sprecher Nonstandard seltener als angemessen an; in formellen Situationen gibt es Differenzen v. a. in Hinblick auf die Umgangssprache, wobei wiederum AZD-Sprecher die geringere Toleranz aufweisen.[241]

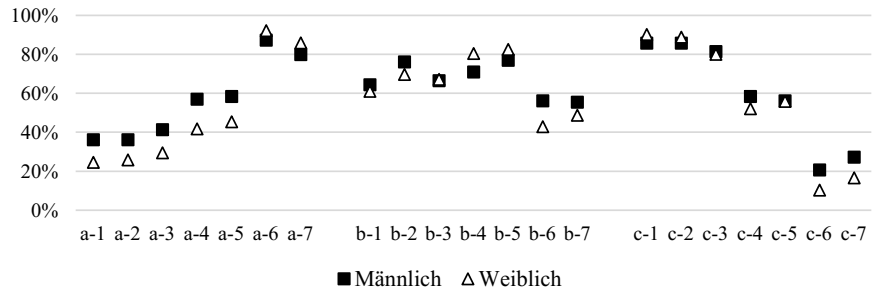

Abb. 13: FS-29, Unterschiede nach Geschlecht (Anteil der „ja"-Antworten)

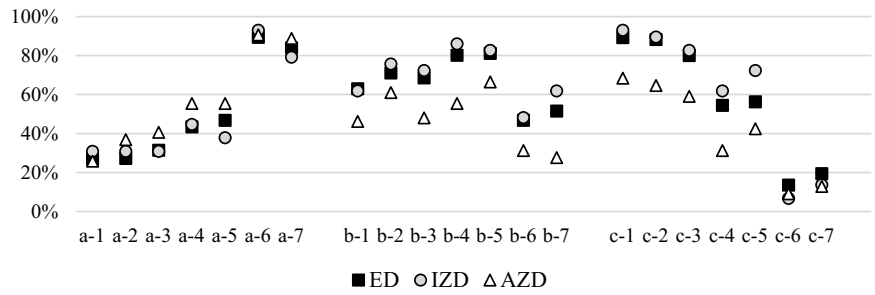

Abb. 14: FS-29, Unterschiede nach L1 (Anteil der „ja"-Antworten)

240 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede bei FS-29a-1 (0,011*), FS-29a-2 (0,025*), FS-29a-3 (0,012*), FS-29a-4 (0,003**), FS-29a-5 (0,01*), FS-29b-4 (0,026*), FS-29b-6 (0,008**), FS-29c-6 (0,003**) und FS-29c-7 (0,008**).

241 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede zwischen ED/AZD bei FS-29b-1 (0,024*), FS-29b-3 (0,004**), FS-29b-4 (0,000***), FS-29b-5 (0,018*), FS-29b-6 (0,042*), FS-29b-7 (0,001**), FS-29c-1 (0,000***), FS-29c-2 (0,000***), FS-29c-3 (0,001**), FS-29c-4 (0,002**); zwischen IZD/AZD bei FS-29b-4 (0,01*), FS-29b-7 (0,005**), FS-29c-1 (0,023*), FS-29c-2 (0,029*), FS-29c-4 (0,014*), FS-29c-5 (0,018*).

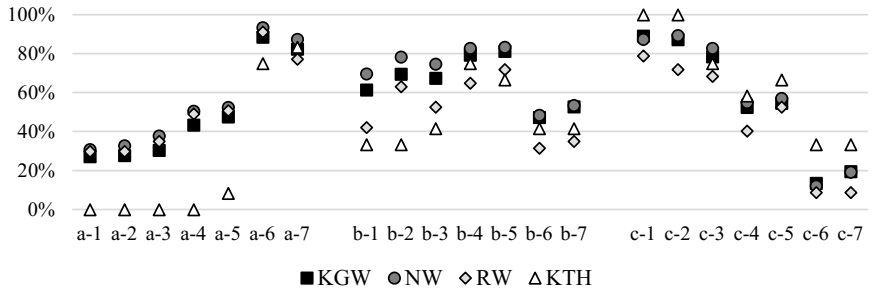

Abb. 15: FS-29, Unterschiede nach Fakultät (Anteil der „ja"-Antworten)

Signifikant differieren darüber hinaus die Angehörigen verschiedener Fakultäten – vgl. hierzu Abb. 15 (sowie für die Signifikanztests Anhang C2). Auffällig ist, dass die Probanden der KTH in allen nicht formellen Situationen die Standardsprache nicht als angemessen werten, gleichsam – abgesehen vom Alltag im Studienort – die Umgangssprache seltener akzeptieren, wohingegen sie den Dialekt etwas stärker präferieren (auch in formelleren Situationen). Die Probanden der RW zeichnen sich allgemein durch eine geringere Präferenz für die Umgangssprache aus, auch den Dialekt nennen sie weniger oft als angemessene Sprechweise, v. a. in informellen und alltagssprachlichen Situationen.

Sehr deutliche Kontraste bestehen bei den Angemessenheitsurteilen nach der Probandenherkunft – vgl. Abb. 16 für die zwischen Deutschen und Österreichern.

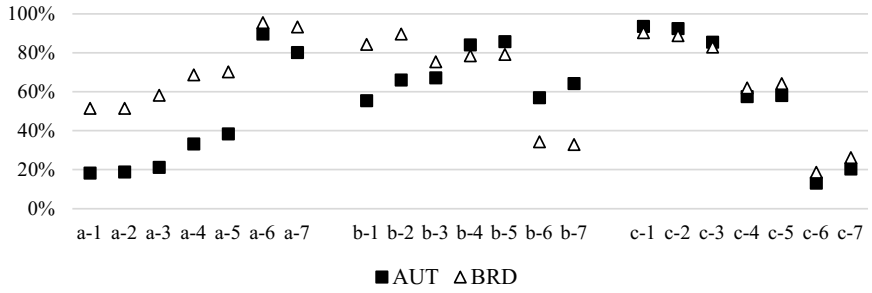

Abb. 16: FS-29, Unterschiede nach Herkunft (Nation) (Anteil der „ja"-Antworten)

Bundesdeutsche Probanden werten die Standardsprache allenthalben positiver – gerade in informellen, alltagssprachlichen Kontexten deutlich öfter als Österreicher. Der zweite wesentliche Unterschied betrifft die Angemessenheit der Umgangssprache: Während in den stärker nähesprachlichen Situationen mit Familie und Freunden die Umgangssprache von den bundesdeutschen Sprechern häufiger als von den

Österreichern gebilligt wird, ist dies in den formelleren Kontexten LV und Schaltergespräch umgekehrt.[242]

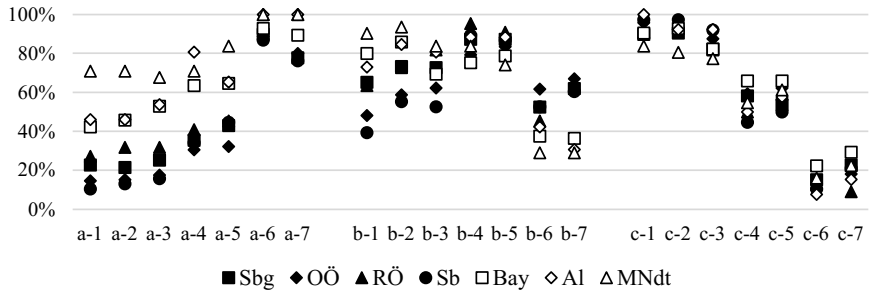

Abb. 17: FS-29, Unterschiede nach Herkunft (Region) (Anteil der „ja"-Antworten)

Hinter diesen großräumigen nationalen Differenzen zeigen sich kleinräumigere regionale – vgl. Abb. 17 (sowie für die Signifikanztests Anhang C3). Es gibt gewisse innerösterreichische Unterschiede, was die Einschätzung der Standardsprache betrifft: Gerade in den ersten drei informellen Kontexten sehen Probanden aus dem südbairischen Raum und Oberösterreich die Standardsprache weniger oft als angemessen an, während Salzburger Probanden und solche aus dem Rest Österreichs sie häufiger akzeptieren. Bei den bundesdeutschen Sprechern differieren Mittel- / Norddeutsche einerseits und Süddeutsche (Altbayern, Alemannen) andererseits, insofern Erstere eine deutlichere Standardpräferenz aufweisen, v. a. Altbayern eine geringere, auch in LVs und Schaltergesprächen.

Ähnliches gilt für die Einschätzung der Umgangssprache: V. a. südbairische und oberösterreichische Sprecher akzeptieren sie in informellen Situationen im innerösterreichischen Vergleich weniger oft, Oberösterreicher dafür in sehr formellen öfter. Mittel- / Norddeutsche haben bei den Bundesdeutschen die stärkste Präferenz für die Umgangssprache in informellen Situationen, während in stärker formellen Kontexten Probanden aus Altbayern sie am ehesten billigen. Beim Dialekt sind die Verschiedenheiten geringer, v. a. in informellen Situationen ist seitens der Mittel- / Norddeutschen eine geringere Akzeptanz gegeben, in formellen Kontexten werten Altbayern ihn öfters als angemessen.

Insgesamt haben Unterschiede also v. a. bei informellen Situationen Bestand, wobei die binnendeutschen Differenzen am größten sind: Es zeigt sich dort ein charakteristisches Nord-Süd-Gefälle (vgl. bspw. HOCHHOLZER 2004: 327–329), insofern Mittel- / Norddeutsche stärker standard- und in informellen Situationen umgangssprachen-, dafür generell weniger dialektorientiert sind. Dieselbe Opposition gilt innerösterreichisch – wenngleich deutlich schwächer ausgeprägt – zwischen

242 Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000*** bei FS-29a-1, FS-29a-2, FS-29a-3, FS-29a-4, FS-29a-5, FS-29b-1, FS-29b-2, FS-29b-6, FS-29b-7 und mit p = 0,001** bei FS-29a-7.

Salzburgern und Ostösterreichern einerseits, Südbaiern und Oberösterreichern andererseits. Letztlich fallen die kleinräumigen Unterschiede aber gegenüber den großräumigen, nationalen geringer aus – die meisten signifikanten Kontraste zeigen sich zwischen Österreichern und Deutschen, nicht innerhalb dieser Gruppen.

3.2.2 Varietätenverwendung / Studierende

Signifikante Differenzen bei den Angemessenheitsurteilen gibt es auch nach Varietätenverwendung – zunächst, wenn man das Antwortverhalten derjenigen, die angeben, eine von der Standardsprache abweichende Varietät zu verwenden, mit jenen vergleicht, die das nicht tun – abgefragt mit dem Item FS-24 im Studierendenfragebogen als Ja- / Nein-Frage („Verwenden Sie im Deutschen Sprechweisen, die von der Standardsprache abweichen (z. B. eine Umgangssprache, einen Dialekt)?“).

Abb. 18 zeigt die Differenzen: Standardsprecher finden die Standardsprache, Nonstandardsprecher den Dialekt eher angemessen, wobei die Kontraste besonders in den informellen Kontexten größer sind, v. a. in der Lehre indes geringer. Bei der Umgangssprache unterscheiden sich die sehr informellen Kontexte mit Familie und Freunden, wo Standardsprecher eher die Umgangssprache akzeptieren, von den übrigen, wo das eher für Nonstandardsprecher gilt.[243]

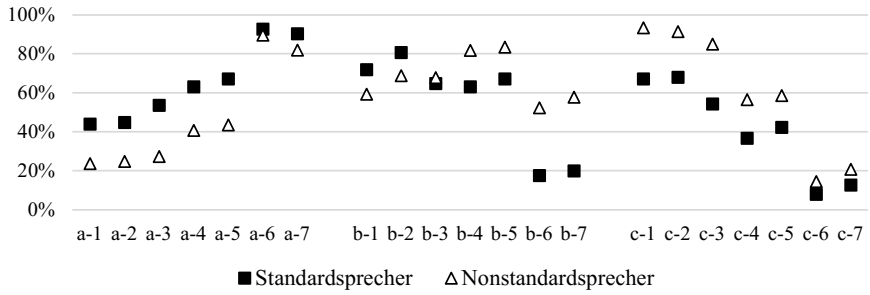

Abb. 18: FS-29, Unterschiede nach (Non-)Standardgebrauch (Anteil der „ja“-Antworten)

Das Antwortverhalten auf FS-24 zeigt Abb. 19 – insgesamt behauptet nur knapp jeder fünfte Student (18 %), ausschließlich die Standardsprache zu verwenden, mit signifikanten Differenzen zwischen den Gruppen: Während sich auch hier ED- und IZD-Sprecher kaum unterscheiden, gibt die Mehrheit der AZD-Studierenden an, keine standardabweichenden Formen zu gebrauchen.[244] Hinsichtlich der Fakultäten

243 Signifikante Unterschiede mit p = 0,000*** bestehen bei FS-29a-1, FS-29a-2, FS-29a-3, FS-29a-4, FS-29a-5, FS-29b-4, FS-29b-5, FS-29b-6, FS-29b-7, FS-29c-1, FS-29c-2, FS-29c-3, FS-29c-4; mit p = 0,001* bei FS-29c-5; mit p = 0,011* bei FS-29b-2; mit p = 0,012* bei FS-29b-1 und mit p = 0,032* bei FS-29a-7.

244 Es differieren bei FS-24 signifikant (p = 0,000***) ED/AZD sowie IZD/AZD.

sind es eher die RWler, die dies für sich reklamieren, während kein KTHler der Ansicht ist, nur Standard zu nutzen.[245] Zwar bestehen kaum Geschlechterunterschiede bei dieser Frage, nach Herkunft gibt es aber sehr wohl Differenzen: Österreichische Studierende schätzen sich kaum als ausschließliche Standardsprecher ein, bundesdeutsche dafür deutlich öfter (p = 0,000***); dabei ergibt sich innerhalb Deutschlands wiederum ein Nord-Süd-Gefälle, insofern Altbayern und Alemannen öfter angeben, abweichende Varietäten zu gebrauchen. Innerhalb Österreichs sind es am ehesten Salzburger, die sich als ausschließliche Standardsprecher einschätzen.[246]

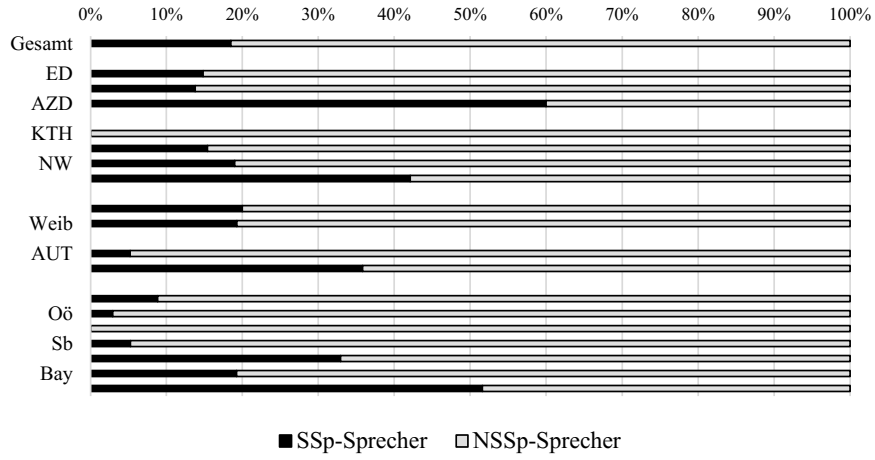

Abb. 19: FS-24 („Verwenden Sie im Deutschen Sprechweisen, die von der Standardsprache abweichen?“)

Die komplexen Beziehungen zwischen normativen Erwartungen zur Varietätenverwendung, der (eingeschätzten) Varietätenverwendung selbst sowie außersprachlichen Faktoren zeigen sich auch in Hinblick auf Frage FS-28 („In welcher Situation verwenden Sie selbst die folgenden Sprechweisen des Deutschen (Standardsprache / Umgangssprache / Dialekt)?“) – das Fragedesign ist bei FS-28 analog zu FS-29, d. h. in Hinblick auf dieselben sieben Situationen konnte für Standardsprache, Umgangssprache und Dialekt je ein Häkchen gesetzt werden, ob in ihnen die betreffende Sprechweise verwendet wird. Für alle Situationen ergeben sich dabei höchstsignifikante Korrelationen zwischen den Varietäten, die verwendet werden (bzw. von denen dies angegeben wird) und jenen, die als angemessen betrachtet

245 Bei FS-24 differieren signifikant KTH/RW (p = 0,014*), KGW/RW (p = 0,000***) und NW/RW (p = 0,001**).

246 Es unterscheiden sich bei FS-24 signifikant (in Klammer p): Sbg/OÖ (0,04*), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), OÖ/Al (0,002**), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/MNdt (0,000***), RÖ/Bay (0,004**), RÖ/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,002**), Sb/MNdt (0,000***), Al/MNdt (0,025*).

werden – die Angaben zur Verwendung sind also nicht unabhängig von denen zur Angemessenheit.[247]

Die dbzgl. Zusammenhänge verdeutlichen auch Abb. 20 und Abb. 21: Sie zeigen das Antwortverhalten der Probanden bei FS-28 entsprechend dem Antwortverhalten bei FS-29 bzw. bei FS-29 entsprechend dem Antwortverhalten bei FS-28; Abb. 20 stellt dar, wieviel Prozent derer, die in einer Situation die jeweiligen Sprechweisen akzeptieren und sie auch verwenden im Vergleich zu jenen, die sie nicht akzeptieren, aber verwenden. Abb. 21 dokumentiert, welcher Anteil der Probanden eine Sprechweise in einer der Situationen zu verwenden angibt und sie zugleich akzeptiert, im Vergleich zu jenen, die sie nicht verwenden, aber akzeptieren.

Abb. 20 zeigt, dass Probanden, die Dialekt, Umgangssprache und Standard in den jeweiligen Situationen akzeptieren, oftmals auch die entsprechenden Sprechweisen verwenden – allerdings nicht immer: So geben Personen, die den Standard in informellen Situationen als angemessen werten, in fast der Hälfte der Fälle an, ihn nicht zu gebrauchen, dasselbe gilt für den Dialekt in formellen Situationen – offensichtlich geht die Bereitschaft, die in diesen Situationen allgemein eher dispräferierten Varietäten zu billigen, nicht unbedingt damit einher, sie tatsächlich zu nutzen.

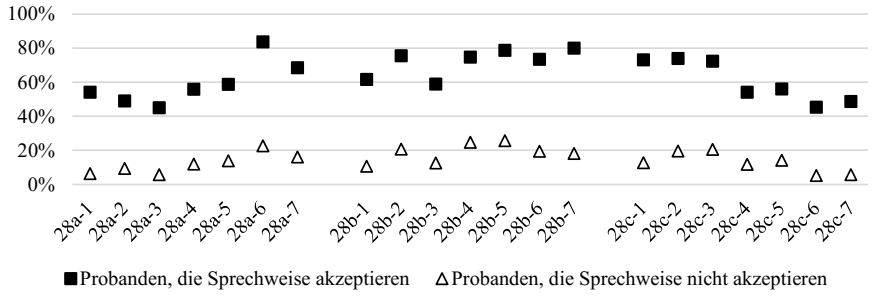

Abb. 20: Antwortverhalten bei FS-28 nach dem Antwortverhalten bei FS-29 (Anteil der „ja"-Antworten)

Zugleich verdeutlicht die Abbildung, dass nur sehr wenige Studierende, die eine der Sprechweisen für unangemessen halten, diese verwenden, d. h. umgekehrt, dass die meisten, die eine Sprechweise als unakzeptabel werten, sie auch nicht gebrauchen. Auch wenn berücksichtigt werden muss, dass es sich um Selbsteinschätzungen handelt, so deutet dies doch eine gewisse Normkonformität an.

247 Es korrelieren (in Klammer Φ) mit p = 0,000***: FS-28a-1*FS-29a-1 (0,537), FS-28b-1*FS-29b-1 (0,501), FS-28c-1*FS-29c-1 (0,409), FS-28a-2*FS-29a-2 (0,442), FS-28b-2*FS-29b-2 (0,507), FS-28c-2*FS-29c-2 (0,385), FS-28a-3*FS-29a-3 (0,472), FS-28b-3*FS-29b-3 (0,437), FS-28c-3*FS-29c-3 (0,431), FS-28a-4*FS-29a-4 (0,469), FS-28b-4*FS-29b-4 (0,427), FS-28c-4*FS-29c-4 (0,447), FS-28a-5*FS-29a-5 (0,469), FS-28b-5*FS-29b-5 (0,453), FS-28c-5*FS-29c-5 (0,43), FS-28a-6*FS-29a-6 (0,436), FS-28b-6*FS-29b-6 (0,541), FS-28c-6*FS-29c-6 (0,439), FS-28a-7*FS-29a-7 (0,397), FS-28b-7*FS-29b-7 (0,619), FS-28c-7*FS-29c-7 (0,487).

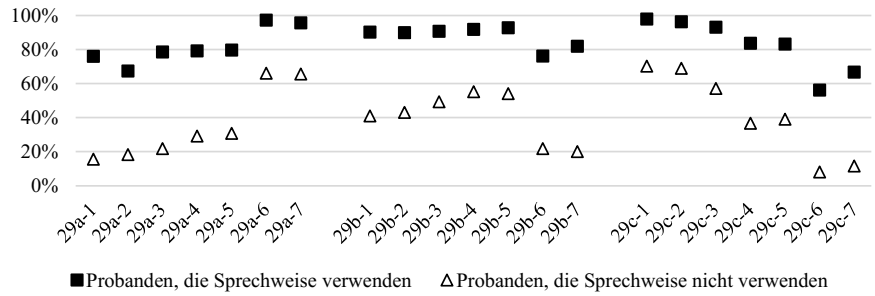

Abb. 21: Antwortverhalten bei FS-29 nach dem Antwortverhalten bei FS-28 (Anteil der „ja"-Antworten)

Abb. 21 demonstriert, dass das Gros derer, die eine der Sprechweisen in den abgefragten Situationen zu verwenden angibt, diese auch akzeptiert (bzw. dass kaum jemand Sprechweisen verwendet, von denen er annimmt, dass sie inakzeptabel sind). Unterdies ist die Akzeptanz der jeweiligen Varietäten oftmals hoch, auch wenn nicht angegeben wird, sie zu verwenden: Das betrifft v. a. den Standard in Verwaltungsgesprächen und LVs, die Umgangssprache in alltagssprachlichen Kontexten sowie den Dialekt im nähesprachlichen Bereich. Dies dokumentiert nicht nur die generell hohe Legitimität dieser Varietäten in den entsprechenden Situationen, sondern auch ein gewisses Maß an Toleranz, das gegenüber der Verwendung von Sprechweisen, die man selbst nicht nutzt, zu herrschen scheint.

Welche Sprechweisen den Probanden folgend nunmehr wann gesprochen werden, illustriert Abb. 22. Ähnlich wie bei den Angemessenheitsurteilen zeigt sich, dass intrasituativ die Varietäten in meist signifikant unterschiedlichem Ausmaß verwendet werden, wobei auch der Varietätengebrauch mit dem Formalitätsgrad korreliert:[248] So dominiert in den informellsten Situationen der Dialekt, in etwas geringerem Ausmaß kommt auch die Umgangssprache vor, während die Standardsprache weniger oft genutzt wird. In etwa gleichem Ausmaß werden Standardsprache und Dialekt im Alltag am Studienort und mit anderen Studierenden gebraucht, die wichtigste Rolle spielt hier aber die Umgangssprache. In den formelleren Situationen LV und Schaltergespräch wird kaum Dialektgebrauch bekundet, hier werden die Umgangssprache und v. a. die Standardsprache verwendet. I. d. S. ändert sich auch intersituativ die Häufigkeit der drei Sprechweisen signifikant.[249]

248 Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000***; ausgenommen FS-28a-7/FS-28b-7: p = 0,002** und FS-28b-2/FS-28c-2: p = 0,016*. Nicht signifikant sind FS-28a-4/FS-28c-4 und FS-28a-5/FS-28c-5.

249 Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000***; ausgenommen FS-28a-4/FS-28a-5: p = 0,027*; FS-28b-1/FS-28b-7: p = 0,009**; FS-28b-6/FS-28b-7: p = 0,002**; FS-28b-3/FS-28b-7: p = 0,034*; FS-28b-4/FS-28b-5: p = 0,016*; FS-28c-1/FS-28c-3: p = 0,002**; FS-28c-2/FS-

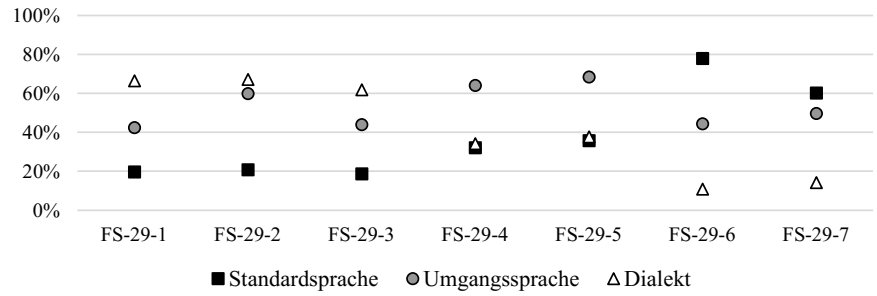

Abb. 22: FS-28 („In welcher Situation verwenden Sie selbst die folgenden Sprechweisen des Deutschen (Standardsprache / Umgangssprache / Dialekt)?")(Anteil der „ja"-Antworten)

Auch wenn die Angaben zur Varietätenverwendung denen zur Angemessenheit ähneln, bestehen doch bedeutende, signifikante Unterschiede; Abb. 23 illustriert sie. Es zeigt sich, dass in allen Situationen die jeweiligen Sprechweisen öfter als angemessen eingeschätzt werden als sie genützt werden[250] – einzig bei den beiden formelleren Kontexten trifft dies auf Dialekt und Umgangssprache nicht oder nur in geringem Ausmaß zu.[251] Insgesamt sprechen also auch hier die Daten für eine gewisse Toleranz der Probanden – dies gilt allerdings eher außerhalb der Hochschullehre als in ihr.

Es gibt – wie auch bei den Angemessenheitsurteilen – intrasituative Zusammenhänge beim Gebrauch der jeweiligen Varietäten (vgl. zu den Testergebnissen Anhang C4): Positiv korreliert die Verwendung von Dialekt und Umgangssprache in der Familie, aber auch von Standard und Umgangssprache; der Gebrauch von Standard und Dialekt korreliert negativ. Auch beim Sprachgebrauch mit Freunden besteht eine positive Korrelation zwischen Standard und Umgangssprache; Standard und Dialekt einerseits, Umgangssprache und Dialekt andererseits korrelieren derweil negativ. Bei der Sprachverwendung im Heimatort bestehen dieselben negativen Zusammenhänge. Am Studienort im Alltag indes hängt die Nutzung jeder der drei Sprechweisen negativ mit der der anderen zusammen, was auch im Sprach-

28c-3: p = 0,001**; FS-28c-6/FS-28c-7: p = 0,001**; FS-28c-4/FS-28c-5: p = 0,033*. Nichtsignifikant sind: FS-28a-1/FS-28a-2, FS-28a-1/FS-28a-3, FS-28a-2/FS-28a-3, FS-28b-1/FS-28b-3, FS-28b-1/FS-28b-6, FS-28b-2/FS-28b-4, FS-28b-3/FS-28b-6, FS-28c-1/FS-28c-2.

250 Interessanterweise liefert die Fragebogenuntersuchung von STEINEGGER (1998: 120–121) andere Ergebnisse, zumindest zur situativen Dialektbeurteilung: Zwar betont auch er, dass die „Kurven zur positiven Dialektbeurteilung und zum tatsächlichen Dialektgebrauch […] grundsätzlich parallel" verlaufen, allerdings liegt bei ihm die Anzahl derer, die den Dialekt positiv beurteilen „in allen Situationen unter der Zahl der tatsächlichen Dialektsprecher", wodurch sich das geringere „Selbstbewußtsein von Dialektsprechern" zeige – für die vorliegende Untersuchung lässt sich dergleichen nicht konstatieren.

251 Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000***; ausgenommen hiervon FS-28c-7/FS-29c-7: p = 0,001**. Nicht signifikant sind: FS-28b-6/FS-29b-6, FS-28c-6/FS-29c-6 und FS-28b-7/FS-29b-7.

gebrauch mit anderen Studierenden gilt. Bei LVs gibt es indes einen negativen Zusammenhang zwischen der Nutzung von Standardsprache und Umgangssprache bzw. Dialekt und einen positiven bei Dialekt und Umgangssprache; dasselbe Bild zeigt sich beim Sprachgebrauch in Schaltergesprächen.

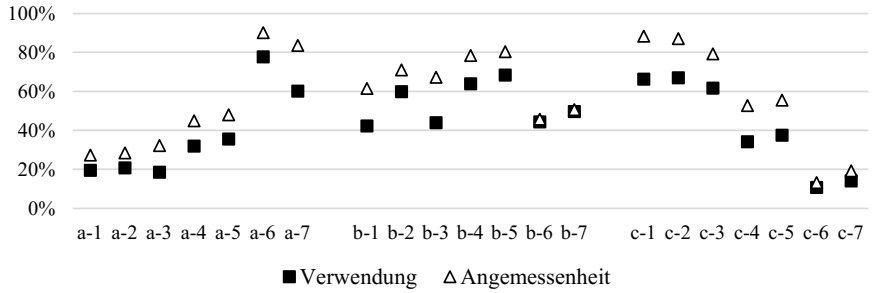

Abb. 23: Unterschiede zwischen Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen (Anteil der „ja"-Antworten)

Auch intersituativ korreliert die Verwendung der jeweiligen Sprechweisen (vgl. zu den statistischen Tests Anhang C5): Beim Standard allenthalben, ebenso beim Dialekt; bei der Umgangssprache unterdies nicht immer – hier hängt abermals der Gebrauch in informellen Kontexten nicht mit dem in formellen Kontexten zusammen (bzw. in zwei Fällen besteht sogar ein negativer Zusammenhang).

Wie bei den Angemessenheitsurteilen gibt es signifikante Gruppenunterschiede; in geringerem Maße als bei den Angemessenheitsurteilen bestehen solche zwischen den Geschlechtern – vgl. Abb. 24. Im Schnitt bekunden Männer etwas öfter als Frauen, in den informelleren und alltagssprachlichen Situationen Standard zu gebrauchen und in den formelleren sowie am Studienort / mit anderen Studierenden den Dialekt. Sie geben damit etwas weniger den normativen Erwartungen entsprechend zu handeln an als weibliche Probanden.[252]

Signifikant differieren auch Sprecher mit unterschiedlicher L1 – vgl. Abb. 25. Es sind wiederum insbesondere AZD-Sprecher, die sich von den ED / IZD-Sprechern abheben. Abgesehen vom Sprachgebrauch mit der Familie und dem Alltag im Heimatort,[253] geben sie in informellen, alltagssprachlichen Kontexten etwas öfter die Standardsprache zu nutzen an; besonders groß sind die Differenzen unterdies bei der Verwendung von Umgangssprache und Dialekt: In allen informellen Kontexten kommen bei AZD-Sprechern beide Sprechweisen weniger oft vor, in den

252 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede bei FS-28a-1 (0,02*), FS-28c-4 (0,007**), FS-28c-6 (0,013*) und FS-28c-7 (0,000***).

253 Hier gebrauchen AZD-Sprecher wohl oft überhaupt keine Varietäten des Deutschen, sondern andere Sprachen.

formellen – wo Dialekte generell eine geringere Rolle spielen – gebrauchen sie zudem weniger häufig die Umgangssprache.[254]

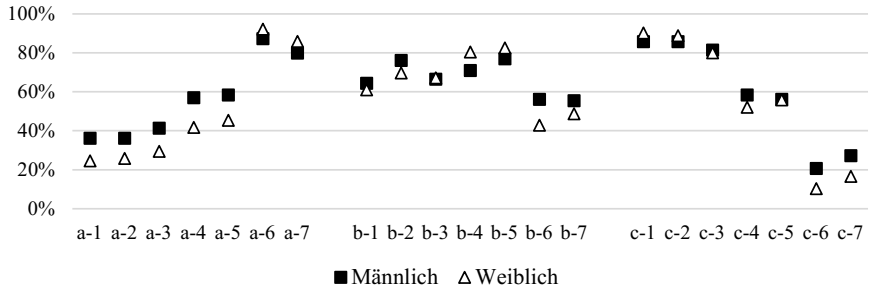

Abb. 24: FS-28, Unterschiede nach Geschlecht (Anteil der „ja"-Antworten)

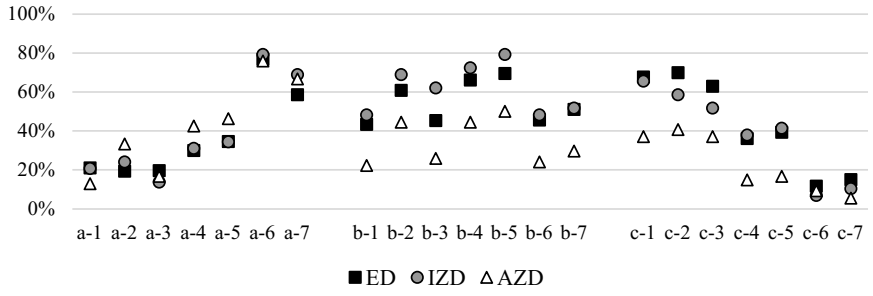

Abb. 25: FS-28, Unterschiede nach L1 (Anteil der „ja"-Antworten)

Signifikante Unterschiede existieren weiters nach den Fakultäten, wie sie Abb. 26 illustriert. Die RW-Studierenden geben an, die Standardsprache in nicht-formellen Interaktionen häufiger zu nutzen, dafür weniger oft Dialekt und Umgangssprache (ausgenommen beim Sprachgebrauch mit Freunden die Umgangssprache und beim alltäglichen Sprechen im Heimatort den Dialekt). Auch in formelleren Situationen bekunden sie seltener, umgangssprachlich zu sprechen. Wie bei den Angemessenheitsurteilen weisen die KTHler eine gewisse Affinität zum Dialekt auf – sie geben in allen Situationen (ausgenommen FS-28-3) den häufigsten Dialektgebrauch an, wobei sie im Alltag in Heimat- und Studienort sowie bei Schaltergesprächen auch

254 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede zwischen ED/AZD bei FS-28a-2 (0,025*), FS-28b-1 (0,004**), FS-28b-2 (0,029*), FS-28b-3 (0,009**), FS-28b-4 (0,003**), FS-28b-5 (0,006**), FS-28b-6 (0,004**), FS-28b-7 (0,004**), FS-28c-1 (0,000***), FS-28c-2 (0,000***), FS-28c-3 (0,000***), FS-28c-4 (0,003**), FS-28c-5 (0,002**); zwischen AZD/IZD bei FS-28b-1 (0,028*), FS-28b-3 (0,003**), FS-28b-4 (0,027*), FS-28b-5 (0,018*), FS-28b-6 (0,046*), FS-28c-1 (0,025*), FS-28c-4 (0,034*), FS-28c-5 (0,027*).

die Umgangssprache öfters nutzen. Die Standardsprache spielt für sie im alltäglichen Sprechen sowie mit Familie und Freunden keine Rolle.[255]

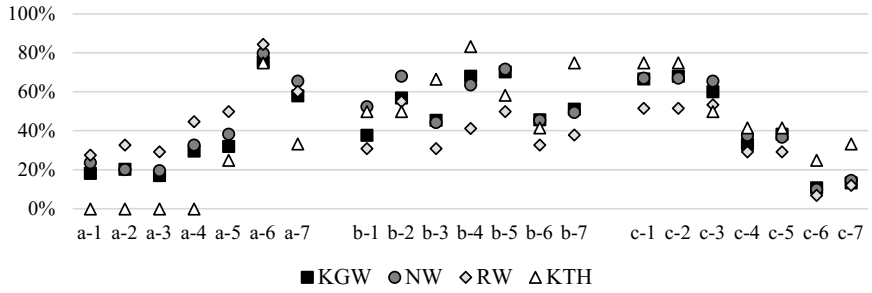

Abb. 26: FS-28, Unterschiede nach Fakultät (Anteil der „ja"-Antworten)

Erwartungsgemäß bestehen auch bei dieser Frage große regionale Differenzen – vgl. Abb. 27 für jene zwischen Österreichern und Deutschen.

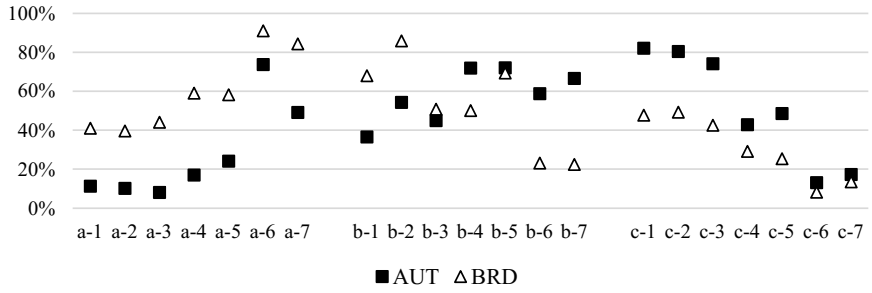

Abb. 27: FS-28, Unterschiede nach Herkunft (Nation) (Anteil der „ja"-Antworten)

Bundesdeutsche geben in allen Situationen einen häufigeren Standardgebrauch an, v. a. in informellen, aber auch in formellen Situationen; beim Sprechen mit Freunden und der Familie nutzen sie zudem eher die Umgangssprache – im formelleren Bereich geben hingegen Österreicher stärker an, umgangssprachlich zu sprechen, wie auch beim alltäglichen Sprechen im Studienort. Größer als bei den Angemessenheitsurteilen sind die Verschiedenheiten beim Dialekt: Österreicher verwenden

255 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede zwischen KTH/RW bei FS-28a-2 (0,049*), FS-28a-4 (0,009**), FS-28b-3 (0,046*), FS-28b-4 (0,02*), FS-28b-7 (0,042*); zwischen KTH/NW bei FS-28a-4 (0,039*); zwischen KGW/RW bei FS-28a-3 (0,044*), FS-28a-4 (0,032*), FS-28a-5 (0,012*), FS-28b-4 (0,000***), FS-28b-5 (0,004**), FS-28c-1 (0,038*), FS-28c-2 (0,022*); zwischen KGW/NW bei FS-28b-1 (0,001**), FS-28b-2 (0,012*); zwischen NW/RW bei FS-28b-1 (0,006**), FS-28b-4 (0,004**), FS-28b-5 (0,003**), FS-28c-1 (0,046*), FS-28c-2 (0,046*).

ihn in allen Situationen eher, besonders ausgeprägt sind die Differenzen abermals im informellen Bereich.[256]

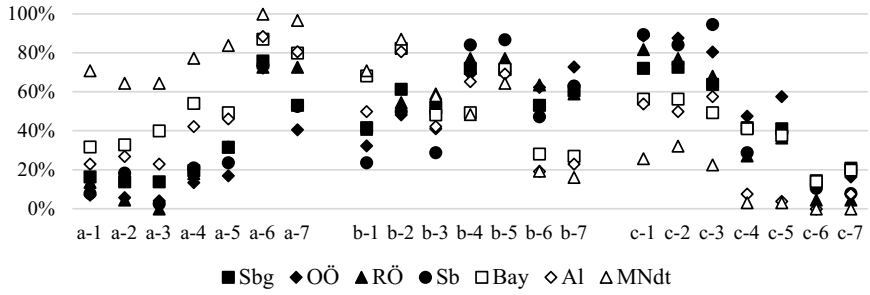

Abb. 28: FS-28, Unterschiede nach Herkunft (Region) (Anteil der „ja"-Antworten)

Neben den großräumigen nationalen, zeigen sich abermals kleinräumigere, lokale Kontraste – Abb. 28 illustriert sie (zu den Signifikanztests vgl. Anhang C6). Unterschiede beim Standardgebrauch bestehen v. a. innerhalb der Gruppe der Bundesdeutschen: Alemannen und Altbayern bekunden in allen Situationen weniger Standardgebrauch, alemannische Probanden in den informelleren Situationen weniger als Altbayern. Bei den Österreichern sind die Verschiedenheiten geringer, es fällt allenfalls auf, dass Salzburger in den informellen Situationen und bei Schaltergesprächen stärker Standard nutzen, was im letzten Fall aber auch für die restösterreichischen Sprecher gilt.

Beim Gebrauch der Umgangssprache bestehen weniger deutliche kleinräumige Muster: Südbaiern gebrauchen sie vergleichsweise selten mit der Familie und im Alltag im Heimatort, dafür öfters im Alltag im Studienort und mit anderen Studierenden; Salzburger verwenden sie öfters mit Freunden, Alemannen im Alltag im Studienort, Altbayern mit der Familie, aber auch in LVs; dort – wie auch im Alltag im Heimatort – nutzen sie außerdem Sprecher aus Restösterreich häufiger. Oberösterreicher geben an, die Umgangssprachen überdurchschnittlich in formellen Situationen zu verwenden.

Wiederum deutlicher sind die Unterschiede bei der Dialektverwendung: Mittel- / Norddeutsche bekunden im binnendeutschen Vergleich – v. a. im informellen Bereich – den geringsten Dialektgebrauch. Während die Alemannen zwar im Heimatort und sehr nähesprachlichen Kontexten durchaus Dialekt zu verwenden angeben, tun sie dies an der PLUS kaum; Altbayern geben dies indes sehr wohl an. Bei den Österreichern sind die Differenzen v. a. im informellen Bereich ausgeprägt –

256 Signifikant mit p = 0,000*** sind die Unterschiede bei FS-28a-1, FS-28a-2, FS-28a-3, FS-28a-4, FS-28a-5, FS-28a-6, FS-28a-7, FS-28b-1, FS-28b-2, FS-28b-4, FS-28b-6, FS-28b-7, FS-28c-1, FS-28c-2, FS-28c-3, FS-28c-5; mit p = 0,007** bei FS-28c-4.

besonders Oberösterreicher und z. T. Südbaiern (diese aber nicht im Alltag im Studienort) geben eine häufigere Dialektverwendung an.

Die bisherige Diskussion zeigt, dass das inneruniversitäre Variieren und die Werturteile dazu stark mit außeruniversitären Faktoren in Beziehung zu stehen scheinen: Welche Varietäten außerhalb der Universität als angemessen angesehen werden und welche außerhalb der Universität gesprochen werden, korreliert damit, welche Varietäten an der Universität akzeptiert und gesprochen werden. Dabei bestehen auch deutliche Differenzen zwischen Personen mit unterschiedlicher L1, aus verschiedenen Herkunftsnationen und -regionen sowie beiden Geschlechtern – auch dies sind „außeruniversitäre" Einflussfaktoren.

Dass der Sprachgebrauch außerhalb der Universität, und dort besonders mit der Familie, mit dem Sprechen an der Universität / den Angemessenheitsurteilen signifikant in Zusammenhang steht (vgl. zu den Testergebnissen Anhang C7), zeigt auch Frage FS-25 („Sprechen Sie in der Familie eher Standardsprache oder eher Dialekt?"); anders als bei FS-28-1, wo anzugeben war, ob mit der Familie Dialekt, Umgangssprache und / oder Standardsprache gesprochen wird, war bei dieser Frage die Standardnähe des mit der Familie verwendeten Deutschs auf einer fünfstufigen Skala einzuschätzen (im Folgenden steht der Wert 5 für die Antwortmöglichkeit „standardnah", der Wert 1 für die Antwortoption „dialektnah").

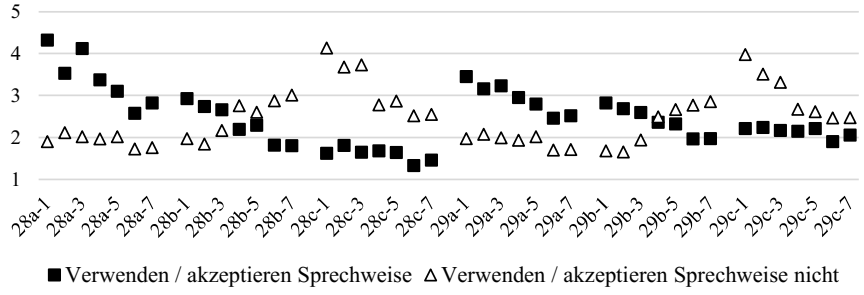

Abb. 29: Unterschiede bei FS-25 („Sprechen Sie in der Familie eher Standardsprache oder eher Dialekt?") nach Angemessenheitsurteilen / Varietätenverwendung (1 = „dialektnah"; 5 = „standardnah")

Abb. 29 illustriert, welche Unterschiede es bei den Angaben zur Standardnähe im familiären Sprachgebrauch gibt, je nachdem, welche Sprechweisen in welchen Situationen als angemessen angesehen / verwendet werden. Die Abbildung zeigt deutlich, dass Sprecher, die bekunden, die Standardsprache zu gebrauchen / zu akzeptieren, ihr mit der Familie gesprochenes Deutsch deutlich standardnäher einschätzen. Das Umgekehrte gilt beim Dialekt: Sprecher, die angeben, den Dialekt zu nutzen / angemessen zu finden, beurteilen ihr Deutsch im Familienkreis dialektnäher. Bei der Umgangssprache zeigen sich intersituative Differenzen: Sprecher, die mit Familie / Freunden sowie im Alltag im Heimatort Umgangssprache gebrauchen / als angemessen empfinden, schätzen ihr Deutsch mit der Familie standard-

näher ein; jene Probanden, für die dies in den übrigen Situationen gilt, werten es dialektnäher. Fast alle dieser Kontraste sind signifikant.[257]

Auch bei FS-25 gibt es signifikante Gruppenunterschiede, die Abb. 30 illustriert. Im Schnitt wird das mit der Familie gesprochene Deutsch als nicht sehr standardnah angesehen (2,39); AZD-Sprecher allerdings schätzen es deutlich standardnäher ein, wie auch RWler ihre Sprechweise mit der Familie standardnäher werten, während insbesondere KTHler angeben, mit der Familie sehr dialektnah zu sprechen. Interessanterweise geben männliche Studierende im Familienkreis standardnäher zu kommunizieren an als weibliche. Erwartungsgemäß sind es hinsichtlich der Probandenherkunft v. a. die Bundesdeutschen und dort wiederum die Mittel- / Norddeutschen, die mit ihrer Familie nahe am Standard zu sprechen behaupten. Innerhalb Österreichs weisen Salzburger die deutlichste Standardorientierung im Familienkreis auf, oberösterreichische und südbairische Sprecher die geringste.[258]

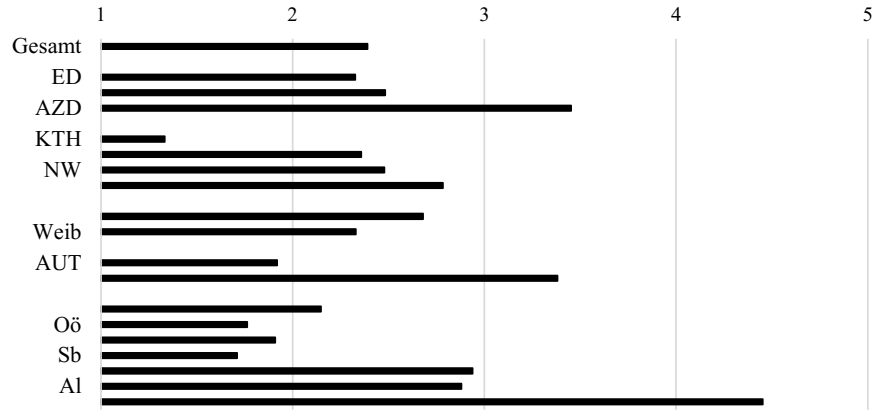

Abb. 30: FS-25 („Sprechen Sie in der Familie eher Standardsprache oder eher Dialekt?"), Gruppenunterschiede (1 = „dialektnah"; 5 = „standardnah")

257 Signifikant mit p = 0,000*** sind die Unterschiede bei FS-28a-1, FS-28a-2, FS-28a-3, FS-28a-4, FS-28a-5, FS-28a-6, FS-28a-7, FS-29a-1, FS-29a-2, FS-29a-3, FS-29a-4, FS-29a-5, FS-29a-6, FS-29a-7, FS-28b-1, FS-28b-2, FS-28b-3, FS-28b-6, FS-28b-7, FS-29b-1, FS-29b-2, FS-29b-3, FS-29b-6, FS-29b-7, FS-28c-1, FS-28c-2, FS-28c-3, FS-28c-4, FS-28c-5, FS-28c-6, FS-28c-7, FS-29c-1, FS-29c-2, FS-29c-3, FS-29c-4, FS-29c-6; signifikant mit p = 0,001** sind die Unterschiede bei FS-28b-4, FS-29c-5 und FS-29c-7.

258 Es unterscheiden sich bei FS-25 (in Klammer p): AZD/ED (0,000***), AZD/IZD (0,025*), KTH/KGW (0,022*), KTH/NW (0,013*), KTH/RW (0,016*), Männ/Weib (0,041*), AUT/BRD (0,000***), Sbg/OÖ (0,045*), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), OÖ/Al (0,003**), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/MNdt (0,000***), RÖ/Bay (0,008**), RÖ/MNdt (0,000***), Sb/Al (0,008**), Sb/Bay (0,000***), Sb/MNdt (0,000***), Al/MNdt (0,001**) und Bay/MNdt (0,000***).

3.2.3 Weitere Einstellungen und Einschätzungen / Studierende

Die Angemessenheitsurteile und auch die Selbsteinschätzungen zum Varietätengebrauch korrelieren noch mit weiteren Variablen signifikant: So etwa mit den (rezeptiven) Varietätenkompetenzen, getestet im Studierendenfragebogen mit dem Item FS-26 („Wie schwer ist es für Sie, jemanden zu verstehen, der nicht Standarddeutsch mit Ihnen spricht?“). Eingeschätzt werden sollten hier auf einer fünfstufigen Skala Schwierigkeiten beim Nonstandardverständnis (im Folgenden steht dabei der Wert 5 für die Antwortoption „sehr schwer“, der Wert 1 für die Antwortmöglichkeit „sehr einfach“).

Fast alle Angemessenheitsurteile (nur nicht die zur Angemessenheit des Standards mit Familie und Freunden sowie in Schaltergesprächen) und fast alle Angaben zum Varietätengebrauch (nur nicht die zur Verwendung der Umgangssprache mit der Familie und von Dialekt / Standard in LVs) hängen signifikant mit dem Nonstandardverständnis zusammen (vgl. zu den Testergebnissen Anhang C8). I. d. S. zeigt sich auch, dass in Abhängigkeit davon, ob ein Proband die eine oder andere Varietät billigt / nutzt, signifikante Differenzen im Verständnis von Nonstandard bestehen – dies betrifft sowohl die Standardsprache (dort zeigen sich Verschiedenheiten insbesondere bei informellen Situationen) als auch die Umgangssprache (hier bestehen Unterschiede auch in formelleren Situationen). Im Besonderen gibt es Kontraste aber in Hinblick auf den Dialekt – es unterscheiden sich bei allen Situationen die Sprecher in ihrem Varietätenverständnis signifikant voneinander, je nachdem, ob sie angeben, Dialekt zu gebrauchen / als angemessen zu empfinden oder nicht.[259]

Abb. 31 zeigt die Unterschiede: Personen, die Dialekt sprechen und akzeptieren sowie Personen, die in formelleren Situationen Umgangssprache sprechen und akzeptieren, schätzen im Schnitt ihre Schwierigkeiten beim Verständnis von Nonstandard geringer ein als Personen, bei denen dies nicht der Fall ist; dagegen schätzen Personen, die angeben, die Standardsprache in den jeweiligen Situationen zu verwenden und / oder als angemessen zu werten, ihre Verständnisschwierigkeiten bzgl. Nonstandard tendenziell höher ein (vgl. zu Zusammenhängen zwischen Dialektverwendung und Dialektkompetenz auch die Umfrage von ENDER / KAISER 2009: 291).

Signifikante Zusammenhänge zwischen den Angemessenheitsurteilen / der Varietätenverwendung gibt es weiters mit FS-27 („Wie sehr weicht das in der Stadt Salzburg vorwiegend gesprochene Deutsch von Ihrem Deutsch ab?“). Bei diesem Item sollte die Differenz zwischen eigener Sprachverwendung und der in Salzburg üblichen Sprechweise auf einer fünfstufigen Skala evaluiert werden (im Folgenden entspricht der Wert 5 der Antwortoption „sehr stark“, der Wert 1 der Antwortmöglichkeit „gar nicht“). Statistisch überzufällige Korrelationen mit diesem Item gibt

259 Signifikant mit p = 0,000*** sind die Unterschiede bei FS-28a-1, FS-28a-2, FS-28a-3, FS-28a-4, FS-28a-5, FS-28a-7, FS-29a-4, FS-28b-4, FS-28b-6, FS-28b-7, FS-29b-4, FS-29b-5, FS-29b-6, FS-29b-7, FS-28c-1, FS-28c-2, FS-28c-3, FS-28c-4, FS-28c-5, FS-28c-7, FS-29c-1, FS-29c-2, FS-29c-3, FS-29c-4. Signifikant mit p = 0,001** sind die Unterschiede bei FS-28b-5, FS-29c-5, FS-29c-7; mit p = 0,003** bei FS-29a-3; mit p = 0,006** bei FS-29a-5; mit p = 0,007** bei FS-29c-6; mit p = 0,015* bei FS-28c-6; mit p = 0,033* bei FS-29b-1.

es bei der Standardverwendung, beim Gebrauch der Umgangssprache außer mit Familie, Freunden und anderen Studierenden sowie der Dialektnutzung ausgenommen in LVs. Zudem gibt es Korrelationen mit den Wertungen zur Umgangssprache (außer bei Familie und Freunden) und zum Dialekt (außer im Alltag im Heimatort und mit anderen Studierenden).[260]

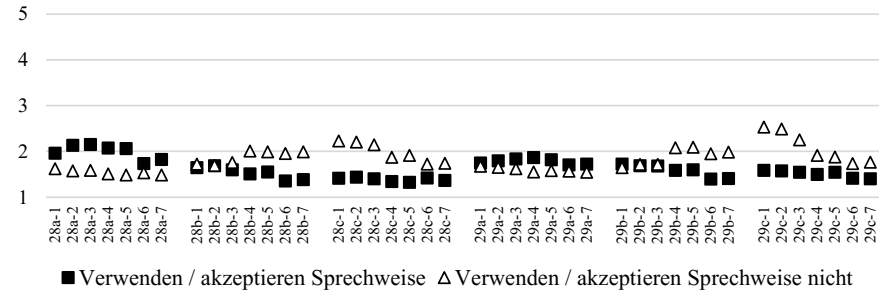

Abb. 31: Unterschiede bei FS-26 („Wie schwer ist es für Sie, jemanden zu verstehen, der nicht Standarddeutsch mit Ihnen spricht?") nach Angemessenheitsurteilen / Varietätenverwendung (1 = „sehr einfach"; 5 = „sehr schwer")

Entsprechend treten auch hier signifikante Unterschiede in der wahrgenommenen Abweichung des eigenen Deutsch vom Salzburger Deutsch auf, je nach Varietätenverwendung (überall, nur nicht bei der Verwendung der Umgangssprache mit Familie und Freunden) und den Angemessenheitsurteilen (v. a. bei Umgangssprache und Dialekt).[261] Abb. 32 zeigt die Differenzen.

Wer Dialekt und in alltagssprachlichen sowie universitären Situationen auch die Umgangssprache zu verwenden / zu akzeptieren angibt, stuft sein Deutsch i. a. R. als näher am Salzburger Deutsch ein; umgekehrt schätzen v. a. jene, die die

260 Es korrelieren (in Klammer Cramers-V) mit FS-27 mit p = 0,000*** FS-28a-1 (0,183), FS-28a-2 (0,205), FS-28a-3 (0,2), FS-28a-4 (0,257), FS-28a-5 (0,201), FS-28b-6 (0,237), FS-28b-7 (0,217), FS-29b-6 (0,214), FS-29b-7 (0,198), FS-28c-1 (0,204), FS-28c-2 (0,191), FS-28c-3 (0,195), FS-28c-4 (0,207), FS-28c-5 (0,185); mit FS-27 korreliert mit p = 0,001** FS-28a-7 (0,166); mit p = 0,002** FS-29b-5 (0,159), FS-29c-6 (0,159), FS-29c-7 (0,161); mit p = 0,004** FS-28b-3 (0,154), FS-28b-4 (0,154); mit p = 0,006** FS-29b-3 (0,148), FS-29c-1 (0,149); mit p = 0,01* FS-29c-2 (0,143); mit p = 0,017* FS-28c-7 (0,136); mit p = 0,027* FS-29b-4 (0,129), FS-29c-4 (0,129); mit p = 0,041* FS-28a-6 (0,123).

261 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) in Hinblick auf FS-27 bestehen bei FS-28a-1 (0,000***), FS-28a-2 (0,000***), FS-28a-3 (0,000***), FS-28a-4 (0,000***), FS-28a-5 (0,000***), FS-28a-6 (0,004**), FS-28a-7 (0,000***), FS-29a-4 (0,048*), FS-28b-3 (0,007**), FS-28b-4 (0,001**), FS-28b-5 (0,046*), FS-28b-6 (0,000***), FS-28b-7 (0,000***), FS-29b-3 (0,001**), FS-29b-4 (0,012*), FS-29b-5 (0,000***), FS-29b-6 (0,000***), FS-29b-7 (0,000***), FS-28c-1 (0,000***), FS-28c-2 (0,000***), FS-28c-3 (0,000***), FS-28c-4 (0,000***), FS-28c-5 (0,000***), FS-28c-6 (0,041*), FS-28c-7 (0,003**), FS-29c-1 (0,001**), FS-29c-2 (0,002**), FS-29c-4 (0,002**), FS-29c-5 (0,019*), FS-29c-6 (0,003**), FS-29c-7 (0,000***).

Standardsprache zu verwenden angeben, ihr Deutsch als weiter entfernt vom Salzburger Deutsch ein. Die Unterschiede dabei sind, wenngleich vielfach signifikant, geringer als beim Nonstandardverständnis oder gar bei der Standardnähe der Sprechweise mit der Familie.

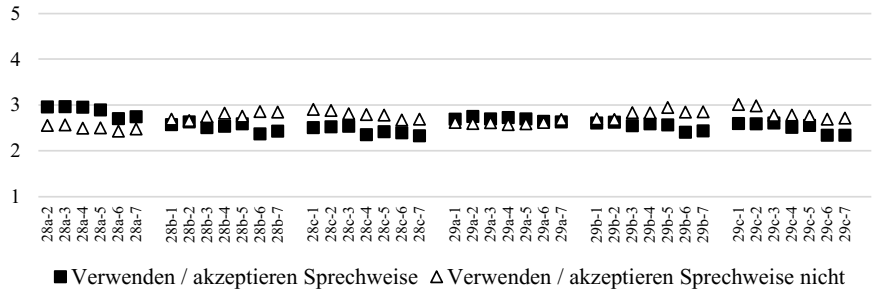

Abb. 32: Unterschiede bei FS-27 („Wie sehr weicht das in der Stadt Salzburg vorwiegend gesprochene Deutsch von Ihrem Deutsch ab?") nach Angemessenheitsurteilen / Varietätenverwendung (1 = „gar nicht"; 5 = „sehr stark")

Auch mit FS-30 zeigen sich gewisse Signifikanzen; bei dieser Frage wurden sprachideologische Vorstellungen / Ansichten elizitiert, wobei die Zustimmung / Ablehnung zu zwei Aussagen erfragt wurde, nämlich:

FS-30-1 DialektsprecherInnen haben Schwierigkeiten, die Standardsprache zu verwenden.
FS-30-2 Für DialektsprecherInnen ist der Erwerb der Standardsprache vergleichbar mit dem Erwerb einer Fremdsprache.

Der Grad der Zustimmung war dabei auf einer fünfstufigen Skala anzugeben (im Folgenden entspricht der Wert 5 der Antwortoption „ja, unbedingt", der Wert 1 der Antwortmöglichkeit „nein, gar nicht").

Signifikante Zusammenhänge zu FS-30-1 gibt es besonders bei der Dialektverwendung sowie den Angemessenheitsurteilen zum Standard und Dialekt (außer in LVs); die Zusammenhänge zu FS-30-2 betreffen v. a. die Dialektverwendung und die Angemessenheitsurteile zum Dialekt, während die Verwendung von / die Angemessenheitsurteile zur Standard- und Umgangssprache nur vereinzelt signifikant mit FS-30-2 korrelieren (vgl. zu den statistischen Berechnungen Anhang C9).

Abermals fällt das Antwortverhalten zu den Items, je nachdem, welche Sprechweise situativ verwendet / akzeptiert wird, signifikant anders aus (vgl. zu den Berechnungen Anhang C10) – Abb. 33 zeigt dies für FS-30-1. Personen, die die Standardsprache verwenden / billigen, sind tendenziell stärker der Ansicht, dass Dialektsprecher Schwierigkeiten haben, Standard zu nutzen; umgekehrt gibt es gewisse Unterschiede zwischen denen, die Dialekt als angemessen werten / gebrauchen und denen, die dies nicht tun: Erstere orten weniger starke Probleme bei der Standardverwendung für Dialektsprecher. Zwischen jenen, die die Umgangssprache nützen /

als angemessen einschätzen und jenen, die das nicht tun, sind die Differenzen geringer.[262]

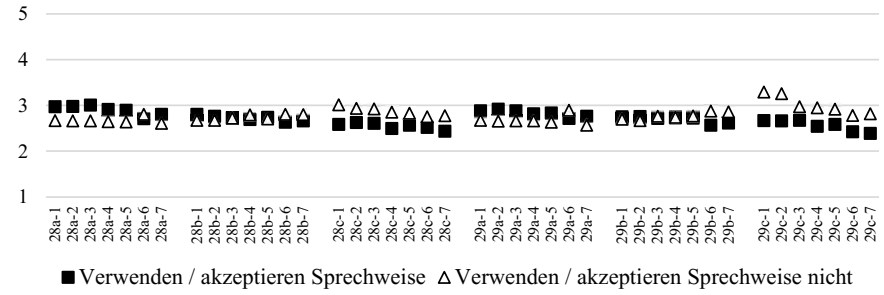

Abb. 33: Unterschiede bei FS-30-1 („DialektsprecherInnen haben Schwierigkeiten die Standardsprache zu verwenden") nach Angemessenheitsurteilen / Varietätenverwendung (1 = „nein, gar nicht"; 5 = „ja, unbedingt")

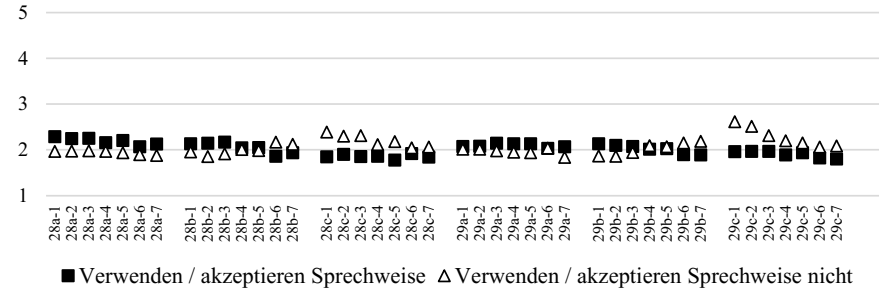

Abb. 34: Unterschiede bei FS-30-2 („für DialektsprecherInnen ist der Erwerb der Standardsprache vergleichbar mit dem Erwerb einer Fremdsprache") nach Angemessenheitsurteilen / Varietätenverwendung (1 = „nein, gar nicht"; 5 = „ja, unbedingt")

Die Zusammenhänge zwischen Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen und der Zustimmung zur Aussage, der Standarderwerb sei für Dialektsprecher vergleichbar mit dem Fremdsprachenerwerb, zeigt Abb. 34. Auch hier bejahen Personen, die die Standardsprache zu verwenden und z. T. auch als angemessen zu werten angeben, eher als Personen, die dies jeweils nicht tun; das Umgekehrte gilt für

262 Interessanterweise erbringt die Untersuchung von DAVIES (1995: 78) umgekehrte Resultate, insofern dort eher Dialektsprecher / Personen mit Dialektpräferenz den Dialekt mit Schwierigkeiten bzgl. der Standardverwendung assoziieren, was er rückführt auf „their having to cope with such problems at first hand". Das vorliegende Ergebnis lässt sich umgekehrt deuten: Die tatsächlichen Probleme von Dialektsprechern scheinen geringer zu sein als sie von außen wahrgenommen werden.

jene, die Dialekt gebrauchen und v. a. akzeptieren. Bei der Umgangssprache stimmen Personen, die sie in informellen Situationen nutzen / akzeptieren, eher zu – solche, für die das in formellen Situationen gilt, eher nicht. Allerdings sind die Kontraste auch hier gering, nicht zuletzt, weil die Zustimmung zur Aussage insgesamt verhalten ist, was auch im Bereich des Erwartbaren liegt (vgl. etwa die Befunde bei ENDER / KAISER 2009: 281–283).[263]

Letztlich zeigt sich, dass das normative Erwarten ebenso wie der (selbsteingeschätzte) Varietätengebrauch mit weiteren Einstellungen, Kompetenzen und Perzeptionen verbunden ist, wobei diese ihrerseits signifikant zusammenhängen (auch mit der Sprechweise in der Familie): So korreliert die Standardnähe der mit der Familie verwendeten Sprechweise positiv mit stärkeren Verständnisschwierigkeiten beim Nonstandard, mit einer höheren wahrgenommenen Abweichung des eigenen Deutsch von Salzburger Deutsch sowie mit einer stärkeren Zustimmung dazu, dass Dialektsprecher Probleme beim Standardsprechen haben und sich der Standarderwerb für Dialektsprecher wie ein Fremdsprachenerwerb ausnimmt. Je höher die Verständnisschwierigkeiten beim Nonstandard sind, desto stärker ist die Wahrnehmung, dass das eigene Deutsch vom Salzburger Deutsch abweicht und die Einschätzung, dass Dialektsprecher Probleme beim Standardgebrauch haben bzw. Standard- und Fremdsprachenerwerb für Dialektsprecher vergleichbar sind. Die Wahrnehmung, dass das eigene Deutsch vom Salzburger Deutsch abweicht, geht damit einher, dass Dialektsprechern Schwierigkeiten beim Standardsprechen unterstellt bzw. Standard- und Fremdsprachenerwerb parallelisiert werden. Auch diese beiden Einstellungen hängen positiv zusammen, d. h. wer der Meinung ist, Dialektsprecher haben Schwierigkeiten beim Standarderwerb, ist auch eher der Ansicht, der Standarderwerb sei für Dialektsprecher mit dem Fremdsprachenerwerb zu vergleichen.[264]

Diese Korrelationen lassen sich – wie auch die Zusammenhänge mit dem Varietätengebrauch und den Angemessenheitsurteilen – (zumindest z. T.) durch signifikante Gruppenunterschiede erklären, wie sie Abb. 35 zunächst in Hinblick auf die L1 illustriert. Während ED / IZD-Sprecher kaum angeben, Schwierigkeiten beim Verständnis von Nonstandard zu haben, tun dies AZD-Sprecher deutlich öfter; sie werten ihr Deutsch auch als stärker vom Salzburger Deutsch abweichend, hier unterscheiden sich in geringerem Ausmaß auch ED- von IZD-Sprechern. Dass Dialektsprecher Schwierigkeiten beim Erwerb der Standardsprache haben und für sie auch der Standarderwerb vergleichbar mit dem Fremdsprachenerwerb ist, wird eher von AZD- als ED- oder IZD-Sprechern bejaht, wobei die IZD-Sprecher jeweils am we-

263 In der Studie von ENDER / KAISER (2009) sind es allerdings eher Personen mit niederer Hochdeutschkompetenz und wohl auch entsprechend geringer Verwendung, die zustimmen – im vorliegenden Rahmen bejahen solche Personen die Aussage eher nicht.

264 Es korrelieren (in Klammer r_s) jeweils mit p = 0,000***: FS-25*FS-26 (0,334), FS-25*FS-27 (0,174), FS-25*FS-30-1 (0,166), FS-25*FS-30-2 (0,256), FS-26*FS-27 (0,255), FS-26*FS-30-1 (0,131), FS-26*FS-30-2 (0,180), FS-27*FS-30-1 (0,131), FS-27*FS-30-2 (0,128), FS-30-1*FS-30-2 (0,417).

nigsten zustimmen. Allerdings sind bei den letzten beiden Items die Differenzen insgesamt geringer.[265]

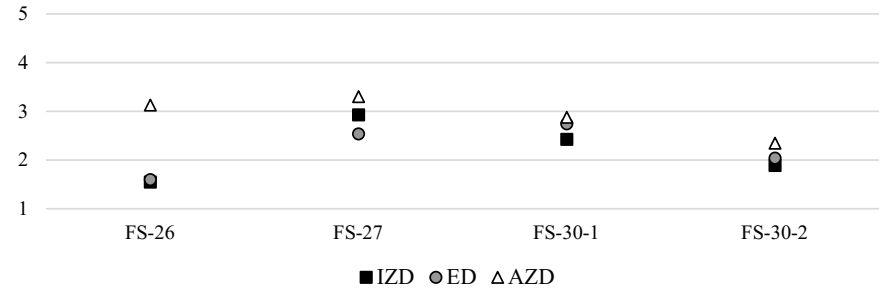

Abb. 35: Unterschiede bei FS-26, FS-27 und FS-30 nach L1

Die Unterschiede nach Fakultät zeigt Abb. 36 – v. a. Vertreter der RW bekunden Schwierigkeiten beim Verständnis von Nonstandard, sie sehen auch eine stärkere Abweichung ihres Deutschs vom in Salzburg üblichen. KTHler sind unterdies weniger stark der Ansicht, Dialektsprecher haben Schwierigkeiten mit dem Standarderwerb. Die übrigen Unterschiede sind gering.[266]

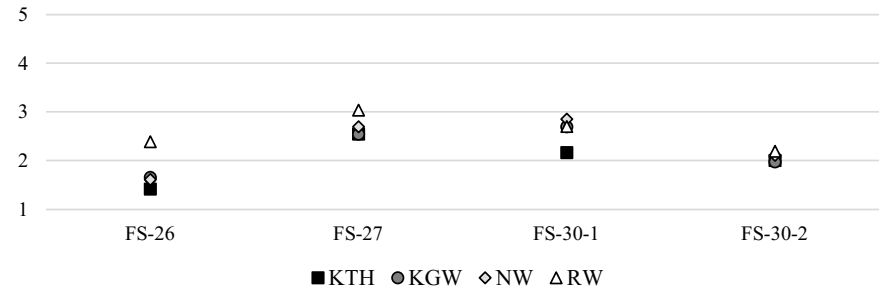

Abb. 36: Unterschiede bei FS-26, FS-27 und FS-30 nach Fakultätszugehörigkeit

Weitere Kontraste bestehen bzgl. Probandenherkunft, wie sie Abb. 37 zunächst für Österreicher und Deutsche illustriert. Bei allen Items weisen Bundesdeutsche den (signifikant) höheren Wert auf – besonders bei den ersten beiden sind die Unterschiede deutlich. Deutsche orten bei sich mehr Schwierigkeiten Nonstandard zu

265 Signifikant differieren ED/AZD bei FS-26 und FS-27 mit p = 0,000***; bei FS-30-2 mit p = 0,026*.

266 Signifikant sind die Unterschiede (in Klammer p) bei FS-26 zwischen KGW/RW (0,003**) und NW/RW (0,002**); bei FS-27 zwischen KGW/RW (0,002**) und NW/RW (0,034*).

verstehen und auch eine größere Abweichung ihres Deutschs vom Salzburger Deutsch; zugleich stimmen sie eher zu, dass Dialektsprecher Schwierigkeiten bei der Standardverwendung haben und der Standarderwerb mit dem Fremdsprachenerwerb vergleichbar sei.[267]

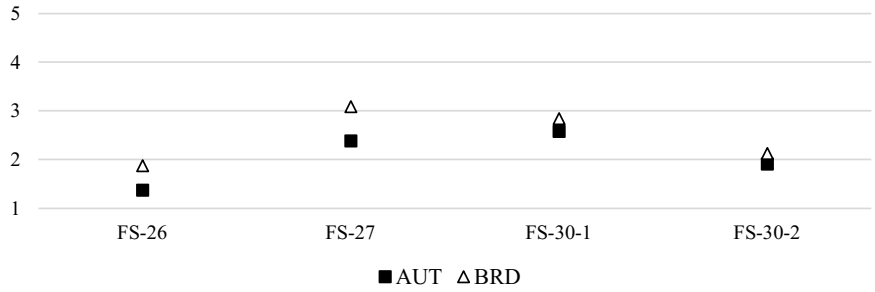

Abb. 37: Unterschiede bei FS-26, FS-27 und FS-30 nach Herkunft (Nation)

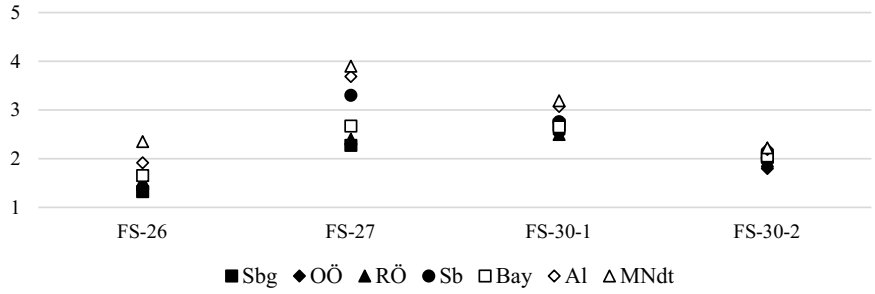

Abb. 38: Unterschiede bei FS-26, FS-27 und FS-30 nach Herkunft (Region)

Dass es neben diesen großräumigen, nationalen Unterschieden auch kleinräumigere, regionale gibt, zeigt Abb. 38: Schwierigkeiten mit dem Verständnis von Nonstandard orten v. a. die Mittel- / Norddeutschen und in geringerem Ausmaß auch Probanden aus dem alemannischen Raum; unterdessen stellt es v. a. für Personen aus Salzburg, Oberösterreich und auch dem südbairischen Raum im Schnitt kein Problem dar.[268] Als vom Salzburger Deutsch abweichend empfinden insbesondere Sprecher aus dem mittel- / norddeutschen, aber auch dem alemannischen sowie südbairischen Raum

267 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei FS-26 (0,000***), FS-27 (0,000***), FS-30-1 (0,028*) und FS-30-2 (0,008**).

268 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei FS-26 zwischen Sbg/RÖ (0,040*), Sbg/Al (0,000***), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), OÖ/Al (0,001**), OÖ/Bay (0,002**), OÖ/MNdt (0,000***), RÖ/MNdt (0,008**), Sb/Al (0,014*), Sb/MNdt (0,000***), Bay/MNdt (0,002**).

ihre Sprechweise. Die Verschiedenheiten zwischen den mittelbairischen Probanden sind dagegen geringer, v. a. Altbayern sehen etwas stärkere Differenzen als die übrigen mittelbairischen Gruppen – interessant ist, dass auch die Salzburger ihr Deutsch im Schnitt als relativ abweichend empfinden, kaum weniger als Oberösterreicher oder Sprecher aus dem (süd-)östlichen Rest Österreichs.[269]

Die regionalen Unterschiede fallen demgegenüber bei der Ansicht, dass Dialektsprecher Schwierigkeiten beim Standarderwerb haben und dazu, dass für Dialektsprecher der Standarderwerb mit dem Fremdsprachenerwerb vergleichbar sei, geringer aus: Am ehesten stimmen jeweils mittel- / norddeutsche und alemannische Probanden zu (v. a. bei Ersterem), am wenigsten oberösterreichische und zumindest bei Ersterem auch Probanden aus dem (süd-)östlichen Rest Österreichs.[270]

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Sprechergruppen, die wenig regionale Varietäten verwenden und auch akzeptieren (v. a. AZD-Sprecher, RWler, Bundesdeutsche und dort insbesondere Mittel- / Norddeutsche), die stärksten Schwierigkeiten mit Nonstandard haben, ihr Deutsch als am stärksten vom Salzburger Deutsch abweichend empfinden und auch am ehesten den beiden Aussagen unter FS-30 zustimmen; vgl. hierzu abschließend Abb. 39, die die (jeweils signifikanten) Unterschiede in Hinblick auf FS-39 (Verwendung abweichender Varietäten; vgl. Kapitel 3.2.2) darstellt.[271]

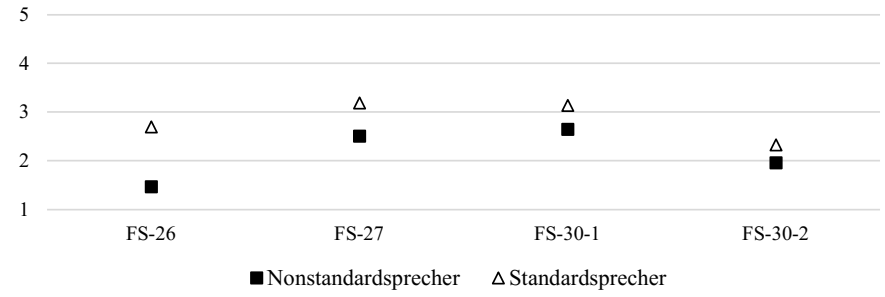

Abb. 39: Unterschiede bei FS-26, FS-27 und FS-30 nach Verwendung abweichender Varietäten (FS-39)

269 Unterschiede mit p = 0,000*** bestehen bei FS-27 zwischen Sbg/Sb, Sbg/Al, Sbg/MNdt, OÖ/Sb, OÖ/Al, OÖ/MNdt, RÖ/Al, RÖ/MNdt, Al/Bay, Bay/MNdt. Unterschiede mit p = 0,002** bestehen zwischen RÖ/Sb, Sb/Bay; Unterschiede mit p = 0,005** zwischen Sbg/Bay, OÖ/Bay; Unterschiede mit p = 0,008** zwischen Sb/MNdt.

270 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei FS-30-1 zwischen Sbg/MNdt (0,047*), OÖ/Al (0,027*), OÖ/MNdt (0,005**), RÖ/MNdt (0,034*); bei FS-30-2 zwischen OÖ/Al (0,027*), OÖ/MNdt (0,039*).

271 Signifikante Unterschiede mit p = 0,000*** bestehen jeweils bei FS-26, FS-27, FS-30-1, FS-30-2.

3.2.4 Diskriminierung und Benachteiligung / Studierende

Neben den bislang besprochenen Items sind zwei weitere Fragen in FS in Hinblick auf normative Strukturen im Bereich IM relevant, da auch sie Aufschluss über abweichendes Verhalten bzw. Sanktionen zu geben vermögen. Zunächst FS-31 („Haben Sie an der Universität Salzburg beobachtet oder davon gehört, dass eine Person aufgrund ihrer Sprache bzw. Sprechweise diskriminiert wurde?“). Bei diesem Item sollte die Häufigkeit auf einer fünfstufigen Skala angegeben werden, mit der Diskriminierungen bei einer von sechs Sprechweisen erlebt wurden (wiederum steht der Wert 5 für die Antwortoption „sehr häufig“, 1 steht für „nie“); unterschieden wurde:

FS-31-1	aufgrund der Verwendung einer anderen Sprache als Deutsch
FS-31-2	aufgrund der Verwendung von Dialekt
FS-31-3	aufgrund der Verwendung von Umgangssprache
FS-31-4	aufgrund der Verwendung von österreichischem Standarddeutsch
FS-31-5	aufgrund der Verwendung von deutschem / schweizerischem Standarddeutsch
FS-31-6	aufgrund einer inkorrekten Verwendung von Fachsprache

Das Antwortverhalten auf diese Frage zeigt Abb. 40.

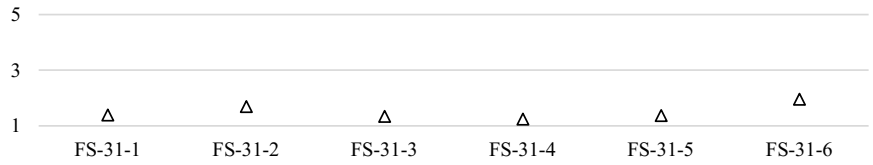

Abb. 40: FS-31 („Haben Sie an der Universität Salzburg beobachtet oder davon gehört, dass eine Person aufgrund ihrer Sprache bzw. Sprechweise diskriminiert wurde?“) (1 = „nie“; 5 = „sehr häufig“)

Insgesamt werden kaum Diskriminierungen an der PLUS erlebt – bei keiner der Antwortoptionen wird der Wert 2 erreicht, wobei allerdings gewisse (signifikante) Unterschiede bestehen: So ist der Wert beim österreichischen Standard besonders niedrig, beim Dialektgebrauch und v. a. bei falscher Verwendung von Fachsprache etwas höher.[272] Dessen ungeachtet lassen sich signifikante Zusammenhänge nachweisen: Wer in einem Bereich eher Diskriminierungen erlebt, tut dies auch in allen anderen.[273]

272 Signifikant sind die Unterschiede mit p = 0,000*** zwischen FS-31-1/FS-31-2, FS-31-1/FS-31-4, FS-31-1/FS-31-6, FS-31-2/FS-31-3, FS-31-2/FS-31-4, FS-31-2/FS-31-5, FS-31-2/FS-31-6, FS-31-3/FS-31-6, FS-31-4/FS-31-5, FS-31-4/FS-31-6, FS-31-5/FS-31-6; mit p = 0,001** zwischen FS-31-3/FS-31-4.

273 Signifikante Zusammenhänge (in Klammer r_s) mit p = 0,000*** bestehen zwischen FS-31-1*FS-31-2 (0,371), FS-31-1*FS-31-3 (0,321), FS-31-1*FS-31-4 (0,261), FS-31-1*FS-31-5 (0,386), FS-31-1*FS-31-6 (0,430), FS-31-2*FS-31-3 (0,620), FS-31-2*FS-31-4 (0,400), FS-31-2*FS-31-5 (0,379), FS-31-2*FS-31-6 (0,508), FS-31-3*FS-31-4 (0,481), FS-31-3*FS-31-5

Bei dieser Frage gibt es abermals gewisse Gruppenunterschiede – allerdings nur geringe. So bemerken Sprecher, die angeben, von der Standardsprache abweichende Varietäten zu gebrauchen, häufiger Diskriminierungen wegen Dialekt und auch wegen falscher Verwendung von Fachsprache.[274] Österreicher erleben im Vergleich zu Probanden aus der Bundesrepublik ebenfalls in diesen Situationen sowie bei der Nutzung anderer Sprachen öfters Diskriminierungen.[275]

Starke, jeweils signifikante Zusammenhänge existieren indes zum Antwortverhalten auf FS-32 („Fällt es Ihnen persönlich aufgrund Ihrer Sprache bzw. Sprechweise schwer, sich in Lehrveranstaltungen zu Wort zu melden?“).[276] Bei dieser Frage wurde für dieselben Sprachen / Sprechweisen wie bei FS-31 erhoben, inwiefern sie zu Problemen bei studentischen Wortmeldungen führen – konkret wurde gefragt, inwiefern Schwierigkeiten dabei bestehen, sich zu Wort zu melden,

FS-32-1	weil ich eine andere Muttersprache habe
FS-32-2	weil ich normalerweise Dialekt spreche
FS-32-3	weil ich normalerweise Umgangssprache spreche
FS-32-4	weil ich normalerweise österreichisches Standarddeutsch spreche
FS-32-5	weil ich normalerweise deutsches / schweizerisches Standarddeutsch spreche
FS-32-6	weil ich unsicher bin, ob ich die Fachsprache korrekt verwende

Abb. 41 zeigt das Antwortverhalten der Probanden auf diese Frage. Sie dokumentiert, dass Schwierigkeiten nur selten berichtet werden[277] – abgesehen von der Fachsprachenverwendung sogar signifikant seltener als Diskriminierungen.[278] Wie bei FS-31 werden indes am ehesten bei falscher Verwendung von Fachsprache Schwierigkeiten erlebt – besonders selten derweil bei den nationalen Standards.[279] Wie bei

(0,365), FS-31-3*FS-31-6 (0,434), FS-31-4*FS-31-5 (0,409), FS-31-4*FS-31-6 (0,327), FS-31-5*FS-31-6 (0,345).

274 FS-31-2: Nonstandardsprecher = 1,74; Standardsprecher = 1,45; FS-31-6: Nonstandardsprecher = 2,02; Standardsprecher = 1,70. Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,004** bei FS-31-2 und FS-31-6.

275 FS-31-1: AUT = 1,4; BRD = 1,29; FS-31-2: AUT = 1,79; BRD = 1,57; FS-31-6: AUT = 2,07; BRD = 1,88. Die Unterschiede sind signifikant bei FS-31-1 (p = 0,047*), FS-31-2 (p = 0,04*) und FS-31-6 (p = 0,042*).

276 Es korrelieren (in Klammer r_s) mit p = 0,000*** jeweils FS-31-1 / FS-32-1 (0,179), FS-31-2 / FS-32-2 (0,151), FS-31-3 / FS-32-3 (0,214), FS-31-4 / FS-32-4 (0,198), FS-31-5 / FS-32-5 (0,248), FS-31-6 / FS-32-6 (0,180).

277 Gerade bei Schwierigkeiten aufgrund von Nonstandardverwendung ist aber zu berücksichtigen, dass nach dem Sprechen in Wortmeldungen gefragt wurde, wo der Dialekt weit eher gebilligt wird als etwa bei Referaten oder Prüfungen; vgl. Kapitel 3.2.5.

278 Es unterscheiden sich signifikant (in Klammer p) FS-31-1/FS-32-1 (0,003**), FS-31-2/FS-32-2 (0,000***), FS-31-3/FS-32-3 (0,031*), FS-31-4/FS-32-4 (0,000***), FS-31-5/FS-32-5 (0,000***).

279 Signifikant unterscheiden sich (in Klammer p) FS-32-1/FS-32-2 (0,016*), FS-32-1/FS-32-4 (0,001**), FS-32-1/FS-32-5 (0,000***), FS-32-1/FS-32-6 (0,000***), FS-32-2/FS-32-3 (0,001**), FS-32-2/FS-32-4 (0,000***), FS-32-2/FS-32-5 (0,000***), FS-32-2/FS-32-6 (0,000***), FS-32-3/FS-32-4 (0,000***), FS-32-3/FS-32-5 (0,000***), FS-32-3/FS-32-6 (0,000***), FS-32-4/FS-32-5 (0,012*), FS-32-4/FS-32-6 (0,000***), FS-32-5/FS-32-6 (0,000***).

der Frage nach Diskriminierungen gibt es signifikante Zusammenhänge im Ausmaß, mit dem jeweils Schwierigkeiten berichtet werden – nur das Erleben von Schwierigkeiten aufgrund von Dialektgebrauch korreliert nicht mit dem von Schwierigkeiten bei der Verwendung anderer Sprachen.[280]

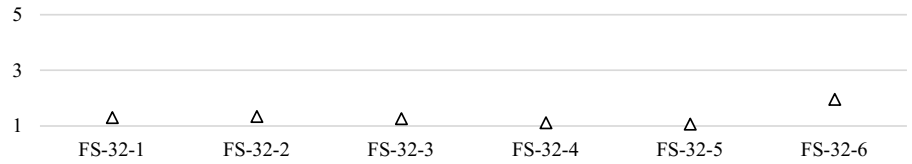

Abb. 41: FS-32 („Fällt es Ihnen persönlich aufgrund Ihrer Sprache bzw. Sprechweise schwer, sich in Lehrveranstaltungen zu Wort zu melden?“) (1 = „nie“; 5 = „sehr häufig“)

Bei FS-32 sind die signifikanten Gruppenunterschiede etwas stärker ausgeprägt: Sprecher von der Standardsprache abweichender Varietäten berichten öfters von Schwierigkeiten beim Gebrauch von Dialekt und Umgangssprache und weniger oft von Schwierigkeiten aufgrund der Nutzung einer anderen L1.[281] Letzteres mag daran liegen, dass AZD-Sprecher kaum zu dieser Gruppe gehören, wobei sie sich deutlich von den ED- aber auch den IZD-Sprechern darin unterscheiden, in welchem Ausmaß sie angeben, wegen einer anderen L1 Schwierigkeiten bei Wortmeldungen zu haben.[282]

Signifikante Differenzen bestehen auch zwischen Österreichern und Bundesdeutschen – Erstere erleben häufiger Schwierigkeiten beim Dialektgebrauch, der Verwendung von Umgangssprache und beim Österreichischen Standard, während bundesdeutsche Sprecher eher von Schwierigkeiten aufgrund der Nutzung von Schweizer / bundesdeutschem Standard berichten.[283] Bei den Fakultäten geben v. a. RWler einen höheren Wert bei Schwierigkeiten wegen einer anderen L1 an – v. a.

280 Es korrelieren (in Klammer r_s) mit p = 0,000*** FS-32-1*FS-32-3 (0,173), FS-32-1*FS-32-4 (0,169), FS-32-1*FS-32-5 (0,270), FS-32-1*FS-32-6 (0,262), FS-32-2*FS-32-3 (0,637), FS-32-2*FS-32-4 (0,390), FS-32-2*FS-32-5 (0,102), FS-32-2*FS-32-6 (0,232), FS-32-3*FS-32-4 (0,511), FS-32-3*FS-32-5 (0,163), FS-32-3*FS-32-6 (0,213), FS-32-4*FS-32-5 (0,244), FS-32-4*FS-32-6 (0,163), FS-32-5*FS-32-6 (0,129).

281 FS-32-1: Nonstandardsprecher = 1,13; Standardsprecher = 2,04; FS-32-2: Nonstandardsprecher = 1,06; Standardsprecher = 1,41; FS-32-3: Nonstandardsprecher = 1,17; Standardsprecher = 1,29. Die Unterschiede sind signifikant bei FS-32-1 (p = 0,000***), FS-32-2 (p = 0,000***), FS-32-3 (p = 0,034*).

282 FS-32-1: AZD = 2,45; ED = 1,21; IZD = 1,00. Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000*** zwischen AZD/ED und AZD/IZD.

283 FS-32-2: AUT = 1,44; BRD = 1,15; FS-32-3: AUT = 1,33; BRD = 1,10; FS-32-4: AUT = 1,14; BRD = 1,01; FS-32-5: AUT = 1,02; BRD = 1,17. Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000*** bei FS-32-2, FS-32-3, FS-32-5; mit p = 0,001** bei FS-32-4.

im Vergleich zur KGW und NW – und bei der Verwendung der Umgangssprache, besonders im Vergleich zur NW.[284]

Zusammenhänge gibt es bei diesem Item insbesondere mit der Standardnähe / -ferne, mit der innerhalb der Familie kommuniziert wird (FS-25, vgl. Kapitel 3.2.2) – je standardnäher die innerfamiliäre Sprechweise ist, desto eher werden Schwierigkeiten bei der Verwendung einer anderen L1, aber auch von Schweizer / bundesdeutschem Standard, dafür desto seltener Schwierigkeiten mit Dialekt, Umgangssprache und österreichischem Standard erlebt.[285] Auch mit der Ansicht, dass Dialektsprecher Schwierigkeiten bei der Standardverwendung haben (FS-30; vgl. Kapitel 3.2.3), existieren Zusammenhänge – je eher Dialektsprechern Schwierigkeiten unterstellt werden, desto eher werden Schwierigkeiten bei eigenen Wortmeldungen wahrgenommen, und zwar in allen Bereichen.[286]

3.2.5 Angemessenheitswertungen / Lehrende

Auch im Fragebogen der Lehrenden wurden Angemessenheitsvorstellungen zum Varietätengebrauch elizitiert – als Pendant zu FS-29 fungiert dabei FL-18 („Welche Varietäten des Deutschen halten Sie in Beiträgen von Studierenden für angemessen?“). Im Unterschied zum Studierendenfragebogen werden hier explizit Wertungen zum Variationsverhalten anderer, nämlich Studierender, erfragt. Abermals waren drei Varietäten vorgegeben (FL-18a: Standardsprache, FL-18b: Umgangssprache, FL-18c: Dialekt) sowie mehrere Situationen:

FL-18-1	in der Sprechstunde
FL-18-2	spontane Wortmeldung in der Lehrveranstaltung
FL-18-3	Referat / Präsentation in der Lehrveranstaltung
FL-18-4	bei einem Prüfungsgespräch

Das grundsätzliche Antwortverhalten der Lehrenden auf diese Frage illustriert Abb. 42. Den Studierenden entsprechend bestehen bei den Lehrenden intrasituativ signifikante Unterschiede bei den Angemessenheitsurteilen: Während in der Sprechstunde und auch bei Wortmeldungen neben der Standard- die Umgangssprache, verhältnismäßig oft sogar der Dialekt akzeptiert werden, herrschen bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen stärkere Standarderwartungen – der Gebrauch der Umgangssprache wird hier deutlich weniger und der des Dialekts praktisch nicht akzeptiert. Auch intersituativ gibt es statistisch signifikante Differenzen: Während

284 FS-32-1: RW = 1,80; NW = 1,24; KGW = 1,30; FS-32-3: RW = 1,44; NW = 1,18. Signifikante Unterschiede bestehen bei FS-32-1 zwischen RW/KGW (p = 0,000***) und RW/NW (p = 0,000***); bei FS-32-3 zwischen RW/NW (p = 0,009**).

285 Zusammenhänge (in Klammer r_s) mit p = 0,000*** bestehen bei FS-25 mit FS-32-1 (0,195), FS-32-2 (-0,313), FS-32-3 (-0,158); FS-32-5 (0,114). Zusammenhänge mit p = 0,001** bestehen bei FS-25 mit FS-32-4 (-0,116).

286 Es bestehen Zusammenhänge (in Klammer r_s) mit p = 0,000*** bei FS-30 mit FS-32-1 (0,148), FS-32-4 (0,151), Zusammenhänge mit p = 0,001** bestehen bei FS-30 mit FS-32-2 (0,126), FS-32-3 (0,129), FS-32-5 (0,138), FS-32-6 (0,127).

der Dialekt bei Sprechstundengesprächen und Wortmeldungen zumindest für einen Teil der Lehrendenschaft angemessen erscheint, tut er dies bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen nur für eine kleine Minderheit;[287] die Umgangssprache wird in Sprechstunden und Wortmeldungen sogar von der Mehrheit der Lehrenden akzeptiert, bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen indes nicht (bei Präsentationen noch weniger als bei Prüfungsgesprächen). Die Standardsprache wird in allen Situationen als akzeptabel gewertet, am stärksten bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen, etwas weniger bei Wortmeldungen und in Sprechstunden.[288]

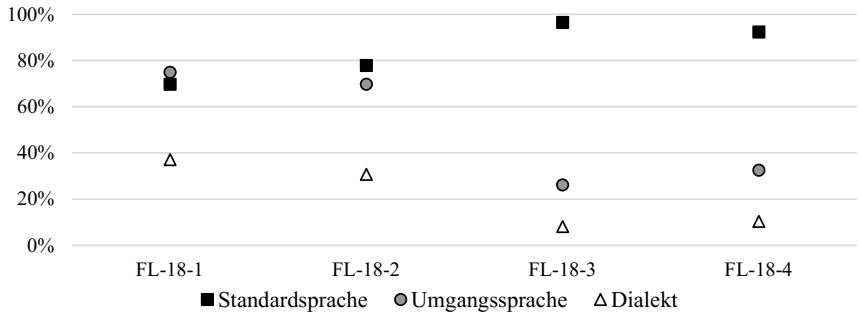

Abb. 42: FL-18 („Welche Varietäten des Deutschen halten Sie in Beiträgen von Studierenden für angemessen?) (Anteil der „ja"-Antworten)

Dabei lassen sich erneut signifikante Zusammenhänge zwischen den Angemessenheitsurteilen nachweisen: Intrasituativ herrscht eine positive Korrelation zwischen denen zu Dialekt und Umgangssprache bei Sprechstundengesprächen, Wortmeldungen und Prüfungsgesprächen, negativ korreliert sind die zur Umgangs- und Standardsprache bei Wortmeldungen.[289] Intersituativ korrelieren alle Nennungen der Umgangssprache, dasselbe gilt beim Dialekt und fast immer bei der Standardsprache.[290]

287 Die Unterschiede sind jeweils signifikant mit p = 0,000***, ausgenommen FL-18a-1/FL-18a-2: p = 0,013*, FL-18b-3/FL-18b-4: p = 0,027*. Nicht signifikant sind FL-18a-1/FL-18a-2, FL-18b-1/FL-18b-2, FL-18c-1/FL-18c-2, FL-18c-3/FL-18c-4.

288 Die Unterschiede sind jeweils signifikant mit p = 0,000***; nicht signifikant ist der Unterschied zwischen FL-18a-1/FL-18b-1 sowie FL-18a-2/FL-18b-2.

289 Es korrelieren (in Klammer p, Φ): FL-18a-2*FL-18b-2 (0,001**, -0,259), FL-18b-1*FL-18c-1 (0,045*, 0,167), FL-18b-2*FL-18c-2 (0,047*, 0,165), FL-18b-4*FL-18c-4 (0,014*, 0,208).

290 Es korrelieren (in Klammer Φ) mit p = 0,000*** FL-18a-1*FL-18a-2 (0,595), FL-18a-2*FL-18a-4 (0,325), FL-18a-3*FL-18a-4 (0,425), FL-18b-1*FL-18b-2 (0,526), FL-18b-1*FL-18b-3 (0,283), FL-18b-1*FL-18b-4 (0,372), FL-18b-2*FL-18b-3 (0,305), FL-18b-2*FL-18b-4 (0,403), FL-18b-3*FL-18b-4 (0,716), FL-18c-1*FL-18c-2 (0,554), FL-18c-1*FL-18c-3 (0,387), FL-18c-1*FL-18c-4 (0,405), FL-18c-2*FL-18c-3 (0,446), FL-18c-2*FL-18c-4 (0,430), FL-18c-3*FL-18c-4 (0,732). Mit p = 0,001** korrelieren FL-18a-1*FL-18a-4 (0,243); mit p = 0,015 FL-18a-1*FL-18a-3 (0,220).

Da bei den Lehrenden andere Situationen als bei den Studierenden abgefragt wurden, können die Angemessenheitsvorstellungen beider Gruppen nur bedingt miteinander verglichen werden – v. a. zu Prüfungs- und Sprechstundengesprächen weist FS kein Äquivalent auf. Verglichen werden können jedoch die Angemessenheitsvorstellungen der Studierenden zum Sprechen in LVs allgemein (FS-29-6) mit denen der Lehrenden zu studentischen Wortmeldungen einerseits (FL-18-2), Referaten andererseits (FL-18-3); Abb. 43 zeigt die Unterschiede.

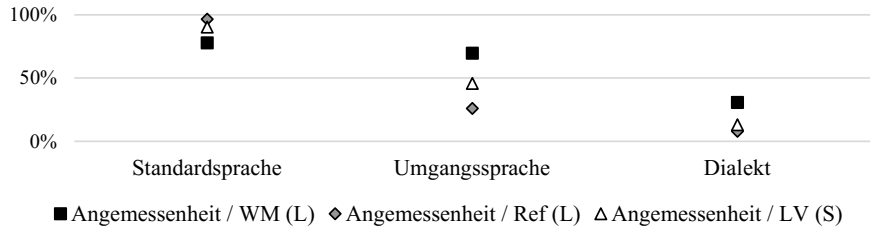

Abb. 43: Unterschiede zwischen den Angemessenheitsvorstellungen von Studierenden (S) zum Sprechen in LVs allgemein und Lehrenden (L) zur Sprachverwendung in Referaten und bei Wortmeldungen (Anteil der „ja"-Antworten)

Die Standardsprache finden Studierende in LVs häufiger als Lehrende bei Wortmeldungen akzeptabel, aber seltener als Lehrende bei Präsentationen. Umgekehrt akzeptieren sie Dialekt und Umgangssprache stärker als Lehrende bei Präsentationen, aber weniger oft als Lehrende bei Wortmeldungen. Die Angemessenheitsvorstellungen in FS „zielen" i. d. S. zwischen beide LV-Situationen bei FL (mit einer stärkeren Nähe zum formelleren Referatskontext bei den Lehrenden), was mit der Unterspezifikation der LV-Situation in FS in Verbindung gebracht werden kann.[291]

Wie bei FS gibt es bei FL signifikante Gruppenunterschiede bei den Angemessenheitsvorstellungen; anders als dort allerdings nicht nach Geschlecht. Differenzen zeigen sich derweil nach L1 – vgl. Abb. 44 – sowohl bei den Angemessenheitswertungen zum Dialekt als auch zur Umgangssprache, insofern AZD-Sprecher beide Sprechweisen allenthalben als weniger angemessen werten (bzw. den Dialekt überhaupt nur bei Wortmeldungen, sonst aber nie akzeptieren). Die Standardsprache werten AZD-Sprecher zwar in Sprechstundengesprächen und v. a. bei Wortmeldungen positiver, nicht aber bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen.[292]

Signifikante Unterschiede bestehen ferner nach Fakultät – vgl. Abb. 45. Zuvorderst bei Sprechstundengesprächen und Wortmeldungen, aber auch bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen akzeptieren Vertreter der NW häufiger den Dialekt;

291 Es gibt Korrelationen (in Klammer Cramers-V) mit p = 0,000*** mit der Gruppenzugehörigkeit (Lehrende / Studierende) bei FS-29a-6 ~ FL-18a-2 (0,152), FS-29b-6 ~ FL-18b-2 (0,192), FS-29c-6 ~ FL-18c-2 (0,188), FS-29a-6 ~ FL-18a-3 (0,160); mit p = 0,013* bestehen Zusammenhänge bei FS-29a-6 ~ FL-18a-3 (0,090).

292 Signifikante Unterschiede bestehen bei FL-18c-1 (p = 0,006**).

dafür erwarten sie, zumindest bei Wortmeldungen und Prüfungsgesprächen, seltener die Standardsprache; bei Prüfungsgesprächen zeigen sie auch eine größere Toleranz der Umgangssprache gegenüber. Vertreter der KTH sind ebenso bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen dem Dialekt gegenüber aufgeschlossener, bei Wortmeldungen dafür weniger; in Präsentationen erwarten sie seltener die Standardsprache.[293]

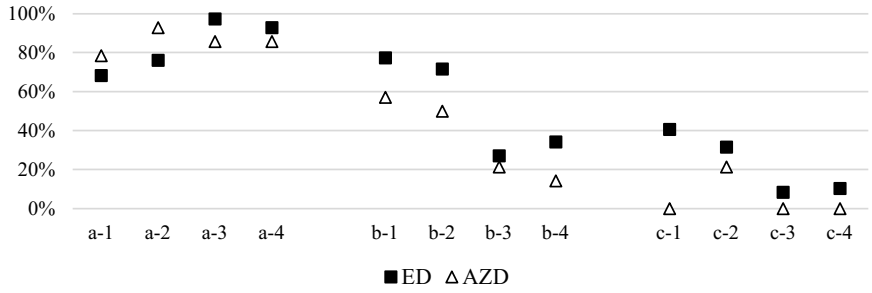

Abb. 44: FL-18, Unterschiede nach L1 (Anteil der „ja"-Antworten)

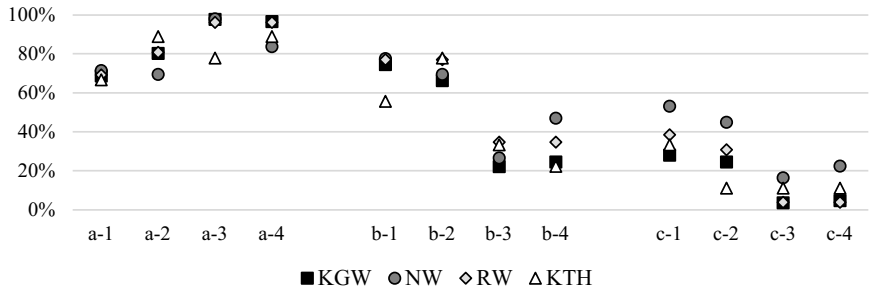

Abb. 45: FL-18, Unterschiede nach Fakultät (Anteil der „ja"-Antworten)

Differenzen bei den Angemessenheitsurteilen gibt es darüber hinaus nach der Probandenherkunft zwischen Bundesdeutschen und Österreichern, wie Abb. 46 dokumentiert: Bundesdeutsche Lehrende akzeptieren in allen Situationen weniger oft die Umgangssprache, stufen aber bemerkenswerterweise in immerhin drei von vier Situationen den Dialekt eher als angemessen ein (der Unterschied ist aber statistisch nicht signifikant). Bzgl. der Standardsprache sind die Verschiedenheiten geringer, einzig in Sprechstunden und auch bei Wortmeldungen gibt es seitens bundesdeutscher Leh-

293 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei FL-18a-4 zwischen KGW/NW (0,022*), bei FL-18b-4 zwischen KGW/NW (0,013*), bei FL-18c-1 zwischen KGW/NW (0,006**), bei FL-18c-2 zwischen KGW/NW (0,024*), bei FL-18c-3 zwischen KGW/NW (0,022*), bei FL-18c-4 zwischen KGW/NW (0,004**).

render stärkere Standarderwartungen.[294] Auf eine Darstellung kleinräumigerer Kontraste wird aufgrund der z. T. geringen Zellbesetzungen in FL verzichtet.

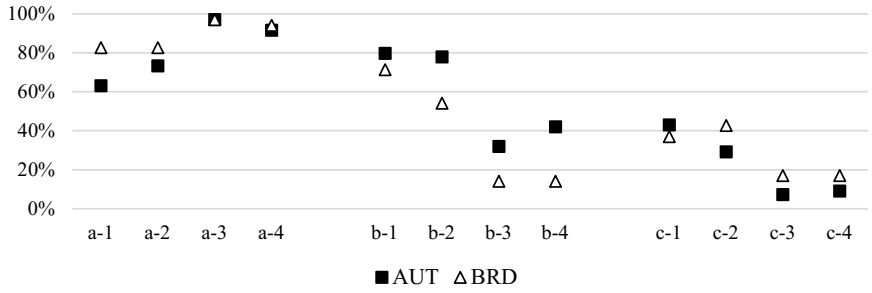

Abb. 46: FL-18, Unterschiede nach Herkunft (Nation) (Anteil der „ja"-Antworten)

3.2.6 Varietätenverwendung / Lehrende

Wie bei den Studierenden wurden auch bei den Lehrenden Angaben zur Varietätenverwendung elizitiert; FS-24 entsprechend wurde bei FL-13 die Verwendung von der Standardsprache abweichender Varietäten abgefragt.

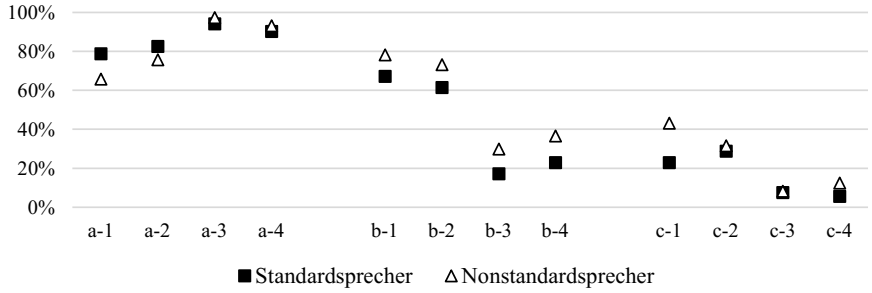

Abb. 47: FL-18, Unterschiede nach (Non-)Standardgebrauch (Anteil der „ja"-Antworten)

Auffällig ist, dass im Vergleich zu FS bei FL weniger starke Unterschiede in den Angemessenheitsurteilen bestehen, je nachdem, ob die Probanden sich selbst als Sprecher von Varietäten, die von der Standardsprache abweichen, einschätzen oder nicht. Abb. 47 zeigt dies. Differenzen bestehen v. a. in den Angemessenheitsurteilen zu allen drei Varietäten in der Sprechstunde, sowie generell zur Umgangssprache; wenig überraschend sehen ausschließliche Standardsprecher dabei den Non-

294 Signifikante Unterschiede zeigen sich bei FL-18b-2 (p = 0,012*) und FL-18b-4 (p = 0,005**).

standard generell als weniger akzeptabel an bzw. erwarten sie v. a. bei Sprechstundengesprächen und Wortmeldungen mehr Standard.[295]

Das Antwortverhalten auf FL-13 demonstriert Abb. 48. Auch bei den Lehrenden behauptet nur eine Minderheit (30 %) von sich, ausschließlich die Standardsprache zu verwenden – allerdings rund 10 % mehr als bei den Studierenden.[296] Wie bei den Studierenden gibt es dabei signifikante Unterschiede nach L1 und (nationaler) Herkunft, insofern AZD-Sprecher und Bundesdeutsche weniger oft bekennen, Nonstandard zu gebrauchen. Anders als bei den Studierenden sind es in Hinblick auf die Fakultäten die Probanden der KTH, die sich öfters als ausschließliche Standardsprecher werten; weiters zeigen sich (kleinere) Differenzen zwischen den Geschlechtern.[297]

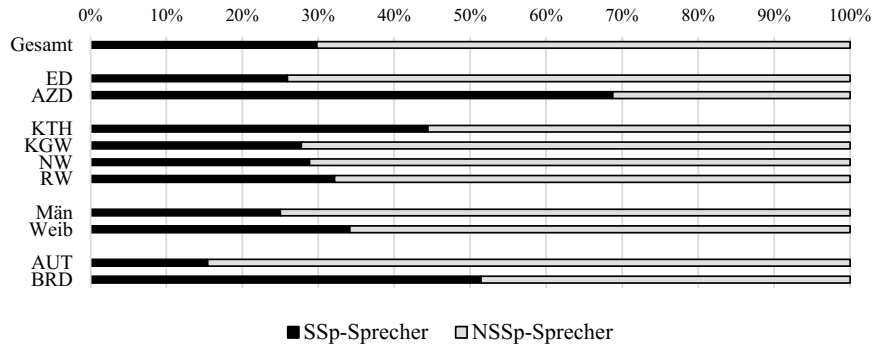

Abb. 48: FL-13 („Verwenden Sie im Deutschen Sprechweisen, die von der Standardsprache abweichen?“)

Stärkere Zusammenhänge bestehen indes auch bei den Lehrenden zwischen den Angemessenheitsurteilen und dem selbsteingeschätzten situierten Varietätengebrauch, der mit der Frage FL-17 („In welcher Situation verwenden Sie selbst die folgenden Varietäten des Deutschen (Standardsprache / Umgangssprache / Dialekt)?“) erhoben wurde. Wie bei FS-38 waren bei dieser Frage sieben Situationen vorgegeben, wobei seitens der Probanden festzuhalten war, ob sie dort Standardsprache, Umgangssprache oder Dialekt nutzen (FL-17a, FL-17b, FL-17c). Bei den Situationen handelt es sich um:

FL-17-1	mit Familie und FreundInnen
FL-17-2	mit KollegInnen an der Uni
FL-17-3	mit admin. Personal
FL-17-4	in der Sprechstunde

295 Signifikant sind die Unterschiede bei FL-18c-1 (p = 0,019*).

296 Es besteht ein Zusammenhang zwischen Gruppenzugehörigkeit (Lehrende / Studierende) und (Non-)Standardverwendung (p = 0,001**, Cramers-V = 0,114).

297 Signifikant sind die Unterschiede bei FL-13 zwischen AUT/BRD (p = 0,000***) und ED/AZD (p = 0,001**).

FL-17-5	in LVs
FL-17-6	bei mündl. Prüfung
FL-17-7	in Fachvorträgen

Im Unterschied zu FS-38 waren bei FL-17 nicht dieselben Situationen wie bei den Angemessenheitsurteilen angegeben; nichtsdestotrotz lassen sich signifikante Zusammenhänge zwischen dem Sprachgebrauch der Lehrenden und ihren Wertungen über studentisches Sprechen nachweisen.[298] So korreliert die Sprechweise, die Lehrende in Sprechstunden zu verwenden angeben, positiv mit jener, die sie bei Studierenden in der Sprechstunde akzeptieren. Analoges zeigt sich bei Prüfungsgesprächen. Korrelationen gibt es auch bei der Nutzung von Dialekt und Umgangssprache in LVs und der Wertung dieser Sprechweisen als akzeptabel bei studentischen Wortmeldungen / Präsentationen sowie darüber hinaus zwischen der Verwendung von Dialekt und Umgangssprache bei Fachvorträgen und der Akzeptanz dieser Sprechweisen bei studentischen Präsentationen.[299]

Welche Sprechweisen Lehrende in welchen Situationen zu gebrauchen angeben, zeigt Abb. 49.

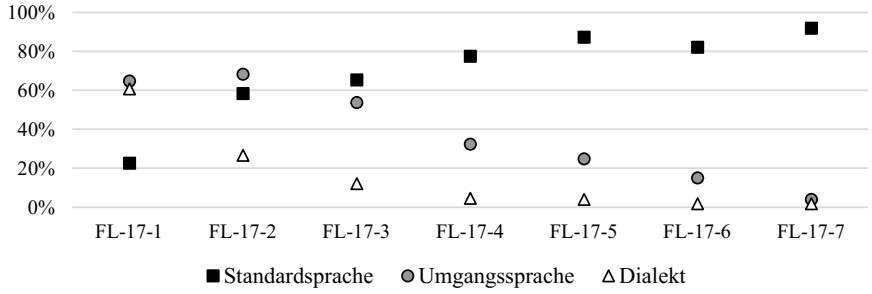

Abb. 49: FL-17 („In welcher Situation verwenden Sie selbst die folgenden Varietäten des Deutschen (Standardsprache / Umgangssprache / Dialekt)?“) (Anteil der „ja“-Antworten)

Es gibt signifikante intrasituationale Unterschiede, welche Varietäten verwendet werden:[300] Mit Familie und Freunden werden eher Dialekt und Umgangssprache, mit Kollegen und dem administrativen Personal eher Standard- und Umgangs-

298 Entsprechende Befunde erbringt HOCHHOLZER (2004: 253) für die Schule: „Deutschlehrer, die sich selbst als Dialektsprecher einschätzen, sind gegenüber dialektalen Äußerungen ihrer Schüler wesentlich freizügiger“.

299 Es korrelieren (in Klammer Φ) mit p = 0,000*** FL-17c-4*FL-18c-1 (0,286), FL-17a-6*FL-18a-4 (0,332), FL-17b-6*FL-18b-4 (0,51), FL-17c-6*FL-18c-4 (0,39), FL-17b-5*FL-18b-2 (0,325), FL-17b-5*FL-18b-3 (0,553), FL-17c-5*FL-18c-3 (0,369), FL-17b-7*FL-18b-3 (0,351), FL-17c-7*FL-18c-3 (0,447); mit p = 0,001** korrelieren FL-17c-5*FL-18c-2 (0,244), FL-17b-4*FL-18b-1 (0,232); mit p = 0,015* FL-17a-4*FL-18a-1 (0,186).

300 Die Unterschiede sind signifikant mit p = 0,000***, nicht signifikant unterschieden sind nur FL-17b-1/FL-17c-7, FL-17a-2/FL-17b-2, FL-17a-3/FL-17b-3.

sprache genutzt. Studierenden gegenüber und auch bei Fachvorträgen spielt der Dialekt praktisch keine Rolle mehr;[301] auch der Gebrauch der Umgangssprache nimmt in diesen Situationen ab, besonders bei Fachvorträgen; in LVs und Prüfungssituationen ist ihr Vorkommen marginal. I. d. S. bestehen auch intersituationale Differenzen dazu, welche Sprechweisen in welchen Situationen verwendet werden.[302]

Wiederum gibt es signifikante Zusammenhänge zwischen der Verwendung einzelner Sprechweisen: Intrasituational korreliert der Standardgebrauch mit Familie und Freunden negativ mit dem des Dialekts. Das gilt Kollegen gegenüber auch zwischen Standard- und Umgangssprache. Mit dem administrativen Personal ist die Verwendung von Dialekt und Umgangssprache auch negativ mit dem Standardgebrauch, miteinander aber positiv korreliert. Ein positiver Zusammenhang besteht weiters in der Sprechstunde zwischen Umgangssprache und Dialekt, ein negativer zwischen Dialekt und Standard. Negativ korreliert sind der Standardgebrauch und die Verwendung von Umgangssprache und Dialekt wiederum bei LVs, während bei mündlichen Prüfungen nur ein negativer Zusammenhang zwischen der Nutzung von Standard- und Umgangssprache besteht.[303] Daneben sind bei allen Sprechweisen signifikante Zusammenhänge zwischen ihrer intersituativen Verwendung nachweisbar (vgl. zu den Berechnungen Anhang C11).

Wie bei den Angemessenheitsurteilen können auch bei der Varietätenverwendung die Studierenden nur bedingt mit den Lehrenden verglichen werden, da nicht dieselben Situationen erfasst wurden; die Situation „In Lehrveranstaltungen“ findet sich aber in beiden Fragebögen (FS-28-6; FL-17-5). Abb. 50 zeigt: Lehrende geben in LVs letztlich etwas häufiger die Standardsprache zu sprechen an – dafür seltener Umgangssprache und Dialekt.[304]

FL-18 entsprechend zeigen sich bei FL-17 signifikante Gruppenunterschiede; anders als bei FL-18 betrifft dies auch das Geschlecht – vgl. Abb. 51. Frauen geben v. a. mit Kollegen, aber auch dem administrativen Personal öfter an, Standardsprache zu sprechen. Demgegenüber nutzen Männer verstärkt die Umgangssprache und

301 Ähnliches zeigt DE CILLIA (2018: 80) für die Schule: Während Lehrer mit Familie, Freunden und Kollegen eher dialektal und / oder umgangssprachlich sprechen, geben sie an, mit Schülern v. a. Standard zu verwenden.

302 Es gibt jeweils signifikante Unterschiede mit p = 0,000***; ausgenommen sind: FL-17a-3/FL-17a-4: p = 0,001**, FL-17a-4/FL-17a-5: p = 0,003**, FL-17a-4/FL-17a-6: p = 0,049*, FL-17b-5/FL-17b-6: p = 0,002**, FL-17b-1/FL-17b-3: p = 0,045*, FL-17c-3/FL-17c-4: p = 0,002**, FL-17c-3/FL-17c-5: p = 0,003**. Nicht signifikant unterschieden sind FL-17a-2/FL-17a-3, FL-17a-4/FL-17a-6, FL-17a-5/FL-17a-7, FL-17b-1/FL-17b-2, FL-17b-4/FL-17b-5, FL-17c-4/FL-17c-5, FL-17c-4/FL-17c-6, FL-17c-4/FL-17c-7, FL-17c-5/FL-17c-6, FL-17c-5/FL-17c-7, FL-17c-6/FL-17c-7.

303 Es korrelieren (in Klammer p, Φ): FL-17a-1*FL-17c-1 (0,000***, -0,387), FL-17a-2*FL-17b-2 (0,000***, -0,325), FL-17a-2*FL-17c-2 (0,001**, -0,262), FL-17a-3*FL-17b-3 (0,000***, -0,53), FL-17a-3*FL-17c-3 (0,000***, -0,324), FL-17b-3*FL-17c-3 (0,015*, 0,203), FL-17b-4*FL-17c-4 (0,024*, 0,201), FL-17a-4*FL-17c-4 (0,008**, -0,218), FL-17a-5*FL-17b-5 (0,001**, -0,262), FL-17a-5*FL-17c-5 (0,003**, -0,274), FL-17a-6*FL-17b-6 (0,007**, -0,225).

304 Es gibt Korrelationen mit der Gruppenzugehörigkeit (Lehrende / Studierende) bei FS-28a-6 ~ FL-17a-5 (p = 0,008**, Cramer-V = 0,094), FS-28b-6 ~ FL-17b-5 (p = 0,000***, Cramer-V = 0,160), FS-28c-6 ~ FL-17c-5 (p = 0,011*, Cramer-V = 0,093).

z. T. auch den Dialekt. Dies gilt v. a. mit Kollegen, aber auch in LVs, bei Prüfungen und Fachvorträgen – hier geben Frauen überhaupt nie an, Dialekt zu gebrauchen.[305]

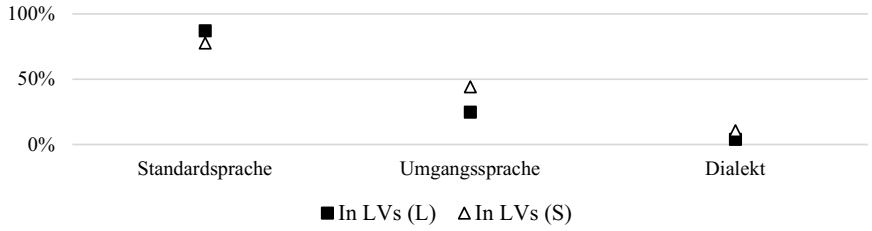

Abb. 50: Vergleich der Varietätenverwendung von Lehrenden (L) und Studierenden (S) in LVs (Anteil der „ja"-Antworten)

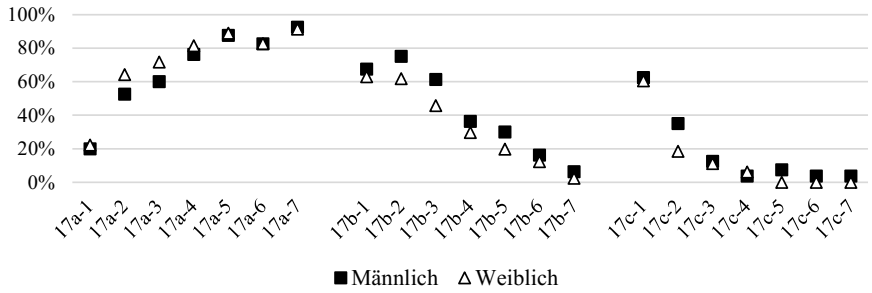

Abb. 51: FL-17, Unterschiede nach Geschlecht (Anteil der „ja"-Antworten)

Bei Personen mit unterschiedlicher L1 differieren die Angaben zum Varietätengebrauch erneut – Abb. 52 dokumentiert dies für die ED- und AZD-Sprecher. Größere Unterschiede zeigen sich in den weniger formellen Situationen mit Familie, Freunden und Kollegen sowie mit der Verwaltung, wo AZD-Sprecher verstärkt die Standardsprache zu verwenden angeben; in formelleren Kontexten nivelliert sich der Kontrast bzw. geben ED-Sprecher sogar einen häufigeren Standardgebrauch an. Dialekt und Umgangssprache sind in allen Situationen bei ED-Sprechern öfters verzeichnet – ausgenommen der Sprachgebrauch mit Familie und Freunden, wo AZD- und ED-Sprecher in ähnlichem Ausmaß die Umgangssprache zu nutzen angeben; dies ist auch die einzige Situation, in der AZD-Sprecher Dialektverwendung bekunden.[306]

305 Die Unterschiede sind signifikant bei FL-17c-3 (p = 0,029*) und FL-17c-5 (p = 0,036*).

306 Die Unterschiede sind signifikant bei FL-17b-2 (p = 0,013*), FL-17c-1 (p = 0,000***) und FL-17c-2 (p = 0,043*).

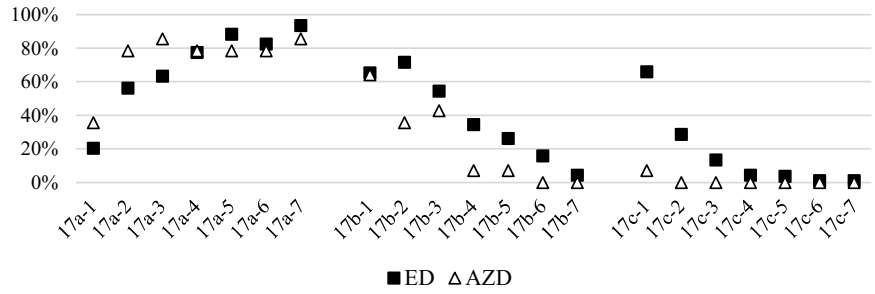

Abb. 52: FL-17, Unterschiede nach L1 (Anteil der „ja"-Antworten)

Die Differenzen bzgl. Fakultätszugehörigkeit illustriert Abb. 53. Sie dokumentiert, dass insbesondere NWler seltener die Standardsprache zu verwenden behaupten, wohingegen KTHler dies in den formaleren Settings öfter tun. Beim Gebrauch der Umgangssprache und des Dialekts sind die Kontraste geringer, NWler wie KTHler geben hier vielfach die häufigere Verwendung an.[307]

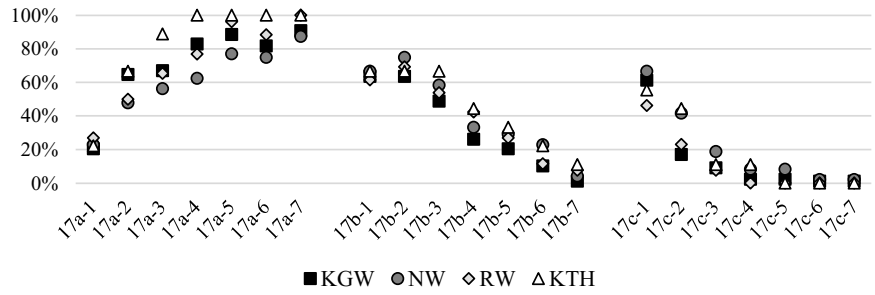

Abb. 53: FL-17, Unterschiede nach Fakultät (Anteil der „ja"-Antworten)

Die nationalen Unterschiede zwischen österreichischen und deutschen Lehrenden beim Varietätengebrauch zeigt Abb. 54: Insbesondere in den weniger formellen Situationen mit Familie, Freunden und Kollegen sowie mit der Verwaltung geben Bundesdeutsche häufiger an, die Standardsprache zu sprechen – umgekehrt geben Österreicher dort eine häufigere Dialektverwendung an. Die Umgangssprache

307 Signifikant sind die Unterschiede bei FL-17a-4 zwischen KGW/NW (p = 0,014*); bei FL-17c-2 zwischen KGW/NW (p = 0,003**).

wird – ausgenommen abermals der Sprachgebrauch mit Familie und Freunden – allenthalben öfters von Österreichern genutzt.[308]

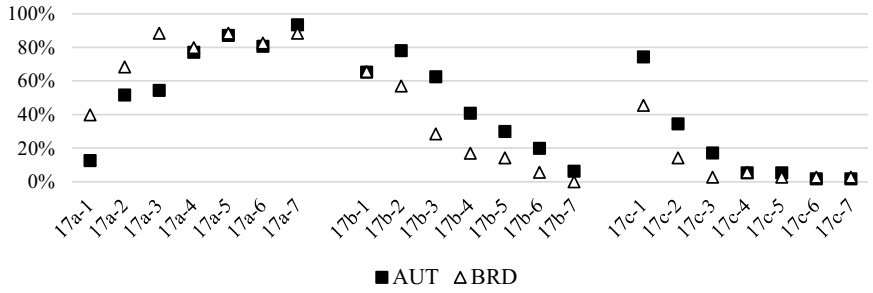

Abb. 54: FL-17, Unterschiede nach Herkunft (Nation) (Anteil der „ja"-Antworten)

Auch bei FL stehen der universitäre Varietätengebrauch und die Wertungen dazu letztlich mit außeruniversitären Faktoren in Beziehung. Welche Varietäten außerhalb der PLUS gesprochen werden, beeinflusst – wie bei FS –, welche Varietäten an der PLUS akzeptiert und gebraucht werden; anders als bei FS gibt es bei FL keine spezifische Frage zur Standardnähe der mit der Familie gesprochenen Sprache; allerdings existiert mit FL-14 („Wo ordnen Sie Ihre Erstsprache(n) zwischen Dialekt und Standardsprache ein?") ein Item, wo die Standard- / Dialektnähe des eigenen Deutsch generell, d. h. in- und außerhalb der PLUS, auf einer fünfstufigen Skala seitens der Probanden einzuschätzen war (der Wert 5 steht dabei für „standardnah", der Wert 1 für „dialektnah"). Signifikante Zusammenhänge mit dieser Frage zeichnen sich insbesondere für die Varietätenverwendung ab, v. a. bei Standard- und Umgangssprache, aber auch beim Dialekt (u. a. in LVs). Daneben bestehen signifikante Korrelationen mit den Angemessenheitsurteilen zur Umgangssprache (ausgenommen der Sprachgebrauch in der Sprechstunde).[309]

Welche Unterschiede die Lehrenden in den Selbsteinschätzungen zur Standardnähe ihres Deutschs zeigen, in Abhängigkeit davon, welche Varietäten sie nutzen / akzeptieren, illustriert Abb. 55. Erwartungsgemäß stufen diejenigen, die Standardsprache verwenden, aber auch als angemessen werten, ihr Deutsch als im Schnitt standardnäher ein. Umgekehrt schätzen jene, die den Dialekt gebrauchen und ihn

308 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei FL-17a-1 (0,001**), FL-17a-3 (0,001**), FL-17b-2 (0,026*), FL-17b-3 (0,001**), FL-17b-4 (0,018*), FL-17c-1 (0,003**), FL-17c-2 (0,038*).

309 FL-14 korreliert mit (in Klammer p, Φ) FL-17a-1 (0,000***, 0,375), FL-17a-2 (0,001**, 0,338), FL-17a-3 (0,000***, 0,437), FL-17a-5 (0,029*, 0,259), FL-17a-7 (0,035*, 0,253), FL-17b-2 (0,000***, 0,379), FL-17b-3 (0,000***, 0,448), FL-17b-4 (0,001**, 0,349), FL-17b-5 (0,000***, 0,358), FL-17b-6 (0,034*, 0,254), FL-18b-2 (0,014*, 0,28), FL-18b-3 (0,007**, 0,297), FL-18b-4 (0,017*, 0,275), FL-17c-1 (0,000***, 0,551), FL-17c-2 (0,000***, 0,501), FL-17c-3 (0,008**, 0,292), FL-17c-5 (0,027*, 0,261).

(außer bei Präsentationen) auch akzeptieren, ihr Deutsch als weniger standardnah ein. Das gilt auch für die Umgangssprache, ausgeklammert der Sprachgebrauch mit Familie / Freunden, wo Sprecher der Umgangssprache ihr Deutsch als standardnäher empfinden.[310]

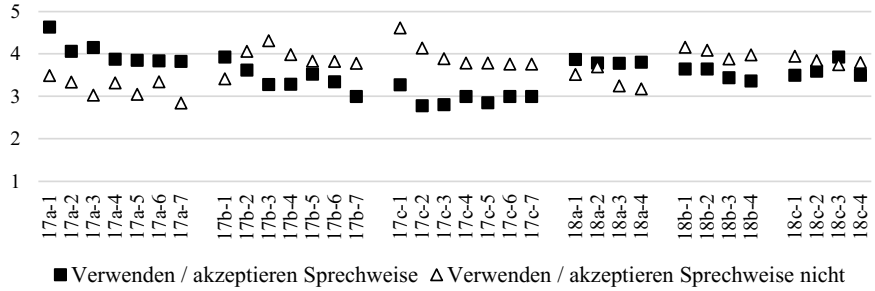

Abb. 55: Unterschiede bei FL-14 („Wo ordnen Sie Ihre Erstsprache(n) zwischen Dialekt und Standardsprache ein?“) nach Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen (1 = „dialektnah“; 5 = „standardnah“)

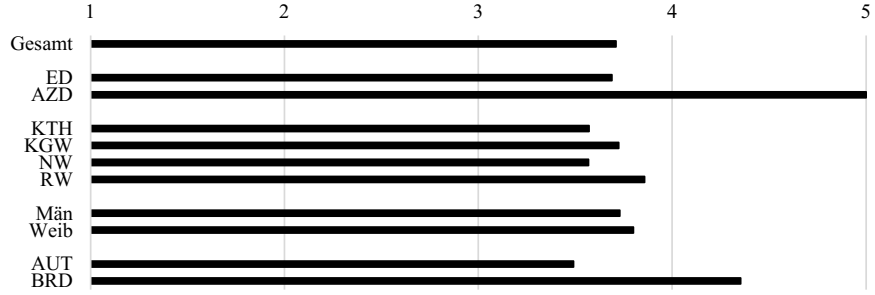

Abb. 56: FL-14 („Wo ordnen Sie Ihre Erstsprache(n) zwischen Dialekt und Standardsprache ein?“), Gruppenunterschiede (1 = „dialektnah“; 5 = „standardnah“)

Die Gruppenunterschiede bei der Einschätzung der Standardnähe des eigenen Deutschs stellt Abb. 56 dar. Erwartungsgemäß sind es abermals AZD-Sprecher und Bundesdeutsche, die ihr Deutsch als signifikant standardnäher werten; die Differ-

310 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) zeigen sich hinsichtlich FL-14 bei FL-17a-1 (0,000***), FL-17a-2 (0,000***), FL-17a-3 (0,000***), FL-17a-4 (0,01*), FL-17a-5 (0,013*), FL-17a-7 (0,023*), FL-17b-1 (0,026*), FL-17b-2 (0,006**), FL-17b-3 (0,000***), FL-17b-4 (0,000***), FL-17b-5 (0,029*), FL-17b-6 (0,025*), FL-18b-1 (0,017*), FL-18b-2 (0,013*), FL-18b-3 (0,014*), FL-18b-4 (0,002**), FL-17c-1 (0,000***), FL-17c-2 (0,000***), FL-17c-3 (0,001**), FL-18c-1 (0,032*).

enzen zwischen den Fakultäten / Geschlechtern sind derweil geringer. Insgesamt schätzen Lehrende ihr Deutsch als eher standardnah ein (3,71).[311]

3.2.7 Weitere Einstellungen und Einschätzungen / Lehrende

Wie bei den Studierenden gibt es auch bei den Lehrenden Zusammenhänge zwischen der Varietätenverwendung / den Angemessenheitswertungen sowie weiteren Selbsteinschätzungen / Einstellungen. Analog zu den Studierenden betrifft dies zunächst die Varietätenkompetenzen, die im Lehrendenfragebogen unter FL-15 erhoben wurden („Wie schwer ist es für Sie, jemanden zu verstehen, der nicht Standarddeutsch mit Ihnen spricht?“). In zwei Items – einerseits zur Umgangssprache (FL-15-1), andererseits zum Dialekt (FL-15-2) – war auf einer fünfstufigen Skala anzugeben, wie schwer das Verständnis von Nonstandard fällt.

Signifikante Zusammenhänge mit dem Verständnis der Umgangssprache gibt es dabei v. a. mit der Verwendung des Standards mit Familie, Freunden, Kollegen und administrativem Personal, aber auch mit dem Dialekt- und Umgangssprachengebrauch mit Kollegen und der Dialektnutzung bei Familie und Freunden. Zudem korreliert das Verständnis der Umgangssprache mit den Angemessenheitsurteilen zu Dialekt und Standardsprache bei Referaten und zur Umgangssprache in der Sprechstunde und bei Wortmeldungen.[312] Korrelationen mit dem Dialektverständnis gibt es bei der Verwendung von Dialekt und Standard mit Familie, Freunden, Kollegen und administrativem Personal, außerdem mit dem Gebrauch der Umgangssprache mit Kollegen, administrativem Personal, in der Sprechstunde und bei LVs; mit dem Dialektverständnis korrelieren außerdem alle Akzeptabilitätsurteile zur Umgangssprache, zudem das zum Dialekt in der Sprechstunde.[313]

Die Unterschiede beim Verständnis der Umgangssprache entsprechend den Angaben zu den Angemessenheitswertungen / zur Varietätenverwendung zeigt Abb. 57. Personen, die die Standardsprache v. a. mit Familie und Freunden, Kollegen oder dem administrativem Personal nutzen, schätzen ihre Schwierigkeiten beim Verständnis der Umgangssprache im Schnitt etwas größer ein als jene, für die das nicht gilt. Bei den Angemessenheitsurteilen ist dies zumindest bei Präsentationen interessanterweise umgekehrt: Probanden, die die Standardsprache hier nicht als angemessen werten, stufen ihre Probleme beim Verständnis der Umgangssprache im Schnitt deutlich

311 Signifikant ist bei FL-14 der Unterschied zwischen ED/AZD (p = 0,030*) und AUT/BRD (p = 0,000***).

312 FL-15-1 korreliert (in Klammer p, Cramers-V) mit FL-17a-1 (0,000***, 0,343), FL-17a-2 (0,004**, 0,276), FL-17a-3 (0,007**, 0,267), FL-18a-3 (0,000***, 0,363), FL-17b-2 (0,000***, 0,345), FL-18b-1 (0,002**, 0,299), FL-18b-2 (0,004**, 0,279), FL-17c-1 (0,000***, 0,396), FL-17c-2 (0,032*, 0,226), FL-18c-3 (0,024*, 0,235).

313 FL-15-2 korreliert (in Klammer p, Cramers-V) mit FL-17a-1 (0,001**, 0,334), FL-17a-2 (0,001**, 0,341), FL-17a-3 (0,006**, 0,293), FL-17b-2 (0,001**, 0,327), FL-17b-3 (0,003**, 0,31), FL-17b-4 (0,031*, 0,251), FL-17b-5 (0,033*, 0,249), FL-18b-1 (0,001**, 0,332), FL-18b-2 (0,000***, 0,36), FL-18b-3 (0,02*, 0,264), FL-18b-4 (0,002**, 0,319), FL-17c-1 (0,000***, 0,442), FL-17c-2 (0,001**, 0,325), FL-17c-3 (0,029*, 0,253), FL-18c-1 (0,002**, 0,317).

höher ein – zu berücksichtigen ist allerdings die sehr geringe Probandenzahl (n = 7), da die meisten Probanden die Standardsprache bei Präsentationen akzeptieren (s. o.). Ein Nichtverwenden / Nicht-als-angemessen-Werten der Umgangssprache geht in allen Fällen (bloß nicht mit Familie und Freunden) mit größeren Verständnisschwierigkeiten bei der Umgangssprache einher. Dasselbe gilt auch für den Dialektgebrauch – abgesehen von der Nutzung in Prüfungen und bei Fachvorträgen – sowie die Angemessenheitsurteile zum Dialekt v. a. in der Sprechstunde. [314]

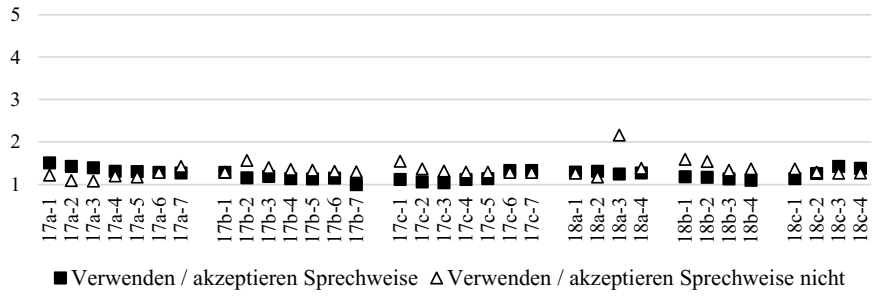

Abb. 57: Unterschiede beim Verständnis der Umgangssprache (FL-15-1) nach Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen (1 = „sehr einfach“; 5 = „sehr schwer“)

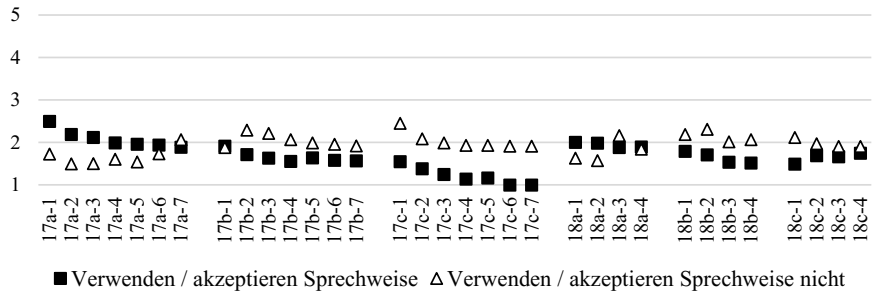

Abb. 58: Unterschiede beim Verständnis des Dialekts (FL-15-2) nach Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen (1 = „sehr einfach“; 5 = „sehr schwer“)

Die Differenzen beim Verständnis des Dialekts dokumentiert Abb. 58 – sie fallen insgesamt größer aus als beim Verständnis der Umgangssprache, wohl nicht zuletzt, weil beim Dialekt eher als bei der Umgangssprache Verständnisprobleme bekundet werden. Auch hier gehen die Verwendung der Standardsprache respektive ihre

314 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei FL-17a-1 (0,000***), FL-17a-2 (0,000***), FL-17a-3 (0,001**), FL-18a-3 (0,026*), FL-17b-2 (0,000***), FL-17b-3 (0,011*), FL-17b-4 (0,019*), FL-18b-1 (0,003**), FL-18b-2 (0,002**), FL-18b-4 (0,006**), FL-17c-1 (0,000***), FL-17c-2 (0,003**), FL-17c-3 (0,045*).

Akzeptanz i. a. R. mit stärkeren Verständnisproblemen einher; wird dagegen Dialektgebrauch angegeben oder der Dialekt als angemessen gewertet, bestehen in allen Fällen geringere Schwierigkeiten; dasselbe gilt für die Umgangssprache – ausgenommen wieder die Verwendung mit Familie und Freunden.[315]

Wie bei den Studierenden gibt es auch bei den Lehrenden signifikante Zusammenhänge zwischen der Varietätenverwendung / den Angemessenheitsurteilen und der wahrgenommenen Abweichung des eigenen Deutsch vom Salzburger Deutsch – erhoben als Item FL-16 („Wie sehr weicht das in der Stadt Salzburg vorwiegend gesprochene Deutsch von Ihrem Deutsch ab?“): Signifikant korreliert die wahrgenommene Abweichung mit der Nutzung der Standardsprache und des Dialekts bei Familie und Freunden, mit dem Gebrauch aller drei Varietäten bei Kollegen und der Standard- und Umgangssprachenverwendung mit dem administrativen Personal. Zusammenhänge bestehen ferner mit den Angemessenheitswertungen zur Umgangssprache in Sprechstunden und bei Referaten.[316]

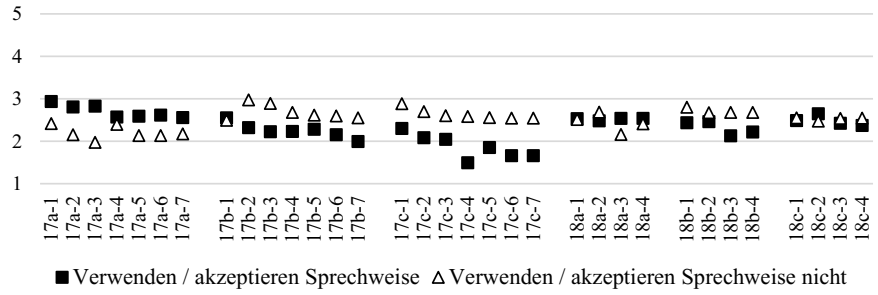

Abb. 59: Unterschiede bei FL-16 („Wie sehr weicht das in der Stadt Salzburg vorwiegend gesprochene Deutsch von Ihrem Deutsch ab?“) nach Angemessenheitsurteilen / Varietätenverwendung (1 = „gar nicht“; 5 = „sehr stark“)

Wie Abb. 59 zeigt, orten insbesondere jene, die Standardsprache zu sprechen angeben, Abweichungen ihres Deutschs vom Salzburger Deutsch; das Umgekehrte gilt für Sprecher von Dialekt und Umgangssprache (ausgenommen bei Letzterer die Situation mit Familie und Freunden). Bei den Angemessenheitsurteilen sind die dbzgl. Differenzen meist geringer ausgeprägt, sie treten v. a. bei der Umgangsspra-

315 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei FL-17a-1 (0,000***), FL-17a-2 (0,000***), FL-17a-3 (0,000***), FL-18a-1 (0,018*), FL-18a-2 (0,025*), FL-17b-2 (0,005**), FL-17b-3 (0,001**), FL-17b-4 (0,002**), FL-18b-2 (0,000***), FL-18b-3 (0,018*), FL-18b-4 (0,002**), FL-17c-1 (0,000***), FL-17c-2 (0,000***), FL-17c-3 (0,001**), FL-17c-4 (0,024*), FL-17c-5 (0,046*), FL-18c-1 (0,000***).

316 FL-16 korreliert (in Klammer p, Cramers-V) mit FL-17a-1 (0,038*, 0,247), FL-17a-2 (0,006**, 0,296), FL-17a-3 (0,000***, 0,363), FL-17b-1 (0,003**, 0,309), FL-17b-2 (0,002**, 0,317), FL-18b-1 (0,025*, 0,26), FL-18b-3 (0,029*, 0,256), FL-17c-1 (0,024*, 0,26), FL-17c-2 (0,008**, 0,289).

che auf: Wer diese akzeptiert, verortet sein Deutsch meist näher am Salzburger Deutsch.[317]

Wie bei FS wurden auch bei FL sprachideologische Vorstellungen zu Dialekt und Standard abgefragt – die dbzgl. Frage ist FL-19, bei der auf einer fünfstufigen Skala die Zustimmung zu drei Aussagen anzugeben war, nämlich:

FL-19-1 Dialekte / Umgangssprachen erzeugen an der Universität Nähe bzw. ein positives Gesprächsklima.

FL-19-2 DialektsprecherInnen haben Schwierigkeiten, die Standardsprache zu sprechen.

FL-19-3 Für DialektsprecherInnen ist der Erwerb der Standardsprache vergleichbar mit dem Erwerb einer Fremdsprache.

Neuerdings bestehen signifikante Zusammenhänge mit der Varietätenverwendung / -akzeptanz – v. a. bei FL-19-1: Die Zustimmung zur Aussage, dass Nonstandard Nähe bzw. ein positives Gesprächsklima erzeuge, korreliert signifikant mit der Verwendung aller drei Varietäten mit Kollegen und dem administrativen Personal, der Dialekt- und Standardnutzung mit Familie und Freunden, dem Gebrauch von Umgangssprache und Dialekt in der Sprechstunde sowie dem der Umgangssprache in LVs und des Standards bei Prüfungen; außerdem hängen mit dieser Aussage alle Angemessenheitsurteile zu Dialekt und Umgangssprache zusammen.[318] Während sich hinsichtlich FL-19-2 keine signifikanten Zusammenhänge nachweisen lassen, gibt es solche mit FL-19-3: Damit korrelieren der Standardgebrauch mit Kollegen und die Dialektverwendung in LVs, Prüfungen und Fachvorträgen, außerdem die Angemessenheitswertungen zur Umgangssprache in Sprechstunden, zur Standardsprache in Wortmeldungen und zum Dialekt in Referaten.[319] Welche Unterschiede es bei der Zustimmung zu den drei Aussagen je nach Varietätenverwendung und -akzeptanz gibt, zeigen die nachfolgenden Abbildungen.

Abb. 60 demonstriert deutlich, dass Probanden, die die Standardsprache verwenden / akzeptieren, im Schnitt weniger stark der Ansicht sind, dass Nonstandard zur Erzeugung von Nähe / eines positiven Gesprächsklimas beiträgt.[320] Das Umge-

317 Signifikante Unterschiede (in Klammer p) zeigen sich bei FL-17a-1 (0,01*), FL-17a-2 (0,000***), FL-17a-3 (0,000***), FL-17a-6 (0,043*), FL-17b-2 (0,001**), FL-17b-3 (0,000***), FL-17b-4 (0,027*), FL-18b-1 (0,039*), FL-18b-3 (0,006**), FL-18b-4 (0,013*).

318 FL-19-1 korreliert (in Klammer p, Cramers-V) mit FL-17a-1 (0,014*, 0,269), FL-17a-2 (0,000***, 0,355), FL-17a-3 (0,009**, 0,281), FL-17a-6 (0,022*, 0,258), FL-17b-2 (0,005**, 0,292), FL-17b-3 (0,025*, 0,255), FL-17b-4 (0,01*, 0,277), FL-17b-5 (0,014*, 0,27), FL-18b-1 (0,029*, 0,252), FL-18b-2 (0,002**, 0,318), FL-18b-3 (0,001**, 0,327), FL-18b-4 (0,001**, 0,322), FL-17c-1 (0,000***, 0,405), FL-17c-2 (0,000***, 0,394), FL-17c-3 (0,005**, 0,294), FL-17c-4 (0,04*, 0,241), FL-18c-1 (0,000***, 0,439), FL-18c-2 (0,001**, 0,332), FL-18c-3 (0,003**, 0,307), FL-18c-4 (0,004**, 0,304).

319 FL-19-3 korreliert (in Klammer p, Cramers-V) mit FL-17a-2 (0,008**, 0,284), FL-18a-2 (0,004**, 0,299), FL-18b-1 (0,028*, 0,253), FL-17c-5 (0,001**, 0,321), FL-17c-6 (0,001**, 0,335), FL-17c-7 (0,001**, 0,335), FL-18c-3 (0,001**, 0,34).

320 Auffälligerweise liefert die Untersuchung von DAVIES (1995: 72) umgekehrte Resultate: Hier sind es v. a. Standardsprecher, die Vorteile in der Dialektverwendung sehen. Er führt dies zurück auf „its integrating role in the community“, die v. a. denen bewusst ist, die keinen Dialekt nutzen (können).

kehrte gilt in Hinblick auf den Dialekt und – ausgenommen den Sprachgebrauch mit Familie und Freunden – die Umgangssprache.[321]

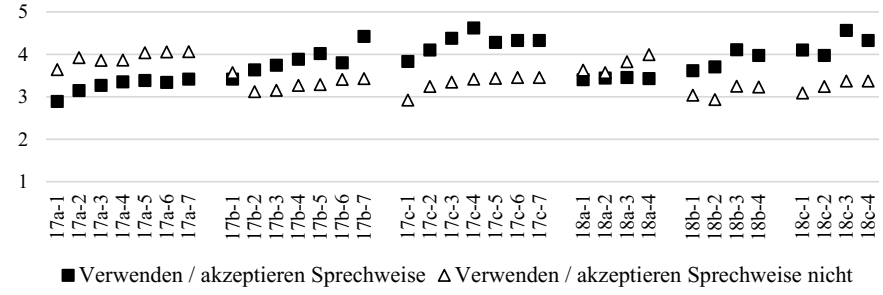

Abb. 60: Unterschiede bei FL-19-1 nach Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen (1 = „nein, gar nicht"; 5 = „ja, unbedingt")

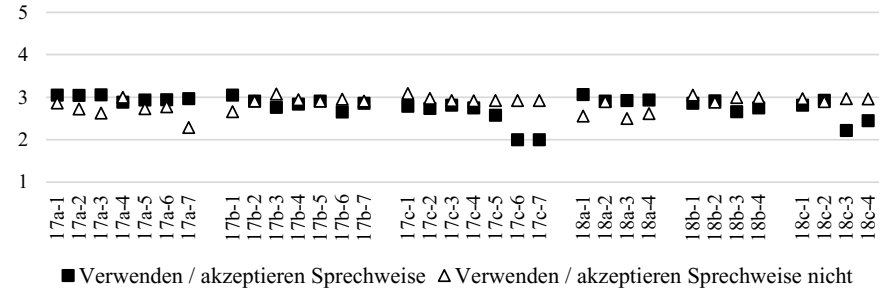

Abb. 61: Unterschiede bei FL-19-2 nach Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen (1 = „nein, gar nicht"; 5 = „ja, unbedingt")

Abb. 61 illustriert, dass der Aussage, dass Dialektsprecher Probleme bei der Standardverwendung haben, Personen, die die Standardsprache verwenden / akzeptieren, tendenziell eher zustimmen als solche, für die das nicht gilt. Umgekehrt ist das bei Personen, die Dialekt und vielfach auch die Umgangssprache nutzen / akzeptieren (bei der Umgangssprache wiederum abgesehen vom Sprachgebrauch mit Fa-

321 Signifikant sind die Unterschiede (in Klammer p) bei FL-17a-1 (0,001**), FL-17a-2 (0,000***), FL-17a-3 (0,003**), FL-17a-4 (0,026*), FL-17a-5 (0,014*), FL-17a-6 (0,003**), FL-17b-2 (0,02*), FL-17b-3 (0,002**), FL-17b-4 (0,001**), FL-17b-5 (0,000***), FL-17b-7 (0,026*), FL-18b-1 (0,007**), FL-18b-2 (0,000***), FL-18b-3 (0,000***), FL-18b-4 (0,000***), FL-17c-1 (0,000***), FL-17c-2 (0,000***), FL-17c-3 (0,000***), FL-17c-4 (0,003**), FL-17c-5 (0,049*), FL-18c-1 (0,000***), FL-18c-2 (0,000***), FL-18c-3 (0,000***), FL-18c-4 (0,000***).

milie und Freunden) – sie orten weniger Probleme beim Standardgebrauch für Dialektsprecher.[322]

Unterschiede bei der Zustimmung zur Aussage, der Standarderwerb sei für Dialektsprecher vergleichbar mit dem Fremdsprachenerwerb, zeigt Abb. 62. Das Bild ist eher uneinheitlich, auch im Vergleich zur analogen Frage in FS (Lehrende pflichten dieser Aussage im Schnitt übrigens signifikant öfter bei als Studierende: Lehrende = 2,4; Studierende = 2,03; p = 0,000***):

Personen, die die Standardsprache verwenden, bejahen hier zwar wieder eher, was auch für jene gilt, die die Standardsprache in der Sprechstunde als angemessen werten – allerdings ist die Zustimmung derer, die Standardsprache in Präsentationen und bei Prüfungsgesprächen akzeptieren, geringer als die jener, die es nicht tun. Interessant ist, dass auch Dialektsprecher eher beistimmen. Bei der Umgangssprache weisen jene, die sie nicht nutzen oder als angemessen werten, eine höhere Zustimmungsrate auf.[323]

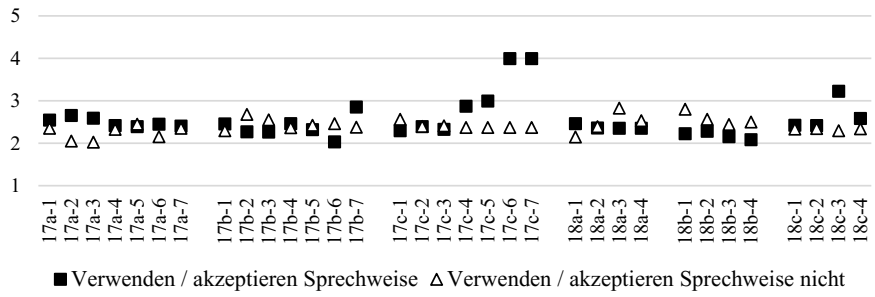

Abb. 62: Unterschiede bei FL-19-3 nach Varietätenverwendung / Angemessenheitsurteilen (1 = „nein, gar nicht“; 5 = „ja, unbedingt“)

Letztlich zeigt sich, dass – wie auch bei den Studierenden – das normative Erwarten zum Varietätengebrauch sowie der Varietätengebrauch selbst mit anderen Selbsteinschätzungen sowie Ideologien / Einstellungen zusammenhängen – wobei die Angaben dazu ihrerseits signifikant korrelieren (auch mit der Selbsteinschätzung zur Standardnähe des eigenen Deutschs): So ist die wahrgenommene Standardnähe des eigenen Deutschs positiv korreliert mit der Schwierigkeit, die Umgangssprache und den Dialekt zu verstehen, mit der Wahrnehmung, das eigene Deutsch weiche vom Salzburger Deutsch ab, sowie mit der Ansicht, die Standardsprache bedinge für Dialektsprecher Schwierigkeiten bei der Standardverwendung. Ein negativer Zusammenhang besteht mit der Ansicht, Nonstandardsprechen erzeuge Nähe / ein positives Gesprächsklima. Die Schwierigkeiten beim Verständnis von Umgangs-

322 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede bei FL-17a-3 (0,032*), FL-17a-7 (0,046*), FL-18a-1 (0,008**), FL-17b-1 (0,04*), FL-18c-3 (0,023*).

323 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede hinsichtlich FL-19-3 bei FL-17a-2 (0,003**), FL-17a-3 (0,003**), FL-18b-1 (0,014*), FL-18b-4 (0,023*), FL-18c-3 (0,02*).

sprache und Dialekt korrelieren darüber hinaus nicht nur untereinander positiv, sondern auch positiv mit der Einschätzung, das eigene Deutsch weiche vom Salzburger Deutsch ab und negativ mit der Ansicht, Nonstandardsprechen erzeuge Nähe / ein positives Gesprächsklima. Die Zustimmung dazu, dass Dialektsprecher Schwierigkeiten mit der Standardsprache haben, ist mit Verständnisschwierigkeiten beim Dialekt positiv korreliert. Die Zustimmung zu dieser Äußerung hängt des Weiteren positiv mit der Meinung zusammen, der Standarderwerb nehme sich für Dialektsprecher wie ein Fremdsprachenerwerb aus und negativ mit der Ansicht, Nonstandard stifte Nähe / ein positives Gesprächsklima.[324]

Auch bei den Lehrenden lassen sich diese Zusammenhänge sowie jene mit dem Varietätengebrauch / den Angemessenheitsurteilen durch Gruppenunterschiede (mit-)erklären: So gibt es bei FL-15, FL-16 und FL-19 – den Differenzen beim Varietätengebrauch und den Angemessenheitsurteilen entsprechende – Signifikanzen nach Herkunft, L1 und Fakultätszugehörigkeit.

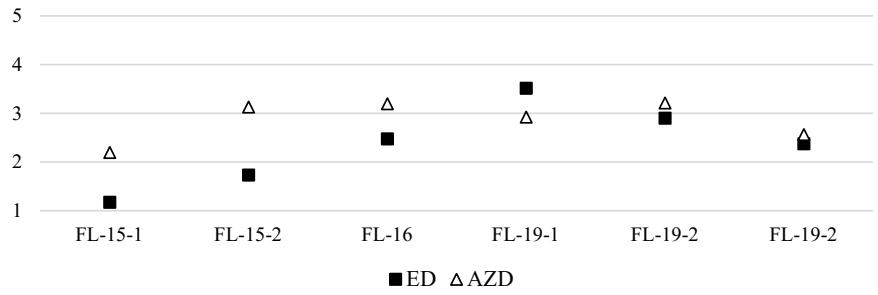

Abb. 63: Unterschiede bei FL-15, FL-16 und FL-19 nach L1

Die Verschiedenheiten nach L1 illustriert Abb. 63: Sie zeigt, dass AZD-Sprecher deutlich mehr Schwierigkeiten beim Verständnis von Umgangssprache und Dialekt haben; außerdem empfinden sie ihr Deutsch als stärker vom Salzburger Deutsch abweichend. Der Aussage, dass Standardsprechen für Dialektsprecher Schwierigkeiten erzeuge und der Standarderwerb dem Fremdsprachenerwerb ähnle, stimmen sie eher zu; dass Nonstandard Nähe / ein positives Gesprächsklima erzeuge, pflichten sie indes weniger stark bei.[325]

324 Es korrelieren (in Klammer r_s, p): FL-14*FL-15-1 (0,266, 0,001**), FL-14*FL-15-2 (0,342, 0,000***), FL-14*FL-16 (0,247, 0,002**), FL-14*FL-19-2 (0,288, 0,000***), FL-14*FL-19-1 (-0,313, 0,000***), FL-15-1*FL-15-2 (0,625, 0,000***), FL-15-1*FL-16 (0,249, 0,001**), FL-15-2*FL-16 (0,367, 0,000***), FL-15-1*FL-19-1 (-0,214, 0,005**), FL-15-2*FL-19-1 (-0,316, 0,000***), FL-15-2*FL-19-2 (0,160, 0,038*), FL-19-1*FL-19-2 (-0,311, 0,000***), FL-19-2*FL-19-3 (0,424, 0,000***).

325 Signifikant sind die Unterschiede zwischen ED/AZD bei FL-15-1 (p = 0,000***), FL-15-2 (p = 0,000***) und FL-16 (p = 0,012*).

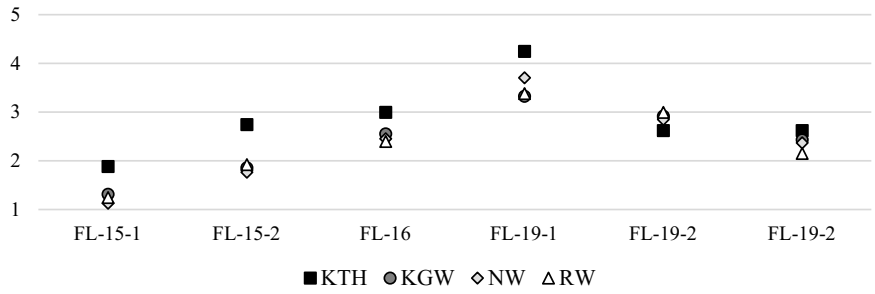

Abb. 64: Unterschiede bei FL-15, FL-16 und FL-19 nach Fakultätszugehörigkeit

Die Unterschiede nach Fakultätszugehörigkeit sind demgegenüber vergleichsweise gering; Abb. 64 stellt sie dar. Abweichend verhalten sich v. a. die Probanden der KTH – zu berücksichtigen ist dabei allerdings, dass hier nur wenige Personen erfasst sind (n = 8). Diese Lehrenden haben stärkere Verständnisprobleme bei Umgangssprache und Dialekt und sehen ihr Deutsch als stärker vom Salzburgerischen abweichend an. Außerdem beurteilen sie Nonstandard als förderlicher für die Schaffung von Nähe / eines positiven Gesprächsklimas. Letzteres gilt auch für die Lehrenden der NW.[326]

Größer sind die Kontraste nach (nationaler) Herkunft, wie sie Abb. 65 illustriert: Bundesdeutsche Lehrende stufen ihr Deutsch als stärker vom Salzburger Deutsch abweichend ein, orten bei sich größere Verständnisschwierigkeiten bei Umgangssprache / Dialekt, stimmen ferner eher zu, dass es Schwierigkeiten beim Standardsprechen für Dialektsprecher gibt und dass der Standarderwerb für Dialektsprecher mit dem Fremdsprachenerwerb vergleichbar sei. Die Ansicht, Nonstandard erzeuge Nähe / ein positives Gesprächsklima, ist unterdies etwas stärker bei österreichischen Probanden verbreitet.[327]

Wie bei den Studierenden haben somit letztlich die Sprechergruppen, die wenig regionale Varietäten verwenden / akzeptieren (also v. a. AZD-Sprecher, Bundesdeutsche), die stärksten Schwierigkeiten mit Nonstandard, empfinden ihr Deutsch als vom Salzburger Deutsch abweichender und sehen auch am ehesten Dialekt / Nonstandard unter einer defizitären Perspektive – vgl. dazu auch Abb. 66, die die diesbezüglichen (jeweils signifikanten) Unterschiede in Hinblick auf FL-13 (Verwendung abweichender Varietäten; vgl. Kapitel 3.2.6) ausweist.[328]

326 Signifikant sind die Unterschiede (in Klammer p) bei FL-15-1 zwischen KTH/KGW (0,027*) und KTH/NW (0,001**); bei FL-15-2 zwischen KTH/NW (0,038*); bei FL-19-1 zwischen KTH/KGW (0,036*) und KGW/NW (0,042*).

327 Signifikant sind die Unterschiede (in Klammer p) bei FL-15-1 (0,001**), FL-15-2 (0,000***), FL-16 (0,000***), FL-19-2 (0,015*), FL-19-3 (0,000***).

328 Signifikant mit p = 0,000*** sind die Unterschiede bei FL-15-1, FL-15-2, FL-16, FL-19-1, FL-19-2; mit p = 0,003** bei FL-19-3.

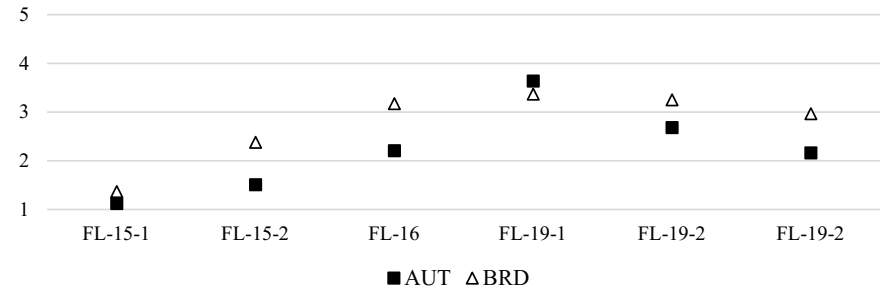

Abb. 65: Unterschiede bei FL-15, FL-16 und FL-19 nach Herkunft (Nation)

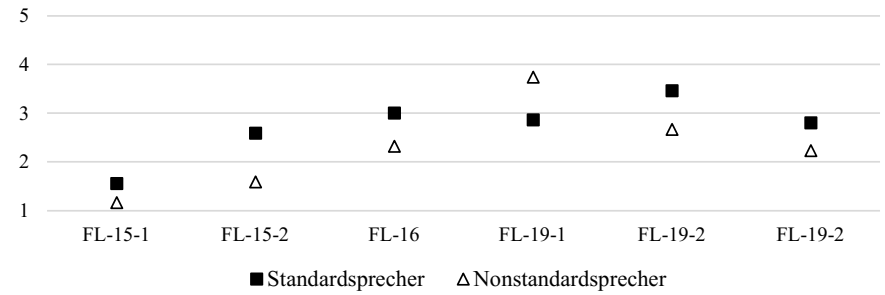

Abb. 66: Unterschiede bei FL-15, FL-16 und FL-19 nach Verwendung abweichender Varietäten (FL-13)

3.2.8 Diskriminierung / Lehrende

Wie bei den Studierenden wurde auch bei den Lehrenden nach Diskriminierungen gefragt – das einschlägige Item hierzu ist FL-20 („Haben Sie an der Universität Salzburg beobachtet oder davon gehört, dass eine Person aufgrund ihrer Sprache bzw. Varietät diskriminiert wurde?“). FS-31 entsprechend war hierbei die Häufigkeit, mit der Diskriminierungen bei der Verwendung unterschiedlicher Sprachen / Sprechweisen bemerkt wurden, anzugeben, nämlich:

FL-20-1	aufgrund der Verwendung einer anderen Sprache als Deutsch
FL-20-2	aufgrund der Verwendung von Dialekt
FL-20-3	aufgrund der Verwendung von Umgangssprache
FL-20-4	aufgrund der Verwendung von österreichischem Standarddeutsch
FL-20-5	aufgrund der Verwendung von deutschem / Schweizer Standarddeutsch
FL-20-6	aufgrund einer inkorrekten Verwendung von Fachsprache

Das Antwortverhalten der Lehrenden auf diese Frage zeigt Abb. 67.

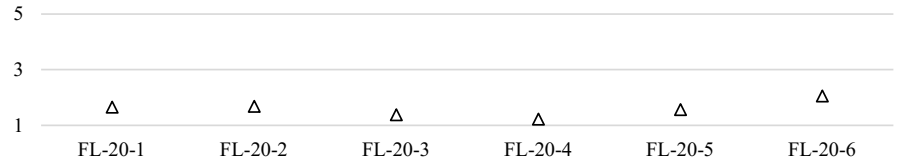

Abb. 67: FL-20 („Haben Sie an der Universität Salzburg beobachtet oder davon gehört, dass eine Person aufgrund ihrer Sprache bzw. Varietät diskriminiert wurde?") (1 = „nie"; 5 = „sehr häufig")

Auch Lehrende berichten von Diskriminierungen grundsätzlich selten – wie die Studierenden am ehesten bei inkorrekter Verwendung von Fachsprache, gefolgt von der Verwendung anderer Sprachen und beim Dialekt. Besonders selten wird eine Diskriminierung aufgrund des Gebrauchs von österreichischem Standard bemerkt.[329] Signifikant höher als bei den Studierenden ist die Häufigkeit, mit der die Diskriminierung wegen anderer Sprachen und auch des Schweizer / bundesdeutschen Standards angegeben wird.[330] Analog zu den Studierenden gibt es unterdies Zusammenhänge, inwiefern bei den jeweiligen Sprachen / Varietäten Diskriminierungen beobachtet werden – je häufiger Probanden in einem Kontext Diskriminierungen bemerken, desto eher auch in den anderen.[331]

Unterschiede bzgl. außersprachlicher Faktoren gibt es bei dieser Frage kaum; am ehesten zeigen sich solche hinsichtlich der Fakultätszugehörigkeit,[332] die Abb. 68 illustriert: Insbesondere Lehrende der RW bemerken mehr Diskriminierungen wegen des Gebrauchs von Schweizer / bundesdeutschem Standard und bei inkorrekter Verwendung von Fachsprache. Bei Letzterem weisen auch Lehrende der KGW einen höheren Wert, die von KTH und NW einen geringeren auf.[333] Signifikante Zusammenhänge treten mit der Einschätzung der Abweichung des eigenen Deutsch vom Salzburger Deutsch auf (FL-16). Probanden, die bei sich größere Abweichungen sehen, bemerken eher Diskriminierungen wegen anderer Sprachen,

329 Signifikant sind die Unterschiede mit p = 0,000*** bei FL-20-1/FL-20-3, FL-20-1/FL-20-4, FL-20-1/FL-20-6, FL-20-2/FL-20-3, FL-20-2/FL-20-4, FL-20-2/FL-20-6, FL-20-3/FL-20-4, FL-20-3/FL-20-6, FL-20-4/FL-20-5, FL-20-4/FL-20-6; mit p = 0,003** bei FL-20-5/FL-20-6; mit p = 0,011* bei FL-20-3/FL-20-5.

330 FL-20-1 / Lehrende = 1,66; FS-31-1 / Studierende = 139; FL-20-5 / Lehrende = 1,57; FS-31-5 / Studierende = 1,38. Die Unterschiede sind signifikant bei FS-31-1/FL-20-1 (p = 0,000***) und FS-31-5/FL-20-5 (p = 0,037*).

331 Es korrelieren (in Klammer r_s) mit p = 0,000***: FL-20-1*FL-20-2 (0,541), FL-20-1*FL-20-3 (0,415), FL-20-1*FL-20-4 (0,335), FL-20-1*FL-20-5 (0,478), FL-20-1*FL-20-6 (0,514), FL-20-2*FL-20-3 (0,641), FL-20-2*FL-20-4 (0,522), FL-20-2*FL-20-5 (0,478), FL-20-2*FL-20-6 (0,534), FL-20-3*FL-20-4 (0,650), FL-20-3*FL-20-5 (0,397), FL-20-3*FL-20-6 (0,433), FL-20-4*FL-20-5 (0,437), FL-20-4*FL-20-6 (0,378), FL-20-5*FL-20-6 (0,495).

332 Signifikant unterscheiden sich auch ED/AZD bei FL-20-2 (p = 0,026*) – ED-Sprecher orten beim Dialekt häufiger Diskriminierungen (ED = 1,75; AZD = 1,14).

333 Signifikant sind die Unterschiede bei FL-20-5 zwischen NW/RW (p = 0,028*), bei FL-20-6 zwischen NW/RW (p = 0,002**) und NW/KGW (p = 0,007**).

aber auch wegen Schweizer und bundesdeutschem Standard.[334] Abseits davon bestehen keine signifikanten Korrelationen.

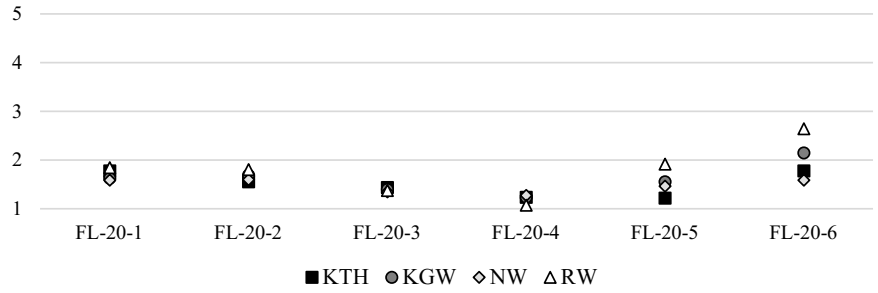

Abb. 68: FL-20, Unterschiede nach Fakultät (1 = „nie"; 5 = „sehr häufig")

3.2.9 Zusammenschau

Die Fragebögen zeigen ein erstes, facettiertes Bild vom Varietätengebrauch und den Erwartungen / Wertungen dazu an der PLUS: Sowohl bei Lehrenden als auch Studierenden bestehen inter- wie intrasituativ unterschiedliche Angemessenheitsurteile zur Varietätenverwendung in- und außerhalb der Universität (vgl. Kapitel 3.2.1, Kapitel 3.2.5). Während erwartungsgemäß in eher informellen, nähesprachlichen Situationen v. a. Dialekt und Umgangssprache, weniger die Standardsprache als angemessen gewertet werden, ist das in formellen, distanzsprachlichen Settings umgekehrt. I. d. S. wird auch in der universitären Lehre, im Vergleich etwa zum Sprachgebrauch mit der Familie, Freunden, Kollegen oder dem alltagssprachlichen Handeln eher eine Standardwahl erwartet (für ähnliche Befunde vgl. etwa STEINEGGER 1998: 105–110). Wie v. a. der Lehrendenfragebogen zeigt, bestehen aber auch innerhalb der universitären Lehre unterschiedliche Wertungen, wenn die Situationen entsprechend ausdifferenziert werden (DANNERER 2018b: 184): Die rigidesten Standarderwartungen gelten für Prüfungen und studentische Präsentationen, während bei Sprechstundengesprächen und Wortmeldungen durchaus regionale(re) Sprechweisen akzeptiert werden – an der PLUS wird, wie festgehalten werden kann, sonach nicht nur die Standardsprache präferiert.[335]

Der – zumindest selbsteingeschätzte – Varietätengebrauch scheint den Angemessenheitswertungen zu folgen (vgl. Kapitel 3.2.2, Kapitel 3.2.6): Letztlich wird in informellen, nähesprachlichen Kontexten öfter die Verwendung von Dialekt und Umgangssprache angegeben, während in den formellen Kontexten häufiger auf die Standardsprache zurückgegriffen wird (vgl. auch hierzu STEINEGGER 1998: 105–

334 Es korrelieren FL-20-1*FL-16 (r_s = 0,204, p = 0,008**) und FL-20-6*FL-16 (r_s = 0,275, p = 0,000***).

335 Für einen ähnlichen Befund im Kontext Schule vgl. HOCHHOLZER (2004: 253).

110). Dabei werden tendenziell mehr Sprachformen akzeptiert, als tatsächlich verwendet werden (bzw. von denen angegeben wird, dass sie genutzt werden).[336] Das spricht für ein gewisses Maß an Normtoleranz.

Interessante Befunde erbringen die Tests zu Zusammenhängen der Angemessenheitswertungen mit den Verwendungsangaben – sie zeigen: Wer die jeweiligen Varietäten zu gebrauchen angibt, scheint viel eher geneigt, sie als angemessen einzustufen bzw. umgekehrt, wer die jeweiligen Varietäten akzeptiert, nützt sie eher – die Sprachverwendung (bzw. die Berichte davon) und die entsprechenden normativen Erwartungen sind i. a. R. nicht unabhängig voneinander. Darüber hinaus ist, wer Varietäten in einer Situation gebraucht / akzeptiert, auch eher geneigt, sie in anderen Situationen zu verwenden / zu akzeptieren – in universitären wie außeruniversitären Kontexten, die nicht unabhängig voneinander sind.

Aus der Dialektnutzung / -akzeptanz ergibt sich weiters oft ein Nicht-Gebrauch / eine Nicht-Akzeptanz der Standardsprache und umgekehrt. Uneindeutiger verhalten sich die Gebrauchs- und Wertungsmuster hinsichtlich der Umgangssprache: Während ihre Verwendung / Akzeptanz in eher informellen Situationen vielfach mit der Standardverwendung / -akzeptanz korreliert ist, gilt dies in formellen Situationen eher in Bezug auf den Dialekt: Dies lässt sich auf den „Zwischen-Charakter" der Umgangssprache zurückführen: Eine Anzahl von Sprechern nutzt / akzeptiert die Umgangssprache offensichtlich in eher informellen Situationen zusammen mit (z. T. auch anstatt) der Standardsprache, eine andere in eher formellen Situationen gemeinsam mit (bzw. statt) dem Dialekt – anschließend an die Befunde von STEINEGGER (1998: 125) lässt sich vermuten, dass für Dialektsprecher die Umgangssprache in formellen Situationen als Art „Kompromissvariante" dient, um formellen Anforderungen eher gerecht werden zu können und vice versa bei Standardsprechern in informellen Settings. Daneben findet die Umgangssprache – ebenso entsprechend STEINEGGERS (1998: 114–115) Befunden – auch im „halbformellen" bzw. „halboffiziellen Bereich" Verwendung (bspw. mit Kollegen / Kommilitonen, im Alltag im Heimat- und Studienort), in den Kontexten also, die sich „zwischen privatem Bereich mit starker Dialektdominanz und offiziellem Bereich mit eindeutiger Dominanz der höheren Sprechlagen" aufspannen.

Zusammenhänge gibt es zwischen dem Varietätengebrauch und den Angemessenheitswertungen in den einzelnen Situationen – Zusammenhänge gibt es aber auch mit anderen Testitems (vgl. bes. Kapitel 3.2.3, Kapitel 3.2.7): So mit der selbsteingeschätzten Dialekt- / Standardnähe des Deutschs mit der Familie (bei Studierenden) bzw. der selbsteingeschätzten Standardnähe des eigenen Deutschs generell (bei Lehrenden); weiters mit den (rezeptiven) Varietätenkompetenzen, der eingeschätzten Abweichung der eigenen Sprechweise von Salzburger Deutsch und der Zustimmung zu den sprachideologischen Items. Wer mit der Familie / generell standardnäher zu sprechen angibt, größere Verständnisprobleme beim Nonstandard bekundet, das ei-

336 Konträre Befunde erbringt STEINEGGER (1998: 372–373) zumindest in Hinblick auf den Dialekt, insofern in seinem Fragebogen „die Normerwartung über der Normerfüllung liegt. D. h. die Gewährspersonen gehen allgemein davon aus, daß sie weniger Dialekt sprechen sollten als sie es tatsächlich tun."

gene Deutsch als eher abweichend vom Salzburger Deutsch empfindet, Dialektsprechern Schwierigkeiten bei der Standardverwendung unterstellt bzw. den Standarderwerb von Dialektsprechern mit dem Fremdsprachenerwerb gleichsetzt und kein positives Gesprächsklima durch Nonstandard erwartet, verwendet öfter die Standardsprache und akzeptiert sie eher; umgekehrt nutzt derjenige weniger stark den Dialekt und wertet ihn öfter als unangemessen; Gleiches gilt für die Umgangssprache, allerdings nur in formellen Kontexten. Diese Korrelationen sind wohl (auch) auf Gruppenunterschiede im vorliegenden *sample* zurückzuführen. Dabei gilt:

- Fremdsprachige, die außerhalb des deutschen Sprachraums beschult wurden, sind eher geneigt, den Standard zu verwenden und auch zu akzeptieren. Sie gebrauchen / akzeptieren weniger oft den Dialekt und auch die Umgangssprache (zumindest in formellen Situationen). Sie sind darüber hinaus eher der Ansicht, ihr Deutsch bzw. das mit ihrer Familie genützte Deutsch sei standardnah. Viel häufiger behaupten sie auch, keine von der Standardsprache abweichenden Varietäten zu verwenden. Sie empfinden ihr Deutsch eher als vom Salzburger Sprachgebrauch abweichend, haben mehr Verständnisprobleme mit Nonstandard, sind stärker der Ansicht, Dialektsprecher hätten Schwierigkeiten mit der Standardverwendung und der Standarderwerb ähnele für Dialektsprecher dem Fremdsprachenerwerb; auch sehen sie weniger positive Folgen durch Nonstandardgebrauch für das Gesprächsklima. Deutsche Erstsprachler und – zumindest laut Studierendenfragebogen – auch Fremdsprachige, die im deutschen Sprachraum beschult wurden, verhalten sich umgekehrt.
- Bundesdeutsche Sprecher zeigen dieselben Tendenzen wie AZD-Sprecher: Auch sie realisieren weniger regionale, insbesondere dialektale Formen und akzeptieren sie seltener. Sie verstehen sie schlechter, sehen sie häufiger unter einem defizit-orientierten Blickwinkel; zugleich empfinden sie ihren Sprachgebrauch als abweichend vom in Salzburg üblichen. Zu berücksichtigen sind dabei freilich regionale Differenzen, wie sie zumindest der Studierendenfragebogen nahelegt: Innerhalb Deutschlands gibt es ein eindeutiges Nord-Süd-Gefälle, österreichintern sind die Unterschiede derweil geringer; hier sind es u. a. Salzburger Probanden, aber auch solche aus dem mittelbairischen Rest Österreichs, die stärker standard- und weniger dialektaffin sind (ähnliche Befunde erbringt STEINEGGER 1998: 201–203; vgl. auch RASTNER 1997: 92). Dass es indes „deutliche Ost-West-Unterschiede der Art" gäbe, „dass der Osten am stärksten standardorientiert, der Westen relativ am stärksten dialektorientiert ist", wie bspw. DE CILLIA (2018: 82) konstatiert, belegt der vorliegende Fragebogen nicht. Letztlich sind alle österreichischen Probandengruppen relativ wenig standardorientiert – was angesichts anderer Umfragen auch erwartbar ist (ENDER / KAISER 2009: 283–284; KAISER 2006: 107–108; STEINEGGER 1998: 90–94) – v. a. im Vergleich zu Deutschland.
- Weniger eindeutig sind die interfakultären Verschiedenheiten. Bei Studierenden erweisen sich Vertreter der RW als stärker standard- und weniger dialektorientiert – sie verwenden und akzeptieren den Standard öfter und sehen sich eher als Standardsprecher – allerdings zeigt sich das bei den RW-Lehrenden

nicht. Auch das stärker dialektaffine Verhalten KTH-Studierender findet sich nicht bei den KTH-Lehrenden; vielmehr sind es Lehrende der NW, die eine gewisse Dialektpräferenz im Sprachgebrauch und den Angemessenheitswertungen an den Tag legen.

– Uneindeutig bleiben auch die Differenzen nach dem Geschlecht: Während männliche Studierende einerseits mehr Sprechweisen akzeptieren und auch stärker entgegen der allgemeinen normativen Erwartungen zu handeln angeben, lässt sich dies bei männlichen Lehrenden nicht beobachten. Und während sich männliche Studierende auch öfter als ausschließliche Standardsprecher bezeichnen,[337] ist dies bei den Lehrenden genau umgekehrt: Hier trifft das eher auf Frauen zu.

Trotz dieser Gruppenunterschiede findet sich die eingangs zusammengefasste Tendenz bei den Sprachverwendungsauskünften und Angemessenheitswertungen aller Gruppen grosso modo wieder – in keiner Gruppe wird etwa in den formelleren Kontexten die Standardsprache weniger oft als der Dialekt verwendet / akzeptiert. Variation zwischen den Gruppen tritt v. a., so hat sich gezeigt, in den eher informellen Situationen auf, wo auch insgesamt mehr Varietäten als angemessen beurteilt / verwendet werden (für entsprechende Befunde vgl. STEINEGGER 1998: 124–125). Die Fragebogenuntersuchung belegt letztlich einigermaßen stabile, konsensuale Gebrauchs- und Erwartungsmuster. Womöglich ist die relative Akzeptanz dieser Muster verantwortlich dafür, dass kaum Probleme und Diskriminierungen in Bezug auf die Varietätenwahl berichtet werden (vgl. Kapitel 3.2.4; Kapitel 3.2.8).

Der quantitativen Grobvermessung der Angemessenheitsurteile soll nachfolgend eine detailliertere Untersuchung der Interviewäußerungen folgen, um die quantitativen Resultate qualitativ zu überprüfen und zu erweitern. Die auf Selbstauskünften beruhenden Angaben zur Varietätenverwendung bedürfen ebenso einer Validierung, die in Kapitel 3.4 durch die Analyse objektsprachlicher Daten erfolgen wird.

3.3 INHALTSANALYSE

In diesem Abschnitt wird der normative Diskurs in den Interviews analysiert. Dabei wird zunächst die Anpassung ans Gegenüber fokussiert – ein Faktor für die Varietätenwahl, der sowohl nach der einschlägigen Literatur (vgl. Kapitel 2.2) als auch nach Ansicht vieler Befragten entscheidend ist, jedoch in der bisherigen (quantitativen) Auswertung keine Rolle gespielt hat. Inwiefern wird erwartet, sich an die Sprechweise und / oder die Varietätenkompetenzen der Anderen, insbesondere der Lehrenden anzupassen? Welche Rolle spielt der Wert der Verständlichkeit bei Erwartungen zur IM? Welche anderen Werte konstituieren ggf. gegenläufige Erwartungen?

337 Dieser Befund widerspricht durchaus anderen Studien: So zeigt etwa DE CILLIA (2018: 80), dass Schülerinnen stärker standardorientiert sind als Schüler.

In der Fragebogenuntersuchung wurde deutlich, dass es situativ unterschiedliche Erwartungen zum angemessenen Varietätengebrauch gibt – an der Universität soll, so zeigt sich einerseits, im Vergleich zu alltäglichen und / oder familiären Kontexten eher standardnah gesprochen werden (Kapitel 3.2.1); inwiefern die Hochschule generell als Standarddomäne betrachtet wird, soll in diesem Abschnitt näher beleuchtet werden. Dass es andererseits aber auch situativ feinere Unterscheidungen – bspw. nach der Sprachverwendung in Wortmeldungen, Prüfungen und Referaten – gibt, wurde in der Fragebogenuntersuchung belegt (Kapitel 3.2.5). Dies soll in diesem Abschnitt genauer geprüft werden; dabei wird auch auf Rollenerwartungen zum Sprachgebrauch von Lehrenden mit Studierenden bzw. von Studierenden mit Lehrenden eingegangen.

3.3.1 Anpassung an den Varietätengebrauch des Gegenübers

In Hinblick auf die äußere Mehrsprachigkeit, also die Sprachwahl im engeren Sinne, ist der normativ entscheidende Faktor die Anpassung an die Sprachwahl des Gegenübers (VERGEINER 2020). Insbesondere Studierende erwarten von sich, dass man so sprechen soll, wie der jeweilige Lehrende einer LV spricht. Spricht er Deutsch, so ist die angemessene Sprechweise Deutsch; nutzt er Englisch, soll man Englisch verwenden. Pointiert bringt dies etwa der internationale Studierende SAG zum Ausdruck, wenn er auf die Frage, ob er Gestaltungsspielraum bei der Sprachwahl in LVs habe, nur lakonisch meint: „thats OBvious." (09:43–09:44). Seine nachgereichte Begründung belegt, welch starker Zwang von der Sprachwahlentscheidung des Lehrenden ausgeht: „its up ME? | no i dont THINK so? | NEver (.) its up to <<lachend>me>. | ((lacht 1.3 Sek.)) | °hh WELL äh:::m- | °h äh its its NORmal äh, | to to speak the the SAME language as the::- | °h äh a_as the TEAcher; | (-) if you CAN; | °hh otherwise you:: speak <<lachend> SOMEthing>-" (SAG 10:13–10:32): Irgendetwas zu sprechen kann hier durchaus im Sinne von ‚das Unangemessene' verstanden werden.

Auch bei der IM betonen viele Studierende, sich anzupassen. Wie in LVs Lehrenden gegenüber gesprochen werde, hänge „davon AB,= | =wie diese person mit MIR spricht. | °hhh aso wenn ich merke dass der andere UMgangssprachlicher spricht dann? | w (-) würde ich eher (.) auch UMgangssprachlicher sprechen." (SOD 17:59–18:08). Verwende der Lehrende dagegen die Standardsprache, spreche sie selbst auch standardsprachlicher. Geht SOD hier nur auf sich selbst und ihren Gebrauch von Standard- und Umgangssprache ein, bemerkt SAE allgemeiner zur Frage (05:38–05:59):

```
001 SAE: ich glaub des hängt vom LEhrer ab? | wenn der lehrer SELber
002      schön hochdeutsch redet, | °hh dann sprechen die (--)
003      stuDENten hochdeutsch zurück-= | OIso? | (-) verSUchen °hh so
004      gut wie möglich hochdeutsch zu sprechen; | °hhh A::ber? |
005      (--) ((räuspert sich)) | WENN man schon- | (-) ähm ja des den
006      lehrer auch aus ÖSterreich kommt, | und diaLEKT
007      spricht,=DANN? | °hh wird schon diaLEKT gesprochen.
```

SAE hebt die Anpassungsbereitschaft der Studierenden an die Sprachwahl der Lehrenden hervor: Bei einer standardnahen Sprachweise der Lehrenden nähern sich die Studierenden dem an (oder versuchen es zumindest), beim Dialekt desgleichen (wobei SAE lehrendenseitiges Dialektsprechen an die Bedingung knüpft, aus Österreich zu sein – womöglich, weil ihrer Ansicht nach nur österreichische Lehrende eine dialektnähere Sprechweise im Unterricht gebrauchen; dies widerspricht durchaus den Selbstauskünften der Lehrenden im Fragebogen, wo en gros weder Österreicher noch Deutsche bekunden, Dialekt in LVs zu verwenden; vgl. Kapitel 3.2.6).

Die Frage ist, inwiefern derlei Konvergenzen erfolgen, weil die Studierenden denken, so zu sprechen wie der Lehrende sei angemessen oder ob andere Gründe dafür ausschlaggebend sind. In den Interviewaussagen ist zunächst keine unmittelbar normative Interpretation naheliegend, ganz im Gegenteil: Viele Studierende betonen, dass sie sich nicht an die Lehrenden anpassen, weil sie denken, sie müssten es; sie beschreiben ihre Anpassung vielmehr als weitgehend unbewusst ablaufenden Automatismus (wobei die Tatsache allein, dass automatisch gehandelt wird, nicht gegen normorientiertes Handeln spricht; BICCHIERI 2006: 68–69; vgl. Kapitel 2.1.2.9) (SOK 06:53–07:33):

```
001 SOK: na do fühl i mi eigentlich ned irgendwie geZWUNgen; | (-) aso
002      (--) i WOASS ned; | i glaub es is (-) eher so dass ma si do
003      autoMAT- | aso MIA geht_s voll oft so, | dass i mi da
004      automAtisch irgendwie ONpass;= | =wenn i jetzt an °hh an
005      proFESsor vornstehen hab, | der A an dialekt red,= | =und i
006      stei a (-) i_i stei a FROge dann, | (--) is die
007      <<lachend>wahrSCHEINlichkeit sehr groß dass i a in meim>
008      dialekt bleib,= | =und wenn DER jetzt? | (-) oder SIE; | °hh
009      irgendwie HOCHdeutsch spricht donn, | (1.2) schraub i des
010      irgendwie autoMAtisch a bissl runter;= | =wos grod (.) des is
011      IRgendwie? | (--) des is mir bei mir AUFgfoin,= | =dass i des
012      <<lachend>irgendwie autoMAtisch moch>; | des is
013      IRgendwie;=owa? | °hh (---) jetzt ned weil i mi dazu::
014      verPFLICHtet fühl oder so? | des is glaub i IRgendwie eher so
015      a? | (--) <<lachend>automaTISmus>. | (--) °h woaß ned so
016      genau wo der HERkummt.
```

SOK betont, dass ihre Varietätenwahl nicht aus „Zwang“ geschehe. Variationsgrund ist für sie gleichwohl Anpassung: Bei dialektal sprechenden Lehrenden gebärde sie sich selbst dialektal, vice versa bei standardsprachlich sprechenden. Gleich viermal unterstreicht sie, dass das „automatisch“ geschehe. Dieser Automatismus habe nichts damit zu tun, dass sie sich dazu „verpflichtet“ fühlt – woher der Automatismus dann stammt, kann SOK allerdings nicht benennen.

Oft ist die Rede von intuitivem Handeln, das unbemerkt vonstatten geht (SIG 25:18–25:44):

```
001 SIG: des is was intuiTIves? | {…} | tua_s nit weil i_s MUSS;=owa?
002      | i hob die erFAhrung gmocht, | dass mi viele leut oft nit
003      verSTEhen, | wenn i meinen EIgenen dialekt spreche? | (---)
004      DEShalb- | (--) passe i mi donn intuiTIV on; | aso do denk i
005      goa nimmer drüber NOCH, | =sondern des pasSIERT oafoch; | da
```

```
006      DENK i- | oft im geSPRÄCH denk i ma, | heut sprich i owa_a
007      intereSANte <<lachend>sprache>. | ((lacht))
```

Oben spricht SOG von einem „Automatismus“, SIG nennt es hier „Intuition“ – wie SOG bestreitet sie, dass ihre Anpassung ans Gegenüber normativen Kriterien folge (also einem „Müssen“). Sie unterstreicht vielmehr ihre Erfahrung, mit ihrem Dialekt (sie stammt aus Tirol) oftmals nicht verstehbar zu sein. Wenn sie bspw. wisse, dass ein Lehrender sie im Dialekt nicht verstehen würde, vermeide sie ihn – wobei dem kein Nachdenkensprozess vorangehe, sondern das „passiert einfach“, oft zu ihrem eigenen Überraschen, sodass sie mitten im Gespräch bemerkt, wie sie gerade spricht.

Anpassung wird meist nicht unmittelbar mit Angemessenheit gleichgesetzt. Andere Gründe – zuvorderst Verständlichkeit – bedingen das Anpassen. Dass man sich automatisch adaptiv verhalte, um verstanden zu werden, ist einer der häufigsten in den Interviews genannten Variationsgründe überhaupt, wobei normativ erwartet wird, dass man eine verständliche Varietätenwahl treffen soll (vgl. Kapitel 3.3.4). Dabei gibt die Varietätenwahl eines Sprechers Auskunft über die für ihn verstehbaren Sprechweisen.[338] Die Varietätenwahl der Lehrenden – bzw. die Anpassung der Studierenden an diese – hat damit durchaus mit normativen Kategorien zu tun. Dabei ist die Anpassung selbst aber nicht direkter Norminhalt – zumindest meint keiner der Probanden, dass man sich bei der Varietätenwahl unmittelbar an Lehrende anpassen soll oder muss. Weil aber so zu sprechen ist, dass man verstanden wird, ist die Varietätenwahl der Lehrenden indirekt relevant für die Frage, was angemessen ist.

Daneben hängt, wie bereits der Fragebogen zeigt (vgl. Kapitel 3.2.1, Kapitel 3.2.2 sowie Kapitel 3.2.6), die (angemessene) Varietätenwahl mit dem Formalitätsgrad von Situationen zusammen – die Sprechweise, die die Lehrenden wählen, scheint für die Studierenden den Formalitätsgrad von Situationen zu indizieren, d. h. welche Varietäten die Lehrenden gebrauchen, wird als Ausdruck ihrer Situationsdefinition gewertet (vgl. auch Kapitel 2.1.2.9), was indirekt Auskunft über die angebrachte Sprechweise gibt (SUG 23:16–24:15):

```
001 SUG: wos ONgebracht äh (-) scheint? | ((lacht)) °hh aso °h ähm:::
002      (--) ma hot hoit so a bissl a (---) geFÜHL dafür? | (--) mh
003      wie °hh ah wie (.) wie die leit WOIN;= | =wei ebm (.) wie
004      dass ma mit ihnen REdet. | °hh und °h ma passt si a (-) dem
005      meistens AN,= | =wie der prof (.) wie der professor a bissl
006      REdet a. | °hh aso wenn des a professor is der gonz LOcker
007      is, | und ähm söber im diaLEKT daherredet; | °h DONN? | °h
008      (---) is_is ma natürlich trotzdem natürlich HÖFlich;=owa? |
009      (-) ma (-) konn durchaus a (--) diaLEKT reden; | °hh oder
010      beziehungsweise UMgangssprachlich-= | =aso UMgangssprache
011      reden. | °hh und bei am proFESsor der, | (---) eher SÖber die
012      gonze zeit? | aso (1.3) pf STANdardsprache, | °hh verWENdet;
013      | (-) UND? | (-) donn verwendet ma SÖber? | (--) des GLEIche
014      eigentlich; | (-) oder °h a bei professoren die STRENger
```

338 Vgl. zur dbzgl. Anpassung in der Universitätsverwaltung auch die Befunde von VERGEINER (2019: 166–171).

```
015      wirken; | °h selbst wenn_s diaLEKT verwenden,= | =dann
016      <<lachend>verWENdet ma> ((lacht))-
```

Auf die Frage, welche Varietätenwahl wann angemessen sei, behauptet auch SUG, dass man das intuitiv einfach wisse („nach Gefühl"), d. h. wisse, welche Erwartungen das Gegenüber dazu hegt. Als Studierender passe man sich dabei meist an die Sprechweise des Lehrenden an. Dem dürfte zugrunde liegen, dass sie (berechtigte) Schlüsse darauf zulässt, welche Varietäten er will, dass man spricht. Allerdings nicht notwendigerweise: Die Sprechweise des Lehrenden fungiert nur als ein Anzeichen. I. d. S. dürfe bei „lockeren" Lehrenden zwar Dialekt gesprochen werden, wenn sie selbst Dialekt sprechen, bei „streng" wirkenden Lehrenden dagegen nicht.

Erwartet also wird nicht unmittelbar dieselbe Sprechweise wie die der Lehrenden, aber deren Sprechweise ist mitbeteiligt am Aushandeln von Nähe / Distanz bzw. Formalität / Informalität. Lehrende können durch Dialektgebrauch Situationen informeller gestalten und die Erwartungen für formelle, hierarchische Situationen – in denen standardnäher gesprochen werden soll (s. u.; vgl. Kapitel 3.2.1) – außer Kraft setzen (ein *scale jump* nach BLOMMAERT 2010: 35–36; vgl. FN 105). Spricht der Lehrende selbst hingegen standardsprachlich oder wirkt er nur „streng" (unabhängig von der Sprachwahl), bleiben die Erwartungen aufrecht.

Lehrende können sonach mit ihrer Varietätenwahl durchaus die der Studierenden „steuern" (SUM 07:43–08:52):

```
001 SUM: es gibt bestimmt keine AUFgesetzte Offensichtliche
002      steuerung;= | =also_i (--) ich glaub mal eher NICHT. | °hhh
003      es gibt bestimmt eine gewisse art von subTIler steuerung, |
004      WENN zum beispiel- | °hh der äh LEhrende vor, | (.) vorne am
005      PULT? | JA? | sehr HOCHdeutsch, | sehr CLEAN spricht? | °hh
006      dann KANN es wahrscheinlich, | leute eher dazu verANlassen, |
007      °h dass sie (--) UMso- | ähm (--) umso mehr STANdard, | umso
008      mehr deu (.) aso umso mehr HOCHdeutsch reden. | °hh DANK ma,=
009      | =des is auch eine ganz °hh norMAle alltägliche sache; |
010      (--) die auch nicht nur an der UNI stattfindet, | sondern
011      auch in in geSELlschaftlichen rahmenbedingungen, | °h dass
012      man zum TEIL? | (-) die sp (-) die den diaLEKT? | (-)
013      zumindest ein stück weit assimiLIERT; | und ich DENke mir? |
014      °h wenn jetzt der HAUPTredner oder die hauptrednerin vorne, |
015      GANZ hOchdeutsch spricht; | °hh dann_dann könnten sich ein
016      paar MEHR auch wahrscheinlich, | °hh äh daHINbewegen? |
017      UMgekehrt; | WENN jetzt natürlich eine, | °hh unterRICHtende
018      is, | die äh (--) s_s sehr FREI, | und sehr GERne, | und (.)
019      äh voller INbrunst im? | (-) im diaLEKT spricht? | °h dann
020      kann es natürlich auch dazu aniMIEren,= | =dass jemand auch
021      in diesen jarGON verfällt.
```

Wie SUM darstellt, können Lehrende die Tatsache, dass sich Studierende an sie anpassen, ausnützen, um deren Sprachweise zu beeinflussen – wobei sie auch hervorhebt, dass die diesem Steuerungsmechanismus zugrunde liegende Anpassungsbereitschaft nicht eigentümlich für das universitäre Feld sei; vielmehr sei das eine „ganz normale alltägliche Sache", eine Praxis also, die außerhalb der Universität genauso üblich ist.

Relevant in diesem Zusammenhang ist, dass sich nicht nur Studierende an die Varietätenwahl der Lehrenden anpassen, sondern auch Lehrende an die der Studierenden (SOB 22:08–22:23):

```
001 SOB: teilweise bei profesSOren, | (-) wenn sie MERken dass äh der-
002      | °h student spricht den GLEIchen dialekt wie er? | dann äh
003      °hhh WEchseln se teilweise;= | =wenn se dann den studenten
004      diREKT ansprechen,= | =einfach auch in den diaLEKT? | und (.)
005      fahren aber mit STANdardsprache dann im vortrach wieder
006      fort.=aso?
```

In LVs, so SOBs Beobachtung, könne es bei der direkten Adressierung einzelner Studierender vorkommen, dass sich im Lehrvortrag standardnah artikulierende Lehrende konvergent zu den Studierenden verhalten – zumindest wenn diese denselben Dialekt wie sie sprechen.

Lehrende berichten ebenso von der Rolle akkommodativer Prozesse in Hinblick auf die eigene Sprachwahl in LVs (LIH 10:14–10:49):

```
001 LIH: i hob so variANten hoit,= | =und des WECHselt sehr stoak; |
002      un_wenn mi studierende stark im diaLEKT ansprechen, | dann
003      geht_s in die RICHtung;
004 IV:  ja dann WÜRden sie auch, | °hh [JA?     ]
005 LIH:                               [autoMAti]sch,= | =weil i donn
006      reaGIER auf den ge- | auf des gegenÜBER; | und DONN-
007 IV:  wär des nur in der LEHRveranstaltungen, | bei so
008      WORTmeldungen;= | =oder auch bei mündlichen PRÜfungen zum
009      beispiel, | WÜRden sie dann-
010 LIH: JO, | olles wos so BIlateral is?
011 IV:  [oKAY;]
012 LIH: [aso  ] wenn ich VORne stehe und vortrage,= | =dann eher
013      WEniger? | (--) so ganz legt man das ja NIE ab.=Owa? | (1.3)
014      aber ein bisschen is wahrscheinlich immer DRIN; | es is
015      schwer zum SOgen; | °h owa wenn donn es in den diaLOG geht, |
016      und des gegenÜBER spricht dialekt donn? | äh geht_s donn in
017      die LEHRveranstaltungen teilweise schon-
018 IV:  mhm?
019 LIH: schon ÜBER (-) in des;
```

Im zitierten Ausschnitt bekundet LIH, dass auch sie als Lehrende ihr Sprachverhalten auf das ihres studentischen Gegenübers einstimmt – wobei sie zudem den „Automatismus“ dahinter betont. Auf Nachfrage der Interviewerin erklärt sie, sich nicht bloß gegenüber Studierenden, die Wortmeldungen in LVs tätigen, sondern bspw. auch bei Prüfungsgesprächen, letztlich in jeder bilateralen, also dialogischen Interaktion, so zu verhalten. Nur bei monologischen Vorträgen bleibt sie standardnah.

Solche Formen der Konvergenz lassen sich nicht normativ deuten: Nicht nur des hierarchischen Gefälles zwischen Lehrenden und Studierenden halber ist eine solche Interpretation unplausibel, sondern auch, weil weder Studierende noch Lehrende die Erwartung bzw. die Erwartungserwartung hegen, Lehrende sollten sich an Studierende anpassen.

3.3.2 Anpassung an Fremdsprachige

Dass bei der IM keine generellen normativen Erwartungen zu bestehen scheinen, sich unmittelbar an die Varietät, die das Gegenüber spricht, anzupassen, bedeutet nicht, dass Akkommodationsprozesse normativ irrelevant wären. So gibt es entsprechende Erwartungen zunächst v. a. fremdsprachigen Sprechern gegenüber – hier bedeutet Anpassung aber nicht, dieselbe Varietät wie das Gegenüber zu verwenden, vielmehr eine Varietät zu wählen, die es verstehen kann. Die Anpassung erfolgt also in Hinblick auf die vermeintlichen oder tatsächlichen rezeptiven Kompetenzen des Visavis. Weil angenommen wird, dass Nichterstsprachler regionale Sprechweisen, v. a. Dialekt, nicht verstehen, wird erwartet, dass jemand, der mit Nichterstsprachlern spricht, Standard statt Dialekt gebrauchen soll (SAE 18:06–18:18):[339]

```
001 SAE: die sollten sich dann AUCH anpassen; | und vor allem WENN? |
002      (-) wenn schon oft geFRAGT wird, | was HEISST des? | °hh dann
003      äh SOLlte diese perscho- | perSON dann (.) schon, |
004      HOCHdeutsch reden;= | =und nicht einfach seinen diaLEKT
005      weiter; | °hh° JA.
```

Wer mit Nichterstsprachlern verkehrt, so SAE, sollen sich an diese anpassen – er oder sie soll „Hochdeutsch“ sprechen. SAE äußert diese Erwartung vor dem Hintergrund wechselseitiger Verstehbarkeit: V. a. wenn „oft (nach-)gefragt“ werde, also Unverständnis signalisiert wird, sei es unangebracht, weiterhin den eigenen Dialekt zu gebrauchen.

Solche Erwartungen treten besonders in den Studierendenäußerungen auf,[340] aber auch bei Lehrenden finden sie sich oft (LOF 14:38–15:03):

```
001 LOF: nja DO? | des is vielleicht wieder irgendwo snoBIStisch;=Owa?
002      | °hh (1.3) äh i_g_i_g monchmol find i in dialekt SCHON? |
003      (-) schon irgendwie FEHL am plotz; | (-) WENN (.) grod wenn-
004      | °hh NA äh- | des is nit snoBIStisch;=Owa? | °hh (--) äh
005      wenn der ondare es nit verSTEHT,= | =und ma oafoch nit aus
006      seiner HAUT raus will; | solche fälle hob i a scho erLEBT, |
007      dass ma °hh mit jemanden für den_s die ZWEITsproche is? | °hh
008      dass ma dem nit entGEgenkommt zum beispiel? | also do find
009      i_s absolut UNongebracht;
```

339 Erwartet wird also, dass kein (allzu starker) Dialektgebrauch in Gegenwart von Nichterstsprachlern stattfinden sollte (negativ formuliert), oder (positiv gewendet), dass Standard zu sprechen ist (manche äußern nur eine dieser Normformulierungen, andere gleichzeitig beide). Entsprechende Befunde zur Varietätenverwendung dokumentieren etliche Studien, vgl. bspw. ENDER / KAISER (2009: 287); DAVIES (1995: 91); vgl. zu negativen Einstellungen tatsächlich / vermeintlich unverständlichen Dialekten gegenüber auch MOOSMÜLLER (1991: 159–160).

340 Sie finden sich auch beim Verwaltungspersonal; vgl. etwa VOB, wenn sie äußert, unangemessen sei der Sprachgebrauch, „wenn es wirklich diaLEKT halt is, | UND? | man es als ähm (--) frisch ANgekommener, | ((lacht)) | °h nich unbedingt (.) verSTEHT.“ (27:11–27:19); VED meint: „wenn man zum BEIspiel, | °h ZU ähm? | °h INcoming studierenden, | oder incoming WISsenschaftlerinnen,= | =eben dann mit einem diaLEKT reden würde,= | =des würd i absolut UNangebracht finden.“ (09:05–09:14).

Gegenüber Sprechern, die Deutsch nicht als L1 sprechen, sei es „fehl am Platz“ und „absolut unangebracht“, wenn der Dialekt Verwendung findet – wobei ganz allgemein so zu sprechen sei, dass alle alles verstehen: LOF wertet im zitierten Ausschnitt eindeutig. Zugleich bemerkt er, dass nicht immer diesen Erwartungen entsprechend gehandelt werde – dies ist womöglich der Grund, wieso er seine Erwartungsäußerung zunächst als „snobistisch“ kennzeichnet, was er dann aber wieder zurückzieht (womöglich ist aber auch der Dialektverzicht für LOF allgemein eher prätentiös).

Gerade Lehrende vermeiden Dialekt in LVs, wenn sie wissen, dass Nichterstsprachler anwesend sind, respektive akzeptieren sie studentischen Dialektgebrauch hier oft nicht. Dies trifft selbst auf Lehrende zu, die ansonsten ein positives Bild vom Dialekt zum Ausdruck bringen und ihn in LVs sogar selbst verwenden, wie etwa LAC (27:30–27:52), der nach unangemessenem Sprachgebrauch gefragt, meint:

```
001 LAC: na ja naTÜrlich, | oiso wenn (.) wenn_s oana ned verSTEHT
002      eben, | wei_so wenn (-) wenn GROD äh::_äh::_äh- | °h äh oder
003      äh:: oiso_oiso ebem:: FREMDsprochige studenten do san, | donn
004      ko_ma ned diaLEKT reden,= | =weil der hot eh scho proBLEme
005      mi_m mi_m_m::- | mi_m SCHRIFTdeitschn? | °hh äh_äh:  aiso
006      (--) äh des natürlich SCHO; | (-) JO? | (-) und deswegen muaß
007      ma no immer auf des PUblikum a schaun,= | =WIE ma- | (-)
008      un_und si dem entsprechend sei SPROCHlevel hoit o (.) passen.
```

Obgleich LAC andernorts eine hohe Dialektloyalität bekundet (vgl. bspw. Kapitel 3.3.5), denkt er, man „könne“ nicht Dialekt sprechen, wenn fremdsprachige Studierende bspw. in LVs zugegen sind. I. d. S. „müsse“ man auf das „Publikum“ „schauen“ – auch er begründet das mit Verständlichkeit und Sprachkompetenz: Jenen, die schon mit der deutschen Standardsprache Probleme haben, sei eine standardabweichende Sprechweise nicht zuzumuten, weshalb man sich „anpassen muss“.

Weil an der Universität mit Nichterstsprachlern zu rechnen ist, erwarten manche generell, dass kein (starker) Dialekt vorkommen sollte (SAM 17:07–17:37):

```
001 IV:  gibt es in diesem zuSAMmenhang, | im universiTÄten- | (-) im
002      universiTÄRen alltag, | so etwas wie NOgos?
003 SAM: (4.4) ja also wenn ma !WIR!klich, | einen totAl !SCHLIM!men
004      dialekt drauf hat.
005 IV:  ((räuspert sich)) mhm. | (1.4) DANN? | (---) geht_s um die
006      verSTÄN[dlichkeit;= ]
007 SAM:        [JA.        ]
008 IV:  =Oder?
009 SAM: weil MIA ja öh- | weil da auch sehr viele FREMDsprachige
010      studenten sant; | ich DENK mir da da hoit ma_s- | do sOllte
011      man sich doch eher ein bisschen zuRÜCKhalten, | ANpassen;
012 IV:  mhm; | warUM?
013 SAM: äh das verSTEHT keiner;
```

SAM billigt die Verwendung eines stark standardabweichenden („total schlimmen“) Dialekts an der PLUS nicht. Auf Nachfrage der Interviewerin rechtfertigt sie dies v. a. mit der Verständlichkeit für Fremdsprachler. Weil mit ihnen zu rechnen sei, empfindet sie stark standarddivergenten Dialektgebrauch an der Universität als generell unpassend.

Die Erwartung, sich an Fremdsprachige anzupassen, dient sonach auch als Rechtfertigung allgemeinerer Erwartungen in Hinblick auf die universitäre Sprachwahl (LOE 9:18–9:36; 10:37–10:52):

```
001 LOE: im Übrigen, | äh glaube ich auch dass die
002      internationaliSIErung unserer universitäten; | und die
003      zahlreichen INcomings? | °hh äh dAzu neigen !SOL!lten? | °hh
004      dass wir denen gegenüber so AUFtreten, | dass sie unsere
005      sprache verSTEhen. | (---) deswegen bin ich grundsätzlich
006      GEgen die verwendung von dialekt. | {…} | is ein argument der
007      HÖflichkeit, | °hh dass ich also geRAde,= | =wenn ich aso
008      viele AUsländische studierende hier haben !MÖCH!te? | °h dass
009      ich denen SO gegenübertrete, | äh:: öh: dass sie mein deutsch
010      verSTEhen? | sonst köm_ma gleich in einem auf am niederem
011      ENglisch miteinander kommunizieren.
```

LOE ist überhaupt „grundsätzlich gegen die Verwendung von Dialekt" in allen universitären Situationen – ein Grund (neben anderen), mit denen er diese Erwartungshaltung legitimiert, ist, dass er es als „unhöflich" einstuft, ausländischen Studierenden so gegenüberzutreten, dass kein Verständnis möglich ist. Schätze man deren Anwesenheit, müsse man sich sprachlich entsprechend gebärden. Aufschlussreich ist, dass er das auch mit der Englischverwendung in Verbindung bringt: Wenn man sich variativ nicht anpasst, „kann man gleich" Englisch sprechen – schließlich sei dann das wechselseitige Verständnis gewährleistet.

Man müsse also mit Fremdsprachigen, so sind etliche Probanden überzeugt, eine Sprechweise wählen, die für sie verständlich ist – das ist eben die Standardsprache oder Englisch; bisweilen wird auf beides simultan hingewiesen, wie nachfolgend auch von SOJ (11:41–11:54):

```
001 SOJ: aso wenn ma WOASS, | °h s_sitzt wer da der deutsch NED als
002      muttersprache spricht? | (-) sollt ma scho so a bissl a:_äh::
003      geHObeneres deutsch verwenden; | °h (--) im DEUtschen hoit. |
004      °hh sunst sollt ma a ins ENglische-= | =dass die person_s
005      halt verSTEHT.
```

Standarddeutsch fungiert also – ähnlich wie Englisch – als Lingua franca.[341]

Der Erwartung scheint eine prinzipiell hohe Legitimität zu eignen – sie wird in vielen Interviews genannt und klar normativ zum Ausdruck gebracht. Dabei wird sie auch mit anderen Erwartungen, Normen und Werten verbunden, und, wie oben gezeigt, zu deren Legitimierung genutzt. Der Geltungsgrad zeigt sich ferner darin, dass Lehrende (im Unterschied zu anderen Erwartungen, s. u.), bereit sind, Abweichungen seitens der Studierenden zu sanktionieren bzw. die Einhaltung der Erwartung zu kontrollieren; vgl. etwa LAI (21:49–22:07) und LEB (17:19–17:37):

```
001 LAI: wenn jetzt zum BEIspiel äh::- | ANdere? | (-) in der_in der
002      GRUPpe sind, | die:: e (.) eben nur STANdarddeutsch gelernt
003      haben; | °h NE? | aso (-) wenn dann da irgendein (.) irgendn
```

341 Wie bei KAISER (2006: 216–220) zeigt sich dabei zugleich, dass nicht / kaum erwartet wird, Fremdsprachige sollten in der Lage sein, österreichische Dialekte zu beherrschen.

004 italIEner drin sitzt, | und die reden (.) da ÖSterreichisch?
005 | da BITT ich schon auch ähm, | (--) HOCHdeutsch zu sprechen.

001 LEB: aso es GIBT auch bei uns äh, | {…} | ein paar
002 vorARLberger?= | =die sich sehr beMÜhen, | dass man sie
003 <<lachend>verSTEHT>. | °h also natürlich des wär sone
004 GRENze,= | =wenn dann äh WIRklich äh- | zum beispiel die
005 rUssischen muttersprachler nicht verSTEhen, | was der da
006 REdet;=ja? | (-) KLAR;= | =weil die (-) natürlich ein ANderes
007 deutsch gelernt ham. | °h DA greif ich scho ein;=JA?

Wenn es zu Abweichungen kommt, also Studierende in Gegenwart von Nichterstsprachlern eine Varietät gebrauchen, die diese nicht verstehen, „greift" LEB „ein" – wobei nicht ganz klar wird, worin dieses Eingreifen besteht. LAI indes „bittet" darum, „Hochdeutsch" zu sprechen (wobei die bundesdeutsche Lehrende „Österreichisch" „Hochdeutsch" gegenüberstellt, vgl. dbzgl. auch Kapitel 3.3.13.1 zu den oftmals stark monozentrischen Standardkonzepten der Probanden). Es handelt sich zwar um vergleichsweise „milde" Formen sozialer Kontrolle, das Einmahnen und Eingreifen der Lehrenden verstärkt nichtsdestotrotz den Handlungsdruck, der von der normativen Erwartung ausgeht.

Die Erwartung, dass in Gegenwart von Nichterstsprachlern in LVs ein standardnäheres Register Verwendung finden soll, wird aber nicht nur von Lehrenden geteilt und z. T. auch explizit eingefordert, sie gilt natürlich auch für sie. Ihre Verbindlichkeit für die Lehrenden zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie institutionell bestärkt und kontrolliert wird – dass dem so ist, verdeutlicht etwa der folgende Interviewausschnitt mit dem Verwaltungsbeamten VOD (15:05–16:36):

001 VOD: aso schwierig is es DANN,= | =we_ma INternationale
002 studierende drInnen äh sitzen hätte,= | =im HÖRsaal; | mh::
003 ma spricht trotzdem an starken diaLEKT;=JA? | °hh des homma
004 grod GEStern besprochen, | genau des THEma gestern
005 besprochen;= | =in wöchem KONtext? | (4.5) s woa in dieser
006 SITZung gestern, | HATten wir des,= | =hom_ma des geNAU des
007 thematisiert; | (7.0) ach JA; | (-) VORgestern. | ((lacht))
008 s_war a ANdere sitzung; | VORgestern? | °hh hama gesprochen
009 über unseren HOCHschuldidaktischen lehrgang? | °hhh äh und
010 dort ises (.) kimpt_s durchaus VOR dass eben, | äh
011 doktoranden auch DRIN sitzen, | oder der is ja vor allem
012 konzipiert für doktoRANden; | °hh und da GIBT_s eben- | im
013 letzten semester GAB_s jemanden,= | =der (.) eigentlich (.)
014 fast nur ENglisch kann; | äh: und dann hat_s ja den die FRAge
015 gestellt,= | =soll ma_n ÜBERhaupt auf englisch halten? | (-)
016 nja des (.) nicht unbeDINGT? | owa es woa donn zum (-)
017 irgendwie zu (-) °hh die: banale erKENntnis, | °hh na wenn ma
018 WEISS,= | =dass jemand drin SITZT,= | =der aso nur sehr
019 SCHLECHT deutsch kann? | °h dann sollt ma schon
020 verMEIden,= | =dass ma ebem diaLEKT UMgangssprache reden
021 soll,= | un_soit ma zur HOCHsprache bemühen; | °h ä::mh des
022 hom_ma s_woa EH im konsens natürlich;=JA? | °hh äh der PUNKT
023 war der, | dass wir beim letzten mal goa ned WUSsten,=
024 | =dass da jemand drinnen is der nicht gut DEUTSCH kann; | °h
025 der hat sich relativ RUhig gehalten;= | =also GANZ ruhig

```
026      gehalten,= | =s_haßt wir WUSsten auch mh::- | wir WUSsten_s
027      einfach nicht? | °hh also war der PUNKT,= | =dass uns die
028      äh:: lehrgangsverWALtung beim nächsten mal, | wenn sowas der
029      FALL is; | äh inforMIERT? | damit wir des WISsen;= | =uns
030      drauf EINstellen können. | °hh aso i denk des TRIFFT sowas, |
031      aso da wär_s natürlich UNangemessen? | °hh äh im HARten
032      dialekt weiterzureden; | we_ma WEISS es is jemand drinnen
033      der? | (---) äh des ned verSTEHT;=JA?
```

Im Ausschnitt bezeichnet VOD es als „schwierig“, wenn in Gegenwart von Nichterstsprachlern in LVs stark dialektal gesprochen werde – am Ende des Zitats wertet er es auch explizit als „unangemessen“. Das Thema sei auch in einer administrativen Sitzung zur Sprache gekommen, aus gegebenem Anlass, da in einer LV die Präsenz einer fremdsprachigen Person übersehen wurde, wodurch sprachlich nicht adäquat darauf reagiert werden konnte. Die in der Sitzung aufgeworfene Frage, ob überhaupt nur Englisch gesprochen werden solle, wenn mit der Präsenz von Nichterstsprachlern zu rechnen ist, zeigt die Relevanz der Anpassung durch den Gebrauch von Englisch; die Reaktion der Teilnehmer – es sei „nicht unbedingt“ erforderlich – belegt aber auch, dass diese Form der Rücksichtnahme nicht kategorisch erwartet wird. Was indes erwartet wird, wenn Deutsch in derlei Situationen Verwendung findet, ist aber, dass zumindest nonstandardsprachliche Varietäten – „Dialekt“, „Umgangssprache“ – vermieden werden sollen. Die Bedingung der Möglichkeit zur Umsetzung dieser Erwartung ist allerdings das Wissen darum, ob solche Studenten anwesend sind oder nicht – verhalten sie sich unauffällig, ist es schwierig einzuschätzen, ob die Normsituation gegeben ist oder nicht. Dass hierzu eine Lösung institutionell gesucht (und gefunden) wurde, zeigt die hohe Erwartungsgeltung und bestärkt den Druck auf die Lehrenden, entsprechend zu handeln.

Wenngleich viele die Erwartung teilen, dass in Gegenwart von fremdsprachigen Sprechern standardnäher gesprochen werden soll, scheint die Erwartung nicht allenthalben umgesetzt zu werden; ein möglicher Grund dafür ist Unwissenheit, wie auch die Aussagen betroffener fremdsprachiger Studenten nahelegen (SOG 01:52–02:25):

```
001 SOG: the TEAchers speak? | (--) like normal (.) GERman; | (-) like
002      this HOCHdeutsch? | (-) STANdardgerman? | °hh and STUdents, |
003      °hh yeah they usually (.) they usually speak °h DIAlect; | °h
004      but (-) if they SEE i? | °hh i (-) i am_f (.) i_m äh:::_f i_m
005      (-) äh::: from abROAD? | i_m FOReigner? | (-) °h they usually
006      try to speak SLOWly,= | =and with STANdardgerman to me; | °hh
007      so:: it_it_s EAsier for me. | but yeah during the STUdents,=
008      | =sometimes (.) sometimes i can REcognize the dialect; | °h
009      when they speak to each Other.
```

Während Lehrende, so SOGs Eindruck, immer standardsprachlich sprechen,[342] passen sich deutsche Erstsprachler an: Zunächst sprechen sie dialektal, sobald sie aber

342 Allerdings mag es auch hier unterschiedliche Wahrnehmungen geben; so bemerkt etwa VUB, die u. a. für die Betreuung internationaler Studierender zuständig war: „ich beKOMme aber, | ich hab (-) ÖFters rückmeldungen von den, | °hhh INcoming studierenden bekommen; | (--)

die Anwesenheit Fremdsprachiger bemerken, orientieren sie sich an einem standardnäheren Register. Dieser Eindruck wird nicht von allen geteilt – etliche Fremdsprachige klagen über die Unwilligkeit deutscher Erstsprachler, sich um eine dialektfreie Sprechweise zu bemühen (SIA 33:46–34:22; SEL 33:10–33:41; SAD 29:04–29:43)

```
001 SIA: proFESsors spoke, | they spoke PROper; | (-) not äh:: °hh not
002      this DIAlect; | NO one. | °hh mh_is but i dont KNOW,= | =how
003      they speak with äh or with THEM? | °h when they are aLONE? |
004      (-) i dont KNOW; | (-) °h but with US, | if they °h
005      transLAted something in german, | and when they said
006      something in GERman? | °h it was PROper for profEssors;=yeah?
007      | °h it [was very PROper.]
008 IV:           [and (-) and     ] STUdents?
009      | (--) [in (-) in COURses? ]
010 SIA:         [ähm STUdents-      ] | (--) °hh STUdents mh_mh not
011      really but? | (--) °h (-) yeah (-) STUdents not really; | (-)
012      BUT? | (-) thats_s NORmal; | °hh that they dont TRY.

001 SEL: die stuDENten, | wenn man GRUPpenarbeit hat,= | =und dass °hh
002      es (.) dass es AUSländer gibt,= | =sollte man sich EIgentlich
003      auch- | (---) man sollte (--) sich bewusst äh ANpassen;=Aber?
004      | °hhh ja die <<lachend>österreicher> sind manchmal sehr
005      STOLZ;=und? | °hh haben keine LUST oder? | (-) es is ihnen
006      PEINlich deutsch zu reden? | oh (-) viele AUSländer
007      eigentlich, | °hh sie würden eh nich erKENnen ob sie fehler
008      machen oder nicht;=Aber? | (--) ich glaube dass manche das
009      auch nicht MÖgen, | und daher ist es (-) n bisschen
010      SCHWIErig?

001 SAD: when i speak °h german with AUStrian? | °hh äh::: that_s
002      really HARD; | so i WOULD, | °hh i never do it with PLEasure?
003      | beCAUSE- | mh even if they SEE, | that i_m not (-) WELL? |
004      °h i_m not speaking very good GERman; | °hh they an_ANswer
005      me? | usually they reply in AUStrian; | °h they (.) they NOT-
006      | they maybe they dont they not awARE of, | they °h äh that
007      THEY- | (-) that it_s could be really hard to underSTAND
008      them? | °hh i just need to TELL them;= | =that you CAN you? |
009      (-) can you use HOCHdeutsch, | or can you speak SLOwer; | °h
010      so now (-) then they (-) TRY to speak, | (--) like i ASK
011      them;
```

Der Sprachgebrauch von Lehrenden sei immer angemessen („proper“), d. h. nicht dialektal, so SIA; von Studierenden lässt sich das dagegen nicht behaupten. Hier sei es üblich („normal“), dass sie nicht versuchen, standardsprachlich zu sprechen. Auch SEL, die im zitierten Ausschnitt die Erwartung bekundet, an nicht-deutsch-

dass DOCH? | (-) äh auch von den LEhrenden, | °hh MANCHmal? | (--) viel zu SEHR, | (--) in °h in den AUgen von- | von diesen INcoming studierenden? | mit (--) einem DEUTSCHniveau zwischen, | °h NULL; | also (-) A eins,= | =oder ganz ANfänger, | und äh CE eins; | °h ähm (1.4) des DOCH? | (1.1) zu VIEL für sie in den lehrveranstaltungen, | °h äh:::m im diaLEKT gesprochen wird;“ (13:20–13:57). Nicht nur Studierende, sondern auch Lehrende scheinen i. d. S. Nonstandard in der Gegenwart von Nichterstsprachlern zu gebrauchen.

sprachige Studierende sollte eine Anpassung erfolgen und standardsprachlich gesprochen werden (was SEL als „Deutsch“ bezeichnet), stellt fest, dass es zu keiner solchen Anpassung kommt. Ähnlich SAD: Sie bemerkt, dass österreichische Studierende ihr i. a. R. mit einer regional geprägten Sprechweise begegnen („Austrian“ – auch sie scheint „Österreichisch“ mit Nonstandard gleichzusetzen), nicht mit Standarddeutsch („Hochdeutsch“). Die Sprechweise solcher Studierender sei für sie aber nur schwer zu verstehen, mithin verleide es ihr das Deutschsprechen. Erst auf Nachfrage passe man sich an.

Interessant ist, welche Erklärungen jeweils für das Nichterfolgen einer Anpassung gegeben werden: Während SIA suggeriert, es wäre den lokalen Studierenden gleichgültig und SAD mangelnde Bewusstheit vermutet, konstatiert SEL bei den österreichischen Studierenden Kompetenzdefizite: Sie scheinen die Standardsprache nicht gut genug zu beherrschen, es sei für sie „peinlich“ und mit Mühen verbunden, eine weniger regional geprägte Sprechweise zu benützen. Zudem ortet sie negative Einstellungen gegenüber der Standardsprache seitens österreichischer Studierender.

Der Eindruck, dass österreichische Studierende nicht richtig standardsprachlich sprechen könnten (vgl. dazu auch Kapitel 3.3.13.1) und daher in Gegenwart fremdsprachiger Studierender diese Sprachform nicht nutzen, ist durchaus verbreitet (SEJ 18:24–19:32):

```
001 SEJ: normalerweise war es SO, | der erste satz auf DEUTSCH;=
002      | =weil sie WUSsten, | dass ich mit dem dialekt nicht noch
003      WIRklich- | °hh (--) ((räuspert sich)) dass_dass ich des (-)
004      noch nicht SCHAFfe,= | =und dann nach (--) spätestens DREI
005      sätzen war es schon wieder dialekt;= | =oder zumindest °hhh
006      dieses loKAle °h deutsch, | und son bisschen
007      UMgangssprachlich? | oder_n bisschen von dem akZENT. | {…} |
008      das haben sie wirklich nicht beMERKT? | (-) äh das war für
009      die MEIstens, | aso zu (.) zu SCHWIErig. | {…} | ich weiß es
010      w_w_war nie BÖse gemeint, | es ist leider für ((lacht))
011      <<lachend>neu angekommenen> ein proBLEM; | °hh ähm::: (--) ja
012      aso es geht BESser wenn die person, | äh::: schon im_im
013      beRUFSleben war? | °hh u::nd bei diesen person hatte man
014      schon beMERKT, | dass sie es SCHAFfen, | zum beispiel immer
015      auf DEUTSCH zu sprechen.
```

SEJ – der inzwischen hohe Deutschkompetenzen eignen – habe anfangs, als sie noch Schwierigkeiten mit dem Deutschen hatte, durchaus ein Bemühen seitens anderer Studierender verspürt, standardsprachlich mit ihr zu sprechen; nur gelang es den meisten nicht, diese Sprechlage konsequent durchzuhalten. Das habe durchaus damit zu tun, dass es für die meisten ungewohnt ist, standardsprachlich zu sprechen – allenfalls Berufstätige, die öfter „gezwungen“ sind, den Standard zu gebrauchen, hätten weniger Probleme damit gehabt. Sie macht das den Studierenden zwar nicht zum Vorwurf, da sie keine bösen Absichten dahinter vermutet – ein Problem sei es dennoch.

SEJ spricht im zitierten Ausschnitt von „Dialekt“, „lokalem Deutsch“, „Umgangssprache“ oder „Akzent“ und stellt das dem Standard gegenüber (den sie wie SEL oben pauschal als „Deutsch“ tituliert). Sie scheint – wie andere Fremdspra-

chige – letztlich alle Formen regional geprägten Sprechens als Nonstandard zu identifizieren. Dass internationale Studierende ein weitgehend monozentrisches Bild vom Standard haben, kann für die teils vorhandenen Widersprüche zwischen den Erwartungen / Selbstbeschreibungen deutscher Erstsprachler und den Eindrücken fremdsprachiger Studierender verantwortlich gemacht werden: Während die einen sich womöglich tatsächlich am Standard orientieren – allerdings einem regional geprägten Gebrauchsstandard (Kapitel 2.2.4) – perzipieren fremdsprachige Studierende das nicht so, weisen vielmehr alle regionalen Varianten dem Dialekt zu (vgl. hierzu auch DE CILLIA 2018: 68).

I. d. S. widersprechen die Wahrnehmungen fremdsprachiger Studierender nicht unbedingt der Wirksamkeit, erst recht nicht der Geltung der normativen Erwartungen. Hervorzuheben ist, dass auch nur bei einer Probandengruppe nicht bei (fast) allen die Erwartung besteht, dass in Gegenwart fremdsprachiger Studierender Dialekt gemieden werden soll – nämlich den fremdsprachigen Studierenden selbst: Hier gibt es zwar auch etliche Probanden, die die Erwartung teilen (vgl. bspw. den zitierten Ausschnitt von SEL oben), daneben aber auch solche, die es nicht als Aufgabe der deutschen Erstsprachler ansehen, sich konvergent zu verhalten. Sie betonen, sie selbst seien es, die sich anpassen müssten und lernen, mit dem lokalen Sprachgebrauch umzugehen, wie die folgenden Interviewausschnitte illustrieren (SAB 27:18–27:53; SAG 24:01–24:51; SAK 04:56–05:17; 05:56–06:06).

001 SAB: ich muss auch (--) verSTEhen,= | =dass ich in einem ANderen
002 land bin; | ich bin in ÖSterreich. | i_ich muss es einfach
003 ANnehmen. | °hh denn es ist MEIne? | (-) d_das muss MEIne? |
004 °h ähm (--) herVOR_äh::- | hervor äh WIE heißt es? | °hh
005 EIne- | (2.7) v_v_äh_vorAUSsetzung? | NA. | JA, |
006 EIgentlich,= | =das is eine vorAUSsetzung für mich; | °hh aso
007 ich MUSS das beherrschen; | und das sind nur MEIne probleme
008 wenn ich dialekt nicht kann, | und die menschen (-) i::
009 verSTEhen die hier sind; | °hh und (-) ja im seminar (-) so
010 oder SO sprechen.

001 SAG: i_i_it_s a PROblem. | (---) ähm::: (1.1) but i can underSTAND
002 it. | °h ähm:: it is beCAUSE äh- | (1.0) anybody speaks °h
003 the way::: they were TAUGHT (.) to speak; | (--) so äh:::
004 (--) okay they_they_they SAY, | (-) we spea_äh shall we speak
005 GERman? | oKAY; | (---) let_s DO it. | °h but (-) they speak
006 their OWN? | ((lacht)) | °hh so ähm:: °hh h° häh::
007 the_the_the POINT (-) is that, | (-) i have to °hh ähm::: to
008 get Used; | (1.6) it_s (-) it_s the ONly point? | (-) i
009 cannot SAY::, | speak HOCHdeutsch; | (--) oKAY? |
010 <<lachend>KOMM, | na MACH das>. | °hh sprich äh sprich (-)
011 HOCHdeutsch. | äh ich kann NICHT. | ((lacht))

001 IV: aso warum GLAUBST du, | sprechen sie äh_dia (.) diaLEKT, |
002 auch wenn du daBEI bist,=WEIL? | °hh du hast ja gesagt du
003 SAGST ihnen dann, | (-) du verstehst sie nur SCHWER? | (-) es
004 wäre besser wenn sie STANdard spr[echen;]
005 SAK: [äh ich] verSUche zu
006 sagen;=Aber? | mh JA- | (-)
007 ich bin total beWUSST dass? | (-) !ICH! hier ein frEmder (-)

```
008      bin.
009 IV:  [mhm?]
010 SAK: [und ] sie KÖNnen einfach ah_äh:::mh::- | machen was sie
011      WOLlen; | und (-) JA? | ist MEIN problem; | {…} | ich
012      kann::_mh:: nicht ÄRgern, | (-) dass sie zum BEIspiel? | °hhh
013      äh <<englisch ausgesprochen>DIAlect> sprechen; | (--) sogar
014      wenn ich in der NÄhe bin.
```

Alle drei internationalen Studierenden betonen, dass es zwar problematisch für sie sei, wenn in ihrer Gegenwart Dialekt gesprochen werde (bzw. das, was sie als Dialekt identifizieren), dass sie aber kaum etwas dagegen machen können. Sie sehen es auch nicht als Pflicht der „Einheimischen" an, ihnen entgegenzukommen: Er sei ein „Fremder", ist sich etwa SAK „total bewusst" – insofern kann er es den österreichischen Studierenden nicht verargen, wenn sie Dialekt verwenden. Während SAK aber zumindest darum bittet, in seiner Gegenwart standardsprachlich(er) zu sprechen, fühlt SAG sich nicht einmal dazu berechtigt. Er könne das nicht einfordern, vielmehr müsse er sich an die verwendeten Sprachformen gewöhnen. Auch SAB kennzeichnet das als ihre „Bringschuld", als „Voraussetzung", die von ihr abzuverlangen sei.

3.3.3 Anpassung an Bundesdeutsche

Sich sprachlich an die Verstehensvoraussetzungen des Gegenübers anzupassen, bedeutet bei fremdsprachigen Sprechern vielfach, Englisch zu nutzen oder zumindest standardfernere Sprechweisen (v. a. den Dialekt) durch standardnähere zu ersetzen. Ersteres ist gegenüber bundesdeutschen Sprechern für Österreicher natürlich nicht erforderlich; was aber das Zweite betrifft, so kann das durchaus nötig sein, damit die Kommunikation gelingt. Inwiefern dazu normative Erwartungen bestehen, soll in diesem Abschnitt untersucht werden.

Festzustellen ist zunächst, dass etliche Bundesdeutsche meinen, mit ihnen werde de facto stärker standardsprachlich gesprochen (SOI 11:35–11:51):

```
001 SOI: es WEchseln viele halt, | (--) von hochdeutsch wieder in den
002      diaLEKT hinein; | und aso grad wenn sie dann mit MIR reden, |
003      reden sie dann eher HOCHdeutsch; | dann °hh fällt ihnen mal
004      irgendn wort so aus <<lachend>versehen herAUS sozusagen>. |
005      und dann °hh wenn sie mit jemand ANderem sprechen,= | =
006      sprechen sie wieder ganz ANders. | aso des äh IS- | (-) JA. |
007      (-) schon AUFfällig.
```

Während viele – gemeint sind wohl v. a. österreichische Studierende – untereinander eher dialektal kommunizieren, so wird, wenn SOI dazukommt, eher „Hochdeutsch" verwendet. Von derlei Anpassung berichten auch andere Deutsche, auch solche, die von sich behaupten, keine Verständnisprobleme mit regional gefärbtem Sprachgebrauch zu haben, wie nachfolgend etwa SOL (28:12–28:29):

```
001 SOL: ich hab schon manchmal das geFÜHL dass? | (1.3) ein (.)
002      EInige österreichische studierende, | dann (-) na sobald sie
003      halt HÖren dass ich, | (--) aus DEUTSCHland komm? | °hh sich
004      bissl mehr MÜhe geben, | (-) HOCHdeutsch zu reden; | °hh ähm
```

005 (--) BRÄUCHT_s wegen mir ned;=Aber? | (-) IS halt manchmal
006 so.

SOL versteht Varietäten, die vom Standard abweichen. Nichtsdestotrotz – bemerken österreichische Studierende, dass sie aus der BRD stammt, „bemühen" sie sich um mehr Standardnähe.

Dass dergleichen zumindest z. T. normativ induziert ist, legen entsprechende Erwartungsäußerungen österreichischer Sprecher nahe (SOJ 13:05–13:21):

001 SOJ: eigentlich hab i ma bei den VORtragenden oft dacht, | des
002 isch etz scho an der GRENze zum? | (-) nicht mehr verSTEHhen
003 können;= | =aso vielleicht weniger für MI;= | =aber WENN
004 jetzt jemand von? | (1.3) irgendwo DEUTSCHland,= | =weit im
005 NORden kommt; | i glaub des (.) des isch scho oft SCHWER;=
006 | =und do hon i ma oft GWÜNSCHT, | dass des mehr STANdard
007 sprache (-) verwendet wird.

SOJ wünscht sich, dass Vortragende (nicht expliziert wird, ob damit Lehrende oder referierende Studierende gemeint sind) standardnah sprechen. Sie begründet das mit der normativen Erwartung, dass Deutsche, v. a. solche aus dem Norden des Bundesgebiets, auch verstehen können sollen, was gesprochen wird.

Dass erwartet wird, Bundesdeutschen gegenüber Standard zu nutzen, hängt also letztlich (wie bei fremdsprachigen Sprechern) damit zusammen, dass damit zu rechnen sei, dass sie regionale Sprechweisen nicht verstehen: „we_wenn i mit am (-) m_mit am (.) mit jemanden aus NORDeutschland sprech? | dann verSTEHT er mi ned, | so wie WIR zwa jetzt reden;=JA? | °h äh oder (.) hot seine MÜhe nur;=JO?= | =do muss i mi ONpassn." (SUH 19:39–19:49) (dass Bundesdeutsche – wie Fremdsprachler – tatsächlich mehr Verständnisprobleme mit Nonstandard haben, entspricht den quantitativen Befunden in Kapitel 3.2.3 bzw. Kapitel 3.2.7).[343]

Verständlich zu sprechen, wird dabei als Akt der Höflichkeit verstanden. Die Erwartungen scheinen in ihrer Einhaltung gewissermaßen kontrolliert und Devianzen entsprechend sanktioniert zu werden, wie etwa nachfolgende Anekdote des bundesdeutschen Lehrenden LOD illustriert (25:43–26:13):

001 LOD: vor kurzem mal in ANwesenheit von von kolleginnen_n_kollegen,
002 | °hh is_n studENT? | äh ich will nich sagen zuRECHTgewiesen
003 worden is,= | =aber doch geBEten worden is dann, | °hh ähm
004 (1.9) ja ich kann das nicht NACH::_äh- | aso i (--) kann nur
005 SOviel sagen,= | =dass einfach ANgedeutet worden is er
006 sollte? | °hh STANdard_äh_sprache sprechen; | und dann hab
007 ich sofort geSAgt äh::- | bitte NICH; | ich veSTEH die
008 sprache; | (-) ich versteh ALles.
009 IV: äh das HEISST,= | =aus rÜcksichtnahme auf SIE? [Oder?]

343 Dass mit Bundesdeutschen eher standardnah gesprochen wird und zwar zuvorderst aus Gründen der Verständlichkeit, entspricht auch den Befunden von KAISER (2006: 159–163); auch ENDER / KAISER (2009: 284–287) zeigen, dass Österreicher gegenüber deutschsprachigen Nicht-Österreichern eher den Dialekt meiden und standardnähere Sprechlagen anpeilen. Interessanterweise belegt die Umfrage von STEINEGGER (1998: 328–330), dass zwar die Anpassungsbereitschaft in Österreich insgesamt hoch ist, dass sie Bundesdeutschen gegenüber (gefragt war nach deutschen Urlaubsgästen) aber deutlich geringer ausfällt.

```
010 LOD:                                                    [JA, JA,]
011 IV:  [Oder?      ]
012 LOD: [das war mir] [AUSSER]ordentlich Unangenehm.
013 IV:                [mhm.  ]
```

LOD erzählt, Zeuge davon geworden zu sein, wie ein Studierender dazu angehalten wurde, in seiner Gegenwart standardnäher zu sprechen – auch wenn er diese Episode als „außerordentlich unangenehm" einstuft, so zeugt die explizte Einmahnung von „Rücksichtnahme" auf ihn durch die beschriebene Lehrende doch vom Bestehen sozialen Drucks, sich an Bundesdeutsche entsprechend anzupassen; mithin spricht es für die Geltung der normativen Erwartungen.

Im Unterschied zu fremdsprachigen Sprechern bestehen hier aber auch gegenläufige Erwartungen: Manche, wie SIL, sehen es als durchaus problematisch an, wenn mit Bundesdeutschen „die österreichischen stuDIErenden und lEhrenden, | immer verSUchen? | (--) sich da ANzupassen; | (---) an (-) die deutsche HOCHsprache." – das, „obwohl sie im EIgenen land sin." (01:25–01:32; 01:47–01:49). Der Verweis darauf, dass es paradox sei, dass Österreicher sich an den Bundesdeutschen orientieren, obwohl sie die Mehrheit stellen und nicht umgekehrt Bundesdeutsche als Minderheit sich anpassen, wird für einen Teil der Probanden zum Ausgangspunkt, die Erwartungen umzukehren. Verlangt wird dann nicht in Gegenwart von Bundesdeutschen die Standardsprache zu gebrauchen, sondern dass Bundesdeutsche in der Lage sein soll(t)en, standardfernere österreichische Sprechweisen zu verstehen (LOC 05:00–05:20; LOB 06:46–07:00):[344]

```
001 LOC: dass äh dEUtschen kollegen sich auch UNseres idioms, | äh
002      longsom ONeignen könnten,= | =oder beziehungsweise verSTEhen
003      könnten; | aso i °h des äh hoit i für durchaus RICHtig dass-=
004      | =wei wir san in SALZburg,= | =und wir sind in ÖSterreich;=
005      | =und [(-) do SA_ma eh-     ]
006 IV:         [aso zumindest PASsive] [sprachkompetenz;]
007 LOC:                                [PASsive         ]
008      sprachkompetenz muss er hobm. | und zwischendurch ko_ma °h
009      dena auch des eine oder andere wort BEIbringen,= | =das es in
010      DEren wOrtschatz ned gibt;=mh?

001 LOB: hab ma ANgewohnt,= | =mit deutschen kollegen nur noch diaLEKT
002      zu sprechen,= | =aso umgangs<<lachend>sprache im STÄRkeren
003      sinn? | °hh weil ich ma DENke,= | =wenn die kommen sollen sie
004      <<lachend>auch UNsere (.) sprache lernen>;= | =da bin i donn
005      bissl HÄRter. | °hh aber SOnst? | also wenn nicht deutsch als
006      MUTtersprache,= | =dann soll_s eher so im geHObenen bereich
007      sein;
```

Beide Lehrende eint die Ansicht, bundesdeutsche Sprecher sollten sich an den Sprachgebrauch in Österreich anpassen (und nicht etwa umgekehrt). Sie sollten in der Lage sein, lokales Sprechen rezeptiv zu verstehen und dabei könnten sie, wie zumindest LOC denkt, es sich auch produktiv aneignen. Ob er erwartet, dass sie lokale Sprachweisen im Alltag dann auch verwenden sollen, wird aus dem Aus-

344 Entsprechende Befunde erbringt KAISER (2006: 169–173).

schnitt nicht ganz klar – letztlich bestehen in den Interviews keine generellen expliziten Erwartungen dazu, dass Bundesdeutsche oder anderswie „zugereiste" Gruppen die lokalen Sprechweisen auch produktiv verwenden sollen, eher im Gegenteil (s. u.); dass zumindest Bundesdeutsche ein Nonstandardverständnis erwerben sollten, wird von etlichen aber sehr wohl unterstützt. Argumentiert wird das mit „Lokalität", damit, dass in Salzburg bzw. Österreich eine gewisse Sprechweise verankert sei und wenn Deutsche „kommen", sollen sie in der Lage sein, damit umzugehen. Aufschlussreich ist, dass beide Lehrenden (LOC an anderer Stelle im Interview, LOB am Ende des zitierten Ausschnitts) diese Erwartungen aber an Fremdsprachler nicht herantragen – in deren Gegenwart sei durchaus nur Standardgebrauch angemessen.

Diese Asymmetrien in den Erwartungen hängen wohl (auch) mit den dezidiert negativen Einstellungen gegenüber Deutschland / Bundesdeutschen zusammen, die in Salzburg herrschen, so zumindest der Eindruck mancher Probanden (LIC 58:02–58:36; 58:53–58:59):[345]

```
001 LIC: wenn (-) wenn perSOnen? | (--) eindeutig mit einem (--)
002      DEUtschen, | im sinn von nationaliTÄtendeutschen idiom
003      sprechen? | °hh die haben_s bei uns manchmal schon ein
004      bisschen SCHWER in der akzeptanz; | (---) JA. | (-) aso so
005      das °hh des is a typisch ÖSterreichisches phänomen; | aso des
006      tz mh:_mh: wahrnehmen des deutschen als PIEFke? | und °hh äh
007      assoziaTION? | eben ein bisschen sozusagen ein bissl ins ins
008      LÄcherliche abdriften lassen; | Aber äh- | eben aufgrund
009      dieses °hh sozusagen nationaliTÄtenkonflikts den wir, | °hh
010      traditionell im FUSSball und sonstwo wahrnehmen? | das is
011      schon ETwas was man, | {…} | (-) °h äh ehrlicherweise
012      EINräumen muss; | da sind wir ein bisschen rasSIStisch.
```

LIC spricht im Ausschnitt gar von einem „Rassismus", der gegen Deutsche herrscht; er manifestiere sich in mangelnder Akzeptanz und Spötteleien. Sprache fungiert dabei als wichtiger Marker für Gruppenzugehörigkeiten: Wer ein „nationalitätendeutsches Idiom" spreche, habe als Deutscher mit mangelnder Akzeptanz zu rechnen.

Von Diskriminierungserfahrungen berichten Bundesdeutsche auch selbst (SOI 01:49–02:09):

```
001 SOI: aso d_d das allgemeine °hh emPFINden is ja schon oft eher? |
002      (---) GEgen deutsche; | (--) und das gl_äh sch DRÜCKT sich
003      natürlich aus, | °h aso ich mh_mh ich WEISS nicht; | manchmal
004      hab ich so das geFÜHL, | °h wenn ich den MUND aufmache,=
005      | =und HOCHdeutsch rede,= | =dann werd ich etwas ANders
006      behandelt? | °hh als jemand der vielleicht ÖSterreichisch
007      spricht.
```

Das Empfinden, mithin die Einstellungen gegenüber Deutschland seien, so ist auch die Bundesdeutsche SOI überzeugt, in Österreich ablehnend. Mache sie durch ihr

345 Zum problematischen Verhältnis zwischen Österreichern und Deutschen vgl. ausführlich KAISER (2006: 81–87).

Sprechen kenntlich, dass sie aus der Bundesrepublik stammt, werde sie „anders“ als Österreicher, d. h. schlechter behandelt.

Dass die Einstellungen gegenüber Deutschland in Österreich negativ seien, bemerken viele Probanden. Eindeutig als bundesdeutsch erkennbare Sprechweisen evozieren daher eine entsprechende Kategorisierung und Abgrenzung durch die Einheimischen. Allerdings, so muss ergänzt werden, gibt es in den Interviews kaum Erwartungen gegen das Sprechen solcher Sprechweisen selbst, d. h. Österreicher werten es nicht als unangebracht, wenn Bundesdeutsche ihre Varianten nutzen wie auch Deutsche i. a. R. nicht davon berichten, sie würden bundesdeutsche Formen meiden.[346] Der Varietätengebrauch fungiert vielmehr als Signal für Zugehörigkeiten, die wiederum mit Auto- und Heterostereotypen besetzt sind und entsprechende Einstellungen hervorrufen; damit lässt sich „spielen“, wie etwa SIF erklärt (17:43–18:13; 18:27–18:49):

```
001 SIF: die SOLlten schon so reden, | dass wir_s auch verSTEHen? |
002      aso da SAG ich auch? | (--) wenn jemand im zu:: (1.1) starkem
003      diaLEKT, | (-) oder mit_m zu starken akZENT (--) spricht; |
004      oder mir irgendwas erKLÄren will,= | =und ich dann °hhh mich
005      absichtlich vielleicht auch_n bisschen provokativ DOOF (.)
006      stelle? | und dann noch mal NACHfrage und so; | was MEINST
007      du, | und dann äh::: KOMMT eben dass dieses äh- | aber dann
008      spiele ich halt mit dem kliSCHEE; | aso dann ah:: okay für
009      den marmeLAdinger, | oder für den PIEFken halt noch mal? |
010      und °hh und jetzt so dass du_s AUCH verstehst; | {…} | es
011      passiert generell dass leute (-) FRAgen oder, | (-)
012      MITbekommen,= | =sagen wir mal SO? | °h dass ich eben NICHT
013      (-) äh österreicher bin? | °hh ähm:: (-) dann irgendwie
014      NACHfragen,= | =äh SOLL ich,= | =äh du verSTEhst aber schon
015      wenn ich dich, | (-) aso wenn ich norMAL- | (-) in_in SEInem
016      normal; | mit äh mit dir SPREche;=UND? | °hh ich GLAUbe äh
017      dass das auch, | bis auf wEnige °hh ganz extreme AUSnahmen,=
018      | =in österreich relativ UNproblematisch is.
```

Auch SIF nimmt „antideutsche“ Stereotype wahr, etwa das Klischee vom „Marmeladinger“ oder „Piefken“. Allerdings bemerkt er zugleich, dass eine sprachliche Anpassung erfolgt, wenn er diesem Klischee entsprechend vorgibt, sein Gegenüber nicht zu verstehen (negative Stereotypisierungen scheinen i. d. S. nicht unbedingt mit einer mangelnden Bereitschaft einherzugehen, sich an Bundesdeutsche anzupassen). Das fungiert für ihn als Strategie, seine Erwartungen, die er zu Beginn des Ausschnitts äußert – dass er nämlich einen standardnäheren, für ihn verständlichen Sprachgebrauch von seinem Gegenüber wünscht – durchzusetzen. Im Allgemeinen,

346 Ausgenommen allerdings die Bundesdeutsche SOI, die meint, dass sie „AUCH feststelle,= | =dass ich manchmal etwas äh geHEMMT bin mein? | (--) HOCHdeutsch zu verwenden;= | =beziehungsweise MANCHmal? | °hh verSUche s- | ich sogar dann eher so diaLEKT zu sprechen,= | =um mich <<lachend>ANzupassen; | das is dann auch VÖLlig bekloppt>.“ (23:22–23:35). Weil, so SOI, die Benützung eines bundesdeutsch geprägten Standards stigmatisiert werde, fühle sie sich unwohl, ihn zu verwenden; i. d. S. intendiere sie z. T. sogar den Gebrauch von – vermutlich bairischen – Dialektmerkmalen.

so bemerkt er aber, handeln seine österreichischen Gesprächspartner ohnedies so, dass sie versuchen, ihre Verstehbarkeit sicherzustellen – bspw. fragen sie nach, ob die lokalen Sprechweisen verstanden werden, was zumeist der Fall zu sein scheint.

Trotz gewisser Ressentiments weisen Aussagen wie diese darauf hin, dass die Interaktion von Österreichern und Deutschen, wenn nicht reibungslos, so doch oft ohne allzu große Konflikte abläuft (vgl. auch die quantitativen Befunde in Kapitel 3.2.4 und Kapitel 3.2.8 zur Diskriminierung, besonders auch aufgrund von bundesdeutschem Standard). Inwiefern Bundesdeutschen und fremdsprachigen Sprechern gegenüber unterdies tatsächlich standardnäher gesprochen wird, wird in Kapitel 3.4.4.5 beleuchtet.

3.3.4 Verständlichkeit

Dass man sich bei Nichterstsprachlern und zumindest laut einem Teil der Probanden auch Bundesdeutschen standardnäher verhalten soll, hängt v. a. mit einem Grund zusammen: Verständlichkeit. Eine Varietätenwahl zu treffen, die für das Gegenüber zu verstehen ist, ist nicht auf das Sprechen mit Fremdsprachigen oder Bundesdeutschen beschränkt. Ganz allgemein wird das erwartet – wobei zuvorderst erwartet wird, dass der Gebrauch eines zu „starken“ / „tiefen“ Dialekts gemieden werden soll, d. h. basisdialektale Sprechweisen im Sinne der standarddivergentesten, kleinräumigsten Formen, von denen nicht auszugehen ist, dass sie verstanden werden. Dies ist eine häufige Antwort der Studierenden auf die Frage,[347] ob es an der PLUS unangemessene Sprechweisen gebe: „also wenn wirklich jemand sehr stark im diaLEKT spricht is_es schon? | (--) also grad einfach weil sehr viele d_die dann auch nich wirklich verSTEhen“, meint etwa SIL (17:56–18:03) auf die einschlägige Frage im Interviewleitfaden. Dabei ist es grundsätzlich egal, woher der Dialekt stammt (SIF 25:03–25:39):

```
001 SIF: ich empfind_s_n bisschen als UNpassend. | und ich GLAUbe da
002      für muss man jetzt nich, | ähm also da ises fast eGAL ob, |
003      °hh ob man ähm n NORDdeutscher,= | =oder bAyer,= | =oder aus
004      WIEN,= | =oder aus v::orarlberg oder Oberösterreich oder
005      sowas kommt? | °h ich GLAUbe dann, | also bei nem richtig
006      !HAR!tem dialekt;= | =wo der oder diejenige ja schon WEISS? |
007      (--) neunzig prozent der leute verstehen jetzt hier grade
008      kein WORT? | (-) die sind jetzt auch nich irgendWIE- | °hh
009      ähm wä_wäre UNpassend,= | =und hab ich glaub ich selten
010      beObachtet?
```

SIF wertet die Verwendung aller „harten“ Dialekte an der PLUS als „unpassend“, wobei sich die „Härte“ eines Dialekts daran bemesse, ob er für das Gros der Zuhörer verstehbar ist. Gleichgültig sei es dabei, ob es sich um lokale, bairische Dialekte (aus

347 Auch bei Lehrenden (s. u.) und in der Verwaltung begegnet diese Erwartung, vgl. etwa VEB: „wenn ich wos nicht verSTEhe,= | =donn find ich_s nicht ONgemessen;= | =weil donn erwort i auch von meinem gegenÜber, | dass er v:_versucht ANdere wege zu finden; <<lachend>sich AUSzudrücken>;“ (22:11–22:22).

Wien, Oberösterreich oder Bayern), oder aber um das Alemannische aus Vorarlberg oder norddeutsches Platt handelt. Allerdings habe SIF – wie die allermeisten Probanden (s. u.) – einen solchen Sprachgebrauch an der PLUS kaum mitbekommen.

Von anderen Interviewteilnehmern werden unterdies immer wieder konkrete Varietäten benannt, bei denen nicht davon ausgegangen werden könne, dass sie allgemein verstehbar sind – und die deshalb unpassend seien. Am häufigsten wird dabei auf das Alemannische in Vorarlberg verwiesen, das als besonders unverständlich eingeschätzt wird, gefolgt vom Südbairischen aus Tirol und Kärnten (vgl. Kapitel 3.3.13.3) (SIG 27:51–28:11):

```
001 SIG: we_ma jetzt a vorARLberger is,= | =und ma kimmt HER und? |
002      ((lacht)) | es versteht oan EH koana donn? | GLAB i; | (1.3)
003      muss (.) MUSS man sich, | unter ANführungszeichen;= |
004      =oamfoch ANpassen; | °hhh Oba? | (-) im norMALfoll- | (1.6)
005      aso i glab a NOgo wär_s,= | =we_ma wirklich bewusst SO
006      spricht,= | =dass an ondare nit verSTEhen; | (-) DES wär für
007      mi a nogo.
```

Vorarlberger „müssen“ sich anpassen, denkt SIG, da deren Dialekt für niemanden (an der PLUS) verständlich ist – wobei sie es allgemein als unangemessen wertet, wenn man sich „bewusst“ für eine Sprachform entscheidet, von der man weiß, dass das Gegenüber sie nicht versteht.

Unterdies werden nicht alle Systembereiche als gleich relevant für die Verstehbarkeit eingeschätzt; während eine dialektale „Färbung“ der Lautung eher akzeptiert wird, ist für viele der Gebrauch kleinräumiger Lexik aus Verständnisgründen inakzeptabel (LAG 30:49–32:03):

```
001 LAG: ich denke dass man an der universiTÄT eher? | (-)
002      stAndardsprachlich oder UMgangssprachlich sprechen sollte; |
003      °h mich stört auch NICHT,= | =dass die jetzt so ne dialekt
004      FÄRbung; | aber was mich STÖRT is dass man? | °h beGRIFfe
005      öh_äh benutzt,= | =die eben NICH standardsprachlich sind; |
006      DAS find ich, | (-) äh_öhm ein (.) a in LEHRveranstaltungen
007      au nich angemessen, | °h besonders in PRÜfungen:? | NICHT. |
008      °h in prüfungen kommt_s aber SELten vor; | GLAUB ich, | in
009      prüfungen kommt es ganz SELten vor,= | =da sprechen die leute
010      (.) BESser. | °hh aber in LEHRveranstaltungen ises oft so,=
011      | =dass die SO::_ähm, |  tja (--) äh psch rel also wirklich
012      diaLEKT spr- | also RICHtig dialekt sprechen. | {…} | zum
013      beispiel diese RICHtungsbeschreibungen,= | =dass man OWI
014      sacht; | oh (xxx xxx) mich erINnern,= | =das musst ich extra
015      auf_s dach OWIkreichen; | WEISS ich gar nich,= | =KRIEchen? |
016      krei_krei WEISS nich wie das richtig heißt; | °h ähm (--) ja
017      SOwas; | SO; | °h ähm:: SOLche sachen, |  DAS f_f_fi- | das
018      find ich nich RIChtig. | °hh äh also der kann durchaus
019      in_in_in_na FÄRbung sprechen,= | =UMgangssprachlich;=Aber? |
020      °h wenn jetzt sozusagen VÖLlig? | äh geNAU; | andere (.)
021      andere WORte verwendet werden, | °hh äh das äh: mh:  das find
022      ich nich GUT? | °h weil es ja auch vorAUSsetzt, | dass das
023      alle verSTEhen müssen.
```

LAG billigt den Gebrauch dialektaler Lexik (wobei er das Richtungsadverb [ɔβə] ‚hinab' als Beispiel nennt; vgl. dazu V14 in Kapitel 3.4.2) weder in Prüfungen, noch allgemein in LVs. An einer Verwendung lautlicher Dialektmerkmale, einer bloßen „Färbung" im Sprechen, stört er sich weniger (zumindest im umgangssprachlichen Bereich). Er rechtfertigt das damit, dass bei dialektaler Lexik ein Verständnis für alle anzunehmen unberechtigt sei – implizit steht dahinter die Erwartung, dass verwendet werden soll, was für alle verständlich ist (= Umgangs- und Standardsprache), während unpassend ist, was unverständlich ist (= Dialekt, v. a. in der Lexik).

Selbst Probanden mit positiver Einstellung zum Dialekt finden zu starken, verständnishemmenden Dialektgebrauch problematisch, wenn sie auch sonst allenthalben für Freiheit bei der Varietätenwahl plädieren: „diaLEKT oder (--) varietÄtenmäßig is,= | =solange jeder (--) verSTEhen konn? | (--) wos du SOGSCH;= | =FIND i eigentlich dass des a? | (--) a RICHtig is,= | =wenn ma des verWENden darf;" (SOC 21:21–21:32). Unverständlichkeit ist letztlich für (fast) alle Probanden die Grenze dessen, was akzeptabel ist (SUB 20:32–20:57):

```
001 SUB: wenn wer diaLEKT red? | °hh und es is für (-) die zuhörer
002      wirklich verSTÄNdlich, | dass si jeder AUSkennt,= | =und
003      ma v_verSTEHT_s guat, | °hh is des voi in ORdnung; | wenn
004      jetzt wer owa SO_an dialekt hot dass ma? | °hh JO; | sich
005      scho wirklich HOAT konzentrieren muaß,= | =dass man_s
006      überhaupt wos verSTEHT? | °hh DONN? | (--) wär i schon daFÜR,
007      | dass ma do eher donn STANdardsprache sprechen soit oder so.
```

Solange das Verständnis aller garantiert ist, sei die Verwendung jeder Varietät, auch des Dialekts, „voll in Ordnung", d. h. angemessen, wertet SUB. Wenn aber kein Verständnis gegeben ist – oder die rezeptive Verstehbarkeit größerer Konzentration bedarf –, sollte man zum Standard greifen.

Das Konzept ‚Verständlichkeit' verweist auf ein Spektrum – eine Äußerung kann mehr oder minder gut verständlich sein, je nach gewählter Sprechweise. Für viele, aber nicht alle Probanden bedeutet Verständlichkeit leichte Verständlichkeit: „UNIsprache soll a so verSTÄNdlich wie (.) wie möglich,= | =und so ZUgänglich wie möglich, | °hh für ALlen? | also man soll nicht so °hh total viel äh sich konzenTRIEren müssen um? | um (--) den proFESsor zu verstehen;" (LAD 17:40–17:51).

Dass die Toleranz beim Unverständlichen endet, resultiert für viele aus einem pragmatischen Sprachverständnis. Sprache sei kein Selbstzweck, sondern als Mittel der Kommunikation ein Instrument der Verständigung. Erfüllt das Mittel seinen Zweck, ist es angemessen. Erfüllt es ihn nicht mehr, ist keine Angemessenheit mehr gegeben (LOH 03:37–04:49):

```
001 LOH: diaLEKten, | entstehen äh keine NACHteile,= | =solange alle
002      äh anwesenden zuRECHTkommen; | aber wenn einige dabei sind
003      die NICHT zurechtkommen,= | =dann stimmt schon NACHteile; |
004      da SIND_ma de facto? | °hh äh wegen der SPRAche,= | =oder
005      wegen den dialEkte AUSgegrenzt;= | =das is genauso auf
006      SPRAche? | wenn °hh wenn jemand daBEI ist, | der die
007      gesprochene sprache NICHT kennt? | und keiner DA ist der für
008      äh- | (-) diese perSON? | °hh äh überSETZT; | (--) dann ist
009      die äh::: eine HÜRde (--) da; | und da äh:: fühlt sich diese
```

```
010      perSON,= | =er oder sie nicht mehr WOHL? | °hh und dann äh
011      AUSgegrenzt; | und dann kann einfach an normalen a_
012      akademischen °hh lehrveranstaltungen nicht mehr TEILnehmen. |
013      (--) und äh d_das is dann äh °h de FACto ei_äh_ein problem. |
014      (-) aso °h soLANge (.) solange? | i_ich meine sch die sprache
015      ist für mich ein mittel der verSTÄndigung; | °hh solange man
016      sich verSTÄNdigen kann,= | =ob jetzt diaLEKThaft ist;= |
017      =oder NICHT dialekthaft ist; | °hh äh:::mh::: spielt keine
018      ROLle; | ist nicht releVANT; | solange man sich verSTÄNdigen
019      kann? | (-) is PASST es;=Aber? | °h solange aufgrund eines
020      diaLEKtes,= | =oder eine bestimmte SPRAche? | we_ma sich
021      nicht mehr verSTÄNdigen kann, | dann is das proBLEM.
```

LOHs Haltung in Bezug auf den Sprachgebrauch scheint tolerant – angemessen sei eigentlich jede Sprachform, soweit sie verstanden wird –, handle es sich nun um Einzelsprachen oder Varietäten. Unangemessen sei aber, was nicht verstehbar ist: Weil es andere „ausgrenzt" und sich diejenigen dann nicht „wohlfühlen". Ganz explizit wird hier Sprache als (bloßes) „Mittel der Verständigung" gekennzeichnet.

Auch Probanden, die noch weitere Erwartungen an den Sprachgebrauch herantragen, teilen die Ansicht, dass so gesprochen werden soll, dass Verständnis gegeben ist. Es ist, wenn man so will, ein normativer „Minimalkonsens", der in den Interviews zur IM zum Vorschein kommt. Dass diese Erwartung normativ relevant ist, sieht man daran, dass Abweichungen von Lehrenden sanktioniert werden, mithin Kontrolle ausgeübt wird. Viele Lehrende geben an, dass dies eine der wenigen, wenn nicht die einzige Situation sei, wo sie in den Varietätengebrauch der Studierenden eingreifen (LAI 21:04–21:41):

```
001 LAI: wenn die einen äh::- | so °hh äh_STARken dialekt sprechen, |
002      dass ich äh immer wieder NACHfragen muss? | ähm und dann auch
003      äh sie BITte, | (--) ähm sich sprachlich etwas mehr dem °hh
004      STANdarddeutschen anzusprechen; | °hh ähm des sind auch die
005      fälle wo ICH dann? | h° was SAge;=NE? | sobald ich des
006      problemlos verSTEH,= | =sag ich eigentlich: NICHTS; | (-) und
007      da (.) gibt_s unterschiedliche MEInungen unter °hh den äh
008      kolleginnen äh::- | wie damit UMzugehen is;= | =also ich bin
009      da eigentlich (--) eher tolerANT; | (-) NE? | also solang
010      ich_s verSTEH.
```

LAI bezeichnet sich selbst als „tolerant". Im Gegensatz zu einigen ihrer Kollegen, die offenbar stärker normative Erwartungen an den Sprachgebrauch an der PLUS herantragen (vgl. Kapitel 3.3.6), mahnt sie nur dann eine standardnähere Sprechweise ein, wenn ihr eigenes Verständnis nicht mehr gegeben ist (sie scheint außerdem darauf zu achten, dass Äußerungen auch für Nichterstsprachler verständlich sind, vgl. Kapitel 3.3.2). Die Mittel, die LAI einsetzt, um normativen Druck auszuüben, sind dabei freilich eher „sanft": Sie „fragt nach" bzw. „bittet" sie darum, verständlicher zu sprechen.

Wenn Äußerungen aufgrund zu starken Dialektgebrauchs unverständlich sind, endet die Toleranz fast aller Lehrenden und es werde mehr Standardnähe eingefordert – wobei die meisten bekunden, so etwas sei überhaupt noch nie vorgekommen (LAF 40:04–41:09):

```
001 LAF: ich ich ich würd SAgen wenn? | (2.9) aso dass dass jemand
002      jetzt wirklich so (-) im TIEfem (.) dialekt, | (1.0)
003      grundsätzlich SPREchen würde; | kann mi ned erINnern,=
004      | =dass mir des amal wirklich UNterkommen; | °hh WÄre. | °hh
005      äh (1.8) wenn (-) wenn ich jetzt MERken würde? | dass jemand
006      (1.7) hin und WIEder dann, | (-) so weit in °hhh tIEferen
007      dialekt REINfällt; | also jetzt ned nur von der AUSsprache
008      her,= | =sondern lexiKAlisch eben? | (---) (1.1) äh (1.4) da
009      würde ich einfach drum erSUchen, | °hh v::erSTÄNdlicher zu
010      sprechen, | damit_s alle verSTEhen; | (---) in DEM sinn. |
011      (1.6) also NED in dem sinn, | °h sprechen sie bitte
012      HOCHdeutsch. | (1.8) JA? | (--) s_s_sondern (.) sondern °hh
013      äh (--) sprechen_s bitte SO,= | =dass alle (-) des jetzt
014      verSTEhen; | also auch so mit am bissl am SCHMUNzeln? | °hh
015      (1.1) weil dann is die sache geKLÄRT denk ich.
```

LAF unterstreicht, dass es hier um Extremfälle gehe: Nur wenn es sich um den „tiefsten Dialekt“ handle, der gesprochen werde, und zwar „grundsätzlich“ (d. h. wiederholt) und nicht nur auf phonetischer, sondern auch „lexikalischer“ Ebene, schreitet er ein. Dabei übt er Kontrolle auch nur vergleichsweise milde aus: Er „ersucht“ – abgemildert durch „Schmunzeln“ – darum, allgemeinverständlicher (was nicht notwenigerweise „standardsprachlich“ meint) zu sprechen. Zunächst und zumeist scheinen aber offenbar ohnedies fast alle seinen Erwartungen gemäß zu handeln.

Verständlichkeit ist letztlich ein elementarer Wert im (wohl nicht nur) universitären Varietätengebrauch – wichtig ist aber darauf hinzuweisen, dass Verständlichkeit unterschiedlich verstanden werden kann, mithin unterschiedliche, konkrete Erwartungen zu rechtfertigen vermag:

Während sich ans Ziel Verständlichkeit für die meisten Probanden die Erwartung knüpft, es sollte zumindest allzu starker Dialekt vermieden werden, rechtfertigen andere Probanden damit, dass überhaupt kein Dialekt verwendet werden soll, weil Dialekte grundsätzlich als unverständlich eingeschätzt werden. Die Studierende SOJ ist etwa der Ansicht, im universitären Sprachgebrauch gebe es „zu VIEL dialekt?“ (13:39–13:41) – sie will, dass allgemein mindestens umgangssprachlich, wenn nicht standardsprachlich gesprochen werde, und zwar mit folgender Begründung (17:40–18:00):

```
001 SOJ: also ma soll sich ja in der WISsenschaft wirklich, | (-) ver
002      STEHen zu versUchen? | ((lacht)) | °hh und (.) da braucht ma
003      eben meinem eindruck nach zumindescht a UMgangssprache; |
004      (1.2) also wie GSAGT,= | =des muss jetzt ned so geSTOchen
005      sein,= | =aber so dass ma doch (.)verSTANden wird? | °hhh und
006      da wär i eigentlich daGEgen,= | =dass ma des dann (-)
007      wirklich FÖRdert; | den diaLEKT.
```

SOJ geht offensichtlich davon aus, dass dialektale Sprechweisen nicht allgemeinverständlich sind – weil man an der Universität indes ein möglichst breites Verständnis mit seinem Sprachgebrauch anstreben soll, sei, wenn auch nicht die Standardsprache, so doch zumindest die Umgangssprache zu wählen, während der Dialekt nicht „gefördert werden“, d. h. nicht unbedingt gebilligt werden sollte. Dass Verständlichkeit ein maßgeblicher (womöglich sogar der entscheidende) Faktor für

Präferenzen gegenüber standardnahen Sprechweisen ist, zeigen auch andere Untersuchungen, etwa STEINEGGER (1998: 128).

In den Interviews wird Verständlichkeit aber auch im Gegenteil dazu genutzt, generell für mehr Toleranz dem Dialekt gegenüber zu werben und Standarderwartungen zu kritisieren, schließlich könne der Dialekt je nach Situation auch verständlich und legitim sein. Oben wurden bereits Äußerungen zitiert, die in diese Richtung gehen (vgl. die zitierten Ausschnitte von LOH und SOC). Auch der Lehrende LAE meint: „ich DENK dass ma? | (-) also einfach a bissl von dem WEGkommen soll dass ma, | (---) im akaDEmischen betrieb äh::- | (--) des REIne hochdeutsch, | als den toTAlen standard (-) propagiert;“ (35:02–35:14); er legitimiert das so (35:16–35:56):

```
001 LAE: ich denk des is so ähnlich wie mit ziTIERvorschriften? | (-)
002      aso es gibt (-) HUNderttausend disziplinen; | je hot ihr
003      eigene ziTIERvorschrift? | des hoit i für hochgradig SINNlos.
004      | °h solang des referenZIERbar is, | oiso solang ich
005      RAUSfinden kann,= | =woher die textquelle STAMMT? | °h ises
006      MEInes erochtens- | also und solang des hoit verSTÄNdlich
007      is,= | =ises meines erachtens eGAL? | (-) WIE ma zitiert; |
008      oder in welcher FORM,= | =oder eben (.) ob da jetzt a PUNKT
009      oder a bEIstrich kheat is wirklich wuascht. | (-) JA? | °hh
010      äh und ich denk so ÄHNlich sollt des auch mit, | äh
011      verwendung von diaLEKT,= | =von sprachlichen varieTÄT oder so
012      sein; | °h i hob jetzt a ka proBLEM damit,= | =wenn jemand
013      PLATte in meiner lehrveranstaltung redet; | (-) äh solong i_n
014      verSTEhen konn? | {…} | also vielleicht ähm:: ma könnt a
015      plädoyer für a gewisse entKRAMpfung in der hinsicht äh- | (-)
016      depoNIEren.
```

Auch von LAE wird auf den Wert der Verständlichkeit rekurriert – er meint allerdings, dass jede Varietät legitim sei, soweit sie verstanden werde und keine Sprachform angemessener als eine andere sei, sobald beide gleichermaßen verständlich sind. Wie Zitiervorschriften sei auch die Varietätenwahl kein Selbstzweck, sondern bloß Mittel zum Zweck.

Verständlichkeit ist letztlich keine Norm, sondern ein Wert, an den sich unterschiedliche, konkrete Erwartungen knüpfen können (vgl. auch Kapitel 2.1.1.7): Welche, ist abhängig davon, wie der Ist-Zustand eingeschätzt wird und welche Sprechweisen als wie verständlich eingestuft werden (SOJ beobachtet den Gebrauch von zu viel Dialekt, den sie als unverständlich einordnet; LAE hingegen gewärtigt Standarderwartungen, die mehr verbieten, als unter Verständlichkeitsgesichtspunkten nötig wäre), wie Verständlichkeit überhaupt definiert wird (bei SOJ geht es mehr um die allgemeine Verstehbarkeit von Varietäten, bei LAE darum, welche Varietäten in einer konkreten Situation von den Beteiligten tatsächlich verstanden werden)[348] und wie diese Varietäten überhaupt konzipiert werden (vgl.

348 Das hängt womöglich auch mit der Probandenrolle zusammen: Als Lehrender kann LAE in seinen LVs einschreiten, wenn eine Sprechweise gewählt wird, die er nicht versteht, weshalb die situative Aushandlung von Verständnis für ihn wesentlich unproblematischer ist als für SOI, die in ihrer Rolle als Studentin eher darauf angewiesen ist, dass allgemein so gesprochen wird, dass sie es versteht.

Kapitel 3.3.13). Letztlich zeigt sich, dass Werte und Normen nicht dasselbe sind: Werte sind, weil sie einen zu verwirklichenden Zustand beschreiben, offener und können sogar widersprüchliche normbezogene Erwartungen rechtfertigen.

3.3.5 Authentizität, Identität, Diversität, Freiheit

Wäre Verständlichkeit der einzige kommunikative Wert, dem der Sprachgebrauch an der PLUS zu folgen hat, wären Normen, die eine mehr oder minder standardnahe Sprechweise verlangen, erwartbar (vgl. auch die Überlegungen in Kapitel 2.1.2.2). Denn auch, wenn der Wert Verständlichkeit dazu genutzt werden kann, Forderungen nach mehr Toleranz zu legitimieren, wäre maximales Verständnis doch am ehesten dadurch sichergestellt, dass alle dieselbe Sprechweise wählen – eben die per definitionem überregional verbreitete Standardsprache. Das Vorkommen regionalerer Sprechweisen wird daher i. a. R. durch andere Werte gerechtfertigt. Einer der wichtigsten Werte hierfür ist Authentizität,[349] was wiederum mit Identität zu tun hat[350] – Sprache ist Ausdruck des Ichs eines Menschen, seiner sozialen Identität einerseits, andererseits aber auch seiner persönlichen Identität. Variation ist Teil der „jemeinigen" „Stimme" – dessen, was den Sprecher von anderen unterscheidbar macht und als Ich abhebt (SOUKUP 2009: 123). Die Vielfalt individueller „Stimmen" konstituiert Diversität, was für viele einen Wert darstellt, nicht zuletzt, weil Diversität ein Ausdruck von Freiheit ist. Jeder kann und soll sich gebärden, wie er will, statt von Zwängen eingeschränkt zu sein. Solche Werte – Identität, Diversität, Authentizität und Freiheit – stellen für viele Probanden wichtige Motive bei der Varietätenverwendung und den Angemessenheitsurteilen dazu dar (SOE 17:33–18:42):

```
001 SOE: EIgentlich red i scho immer im dialekt weil? | (--) i WEISS
002      ned; | i kimm ma do SO,= | =immer so geKÜNstelt vor wenn i_s,
003      | (-) HOCHdeutsch probier; | und i find do heat si donn a mei
004      STIMM gonz ondascht o. | UND? | °h des bin donn bin donn
005      einfoch nimmer I,= | =und DESwegen, | (-) loss i des donn
006      BLEIben. | {…} | die professoren de aus ÖSterreich kommen? |
007      dena hört ma_s a olle ON. | °hh und ähm (--) i FIND_s scho
008      da- | i find des scho GUAT,= |  =dass si_s ned verSTEcken
009      woin. | (-) WEI ähm? | (--) i MOAN? | (--) wenn die (-)
010      GONze_äh- | (-) wenn_s nimma so vü dialekte GEben tat,=
011      | =wär_s doch a LONGweilig; | und deswegen find i des scho
012      gonz GUAT. | (-) wenn des do an der UNI is. | {…} | mir is
013      eigentlich no nie so VORgekommen, | als würd si do IRgendepa?
014      | °hh ver!STEL!len; | und des find i eigentlich GUAT;=
015      | =weil we_ma (.) we_ma HOCHdeutsch red,= | =donn soll ma
```

349 Vgl. für einen entsprechenden Befund im Kontext Schule DAVIES (2000: 138); VERGEINER et al. (2019); für die Assoziation von Dialekt mit Authentizität / Natürlichkeit vgl. auch SOUKUP (2009: 123).

350 Vgl. zu entsprechenden Spracheinstellungen, dass Dialektsprecher die ehrlicheren, vertrauenswürdigeren, aufrichtigeren, integreren Personen seien SOUKUP (2009: 123); vgl. aber auch die Befunde bei BELLAMY (2012: 159).

```
016      HOCHdeutsch reden? | und we_ma_s NED tuat, | donn eben NED. |
017      und des find i hoit an der uni eigentlich gonz GUAT. | °h
018      dass do KOAN? | also bis jetzt woa_s no NIA bei nem,= | =wo
019      irgendwie probiert hätt dass er si do verSTEIT; | und des
020      find i eigentlich echt WICHtig.
```

SOE steht für eine ganze Reihe v. a. österreichischer, z. T. aber auch altbayrischer Probanden, die eine hohe Dialektloyalität aufweisen: Standard zu sprechen wirkt für sie gekünstelt, als Verstellung ihrer selbst. Sie identifiziert sich stark mit „ihrem" Dialekt – ihn zu sprechen sei Ausdruck ihrer Selbst, ihn nicht zu sprechen hieße, unauthentisch zu agieren. Sie wertet es positiv, so zu sprechen, wie es der eigenen Identität entspricht und rechtfertigt das nicht zuletzt mit Diversität, der Dialektvielfalt, die zu erhalten sei. Die Vielfalt der Dialekte sei positiv, habe ihren Reiz – Dialekt und Umgangssprache seien an der PLUS „vorHONden; | ((lacht)) JA? | (---) äh (-) JA; | und ja i DENK des is? | °hh halt beRECHtigt, | es IS, | es mocht_s gonze a a bissl UNgezwungen und- | (--) leBENdig; | (-) auTHENtisch;" (20:48–20:58), denkt bspw. auch SUK.

Dass Dialekte die Sprachverwendung lebendig machen, dass das Sprechen dadurch ein zusätzliches Moment der Spannung gewinne, ist ein besonders häufiges Argument für die Legitimität ihres Vorkommens an der PLUS (SOF 02:33–03:02):

```
001 SOF: ich persönlich find_s auch ganz SCHÖN,= | =weil für mich
002      wär_s LANGweilig;= | =wenn jetzt jeder °h einfach nur REIN
003      (.) rein redet; | es wär für mich LANGgweilig. | ich find es
004      HAT auch irgendwie_n bisschen was? | °h dass man son paare
005      NEUe äh:- | °hh des_s auch teilweise LUStig natürlich in
006      manchen fällen, | und es bringt son bisschen PEP rein;=
007      | =wenn jetzt alle nur GLEICH reden würden,= | =es wär für
008      mich irgendwie LANGweilig. | °hh natürlich klingt auch nich
009      jeder dialekt SCHÖN? | des is immer geSCHMACKSsache für
010      verschiedene leute? | (--) Aber? | ähm:: mi_mi_mir perSÖnlich
011      gefallen dialekte eigentlich; | bis auf SÄchsisch vielleicht
012      jetzt im deutschen. | ((lacht))
```

Auch SOF findet Wohlgefallen an Variation: Sie bringe Abwechslung und Lebendigkeit („Pep") in den Sprachgebrauch, während es eintönig wäre, wenn alle gleich und „rein" (= standardsprachlich) sprächen. Amüsant sei es etwa, neue Varianten kennenzulernen. Auch wenn nicht jeder alle Dialekte schön findet, mag SOF sie generell gerne, allenfalls das Sächsische (eine Varietät mit starkem Negativprestige) nimmt er davon aus.

Dialekte seien, so sind auch andere Probanden überzeugt, unter ästhetischen Gesichtspunkten wertvoll: Sie haben jeweils ihren Klang, gefallen vielen, weshalb ihr Vorkommen nicht bloß akzeptiert, sondern sogar geschätzt wird. Diversität bringe ästhetische Spannung – befördere aber auch die Toleranz. I. d. S. habe die Dialektverwendung sogar für fremdsprachige Sprecher Vorteile, wie SOB herausstreicht (29:00–29:20):

```
001 SOB: GRAde durch diese? | (-) diaLEKTmischmasch, | (-) äh:: HIER
002      an der uni; | äh °hh braucht man sich nich SCHÄmen, | wenn
003      man nen deutsch mit akZENT hat; | also kann man sich auch mit
004      sElbstbewusstsein da HIN stellen,= |  =und seinen vOrtrag da
```

005 einfach RAUSschmettern und? | °hh muss sozusagen nicht groß
006 RÜCKsicht nehmen,= | =ob da vielleicht ein oder zwei
007 gramMAtikfehler drin sind; | des wird hier niemandem
008 ANgekreidet.

Die Dialektverwendung trägt zur Formenvielfalt an der PLUS bei – und damit zur Toleranz gegenüber vom Standard abweichenden Sprechweisen, so SOBs Überlegung. I. d. S. müssten sich bspw. auch Fremdsprachige nicht vor etwaigen Sanktionen fürchten, wenn sie nicht der Standardnorm entsprechen – sie könnten mit derselben Sicherheit normabweichende Formen gebrauchen wie alle anderen.

Vielfalt trage zur Toleranz bei – und ist zugleich ein Wert an sich: „ich f::ind nicht dass da jetzt °hh JEder? | (--) sprachlich so zurecht geDENgelt werden sollte dass es, | äh alles uniFORM klingt." (33:48–33:56), denkt etwa SOL – ihm zufolge „sollte nicht zu sehr WERT drauf gelegt werden,= | =dass ALles? | °hh in STANdardsprache is sondern? | (1.0) i MA:N- | (-) diversität is immer was GUtes. | ((lacht))" (38:47–38:56).

Vielfalt sei nicht zu unterdrücken, sondern zu fördern und zu erhalten – immer wieder wird dabei auch auf die (vermeintliche) Gefährdung der Dialekte hingewiesen – „jo also i find_s einfach GUAT,= | =wenn halt einfoch diese VIELfalt erhalten bleibt;=WEIL? | (--) so diaLEKT geh- | des geht ja eigentlich scho immer mehr verLOren," (02:49–02:57), begründet etwa SOK ihre Ansicht, auch der Dialekt solle eine Rolle an der PLUS spielen. Für viele haben Dialekte fast den Charakter eines „nationalen Kulturgutes", eines Identitätsmerkmals Österreichs, das unbedingt zu bewahren sei[351] (SUK 31:42–32:26; 32:56–33:11; 33:31–33:38):

001 SUK: jo aso i_i find dass der diaLEKCHT ähm? | (1.1) scho an ge
002 wissen WERT hot;= | =in ÖSterreich. | also allgemein (-)
003 diaLEKCHT? | (--) und wos i_IS,= | =wos ma NIT vielleicht? |
004 °hhh mh:: (--) AUS- | (.) AUSsortierten,= | =oder aus (-)
005 ROTten (-) versuachen me äh sollte,= | =sondern oafoch
006 erHOIten ais; | °hh wei_s jo DOCH irgendwie? | (---) a:: (-)
007 wo_s PRÄgendes is,=NIT? | Aso- | (1.3) und vor oim a d_wei
008 bei UNS des so, | °hh so extrem äh VIELschichtig is; | es
009 gibt ja so VIE verschiedene dialekchte; | allOA in? | (--)
010 wos woaß i_im OIpenraum;=UND? | (1.3) aso i find des wos wos:
011 äh_SCHOD wär, | wenn ma sogt ma KCHÄMPFT dagegen on,= | =oder
012 ma versuacht des immer m_we weiter inen HINtergrund zu
013 drängen? | °hh sundern es hot IRgendwia? | (--) a gewisse
014 UNgezwungenheit. | {…} | es kcheat zu ÖSterreich dazua; |
015 (--) zu_am LOND.=UND? | (--) °hh (-) ähm (--) wos woaß i
016 für_n partEIenverkcher? | (1.6) INnerhoib vom lond;=UND? |
017 (-) und AUSserhoib,= | =im DEUtschsprochigen raum? | °h
018 vielleicht NED;=Owa? | (---) im LEbensumfeid auf jeden foi. |
019 ((lacht)) | {…} | mir wa: des zumindest a ONliegen, | (-) a
020 für die UNI; | (-) Aso? | (--) jo des IS- | (--) wa: SCHOD

351 Als Teil der österreichischen bzw. Salzburger Kultur wird die Verwendung standarddivergenter Formen auch von manchen internationalen Studierenden legitimiert – „it_s (.) PART of the cUlture, | or the REgion,= | =in which the university IS." (SEB 17:31–17:34).

021 wenn des:, | (-) IRgendwonn moi? | (1.2) UNtergehen tät; |
022 ((lacht))[352]

Die Vielfalt der alpenländischen Dialekte wird von SUK explizit als Wert dargestellt – als etwas, was zur Identität wenn schon nicht des gesamten deutschen Sprachraums, so doch Österreichs gehöre und dabei Land und Leute (positiv) prägt. Einer Aufgabe oder Zurückdrängung des Dialektgebrauchs kann SUK folglich auch nichts abgewinnen, vielmehr wünscht er sich, dass der Dialekt im Gebrauch bleibt.

Werte wie Identität und Diversität stellen letztlich nicht bloß den Grund dafür dar, dass viele es billigen, wenn Dialekte vorkommen, sondern auch, dass sie es sich explizit wünschen, dass mehr Dialekte verwendet werden (SIL 17:19–17:39):

001 SIL: find ich zu WEnig; | (--) also ich fänd_s (-) BESser, | (-)
002 dass EINfach,= | =dass AUCH? | (-) weil_s ja doch AUCH? |
003 (1.1) ne beREIcherung;= | =also JEder dialekt hat ja auch? |
004 (1.4) nja es find ich doch noch mal ne beREIcherung,= | =zur
005 sch generellen SPRAche, | zur SPRACHvielfalt. | (1.2) und ich
006 find es wird hier zu WENig? | (1.8) ja oder wird sehr VIEL
007 halt, | verSUCHT eben in hochsprache zu sprechen;

Aus SILs Perspektive geht die Standardorientierung zumindest in ihrem (naturwissenschaftlichen) Studiengang zu weit: Gerade aus Gründen der Vielfalt, durch die jeder Dialekt per se bereichernd sei, sollten sie mehr vorkommen dürfen, mithin das Dialektsprechen gefördert werden.

Neben Diversität sind, wie erwähnt, Authentizität und Identität zentrale Legitimationskriterien für das Vorkommen nonstandardsprachlicher Varietäten – oft wird damit gegen eine perzipierte Unterdrückung solcher Sprechweisen argumentiert, etwa durch SOI, eine Bundesdeutsche, die zur Frage, ob Nonstandard an der PLUS vorkommen soll, meint (16:43–17:31):

001 SOI: vielleicht eher MEHR? | weil ich (--) also wenn ich mit
002 meinen Österreichischen freunden darüber REde, | dann äh_erz
003 erZÄhlen sie mir immer eher,= | =dass des n stück weit °hh
004 unterDRÜCKT wird? | sag ich mal der diaLEKT; | also dass sie
005 in der schule eher HOCHdeutsch sprechen sollen, | und so
006 WEIter; | und des find ich eigentlich voll SCHAde,= | =weil
007 ich finde dadurch geht_n stück weit °hh kulTUR verloren; |
008 und n und (--) ALso? | °h klar okay dass sie jetzt
009 hochdeutsch SCHREIben_mh::: lernen müssen,= | =verSTEH ich; |
010 °hh aber dass das jetzt im SPRACHgebrauch irgendwie so u_
011 Untergehen soll,= | =find ich absolut nich
012 geRECHTfertigt.=UND? | °hh WEISS nich? | KLAR. | m:: also
013 hhh° ich verSTEH es schon irgendwie,= | =waRUM sie_s machen
014 müssen,= | =aber ich find_s halt SCHAde. | °h und ich FIND
015 des auch_äh:- | (--) viel auTHENtischer,= | =und
016 symPAthischer; | wenn mir jemand wirklich °h gegenÜbertritt,=

352 Zu einer ähnlichen Argumentation im Kontext Schule vgl. bspw. RASTNER (1997: 82).

017 | =und dann so spricht wie er SPRICHT? | °h anstatt sich zu
018 verSTELlen,= | =und HOCHdeutsch zu reden.[353]

SOI weiß vom Hörensagen, dass die Dialektverwendung in österreichischen Schulen restringiert wird – was sie ablehnt. Zwar kann sie nachvollziehen, dass für den Schriftspracherwerb die Standardsprache vonnöten sei, im (mündlichen) Sprachgebrauch sollten Dialekte aber sehr wohl vorkommen dürfen: Schließlich sei der Dialekt ein Stück „Kultur", mithin ein Ausdruck lokaler Zugehörigkeiten. Es wird ein „sprich, wie du sprichst" stark gemacht, hinter dem ein „sprich, wer du bist" steht. Die Dialektverwendung als Identitätsmerkmal mache Sprecher dabei authentisch und sympathisch.

Äußerungen wie der von SOI liegen nicht nur gewisse Einstellungen zugrunde, die Standardsprache mit (übertriebener) Formalität und Korrektheit, Dialekt dagegen mit Lockerheit und Sympathie verbinden (vgl. bspw. auch BELLAMY 2012: 159; vgl. Kapitel 2.2.2), sondern sie bringen auch gewisse Erwartungen zum Ausdruck, welche Varietäten wann angemessen sind. Dabei zeigt sich, dass normative Erwartungen / Wertungen an der PLUS nicht zwangsläufig zugunsten der Standardsprache und gegen den Dialekt bestehen, sondern auch in umgekehrter Richtung auftreten. Sie können als Handlungsgründe das Sprechen solcher Varietäten bedingen, selbst in Situationen, in denen gegenläufige Erwartungen bestehen – etwa bei Referaten, bei denen ja grundsätzlich eher Standard erwartet wird (SUL 06:48–07:20):

001 SUL: I, | perSÖNlich bemüh mi bei referaten? | (--) SO- | aso_äh
002 darum dass i ähm (-) UMgongssproch red;
003 IV: [mhm?]
004 SUL: [°h weil es] es wirkt nix UNnatürlicher und und, | (-) und
005 UNguat für_n zuhörer? | °h wie wenn du di mit HOCHdeutsch
006 sozuzusogen,= | =wenn des jetzt nit °h FLÜSsig aus dir raus
007 kommt; | und we_ma des MERKT,= | =dass du des oafoch nur °hhh
008 ähm quasi dann EINgelernt host;= | =und eigentlich des
009 überhaupt nit deinem °h deinem SPRECHrhythmus? | und ähm
010 DEIner? | (--) ja äh [(-) und do (--) geNAU;]
011 IV: [wenn_s ned auTHENtisch is donn;]
012 SUL: [genNAU.]
013 IV: [GE?] [mhm?]
014 SUL: [des] is katastroPHAL oder?
015 IV: mhm;
016 SUL: (-) wenn i do a bissl UMgongssproch? | (xxx) (--)
017 [is die atmos]phäre glei viel BESser;
018 IV: [mhm?]
019 SUL: LOckerer.

Referate sind eigentlich eine Standarddomäne (vgl. Kapitel 3.2.5; Kapitel 3.3.8) – dessen ungeachtet wertet SUL es als besser, wenn genuine Dialektsprecher nicht

353 In weiterer Folge bemerkt SOI auch, dass die Unterdrückung des Dialekts nicht nur auf schulische Kontexte beschränkt sei; auch an der PLUS sei es so, „dass halt eben mehr des HOCHdeutsche::- | (--) geWOLLT ist? | (-) und ähm:: (---) ja wie::_s halt von erZÄHlungen her,= | =auch in der SCHUle is; | und dass sich °hh die professoren beispielsweise eben auch sehr beMÜHen,= | =HOCHdeutsch zu reden;" (17:43–17:54).

versuchen, im Standard zu referieren. Dadurch entstehe eine „verkrampfte“, unnatürliche Atmosphäre; zugleich – und hier spielt der Kompetenzaspekt hinein – wirke es einstudiert und „nicht flüssig“. Die jeweiligen Inhalte seien umgangssprachlich besser zu kommunizieren, weshalb SUL bei seinen eigenen Präsentationen intendiert, so zu sprechen.

Dass nonstandardsprachlich gesprochen wird, werde dabei bisweilen sogar von Lehrenden goutiert, wie SUL weiter berichtet (28:35–29:28):

```
001 SUL: OA referat hob i mit meinem? | °hh eh mit meinem (-) tiROler
002      kollegen, | (--) ähm KOITN;=UND? | (--) do hot der professor
003      si nochher wirklich äh °hh holt sehr beDANKT dafür dass ma,=
004      | =dass ma des nit in HOCHdeutsch gmocht hom, | (-) sondern
005      aso in UMgongssproch; | weil_s vü (-) vü naTÜRlicher,= | =vü
006      LOckerer und vü- | °hhh auTHENtischer gonz oafoch; | (---)
007      also BESser woa quasi;= | =oafoch zum ZUhöa? | und dadurch °h
008      wean die inhalte nan a BESser transportiert wenn? | °h wenn
009      du dir SELber bei dem wos du sogst, | (---) äh::m:: (1.9)
010      quasi OAfoch? | (-) WOHLfühlst <<lachend>sozusogn>; | JA
011      also- | und und NIT irgendwie? | °hh aus am RHYTHmus kimmst
012      oder so weist? | weist im KOPF? | mehr oder weniger
013      vielleicht a UNbewusst; | so_sogoa wieder äh::: in die
014      UMgongssproch,= | =ins HOCHdeutsch übersetzen muaßt oder so.
015      | aso (--) es passiert natürlich SCHNELL? | owa vom prinZIP
016      her glab i, | °hh (1.7) oder oft wiederHOLT ma si donn a weil
017      ma? | und MERKT,= | =do do jetzt hob i des auf UMgongssproche
018      gsogt; | (-) und sog_s donn vielleicht noamoi auf HOCH
019      deutsch? | und_s sog des san ois SOchen? | des BRINGT,=
020      | =des bringt nur DRAUS.
```

SUL und sein Mitreferent seien vom Leiter der im Ausschnitt angesprochenen LV für ihren Nonstandardgebrauch honoriert worden. Es sei ihnen Anerkennung dafür gezollt worden, dass es ihnen geglückt sei, durch ihre Verwendung der Umgangssprache ein besseres, weniger angespannt wirkendes und „natürlicheres“ Referat zu halten. Im Standard, so ist SUL überzeugt, wäre dergleichen nicht gelungen: Sprecher wie er können sich nonstandardlich letztlich leichter artikulieren, bleiben in ihrem „Sprechrhythmus“ ohne unnötige Konzentration auf die Sprechweise aufbringen zu müssen, denkt er; davon profitiere nicht nur der Sprecher, der sich wohlfühlt, sondern auch der Hörer.[354]

Dass manche Lehrende dazu ermuntern, Nonstandard an der PLUS zu nutzen, wird auch von anderen Studierenden berichtet (SOK 03:27–03:56; SIG 27:18–27:29):

```
001 SOK: i konn mi erINnern bei der::- | EINführungsveronstoltung do
002      hot? | (--) do hot EIne,= | =die do (-) mit an VORtrog gholtn
003      hot; | die woa aus SÜDtirol glaub i? | °hhh und die hot a
```

354 Allerdings wird eine Sprachform, nur weil sie zum Wohlfühlen beiträgt, nicht automatisch akzeptiert – LAD bspw. findet die Dialektverwendung in LVs gerade deshalb unangemessen: „dialekt is naTÜRlich eine,= | =eine sprache wo man sich dann WOhler fühlt;=JA? | °hh und deswegen find ich es (.) es is besser für die priVATsphäre;= | =und für SO:: ähm? | wenn ein_eink KÄUFT. | und (-) aso aber nichts ((lacht)) <<lachend>wenn_wenn man LERNT>.“ (17:58–18:12).

GSOGT, | mia soin do keine SCHEU hom, | und es deaf hier
JEder <<lachend>seinen dialEkt sprechen,= | =egAL ob des
jetzt>? | °hh BAYrisch,= | =oder irgendwas NORDdeutsches oder
berlInerisch oder Oberösterreichisch oder? | wIEnerisch oder
SUNST irgendwas is? | dass da JEder- | (--) des sich so
KHOITN soll,= | =wie es IS;= | =und des HOB i eigentlich- |
(1.1) s_hot mi sehr <<lachend>ONgesprochen>.

SIG: es gibt LEHRveranstaltungsleiterinnen die sogn, | JA; | ihnen
GFOLLT des,= | =we_ma a bissl diaLEKT eben einbaut;= | =und
des WIRKT eben? | des wirkt sehr auTHENtisch; | ma mocht sich
sehr symPAthisch a beim- | bei den ((räuspert sich))
ZUhörerinnen.

Die Vortragende (gemeint ist wohl die Lehrende) in der von SOK beschriebenen LV habe explizit dazu geraten, auch an der PLUS den eigenen Dialekt zu bewahren und ihn zu verwenden, ungeachtet dessen, um welchen Dialekt es sich handelt – SOK wertet das positiv. Allgemeiner berichtet auch SIG davon, dass einige LV-Leiter eine Präferenz für dialektnäheres Sprechen hätten. Sie werten die Dialektverwendung positiv, weil sie „authentischer" und „sympathischer" mache (vgl. dazu auch Kapitel 3.2.7 und die vergleichsweise hohe Zustimmung der Lehrenden zur Aussage, der Dialektgebrauch erzeuge Nähe / ein positives Gesprächsklima).

In einigen Lehrendeninterviews finden diese studentischen Erwartungserwartungen durchaus Bestätigung, bspw. bei LAE (22:50–23:08):

LAE: des EINzige wo ich sOgn würd? | äh wo_s UNpassend is,= | =is
wenn jemand KRAMPFhaft versucht hochdeutsch zu reden mhm- |
wenn er_s ned KANN. | (--) also DIEses? | (--) so des
paradebeispiel is hoit donn a SPOAtlerinterview; | (2.8) so
DER? | (-) der SOI hoit reden wie er red; | weil dann kommt
er auTHENtisch rÜber? | und (--) das is eigentlich der
SPRINgende punkt;

Wie den Studierenden geht es LAE um Kompetenz und Authentizität – dabei erwartet er nicht, dass jemand, der die Standardsprache nicht beherrscht, sie lernen soll, vielmehr solle jeder so sprechen, wie er es gewöhnt ist. Abgelehnt wird von ihm letztlich die Haltung, dass ausschließlich eine standardnahe Sprechweise akzeptabel sei (LAE 26:20–26:50):

LAE: MEIne einstellung des, | zu (.) zu der soche wär vielleicht a
ANdere? | w::enn i ned söber:: LEhrende gehabt hätte;= | =die
(--) sich da EINfach, | um_s auf_n PUNKT zu bringen;= | =nix
GSCHISsen hätten,= | =und einfach den diaLEKT verwendet
hätten. | °hhh und (--) dadurch is sozusogen dieses dieses
hehre WISsenschaftliche, | wir müssen da jetzt HOCHdeutsch
miteinander kommunizieren; | °hh äh AUFgelockert worden. |
und es IS? | (--) für MI gesagt,= | =wesentlich auTHENtischer
rübergekommen? | es is wesentlich poinTIERter gwesn. | °hh
die e_e_es is einfach vom vom oitäglichen UMgang her,= | =vü
EINfocher gwesn.

LAE folgend färben der Varietätengebrauch und die Einstellungen zur Variation vonseiten der Lehrenden durchaus auf ihre Studierenden ab. Zumindest er selbst habe von seinen Lehrenden gelernt, dass man an einer Hochschule nicht unbedingt

den Standard verwenden müsse, sondern dass im Sinne einer ungezwungeneren, nähesprachlicheren Sprachverwendung der Nonstandard sogar zu präferieren sei.

Nicht alle Lehrenden sind so affirmativ – dass aber aus den genannten Gründen die Dialektverwendung der Studierenden zumindest akzeptiert wird, betonen viele; nur wo etwas unverständlich ist, sei eine Grenze überschritten (LOB 39:19–39:43; LID 26:14–26:31),

```
001 LOB: wenn jemand KOMmen täte und sagte,= | =man DÜRfte sozusogen
002      nur noch hOchdeutsch sprechen? | °hh dann würde ich sofort
003      für diaLEKT voten; | also es is MEHR? | (-) so als AUCH? |
004      den FREIraum, | der geSTALtungsmöglichkeit, | °hh und der
005      Individuellen ANpassung zu lassen;=JA? | (--) also i bin da
006      GEgen dass alles stAndardsprache bei uns sein muss; | muss
007      ich auch <<lachend>ganz klar SAgen>; | also auch an der UNI.
008      | (-) aber es soll verSTÄNdlich sein,= | =für ALle die dort
009      arbeiten.

001 LID: mir is eigentlich WICHtiger,= | =dass sie auTHENtisch
002      sin?=UND, | °hh vielleicht werden sie des EH auch im laufe
003      der zeit selber, | (1.5) ANders handhaben oder? | (--) °h aso
004      weil es KLINGT ja auch, | (--) SONST? | (--) also wenn sie
005      sich nicht WOHLfühlen mit- | mit dem STANdarddeutsch dann? |
006      (--) ich verSTEH sie eh; | und wenn ich sie NICHT versteh,=
007      | =dann würd ich EH nachfragen.
```

Obschon LOB im Interview gewisse Standardpräferenzen zeigt – einen Zwang, nur den Standard zu verwenden, lehnt sie ab. Sie ist dafür, dass Sprecher sich im Zuge ihrer Freiheit ihren Sprachgebrauch selbst ausgestalten dürfen – zumindest solange er im Rahmen des Verständlichen bleibt, scheint auch der Dialekt legitim. LID bevorzugt gleichfalls standardnahes Sprechen, weshalb sie durchaus die Hoffnung anklingen lässt, dialektsprechende Studierende würden von selbst beginnen, sich standardsprachlicher zu gebärden – dessen ungeachtet geht es ihr v. a. um die Authentizität im Sprechen und das Befinden der Sprecher dabei. I. d. S. billigt auch sie Nonstandard in LVs; allfällige Unverständlichkeiten, die daraus resultieren, versucht sie durch Nachfragen aufzuklären.

Verständlichkeit, Freiheit, Authentizität usf. sind letztlich Werte, die austariert werden müssen; vielfach wird Verständlichkeit am wichtigsten eingestuft. Es gibt aber einige wenige Probanden, die Freiheit, Authentizität und Diversität höher schätzen. Sie sind bereit, Einbußen bei der Verständlichkeit hinzunehmen, wenn dies zur Verwirklichung anderer Werte beiträgt. Vgl. dazu etwa den folgenden, etwas längeren Ausschnitt im Interview mit SAG (44:49–46:58), einem internationalen Studenten:

```
001 IV:  is there TOO much dialekt? | for (1.1) people like
002      interNAtional students; | °hh do DIAlects have a- | (-) BIG
003      part? | (-) or ähm °h an apPROpriate role;
004 SAG: mhm; | (1.6) ((räuspert sich)) °h (-) ähm that_s an
005      INteresting question;
006 IV:  mhm?
007 SAG: (1.2) but i would rather say it_s NOT a? | it_s NOT a_ähm::-
008      | °h äh SOmething that äh::m::- | (1.7) that (--) can be
```

```
009      ANSwered by, | (--) äh_the university of SALzburg;
010 IV:  [mhm?]
011 SAG: [°hh ] beCAUSE, | (--) äh_it depends on WHO (-) is (--)
012      teaching; | [WHO is speaking.]
013 IV:              [yeah;           ] oKAY?
014 SAG: you cannot obLIGE (.) someone (-) to get a, | (-) a STANdard
015      accent; | °hh h°
016 IV:  yeah?
017 SAG: [((lacht))        ]
018 IV:  [(--) you can only] encourage them to TRY; | (-) i_if you (.)
019      if you FEEL like?
020 SAG: <skeptisch<mh>>
021 IV:  thats a deCISion.
022 SAG: that_s not FAIR.
023 IV:  (-) that_s not FAIR?
024 SAG: (1.2) i would prefer not to::: understand so MUCH,
025 IV:  [mhm?]
026 SAG: [°hh ] than (.) KNOWing that äh::- | °h äh the proFESsor? |
027      that proFESsors; | °h are obLIged_äh to::- | SWITCH into::: a
028      stan- | more STANdard accent;
029 IV:  (--) oKAY;
030      (1.0)
031 SAG: i would feel o o äh ofFENded, | (-) if i was obLIged to.
032 IV:  oKAY? | °h but dont you THINK that, | °h fo (.) especially
033      for the interNAtional students;= | =it would be EAsier, | °h
034      if (--) All teachers and students were obLIged to (.) speak
035      standard? | (--) it would be easier for you to underSTAND?
036 SAG: (--) YES? | (-) [it  ] would be EAsier;
037 IV:                  [YES?]
038 SAG: °hhh (-) BUT? | (--) mh::: (-) °hh that_s not SOMEthing, |
039      who can be (-) äh::mh:: deCIded;
040 IV:  oKAY?
041 SAG: that_s SOMEthing that cannot be- | CANnot have a, | °h A:::
042      mh: mh mh:: (-) mh BÜRO? | °h [bureauCRAtic_äh äh aspect.]
043 IV:                                [mhm (--) mhm mhm mhm?     ]
044      you THINK that, | (-) it should be up to (-) EVeryone; | (-)
045      to use the DIAlect or the stAndard? | (-) he or she
046      [(-) ] WANTS to;
047 SAG: [YES.]
048      YES.
```

SAGs Haltung zur Varietätenwahl ist zutiefst liberal: Lieber ist es ihm, er versteht weniger, als dass seinetwegen irgendjemand dazu verpflichtet würde, so zu sprechen, dass auch er es versteht. Besonders eine sprachenpolitische Regelung durch die PLUS lehnt er ab – welche Varietäten jemand spreche, sei keinesfalls bürokratisch und von oben herab zu entscheiden. Die PLUS habe nicht einzugreifen; jeder soll sprechen dürfen, wie er will – jemanden zu zwingen, seinen „Akzent" abzulegen, sei nicht „fair" – das wäre regelrecht ein Angriff. In der Rolle eines Lehrenden, der Nonstandard spricht, würde er sich beleidigt fühlen („offended"). Standardnormen lehnt er ab – wenngleich er davon profitieren würde.

Die Diversität und Freiheit beim Sprechen sowie die Identität und Authentizität der Sprecher sind letztlich für viele Probanden Werte, mit denen sie ihr eigenes

Nonstandardsprechen und / oder dasjenige anderer rechtfertigen. Umgekehrt sind Werte wie Identität und Authentizität für etliche Personen, die sich nicht als Dialektsprecher empfinden, Gründe dafür, den Dialektgebrauch zu unterlassen**.** Besonders fremdsprachige Sprecher sowie Bundesdeutsche werten es als unangemessen, würden sie sich (österreichische) Dialekte aneignen; vgl. dazu etwa folgende Aussage des Bundesdeutschen LAG (03:22–04:07):

```
001 LAG: aso ich glaube es wär ALbern wenn ich versuche? | den (.)
002      diaLEKT <<lachend>zu sprechen>; | °hh ähm h° äh ich MACH das
003      eigentlich nicht;=nein. | also zuHAUse mach ich das
004      manchmal,= | =aus (.) aus äh SCHERZ; | °h aber das WIRD man-
005      | das wird ja jeder soFORT;= | =weil diese vokale sind so
006      ANders, | °hh dass ich die ja auch nich HINbekomme; | aso °hh
007      wenn i::ch verSUche irgendwas,= | =das HÖRT- | aso man HÖRT
008      es einfach sofort;= | =ich hab das geFÜHL das mir das? | °hh
009      auch nich gut STEhen würde wenn ich:, | jetzt verSUchen würde
010      so zu sprechen.
011 IV:  nicht auTHENtisch. | ((lacht))
012 LAG: ja Eben;=ALso? | °hh ich glaube das is dann schnell ALbern. |
013      das is SOwas? | °hh äh wie auch meine frau is in soner
014      touRISmusregion aufgewachsen in österreich; | °hh und das is
015      auch für sie son:: SCHLIMme vorstellung,= | =dass ja so
016      typisch so die °hh äh Oberschlauen äh norddeutschen
017      touristen, | die dann da DENken,= | =sie könnten jetzt da_da
018      SAgen,= | =das heißt eben WEISS nich; | °hh äh wie Owi und
019      AUfi RICHtigrum heißt oder so?
```

LAG empfindet sich – abseits davon, dass ihm die erforderlichen Sprachkompetenzen mangeln – auch nicht als berechtigt zur Dialektverwendung. Er fände das „albern“, es wäre letztlich unpassend für ihn – i. d. S. ratifiziert er auch die Interviewerfrage, ob es mit Authentizität zu tun habe. Als Negativbeispiel führt er das Stereotyp bundesdeutscher Touristen an, die vermeinen, sich über die (Nicht-)Korrektheit dialektal-österreichischer Formen äußern zu können. Er wertet das dezidiert negativ, als „schlimme Vorstellung“.

Letztlich scheint der Dialektgebrauch denen vorbehalten, die im Dialekt primärsozialisiert wurden (vgl. auch MOOSMÜLLER 1991: 169) – ihn dennoch zu sprechen, wäre fast, als würde man vortäuschen, wer anders zu sein, als man eigentlich ist – vgl. auch die fremdsprachige Sprecherin SAB (24:22–25:16):

```
001 SAB: ich (.) STREbe nicht danach? | UMgangssprache aso, | (-)
002      einen diaLEKT zu sprechen; | °hh denn ich meine es:: ähm (-)
003      hat einen °hh verZERrten eindruck; | ich MEIne die::- | i
004      (--) i_ich habe ein geFÜHL,= | =dass die: MENschen,= | =die
005      ÖSterreicher? | °h ähm (1.4) mich nicht ganz richtig
006      verSTEhen können; | sie können (--) [GLAUben dass] ich
007      einfach?
008 IV:                                     [mhm;        ]
009 SAB: °hh die SPRAche,= | =Ihre sprache verzerre oder? | °hh aso ve
010      (-) es SO verwende dass ich, | °h so wie a_als würde ich eine
011      ÖSterreicherin. | °h [aber es IS] nicht so;
012 IV:                     [mhm;      ]
013 SAB: (-) man merkt (-) sOwieso dass ich eine AUSländerin bin;
```

```
014 IV:  [mhm?    ]
015 SAB: [deswegen] °hh wenn man mich verSTEHT wenn ich, | äh
016      standARDdeutsch spreche;= | =DANN::? | (1.1) spielt
017      vielleicht dialekt KEIne rolle.
018 IV:  also du hast das geFÜHL,= | =du würdest die ja fast schon
019      ANlügen; | wenn du verSUchen würde[st umgangssprache] z-
020 SAB:                                  [geNAU.          ]
021 IV:  und es würde NICHT mal funktionieren?
022 SAB: [((schmunzelt))]
023 IV:  [((schmunzelt))] | MEINST du das so?
024 SAB: JA.
```

Auch SAB rechtfertigt ihre Nichtverwendung standarddivergenter Sprechweisen über die mangelnde Berechtigung von „Ausländern" – als eine solche kategorisiert sie sich selbst – diese zu nutzen. Täte sie es doch, so befürchtet sie, könnte der Eindruck entstehen, sie als Nichtösterreicherin wollte eine Identität als Einheimische reklamieren; da sie keine ist, käme das einer „Lüge" gleich.

Auffällig ist, dass derlei Erwartungen nur bei Nichtdialektsprechern, nicht aber Dialektsprechern belegt sind: Diese äußern nicht, dass nur sie und niemand sonst Dialekt verwenden dürfe. Die enge Verknüpfung von Identität und Sprachgebrauchserwartungen legt die Ansicht allerdings nahe: Wenn es für manche legitim ist, sich regionaler Sprechweisen zu bedienen, weil es der eigenen Identität entspricht, scheint der Umkehrschluss plausibel, es sei für andere, zu deren Identität es (vorderhand) nicht gehört, illegitim und unangemessen.

3.3.6 Standarderwartungen und Varietätengebrauch an der Hochschule generell

Die Literatur legt bisweilen nahe, dass der Sprachgebrauch, der an Universitäten generell vorkommt, zunächst und zumeist die Standardsprache ist (DANNERER 2018b: 174–175) bzw. das erwartet wird und umgekehrt Dialekt dort nicht vorkommt / vorkommen darf: „A majority of the situations […] where dialectal style would be inappropriate, can be characterized by a certain degree of formality and an intellectual / academic context"; „dialectal speech style" sei „inappropriate in a scientific setting involving higher education such as at university" (SOUKUP 2009: 125; vgl. bspw. auch DAVIES 1995: 91; s. o. Kapitel 2.2.2). Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass es jedoch Erwartungen gibt, die auch nonstandardsprachliche Sprechweisen an der PLUS legitimieren – wenn etwa Dialekte verständlich für alle Anwesenden sind, dürfen sie vorkommen. Weil Dialektgebrauch auch viel mit Authentizität, Identität und Diversität zu tun hat, soll der Dialekt sogar verwendet werden und keinerlei Bevorzugung der Standardsprache stattfinden. Nichtsdestoweniger erwarten etliche Probanden für die PLUS tatsächlich generell Standardgebrauch – oder berichten von diesbezüglichen Erwartungen: „in SALZburg is halt? | (-) auf der uni wollen_s eigentlich immer olle des HOCHdeitsche hom; | (1.0) sehr sehr STORK." (SOC 00:55–01:01). Hinter dieser Standardpräferenz, die sich auch schon im Fragebogenteil gezeigt hat (vgl. v. a. Kapitel 3.2.1), stehen verschiedene Motive:

Wie oben bereits angeführt, wird der kommunikative Wert der Verständlichkeit dazu genutzt, Erwartungen zu rechtfertigen, dass nur Standardsprache gesprochen werden soll (vgl. Kapitel 3.3.4). Betont wird aber auch die Rolle von Formalität / Offizialität: Die Universität wird als offizielle Institution und die Hochschullehre als formales Setting begriffen – dementsprechend sei die Sprache auszuwählen (SAM 16:22–16:40; LUJ 01:36–02:01):

```
001 SAM: weil ma ja DOCH, | (---) auf der universiTÄT is;=UND? | (--)
002      eine geHObenere sprache verwenden sollte. | (-) °h ich glaub
003      das geFÜHL allein,= | =man ist jetzt auf der UNI,= | =und
004      nicht auf der STRASse? | °h verLEItet einen dazu auch,=
005      | =die SPRAche so auszuwählen; | ich DENK mir? | °h uni is
006      dann halt (-) geHObener;

001 LUJ: also ich ich bin eher eher n verFECHter dass man::- | z_sagen
002      die die_die_die HOCHsprache äh sprechen sollte? | gerade in
003      äh wenn_s um um äh:: sag_ma mal °h offiZIELle dinge geht; |
004      oder oder auch STUdium. | also ich bin Eher? | °hh ich MAG
005      dialekte gerne? | (-) aber äh:: (--) an der UNI? | (-) öh_öh
006      (1.1) mh:: würd ich (--) eher äh beFÜRworten, | dass man die
007      HOCHsprache einsetzt.
```

SAM rechtfertigt ihre Erwartungen zum Standardgebrauch an der Hochschule mit der Formalität universitärer Situationen. Die Hochschule sei eben nicht die „Straße“, sondern eine „gehobene“ Einrichtung – demgemäß soll die Sprache sein: Eine „gehobene“ Sprache, d. h. die Standardsprache sei zu benützen. Auch LUJ betont, ein Hochschulstudium sei eine offizielle Angelegenheit, das in einem formalen Setting stattfinde, weshalb die Standardsprache eingesetzt werden soll – auch wenn LUJ Dialekte „gerne mag“, findet er sie in einem solchen Rahmen inakzeptabel.

Diese Ansichten implizieren, dass die Standardsprache als formellstes Register wahrgenommen wird, was bei vielen Probanden der Fall zu sein scheint (eine gängige Spracheinstellung; vgl. SOUKUP 2009: 124). Damit verbunden ist auch die Assoziation von Standardsprachlichkeit und Bildung(ssprache) (vgl. auch BELLAMY 2012: 158; DANNERER 2018b: 175; DAVIES 1995: 87–90) sowie die Identifikation der Standardsprache als „objective language of science and the educated elite“ (SOUKUP 2009: 124). Auch diese Attribuierungen werden genutzt, um Standarderwartungen generell an der PLUS zu rechtfertigen (SUG 24:45–25:15):

```
001 SUG: i GLAUB schon dass es? | (-) ja glaub i erWÜNscht is we_ma
002      halt, | (2.1) <<lachend>SCHÖNner spricht>; | ((lacht)) weil::
003      des hoit irgendWIE? | (1.5) ((stöhnt auf)) i wü ned SOGN? |
004      (--) °h WISsenschoft;= | =oiso es kl (.) es klingt irgendwie
005      geBILdeter. | (---) taTSÄCHlich; | ALso? | °h also (-) we_ma
006      NIE dialekt redet,= | =dann klingt ma ein KLEIN wenig
007      gebildeter. | (--) °hh und DESwegen:::- | (--) wird des hoit
008      Eher verwendet, | und (.) ma PASST si hoit dem a on;
```

SUG begründet ihre Standardpräferenz über die verbreitete Vorstellung, dass Standardsprachlichkeit und Bildung zusammenhängen: Wenn man Standardsprache spricht, wirke man „gebildeter“; dementsprechend werde ein standardnaher Sprachgebrauch an der PLUS erwartet, woran „man“ sich anpasse – offenbar auch SUG.

Da die Standardsprache die Bildungs- und Schriftsprache sei, ist ihr Erwerb wichtig – i. d. S. werden Standarderwartungen auch über didaktische Zwecke legitimiert (LED 17:39–18:06):

001 LED: ich GLAUbe, | °hh ähm (--) in der WISsenschaft muss man (-)
002 grundsätzlich- | (--) JA? | °hh die HOCHsprache verwenden; |
003 °h weil es is DANN? | es_s (.) es is dann auch eine
004 SCHRIFTsprache; | und es_s WICHtig,= | =dass die stuDIErenden
005 dann auch, | °hh gut SCHREIben können;[355]

Die Standardsprache, die zugleich Schriftsprache sei, müsse an der Hochschule gepflegt werden, so LED, damit Studierende gute schriftsprachliche Kompetenzen auf- und ausbauen.

Festzustellen ist unterdies, dass die Ansicht, dass ausschließlich die Standardsprache gesprochen werden dürfe und alles andere absolut inakzeptabel sei, v. a. bei Österreichern kaum und auch bei Bundesdeutschen nur selten belegt ist. Häufiger ist eine gewissermaßen „tolerante" Standardpräferenz, wie sie im Folgenden etwa LEA ausdrückt (02:28–03:11):

001 LEA: ja ich bin HEUT grade? | °h we_ma von diaLEKT sprechen,=
002 | =ähm in einer ARbeits- | äh veranstaltung zur
003 ARbeitstechnik gefragt worden,= | =ob ich FINde dass man? |
004 °hhh an der universiTÄT, | ähm STANdardsprache oder dialEkt
005 sprechen sollte;=
006 IV: JA?
007 LEA: =wie ich dazu FINde;=JA? | das_das PASST jetzt genau zu dem
008 interview [jetzt.]
009 IV: [und was] haben sie geANntwortet?
010 LEA: ich hab geSAgt dass n- | (-) normalerweise ich SCHON finde,=
011 | =dass die universität n ORT is,= | =wo standardsprache
012 gePFLEGT wird; | und wo sie HINgehört; | °hh aber dass es
013 AUCH damit zu tun hat,= | =wie °h äh jetzt für den EINzelnen?
014 | °hh wie sehr er sich in der standardsprache WOHLfühlt;
015 IV: [mhm?]
016 LEA: [oder] SIE. | °h und wenn das für JEMand einen- | (-) äh sehr
017 großen STRESSfaktor sta ähm darstellt, | dann kann man ja
018 versUchen sich bisschen !AN!zunähern; | und ma MUSS nich so
019 sprechen wie_n-= | =was weiß ICH? | °h rundfun (.) dEUtscher
020 RUNDfunksprecher zum beispiel.

Einerseits bekräftigt LEA, dass Universitäten Orte der Standardsprachlichkeit seien und diese Varietät vorzuziehen sei, andererseits kommt aber auch eine gewisse

355 Im Unterschied zu schulischen Settings, wo das didaktische Argument zentral ist – vgl. bspw. DAVIES (2000: 137); RASTNER (1997: 83–84) –, kommt es im vorliegenden Kontext allerdings vergleichsweise selten vor. Zumeist wird die Schule als der Ort identifiziert, an dem die Standardsprache erworben wird / werden soll. Es herrscht die Erwartung vor, dass Studierende, die eine Schullaufbahn hinter sich haben, die zur Hochschulreife führt, die Standardsprache beherrschen: „ähm also für DEN fall sozusagen,= | =aus dialekTAlen bereich (--) kommend? | würd ich FRAgen,= | =w:ie hat_s die person so weit geSCHAFFT, | durch sozusagen den BILdungsweg an die uni zu kommen;= | =ohne da amoi irgendwie eine ähm °h gehobenere UMgangssprache zu lernen? | (-) ALso? | (--) da würd ich dann STARK nachfragen." (LOB 29:52–30:09).

Toleranz zum Vorschein: Es seien auch das Individuum, seine Präferenzen und Kompetenzen zu berücksichtigen, mithin zähle der „gute Wille“ – der Versuch, sich an den Standard anzunähern, reiche aus, es müsse keine Standardsprache im Sinne der kodifizierten (bundesdeutschen) Norm produziert werden, wie sie professionelle Sprecher realisieren (vgl. Kapitel 2.2.3). Unangemessen sei zwar der Dialekt, aber auch da sei es „eigentlich ne FRAge der? | des GRAdes; | also wenn jemand SO? | °hh äh (--) MERKmale benützt die, | (--) STARK ähm? | (1.5) die_s starke diaLEKTmerkmale sind, | des find ich dann schon UNangebracht;“ (LEA 04:07–04:21).

Sind bei Bundesdeutschen und v. a. Österreichern sonach eher gemäßigte Standarderwartungen bestimmend, vertreten manche fremdsprachige Sprecher – Studierende wie Lehrende – weitaus rigorosere Standarderwartungen und -begriffe, wie bereits die quantitativen Befunde nahelegen (vgl. v. a. Kapitel 3.2.1; Kapitel 3.2.5) (SEK 30:05–31:42):

```
001 SEK: if we make a comPArison, | (1.8) äh with Other languages,=
002      | =i think THEre- | (--) the OK- | (--) EACH mother tongue
003      should be, | like ELevated? | (--) when you REACH university;
004      | you should be able to speak your MOTHer tongue; | (-) AS? |
005      (--) in it is spoken in BOOKS. | as it_s SPOken in- | (-)
006      like °h STANdard; | you have to be Able,= | =at LEAST to
007      unders- | you i dont say EVery day,= | =but you have to speak
008      that KIND of language. | °hh you cannot speak_l your DIAlect;
009      | i wont iMAgine? | °h speaking (--) a sort of dialekt °h i
010      MY mothertongue. | °hh or i wouldnt imagine like people going
011      to OXford university, | and SPEAking like? | (--) °h and a
012      ENglish dialect; | (-) °h so i think it_s the SAME here? | i
013      it_s äh the HIGher the standards of the university, | if
014      (---) the STANdard language is taking into consideration? |
015      and NOT, | (--) the DIAlect itself. | °hh it SHOULD be, |
016      (--) imPROved i think. | {…} | you cannot speak like INformal
017      with a teacher; | the TEAcher is like? | (1.3) eine ERHA- |
018      it_s a DOCtor. | so you have to be (-) to reSPECT him. | and
019      (-) also the instiTUtion itself,= | =it_s in university where
020      you STUDY languages, | and you CANnot- | (-) KNOW your own
021      language. | °hh it MEANS like? | (-) you have to speak like
022      the HIGHest, | (--) language you CAN.
```

Geäußert werden vom italienischen Erstsprachler SEK im Ausschnitt klare Erwartungen zur Varietätenverwendung an der Universität. Als vertikal höchste Sprachform, als „Hochsprache“ im eigentlichen Sinn, solle man sich am „höchsten“ Standard(-register) orientieren, was u. a. mit Respekt zu tun habe: Respekt vor den Lehrenden, die ja Doktoren seien, aber auch der Institution selbst. Als Kontrastfolie dient ihm dabei nicht nur seine eigene L1 / sein Dialektgebrauch dort, auch auf die Universität Oxford als prototypische Eliteuniversität wird verwiesen; unvorstellbar ist es für SEK, dass dort dialektale Formen vorkommen – hohe Standards einer Universität, so leitet er daraus ab, gehen mit der Standardsprache einher, nicht dem Dialekt. I. d. S. habe die PLUS, an der SEK durchaus das Vorkommen dialektaler Formen registriert, Nachholbedarf: „it should be improved“, denkt SEK.

Fremdsprachige Sprecher scheinen dabei durchaus Einstellungen, die in ihrer jeweiligen L1 regionaler Variation gegenüber herrschen, auf das Deutsche zu

übertragen.[356] Einige Lehrende reflektieren dies explizit, etwa LUE aus Belgien, dessen Meinung es ist, es sollte an der Universität standardnah gesprochen werden; „UNangemesse," sei der „diaLEKT? | (2.9) grundsätzlich (.) im UNterricht." (LUE 20:34–20:41). Gefragt danach, weshalb er das denke, antwortet LUE (16:16–16:50; 17:08–17:19; 18:16–18:39):

```
001 LUE: erZIEhung? | (--) ich komm aus BELgien; | (-) und ähm da HAB
002      ich, | °hh da HAB ich-=ALso? | äh:: in belgien hat ma eine
003      sehr starke averSION vom dialekt? | (1.1) im (-) OFfiziellen
004      umg (.) umgang; | (1.0) äh:: °h es ich glaub nicht NUR in
005      belgien,= | =es is allgemein für die NIEderländische sp- | äh
006      NIEderlande,= | =niederländische sprache so dass man da eine
007      averSION hat zum dialekt; | °hh (1.6) hat auch (.) damit zu
008      tun dass äh das NICHTverwenden von einem dialekt, | zeigt von
009      einem bestimmten BILdungsniveau. | {…} | die NIEderländische
010      version,= | =die STANdardsprache hieß, | ALLgemeines
011      zivilisiertes niederländisch? | (1.4) wo dieses
012      zivili!SIER!te, | (--) ein WESentlicher bestandteil war; |
013      {…} | an den (--) SCHUle,= | =an den Unis wird dieses- | (-)
014      diese verWENdung vom dialekt? | °hh AUSgepeitscht ja? | ALso?
015      | (--) nicht dass man beSTRAFT wird dafür, | Aber es es- |
016      (1.7) wird einfach nicht tolerIERT. | (--) es is eine sache
017      wo ehr klar geSAGT wird,= | =oKAY, | FENN du? | °hh wenn du
018      BILdung machst, | dann spricht man dieses ALlgemeine
019      niederländische;
```

Dialektsprechen werde in LUEs Herkunftsland Belgien marginalisiert; gerade in Bildungskontexten dulde man es nicht, während Standardsprachlichkeit als Ausweis von Gebildet- und Kultiviertheit angesehen werde. Derlei Einstellungen, die LUE folgend in der gesamten niederländischen Sprachgemeinschaft verbreitet seien, werden von ihm auf das Deutsche übertragen, wo er Dialektsprechen auch als – v. a. im Bildungsbereich – unangemessen wertet und Standardsprachlichkeit als Ziel des Sprechens definiert.

Probanden aus dem nichtdeutschsprachigen Ausland erleben Salzburg und die PLUS durchaus als Ort, wo – im Vergleich zu ihren jeweiligen Herkunftsländern und zum Bildungssektor dort – weniger rigide Standarderwartungen herrschen und relativ oft Nonstandard gesprochen werde. Sie finden das überraschend und lehnen es oftmals ab. Dass an der PLUS verhältnismäßig viel Nonstandard vorkommt, bemerken aber auch deutsche Erstsprachler, die aufgrund persönlicher Erfahrungen einen Vergleich mit anderen Universitäten anstellen können:

Besonders häufig ist der Vergleich mit Wien; dort komme weniger Dialekt vor, so der verbreitete Eindruck (LEI 00:57–01:09):

356 Allerdings gibt es auch Probanden, die Dialekte, gerade *weil* sie in ihren jeweiligen Herkunftssprachen nicht mehr vorkommen, als etwas Positives und Bereicherndes erleben, vgl. bspw. SAE: „die dialekte müssen (--) BEIbehalten werden;=WEIL? | °hh ich kommen aus HOLland, | Aber? | °hh (--) da spricht fast KEIner mehr dialekt; | (-) UND? | (-) es is schon was SCHÖnes wenn, | (-) jeder seine (-) EIgene sprache hat." (06:30–06:44).

```
001 LEI: HIER? | (-) FIND ich,= | =im universiTÄren kontext n bisschen
002      mehr, | °hh äh::m °hhh sowas HÖRT, | dass a bisschen an den
003      diaLEKT herankommt; | Eher, | als in WIEN zum beispiel,=
004      | =an der UNI? | (-) wo ICH studiert hab;
```

Ein anderer wichtiger Vergleichspunkt ist München, gerade für die Probanden aus Deutschland bzw. Bayern; auch dort sei seltener Dialekt anzutreffen als in Salzburg (SUA 01:47–02:00):

```
001 SUA: bsonders AUFfällig find ich,= | =also ich hab davor in
002      MÜNchen studiert? | °hh und da spricht NIEmand dialekt an der
003      hochschule? | überHAUPT ned,= | =also do (--) weat nur
004      HOCHdeitsch gsprocha;= | =vielleicht liegt_s a an MÜNchen; |
005      i WOASS ned? | °h owa mir is des a do bei die doZENten scho
006      aufgfoin,= | =dass sehr VUI eana dialekt sprecha;
```

Stark dialektal erscheint die PLUS den Probanden, die Erfahrungen mit Hochschulen im mittel- und norddeutschen Raum haben (LAG 02:19–02:35):

```
001 LAG: äh also ich komm aus MITteldeutschland,= | =NORDdeutschland?
002      | °h äh_w und das is da is Üblich,= | =dass man ne sehr
003      standardiSIERte sprache spricht? | °h im: ALltag; | äh an_na
004      universiTÄT zum beispiel auch;= | =an den anderen
005      universiTÄten wo ich schon war, | °h war das Üblich; | °h das
006      is jetzt HIER, | nicht so sehr Üblich;
```

Als standardnah wird die PLUS unterdessen relativ zur unmittelbaren Umgebung, insbesondere zum ländlichen Raum, wahrgenommen (LOC 13:12–13:28):

```
001 LOC: i hob ned das geFÜHL,= | =dass in SALzburg selber, | °h ähm
002      (-) dass dialekte an der uni so massiv DA wäre; | (--) auch
003      wei_s in ana STADT is; | (1.2) beziehungsweise dass
004      diejenigen die vielleicht des HAben, | des dann (.) auch
005      verBERgen; | unter UMständen; | (--) in universitTÄen.
```

Sowohl in der Stadt selbst und besonders an der PLUS begegnen im Unterschied zum ländlich geprägten Umland nur wenige Dialekte, so LOC – er weist diesbezüglich auf ein generell geringes Dialektprestige im urbanen Zentrum hin: „in der STODT soizburg, | äh_ähm hom jo die diaLEKte, | äh °h leider koa soa GUtes onsehen;= | =und oiso die MEISten, | äh_äh °hh ähm:: nehma si do eher ZRUG. | {…} | ma merkt donn scho dieses °h gePFLEgte stodt soizburgerisch;“ (06:15–06:31).

Dass die PLUS im überregionalen, interuniversitären Vergleich dessen ungeachtet als relativ dialektal erlebt wird, wird damit in Zusammenhang gebracht, dass es sich um eine vergleichsweise kleine Hochschule mit eher beschränktem Einzugsbereich handelt (LIF 03:47–04:48):

```
001 LIF: also ich KANN? | mh_mh das is ja jetzt meine VIERte
002      universität;= | insofern ich war in_in allen regIO- | ich war
003      in GRAZ, | °hh äh in BAYern war ich? | in bayREUTH franken
004      un- | °hh dann in nordrhein westFAlen war ich;=JA? | also
005      EHRlich,= | =ich ka mittlerweile WEISS ich wie (.) so? | (-)
006      äh:: °h äh aso wie STARK eingefärbt auf dieser skala der
007      verschiedenen erfahrungen, | sag_ma mal von BAYrisch? | °hh
008      über GRAZ und den ganzen kÄrntnern, | °h ähm:: bis SALZburg;
009      | salzburg erscheint mir °hh das am STÄRktes- | am STÄRksten
```

```
010      eingefärbte? | (---) ja aus Oberösterreich, | (-)
011      Oberösterreich is::- | <<lachend>das is immer> das is re is
012      relativ OFfenkundig; | °h wenn sie aus o_äh_Oberösterreich
013      kommen. | °hh GRAZ? | (--) hatte einen (.) zu breiten
014      EINzugsbereich von studierenden,= | =während s:alzburg schon
015      irgendwie sehr loKAL is; | (--) JA? | und da kr (.) da
016      kriecht ma natürlich WENIG mehr dialekte mit; | °hhh und
017      i_ich hab auch das geFÜHL,= | =dass in salzburg viele noch
018      zuHAUse wohnen; | also sozusagen noch DORT? | °h wo in der
019      faMIlie n schwerer dialekt gesprochen wird, | °h da bleiben
020      die DRIN.
```

LIF war bereits an vier Universitäten im deutschen Sprachraum tätig – Salzburg habe sie dabei „am stärksten" dialektal „eingefärbt" erlebt. Im Vergleich etwa zur Universität Graz seien an der PLUS wegen des geringeren Einzugsbereichs weniger Dialekte präsent, dafür sei sie stärker dialektal. Zurückgeführt wird dies von LIF auch auf die Gegenwart oberösterreichischer Sprecher, die oft noch bei ihren Familien wohnen, wo noch stark dialektal gesprochen werde (eine Beobachtung, die den Fragebogendaten entspricht; vgl. Kapitel 3.2.2).

Oberösterreicher gelten allgemein als dialektloyal (vgl. Kapitel 3.1.2.1) – ihnen wird öfter ein stärkerer Dialektgebrauch unterstellt (was ihrer Selbstwahrnehmung entspricht; vgl. Kapitel 3.2.2); dies „verleite" Sprecher anderer Regionen gleichfalls dazu, sich dialektnäher zu gebärden (LOF 02:44–03:07):

```
001 LOF: i komm selber äh (-) aus tiROL eigentlich, | °hhh und die
002      meisten GLAUB i_s s_s- | i hob keine ZOhlen,= | =owa die
003      kommen irgendwie aus_m WEStlichen Oberösterreich; | des
004      dürften so die MEISten sein; | und DIE? | °hh glaub i do hot
005      des auch a gewisses presTIGE,= | =der diaLEKT; | °hh und des:
006      (.) des (--) bringt MICH dazu,= | =dass i donn mit den leuten
007      holt a in MEInem dialekt stärker (-) sprech;
```

Der Status des Dialekts sei in Oberösterreich höher als anderswo – LOF reagiert seiner Selbstbeobachtung nach darauf, indem er seinen eigenen Dialekt, auch wenn er nicht aus Oberösterreich stammt, ebenfalls öfter nutzt.

An der PLUS wird, den Interviews folgend, global gesehen vergleichsweise viel Dialekt gebraucht; bisweilen begegnen auch explizite Erwartungen dazu, dass das erlaubt sein soll. Umgekehrt wird aber auch von gewissen Standarderwartungen berichtet und entsprechenden Standardorientierungen der Sprecher. Die Erwartungen / Wahrnehmungen sind damit durchaus widersprüchlich. Das hat wohl verschiedene Ursachen: Bspw. den rein konventionellen Charakter der Erwartungen, unterschiedliche Varietätenkonzeptionen (was als Dialekt / Standard gilt, vgl. Kapitel 3.3.13), Gruppenunterschiede und Differenzen in der Sprachsozialisation (bspw. auch in der Schule; vgl. ausführlich VERGEINER et al. 2019) oder intersituative Kontraste in der Varietätenverwendung und den dazugehörigen Erwartungen. Auf einzelne dieser Aspekte soll im Folgenden kurz eingegangen werden.

Alle Erwartungen zur IM sind rein subsistent – es existieren keine gesetzten Vorgaben durch die PLUS selbst (vgl. Kapitel 3.1.1.2), was auch in den Interviews immer wieder thematisiert wird: Die Erwartungen seien implizit und nicht in Do-

kumenten verankert,[357] es gebe keine sprachenpolitische Steuerung,[358] es handle sich um eine ausschließlich konventionelle Ordnung, wie sie in sozialen Gruppen immer entstehe, um den interpersonalen Verkehr zu regeln (SAJ 29:48–30:08):

```
001 SAJ: okay also NOgos; | sicher gibt es NOgos, | überall wo es
002      soziale konTAkte gibt? | °hh aber so: (-) WENN man ke- | (--)
003      ich hab nie wirklich so ABweichungen gemerkt; | und darum
004      sind sie eher impliZIT,= | =diese <<lachend>NOgos> also? |
005      °hh (2.5.) NA. | also so wirklich expliZIT merke ich kein?[359]
```

SAJ folgend sind die normativen Erwartungen an der PLUS weitgehend unauffällig wirksam. Ohne offensichtliche Devianzen bleiben sie „implizit", werden nicht relevant gesetzt und damit „explizit".

Woher die Erwartungen stammen, wird nicht immer thematisiert – dass es zumindest z. T. Erwartungen sind, die nicht (nur) an der PLUS / im Hochschulbereich gelten, legen einige Probandenäußerungen nahe.[360] Dabei wird v. a. auf den schulischen Bereich verwiesen – die im sekundären Bildungsbereich erfahrene Sprachsozialisation sei maßgeblich für die Erwartungen zum Sprachgebrauch auch im tertiären Bildungssektor – allerdings vermuten das diejenigen, die zu viel Freiheit beim Dialektgebrauch wahrnehmen gleichermaßen wie jene, die zu rigide Standardnormen orten:

So meint etwa SOI (25:09–25:34), die von ihr wahrgenommene universitäre „Unterdrückung" des Dialekts perpetuiere seine schulische „Unterdrückung", d. h.,

```
001 SOI: dass es eben halt von der:: SCHULbildung schon anfängt,=
002      | =dass dass man eben des HOCHdeutsch so? | (--) präferIERT;
003      | warum auch IMmer? | und äh °hh ja was soll die UNI daran
004      jetzt ändern? | ich glaub das IS einfach so; | (--) da IS
```

357 Vgl. bspw. LAE, der meint, es „existiert vielleicht sowos wie eine implizite VORgabe sich, | an der UNI? | brav des HOCHdeutschen zu befleißigen;" (02:65–02:58), jedoch ausführt: „also meiner wahrnehmung gibt_s jetzt von der universität SELber, | äh::m (1.1) i muss geSTEHen,= | =i hob mir die entsprechenden hAndbücher do jetzt a ned wirklich det (.) detailgetreu ANgschaut? | °hh Owa_mh:::- | (1.1) ich hob ned WAHRgenommen dass do, | (---) so ein ein !M::USS!? | oder ein masSIver druck is? | (-) wirklich brAv und schÖnes geschriebenes HOCHdeutsch zu sprechen? | °hhh es is schon so a impliZIter? | mh::: JA? | (--) °hh eine implizite tenDENZ in diese richtung;" (07:54–08:25). Zwar solle man Standard an der PLUS verwenden, so LAE, die entsprechenden Erwartungen seien aber nicht statuiert, sondern nur subsistent; außerdem sei die Erwartungsgeltung nicht allzu groß, es dürfte sich eher um eine Soll-, keine Muss-Norm handeln (vgl. Kapitel 2.1.2.1).

358 Vgl. bspw. SUF: „ich GLAUB auf grund des? | °h des (-) DESsen dass ma? | (1.1) an einer universiTÄT is, | sollte man generell HOCHdeutsch sprechen? | (-) im °hhh norMALgebrauch; | (-) also jetzt sag ich mal in einer VORlesung; | °hh denk ICH mir. | Owa? | (-) das is jetz_n glaub ich nicht dass das geSTEUert is,= | =des vielleicht wird_s erWARtet;=Aber? | °hh (--) es is Eher? | (1.5) ICH- | (--) NA; | GLAUB ich- | also ich glaub NICHT dass, | (-) geSTEUert wird; (04:05–04:33). Zur Sprachverwendung an der Universität gehöre der Standardgebrauch, das werde zwar erwartet, aber nicht unbedingt institutionell gesetzt, so SUF.

359 Gefragt nach einem konkreten Beispiel, verweist SAJ auf den Verständlichkeitsaspekt – unangemessen sei ein „SO stArker dialekt,= | =was ich auch <<lachend>nicht verSTEHen kann>. | ((lacht))" (30:27–30:30).

360 Vgl. bspw. SUE, wenn er auf die Frage, ob an der Universität No-Gos bestehen, angibt, „mir kommt jetzt VOR, | KEIne? | (-) die jetzt nicht anderswo AUCH gelten;" (27:27–27:31).

```
005      halt so,= | =und dann werden die dialekte halt_n stück weit
006      zuRÜCKgestellt; | °hh ich finde es sollte halt nicht dazu
007      KOMmen,= | =dass des irgendwann verLOren geht,= | =oder
008      d_dass halt DIE? | einfach die °h SPRACHkultur verloren
009      geht,= | =das WÄR halt find ich? | (-) also ds_fänd ich total
010      SCHLIMM.
```

Bereits in der Schule, so SOI, werde die Legitimität dialektalen Sprechens untergraben. Die dort vermittelten Normen werden internalisiert und beeinflussen auch das Sprechen an der PLUS, wo es zu spät sei, gegenzusteuern – SOI bedauert das, weil sie den Dialekt als Teil der „Sprachkultur" wertet (vgl. auch Kapitel 3.3.5).

Davon, dass die Schule den Sprachgebrauch und die Sprachgebrauchserwartungen prägt, geht auch LAG aus – laut ihm sei die Ausgangssituation aber genau umgekehrt: Weil österreichische Schulen dialektales Sprechen erlauben, übertrage sich das auf die PLUS (48:54–49:46):

```
001 LAG: ich denk das fängt in der SCHUle an? | ich hatte °hh für ne::
002      STUdie mit den schulen zu tun,= | =und ich war überRASCHT
003      dass {…} da wird im unterricht auch von den LEhrern
004      n_lEhrerinnen,= | =wird naTÜRlich dialekt gesprochen? | °hh
005      und ich war da überRASCHT, | ich dachte_d an na höheren
006      schule wird das NICHT getan? | °hh aber das WAR äh::mh:- |
007      <<lachend>also ich war überRASCHT? | und konnt natürlich
008      wieder nichts SAgen dazu;> | °hh aber ich war WIRklich, |
009      boah das p_passiert in DEUTSCHland wirklich::? | °h in
010      NORDdeutschland; | °hh ähm manche rechnen ja auch BAYern zu
011      deutschland,=ALso? | BAYern gibt_s das vielleicht auch? | °h
012      aber in NORDdeutschland kommt das nicht vor; | an einem_einem
013      gymnasium wird SO gesprochen, | wie WIR jetzt sprechen? | °hh
014      äh und (-) naTÜRlich also; | und wenn man was ANderes macht,=
015      | =wird man auch erMAHNT.
```

Gerade vor der Kontrastfolie bundesdeutscher Schulen – zumindest norddeutscher Gymnasien – fällt LAG die starke Dialektalität, mithin die stärkere Legitimität dialektaler Sprechweisen im österreichischen Schulwesen auf; anders als in (Nord-)Deutschland gebe es an österreichischen Schulen keine Standardnormen; dialektsprechende Schüler würden daher nicht sanktioniert. Dies werde in die Universität übernommen, wo viele Dialekt sprechen und gleichermaßen billigen, vermutet LAG.

Der Einfluss des Faktors Schule wird oft betont. Auch wenn seine Erklärungskraft dadurch geschmälert wird, dass sowohl Standard- als auch Dialektpräferenzen auf ihn zurückgeführt werden, ist nicht von der Hand zu weisen, dass es Studierende gibt, die offensichtlich in der Schule angeeignete Sprachgebrauchserwartungen reproduzieren, wenn sie bspw. bei ihren Legitimationen schulische Autoritäten zitieren (was ausschließlich im Zusammenhang mit Standarderwartungen passiert) (SEA 15:58–16:26):[361]

361 Vgl. auch SIH, wenn er meint, „die die profesSOren? | (--) beMÜhen sich, | (-) STETS, | (-) HOCHdeutsch zu reden; | ((lacht)) wie sich das geHÖRT; | (--) und des is natürlich versUcht man auch bei WORTmeldungen oder so,= | =SIEHT man dann schon wie? | (--) ähm der (-) der diaLEKT zurückgeht;" (24:24–24:40) – d. h. kurz: „offiziell verSUCHT (-) jeder? | oder (-)

```
001 IV:  gibt es in dEm zusammenhang im universitären Alltag sowas wie
002      (.) NOgos?
003 SEA: (2.0) nja ICH find halt,= | =man sOllte (.) in VORlesungen; |
004      vor allem wenn man mit am proFESsor spricht, | öhm (--) nicht
005      UMgangssprachlich sprechen. | ICH- | (1.7) ich find des
006      geHÖRT sich irgendwie nich weil_s, | (-) WEISS nich,= | =es
007      wirkt irgendwie <<lachend>FAUL. | h° ich WEISS nicht genau?>
008      [((lacht))                      ]
009 IV:  [<<lachend> mhm ja interesSANT.> ] | ((lacht)) <<lachend>JO?>
010 SEA: also ich hab_s auch so in der SCHUle einfach immer gelernt;=
011      | =bei refeRAten und so,= | =man spricht immer HOCHdeutsch; |
012      das geHÖRT sich einfach.
```

SEA gibt hier Erwartungen wieder, die sie in der „Schule einfach immer gelernt" habe: Bei Referaten, überhaupt generell im Unterricht und im Umgang mit Lehrkräften sei „Hochdeutsch" zu sprechen. Der Verweis auf die schulische Autorität genügt ihr hier, um ihre Ansicht zu legitimieren – nachdem sie offenbar zunächst Schwierigkeiten hat, ihre Erwartungen überhaupt zu begründen bzw. dann versucht, sie mit einer verbreiteten Spracheinstellung zu rechtfertigen (Dialektsprechen als Faulheit, Dialekt als lockere und schlampige Form des Sprechens).

Außeruniversitäre Faktoren, zu denen auch unterschiedliche internalisierte schulische Erwartungen zu rechnen sind, könnten die Vielfalt normativer Erwartungen an der PLUS letztlich miterklären – so übertragen etwa etliche Studierende, die in ihrer Schulzeit mehr oder minder starken Standarderwartungen ausgesetzt waren, diese offensichtlich auf die PLUS. Hinzu kommen Differenzen in der Herkunft, auf die ja schon bei der Fragebogenanalyse (vgl. Kapitel 3.2) ausführlich eingegangen wurde: Bundesdeutsche bspw. neigen zu stärkeren Standarderwartungen als Österreicher (und scheinen auch andere Varietätenkonzepte zu haben, vgl. Kapitel 3.3.13), die fremdsprachigen Sprecher und ihre bisweilen rigiden Erwartungen / Wertungen zum Standardgebrauch wurden in diesem Kapitel bereits näher fokussiert.

Ein anderer Faktor, der im Fragebogenteil zumindest teilweise signifikante Ergebnisse hervorgerufen hat, ist die Fakultätszugehörigkeit. In den Interviews finden sich zwar Befürworter und Gegner einer stärkeren Standardorientierung in allen Fakultäten, danach gefragt, werden aber Erwartungserwartungen geäußert, dass in gewissen Fakultäten andere Varietätenpräferenzen und -normen vorherrschen. Dabei geht es oft um die RW, die als stärker standardorientiert herausgestrichen wird – sowohl in der Fremdwahrnehmung der Nicht-Juristen als auch der Selbstwahrnehmung der Juristen. Von außen wird dieser Eindruck u. a. damit begründet, „dass die juristen doch etwas STEIfer sind;" (SID 28:41–28:42) und deswegen eher

die MEISten wirklich, | (--) HOCHdeutsch zu sprechen;" (24:50–24:55). Vom Interviewer danach gefragt, wieso sich das so gehöre, verweist SIH unmittelbar auf seine Schulerfahrungen bzw. seinen Deutschunterricht: „ja des (-) des (-) also des kann ICH nur von mEInen erfahrungen sagen,= | =weil mein DEUTSCHlehrer hier in österreich? | °h war SEHR darauf erpicht,= | =dass wir HOCHdeutsch sprechen können; | (-) und <<lachend>da wurden wir immer wirklich>immer dazu geDRILLT; | °h da wur durfte im unterricht nichts auf diaLEKT geschehen; | des musste (.) HOCHdeutsch sein?" (25:01–25:21). Wie SEA stellt auch SIH eine Verbindung zwischen schulischen und universitären Normen her, wobei erstere letztere legitimieren.

standardaffin. Auch die Selbstwahrnehmung vieler RWler ist, dass es stärkere Standardpräferenzen an der RW gebe: „bei uns jetzt auf der juRIdischen? | °hh ich würd SAgen, | (-) Eher standardsprache wird gesprochen;“ (VIC 22:26–22:32). Ursächlich dafür sei auch die soziale Schichtung dieser Fakultät – Rechtswissenschaften belegen eher Personen aus höheren Schichten, die „von Haus aus“ standardnäher sprechen (SUH 26:57–27:43):

```
001 SUH: i würd_s i würd SOgen es is? | (-) verMUtlich; | (-) de_öh::
002      san DIE studienrichtungen oder? | äh_äh_äh_JUS is_is sicher
003      ane der studienrichtungen,= | =wo wahrscheinlich wie mediZIN
004      oder so? | °h ähm wo (-) wo des am Ehesten am am- | (--) am
005      HOCHdeutschen or_orientiert is,= | =des SPROCHniveau? | (--)
006      im geSOMten unibereich; | ob_s jetzt (-) bei_in der
007      prüfungsobTEILung is? | oder °h in der LEHRveronstoitung;=
008      | =oder am GONG? | °hhh is vermutlich beDINGT äh:: durch? |
009      und es::_s a ja a wieder ned irgendwie mh_besonders KLINgend;
010      | durch a äh gewisses soZIAles ni- | ähm ned niVEAU? |
011      sondern soziale HERkunft (-) einfoch. | wie die in den
012      STUdienrichtungen hoit, | mh::: nun mal äh_äh_äh_empirisch so
013      IS;=JO?
```

Wie bspw. auch Medizin werde die RW v. a. von höherschichtigen Studenten besucht, so SUHs Eindruck. Weil er zugleich davon auszugehen scheint, dass in höheren sozialen Schichten eher ein Standardgebrauch vorherrscht (vgl. zum entsprechenden Stereotyp etwa MOOSMÜLLER 1991: 152), folgert er daraus, dass ein solcher auch an der RW verbreiteter sei: Sei es nun in formellen LV- oder Verwaltungskontexten oder auch nur informell am Gang.

Allerdings werde an der RW der Standardgebrauch durch die Lehrenden auch aktiv eingemahnt, wobei allfällige studentische Abweichungen sanktioniert würden (SUH 23:15–24:04):

```
001 SUH: wieweit scho geSAGT,= | =die juRISten san do? | relativ äh
002      poinTIERT;= | =und grod (-) UNIprofessoren die hoit donn doch
003      vom_vom? | intellektuellen niVEAU tendenziell- | (--) äh HÖ
004      her sin; | ähm (--) die ACHten da sehr drauf; | eben (-) bei
005      den juRISten? | (--) und °h i würd SOgen äh- | (--) picken
006      sich auch in LEHRveranstaltungen, | wo ma a bissl a oat von
007      interakTION is,= | =wo_s jetzt ned nur monoLOG äh vorlesung
008      is,= | =sondern wo wo ma vielleicht hin wieder a WORTmeldung
009      mocht;=JO? | °hh ähm (-) äh hom die leut donn a bissl am
010      KIEker die des ähm- | JA; | w::_w:_wo gonz OFfenkundig is,=
011      | =DASS er- | °hh dass er quasi vom vom BAUernhof jetzt
012      daherspaziert is; | die_die_äh:: DES is,= | =i find ich finde
013      das nicht GUT? | dass ma auf so leute donn a bissl HINhaut; |
014      oder die hoit so bissl auf die SCHAUfel nimmt. | °h weil_s
015      den leuten ähm_ähm perSÖNlich zu nahe geht?
```

Weil RW-Lehrende, so betont SUH, „ein höheres Niveau“ hätten, wären sie dem Dialekt gegenüber kritischer eingestellt – sie „achten darauf“, dass standardsprachlich gesprochen werde. Wer diesen Erwartungen nicht entspricht, müsse damit rechnen, dass man ihn „am Kieker“ habe, er „auf die Schaufel“ genommen werde, mithin sogar auf ihn „hingehaut“ werde. Dies äußere sich v. a. darin, wie SUH

andernorts konkretisiert, „dass hoit äh:: d_der ane oder ondere LUStige,= | =lustige oder verMEINtlich lustige spruch äh äh foit;“ (24:16–24:22). Und obschon sich SUH im zitierten Ausschnitt von derartigen Praktiken explizit distanziert, schwingen bei seiner Assoziierung von „Bauernhof“ und „Dialekt“ doch auch gewisse Vorurteile gegenüber Dialektsprechern mit.

Die von SUH beschriebenen Praktiken üben Druck aus, sich standardkonvergent zu verhalten.[362] Dass es an der RW dazu kommt, dass Personen, die Nonstandard sprechen, „diskriminiert“ werden, insofern sie zum Ziel von Sprachspott werden, bemerken einige Probanden, auch Lehrende wie LIC (40:35–41:31):

```
001 LIC: ähm des wird also teilweise durchaus beWERtet indem ähm? |
002      (1.9) die kolLEginnen und kollegen, | mit LAchen
003      reagieren;=JA? | des GIBT_S daraus; | also wir HAM ja? | °h
004      was weiß ICH dann,= | =stuDIErende die sich also in? | (--)
005      in tieferem BAYrisch, | oder äh innergeBIRG (-) geprägtem- |
006      (---) äh (--) SALzbuger dialekt irgendwie dann? | °hh
007      EINbringen, | oder eben auch grad relativ viele studierende
008      aus Oberösterreich, | wo ma_s auch total halt HÖRT; | °hh ähm
009      (-) und (--) das wird das wird glaub ich SCHON sozusagen,=
010      | =im sinn einer sozialen WAHRnehmung irgendwo? | °hhh ähm
011      registRIERT; | äh: sag ich jetzt einmal irgendwie (-)
012      möglichst neuTRAL; | und und dann wo_wahrscheinlich irgendwo
013      ein bisschen AUCH? | °hh abhängig wie die person sich SONST
014      präsentiert; | (1.1) unter UMständen auch ein bissl so ein:-
015      | mit einem leichten STIgma behaftet.
```

Spötteleien aufgrund von Dialektverwendung stigmatisieren, bemerkt LIC ganz explizit, wenngleich die Frage, wie der Dialektgebrauch eines Sprechers wahrgenommen werde, immer auch abhängig von seinem Gesamteindruck sei. Er führe aber in jedem Fall zu einer sozialen Zuweisung, wobei v. a. gewisse Gruppen davon betroffen seien: Altbayern bspw., Sprecher aus den alpineren Regionen Salzburgs („Innergebirg“) und abermals Oberösterreicher.

Die Frage ist, inwiefern derartige Praktiken auf die RW beschränkt bleiben: Dass die Verwendung (stark) nonstandardsprachlicher Formen (Aus-)Lachen provoziere, ist nämlich etwas, was Probanden anderer Fakultäten auch bemerken und berichten[363] – dies betrifft v. a. Dialekte, deren Sprecherzahl gering ist: „i MOA,= | =es kchimmt SCHO vor dass ma? | °h wia GSOGT,= | =DONN (.) ma- | (--) mit a bissl am (-) MINderheitendialekcht dahersteigt,= | =dass ma donn a bissl stigmatiSIERT wead; | ((lacht)) |{…} | nja ma mh wos woaß I? | ma der dialekcht wead hoit

362 Vgl. etwa SAM (ebenfalls Studentin an der RW): „wenn du an KRASsen dialekt hast,= | =des kommt nicht sehr OFT vor? | (-) und wenn du jedes mal an LAcher verursachst, | dann hol (.) hältst du dich auch zuRÜCK;“ (20:37–20:44). Werde man wegen eines gewissen Varietätengebrauchs verspottet, führe das zur Vermeidung desselben.

363 Vgl. etwa auch LUC, der meint, im Falle des „extremen diaLEKTsprechens,= | =und nicht davon WEGkommen; | °hh (--) oiso beNACHteiligung im engeren sinn nicht; | °hh äh da oder DORT amal,= | =mit SCHMUNzeln, | das eine oder andere nicht so ganz ERNST zu nehmen,= | =wird sicherlich pasSIEren.“ (28:14–28:25). Auch an LUCs Fakultät, der NW, scheint es zu Spötteleien wegen des (zu starken) Dialektgebrauchs zu kommen.

donn NOCHgeäfft;“ (SUK 27:05–27:23). Solche „Minderheitendialekte“ seien bspw. die (südbairischen) Dialekte Tirols, deren Sprecher vielfach von Witzeleien berichten, die über ihre Sprechweise gemacht werden: „an der UNI? | °hh (1.3) wir tiROler werden, | wegen unserem KA oft a bissl? | ((lacht)) durch den kaKAO gezogen;=UND? | °hh i hob den SPRUCH, | (-) baNAnekch; | schon ungefähr FÜNF millionen mal gkchöat;=JA?“ (SIG 35:18–35:32). Saliente Merkmale – etwa die (u. a.) in Tirol gebräuchliche Affrikate [kχ] (vgl. zum Merkmal auch V31 in Kapitel 3.4.3) – werden zum Anlass für Spott, der sich nicht auf die RW beschränkt. In jedem Fall handelt sich um ein Phänomen, das nicht (nur) mit Sprachnormerwartungen, sondern auch Spracheinstellungen, -stereotypen und -ideologien zusammenhängt (vgl. auch Kapitel 2.2.2).

Dazu, dass an der RW besonders starke Erwartungen zum Standardsprechen bestehen, existieren unterdies auch gegenteilige Eindrücke – bspw., aber nicht nur,[364] von internationalen Studierenden (SAN 03:21–03:53):

```
001 SAN: es is so dass besonders an der °h juRIStischen fakultät, | äh
002      viele LEhrer? | (-) °h also nicht die HOCHdeutsch benutzen? |
003      sondern UMgangssprache; | äh es war (.) es war WIRklich
004      schwierig; | °hh äh aso wa_was DEUTSCH betrifft.=JA? |
005      e_ENglisch? | ja es es is äh:: immer GUT,= | =aber °h mit
006      DEUTSCH? | °h es WAR- | °hh es_es war also ja wirklich
007      SCHWIErig; | °h weil also viele stuDENten, | °h ähm viele
008      LEhrer, | äh:: AUCH? | (-) oder (.) NUR, | (-) auf äh::
009      UMgangssprache unterrichtet; | °h ja und DEShalb- | es war am
010      ANfang, | °hh äh es war SCHWIErig;= | =also diese sprache zu
011      verSTEhen;
```

SAN unterstellt hier, dass an der RW sehr wohl vielfach, bisweilen sogar ausschließlich nonstandardsprachlich kommuniziert werde – für ihn resultieren daraus durchaus Verständnisschwierigkeiten. Derartige Aussagen lassen die vermeintlich stärkere Standardorientierung an der RW, von der manche Probanden berichten, fragwürdig erscheinen. Sie konnte auch in Kapitel 3.2 allenfalls für RW-Studierende, nicht aber Lehrende plausibilisiert werden; dass es an der RW stärker als anderen Fakultäten zu Diskriminierungen oder Benachteiligungen wegen Dialektgebrauchs komme, lässt sich quantitativ überhaupt nicht belegen (vgl. Kapitel 3.2.4 bzw. Kapitel 3.2.8). Von anderen Fakultätsunterschieden wird in den Interviews nicht berichtet. Einige Probanden halten sogar explizit fest, dass sie solche Differenzen nicht wahrnehmen. Allenfalls der Anteil bundesdeutscher Studierender in einzelnen Fachrichtungen habe einen Einfluss auf die Sprachverwendung (aber nicht unbedingt die normativen Erwartungen), hebt etwa LAE hervor, der an zwei Fakultäten (NW, RW) unterrichtet (28:47–29:10):

364 Auch deutsche Erstsprachler teilen den Eindruck; so gibt der an der RW lehrende LOF an, in LVs Umgangssprache zu sprechen, „weil i_s eben beObochtet hob,= | =dass UMgongssproche auch okay is; | °h und vielleicht sogar amol wos auf di:_diaLEKT, | (1.1) wenn_s irgendwie huMORvoll sein soll oder so? | (1.4) und jetzt wirklich STANdardsprache zu sprechen, | DES? | (1.2) is für mi ONstrengend.“ (11:49–12:05). Nonstandard werde, so LOFs Eindruck, an der RW gebilligt, weshalb er ihn aus Kompetenzgründen, aber auch strategisch (für CS) einsetzt.

```
001 LAE: dadurch dass eben VIEle? | (-) DEUTSCHdeutsche? | (--)
002      studierende DA sind; | °h dass des eher dann durch DEren, |
003      (-) muttersprache im ENgeren sinne überprägt wird; | (2.2)
004      °hh aber dass ma da jetzt sozusagen a klare tenDENZ,=
005      | =oKAY? | die die nAwi leut ähm verwenden_s eher SO,=
006      | =die: kagewE leut verwenden_s eher SO; | s_wär ma NED
007      aufgfoin.
```

Dass es derweil innerfakultäre, interindividuelle Verschiedenheiten bei den Erwartungen / Angemessenheitsurteilen zum Varietätengebrauch gebe, bemerken einige Probanden explizit – ob bspw. Dialekt angemessen sei, werde „von::- | verschIEdenen personen UNterschiedlich gesehen?“ (LOD 26:24–26:26). Gerade Studierende berichten immer wieder von solchen Differenzen (SOC 25:56–26:19; 26:36–26:41):

```
001 SOC: i FIND es, | (1.1) kommt leider sehr stark drauf AN? | (--)
002      wElche kurse ma bei WEM (-) macht; | es gibt professoren wo
003      (.) PUNkte abgezogen werden,= | =für die: (.) AUSsprache,=
004      | =also die DEUtsche sprache? | °hh auch eben bei den
005      diaLEKTsprechern vor allem? | °hh ähm:: es gibt aber a KURse
006      wo die professoren sagen, | na es is total TOLL dass eben der
007      von wo Andersch kommt; | UND? | so spricht wie er spricht, |
008      (-) oder sich beMÜHT dass er? | (-) DEUTSCH spricht;= | =oder
009      SCHÖN deutsch spricht; | {…} | also es kommt (-) leider sehr
010      stark auf die profesSOren drauf an? | ob des jetzt °h GERN
011      gesehen wird, | oder NICHT;
```

Manche Lehrende akzeptieren SOC folgend Dialektsprechen nicht und sanktionieren es negativ (sogar mit schlechteren Zensuren), andere hingegen würdigen es als authentisches Sprechen, wieder andere honorieren es, wenn eine standardhöhere Lage angestrebt wird, selbst wenn sie nicht erreicht wird.

Dass es unterschiedliche, z. T. widersprüchliche Erwartungen zum Sprachgebrauch an der PLUS gibt, scheint letztlich evident. Zu berücksichtigen ist dabei aber auch, dass die in diesem Abschnitt zitierten Probanden zuvorderst über die Sprechweise an der Universität insgesamt urteilen und nicht unbedingt über einzelne Situationen dort. Bei Äußerungen, die Letzteres betreffen, scheint ein viel größerer Konsens zu herrschen, wie sich noch zeigen wird. U.U. sind normative Aussagen über das Sprechen an der Universität allgemein zu wenig granular – sie betreffen schließlich eine Vielzahl unterschiedlicher Situationen und Teilnehmerkonstellationen, zu denen verschiedene Erwartungen bestehen (können), wie bereits in Kapitel 3.2.5 problematisiert wurde und auch in den Interviews thematisiert wird – vgl. etwa SUE auf die Frage, ob es No-Gos an der Universität gäbe (05:26–05:36):

```
001 SUE: i glaub es is holt donn no amoi a UNterschied ob ma jetzt zum
002      beispü, | °h a REde hält,= | =oder ein refeRAT,= | =oder a
003      wissenschaftliche arbeit verTEIdigt? | °h ähm (---) oder ob
004      ma eben im unterricht äh a WORTmeldung mocht?
```

Informelle Gespräche zwischen Studierenden und / oder Lehrenden sind genauso Bestandteil universitären Sprechens wie Wortmeldungen in LVs, Präsentationen, Prüfungssituationen, Gespräche mit der Verwaltung etc.; dabei sind jeweils unterschiedliche Hierarchien involviert, unterschiedliche Formalitätsgrade etc. Wenn Probanden bei ihren normbezogenen Aussagen verschiedene Kontexte im Blick

haben, so kann dies divergierende Ansichten (mit-)erklären. Nachfolgend soll daher genauer auf spezifische Erwartungen / Wertungen zu Einzelkontexten in der universitären Lehre eingegangen werden.

3.3.7 Standarderwartungen an Lehrveranstaltungsleiter

Als erster Einzelkontext sollen Erwartungen ans Sprechen von Lehrenden (in LVs) näher betrachtet werden. Trotz gewisser gegenteiliger Erwartungen (die z. T. bereits oben thematisiert wurden; vgl. Kapitel 3.3.5), wird hier stärker dafür plädiert, dass Standard verwendet werden soll – stärker als dies etwa für das Sprechen an der PLUS allgemein oder für Studierende generell in LVs feststellbar wäre. Deutlich wird dies aus den Studierendenäußerungen ebenso wie denen vieler Lehrender.

Gerade Studierende haben die Erwartung, dass sich Lehrende in LVs standardnah gebärden sollen – und berichten davon, dass dies tatsächlich zunächst und zumeist der Fall ist (ein Eindruck, der sich mit den Selbsteinschätzungen der Lehrenden im Fragebogen deckt, vgl. Kapitel 3.2.6) (SIH 25:22–25:39):

001 SIH: man merkt es HIER in? | (-) in_äh ÖSterreich,= | =in
002 SALZburg, | wirklich bei den profeSOREn,= | =dass sie des
003 wirklich °hh ähm (-) proBIEren; | IMmer- | (-) HOCHdeutsch zu
004 reden;= | =und dass sich des so geHÖRT? | °h des is halt SO?
005 | des is natürlich kein geSCHRIEbenes gesetz; | aber es is so
006 a BISsi? | (-) JA; | (--) geGEben.

An der PLUS, so SIHs Eindruck, gelte die „ungeschriebene“, d. h. nicht statuierte Norm (vgl. Kapitel 2.1.2.4), sich als Lehrender am Standard zu orientieren – und tatsächlich versuchen die Lehrenden allenthalben, ihr nachzukommen.

Gerechtfertigt wird die Erwartung v. a. mit dem Wert des Verständnisses (vgl. Kapitel 3.3.4), damit, „dass man grad in VORlesungen oder so,= | =dass die profEssoren SELber? | °h drauf SCHAUen bisschen dass, | (--) mh:: (-) HOCHdeutsch sprechen weil? | (-) dialekt eben nich alle verSTEhen;“ (SIC 05:31–05:37). Allerdings geht es nicht nur darum, dass Lehrende aus pragmatischen Gründen besonders verständlich sprechen (sollen) – es handelt sich (auch) um gewisse Rollenerwartungen (vgl. Kapitel 2.1.2.9), weil „donn natürlich offiZIELL,= | =i ma:n es is wonn du als LEhrender voan stehst,= | =host natürlich a geWISse? | (---) JA,= | =ROLle sog i jetzt moi; | (1.4) musst IRgendwie? | waß a ned mit der AUSstrahlung, | und des is mit (.) scho verBUNden mit der standardsprache.“ (LIH 26:28–26:42). Das Sprechen der Standardsprache ist Teil der interaktiven Konstruktion der sozialen Rolle „Lehrender“ (vgl. entsprechende Befunde bei DAVIES 1995: 91). Dabei sind es v. a. Eigenschaften wie Professionalität, Formalität oder Offizialität, die durch die Wahl der Standardsprache hervorgehoben werden, wie bspw. auch LOB anekdotisch belegt (16:18–17:37):

001 LOB: bin au ned dafür dass ma SELber in der? | also dass ma im °h
002 ähm LEHRbetrieb; | äh großartig ähm (---) ja UMgangssprache
003 sprechen können sollte,= | =denk die professionaliTÄT hängt
004 a, | °h a bisserl DAran <<lachend>dass man eben>? | (-)

```
005     geHObeneres deutsch spricht. | °h ich MERK des auch,= | =zum
006     beispiel letzte woche bei dieser TAgung? | do woan es WOA so
007     a,= | NACHwuchsförderungstag | und GLEICHzeitig, | also die
008     HÄLfte von den teilnehmenden? | °h woan wirklich äh
009     doktoRATSstudierende? | °h oder grad noch interesSIERte noch
010     nicht moi, | aso m::agister diplom ABgeschlossen; | °h und
011     die ham alle ganz kurz am an einem Abend, | so fünf minuten
012     vorstellen müssen was sie MAchen wollen;= | =es waren (-)
013     alles (.) DEUtsche? | (--) °h ähm und die haben also !DRUCK!
014     (.) !REIF! Alle gesprochen; | selbst wenn sie !NIX! gesagt
015     hom.=JA? | ((lacht)) | also wenn eigentlich KLAR war,= | =da
016     war überhaupt KEIne chance irgendwie do::- | eine iDEE zu
017     hoben,= | =ned amoi für ihre diPLOMarbeit? | °hh und die hom
018     alle WUNderschön gesprochen;= | =und des wirkt UNglaublich
019     kompetEnt. | auf UNS natürlich;= | =also i hob donn a mit dem
020     HAUPTleiter gesprochen,= | =der so aus_m SÜDdeutschen is,=
021     | =und der hot GSOGT, | jojo des unser komPLEX sozusogen, |
022     dass eben olles wos Umgangssprachlich ned kompeTENT wirkt; |
023     °h owa tatsächlich is donn a oft die RÜCKmeldung mehr so, |
024     (-) mh kenn i a von ondaren kollegen die in DEUtschlond sin;
025     | MEI, | du klingst so noch URlaub; | ((lacht)) und des is
026     eben genau des wos ma do eher verMEIden will? | also i denk
027     es soll auch in_in der LEhre irgendwie klar sein? | °h de (.)
028     wir SIND? | wir sind da jetzt sozusogen auch in einer (.)
029     professionellen ebene von WISsensweitergabe.
```

LOB betont im zitierten Ausschnitt explizit, dass sie die Erwartung hat, im Lehrbetrieb solle seitens Lehrender standardsprachlicher Sprachgebrauch vorherrschen – sie begründet das mit der Assoziation von Standardsprachlichkeit und Professionalität, wobei sie durch eine ausführliche Erzählung rechtfertigt, wieso sie den Eindruck hat, dass eine solche Assoziation besteht: In der von ihr berichteten Episode haben die Standard sprechenden Studierenden aus Deutschland, obwohl sie inhaltlich keinesfalls überzeugen konnten, allein durch ihre Varietätenwahl ein „unglaubliches" Maß an Sachverständigkeit ausgestrahlt. Süddeutsch-österreichischen Sprechern wird dagegen attestiert, sie klängen nach „Urlaub", zumindest, wenn sie die Umgangssprache nutzen. Um diese Assoziation – die nicht zu einem offiziellen Setting passt – nicht aufkommen zu lassen, solle die Standardsprache gebraucht werden; erst dadurch konstituiere sich eine „professionelle Ebene von Wissensweitergabe".

Die bloße Wahl der Standardsprache strahle also Kompetenz aus, während substandardsprachliche Sprechweisen dazu führen, dass man nicht ganz ernst genommen werde (vgl. dazu bspw. auch MOOSMÜLLER 1991: 162, 167; SOUKUP 2009: 123–124). Gerade bei der Vermittlung fachlicher Inhalte sei daher Standardverwendung wichtig.[365] Entsprechende Erwartungen / Einstellungen sind auch aus dem schulischen Bereich bekannt (RASTNER 1997: 89–90).

365 Es scheint z. T. auch eine funktionale Varietätenaufteilung zu geben, insofern Fachliches standardnah, Nichtfachliches standardfern behandelt werde: „also es (.) is (.) manchmal a bisschen KOmisch, | über fOchliche inholte im diaLEKT zu reden? | (1.8) und (.) äh_äh es is manchmal KOmisch,= | =über_s MITtagessen:? | im STANdard zu <<lachend>re- | also das JA>?" (LEB 14:58–15:09).

Dass Standardsprechen zu den Rollenerwartungen an Lehrende gehört, erklärt auch, wieso manche Lehrende ein Unbehagen beim Nonstandardgebrauch in LVs empfinden: „also wenn ich vor FÜNFundzwanzig studierenden,= | =einen dialEKTsatz spreche? | ises für mich !UN!angenehm und kOmisch; | (--) kommt mir nicht naTÜRlich vor. | (1.4) fühlt sich UNnatürlich an.“ (LOA 14:30–14:40). Allerdings kann lehrendenseitig bewusst den Standarderwartungen zuwidergehandelt werden, um rhetorische Effekte zu zeitigen (LIC 49:00–50:08):

```
001 LIC: in der_der LEHRveranstaltung bemüht ma sich als lEhrender, |
002      oder_oder aGIERT man als lehrender automAtisch eher ein
003      bisschen, | (1.8) öhm (1.3) im_im geHObenen sprachsegment
004      erwartet i ma moi; | °hhh UND? | (1.5) und ähm so ein des des
005      °hh das ABgleiten in jetzt ähm- | (--) UMgangssprachliche
006      redewendungen, | (--) ähm:: (-) passiert in der AUSnahme? |
007      (--) schon immer WIEder; | (---) mal äh des weiß ich also von
008      kolLEginnen beispielsweise auch, | äh_öh wenn sie_s mal
009      UNheimlich mal sag i jetzt auch bewusst,= | =ANzipft, | weil
010      halt die LEIStungen? | °hhh ähm:: so weit hinter dem zuRÜCK
011      sind,= | =was EIgentlich? | (--) äh_äh_öh SAche sein sollte;
012      | °hhh dann kommt schon mal auch ein ANschiss vielleicht; |
013      °h und des auch (-) äh einfach beWUSST sozusagen, | °h äh und
014      das is gar nicht Übel? | OFT weil? | (--) des wird dann (--)
015      relativ häufig auch verSTANden; | (1.4) nämlich in DEM sinn
016      dass es? | äh_man es sich unter ANführungszeichen,= | =zu
017      HERzen nimmt von der studierendenseite;
```

LIC berichtet hier davon, dass – obwohl bzw. gerade weil bei Lehrenden grundsätzlich eine Orientierung an einer standardnäheren Sprechweise („gehobenes Sprachsegment“) erwartbar ist – in Ausnahmefällen soziosymbolisches CS in den Nonstandard („umgangssprachliche Redewendungen“) vorkommen könne. Mit einer im Kontrast zur Normallage (= Standardsprache) stehenden Varietätenwahl können dabei spezifische Bedeutungen zum Ausdruck gebracht werden (vgl. Kapitel 2.1.2.9), die zumeist auch verstanden werden. Dabei gehe es, so LICs Eindruck, v. a. um die Markierung von Ermahnungen („Anschiss“) – der Effekt soll sein, dass die Studierenden sich die jeweiligen Botschaften besonders „zu Herzen nehmen“, wofür sich Formen aus dem nähesprachlich konnotierten Substandardbereich gut eignen.

Neben disziplinär motiviertem CS wird öfter auch von der dialektalen Markierung humorvoller Einschübe berichtet, entsprechende Befunde werden auch für den schulischen Bereich gemacht (vgl. bspw. DE CILLIA 2018: 74–77; HOCHHOLZER 2004: 207). Dass Nonstandard bei Ermahnungen und humorvollen Einschüben genutzt wird, hängt wohl auch mit entsprechenden Einstellungen zusammen, bspw. der Assoziation von Dialekt und Humor, Emotionalität usf. (vgl. DAVIES 1995: 80–81; SOUKUP 2009: 113).[366]

366 Vgl. etwa SIH: „ja ma merkt_s halt OFT so_so, | wenn sie in ihren satz DRIN sind, | so wo sie den schon so auf HOCHdeutsch vorgelegt haben; | so der is is perFEKT. | °h aber wenn sie so spontan irgendwas RAUShauen oder so,= | =oder mal an SCHMÄH reißen,= | =dann IS des:? | (-) natürlich AUCH auf dialekt; | und da SAGT au niemand was;“ (28:15–28:30). Humor wird

Nonstandardsprachliche Formen können also bewusst eingesetzt werden; sie können aber auch vorkommen, weil nicht alle Lehrenden ganz und gar standardkompetent sind – so nehmen es zumindest manche Studierende wahr (SOD 19:11–20:08):[367]

```
001 SOD: also ich hab manchmal den EINdruck dass, | ähm manche
002      vortragenden sich wirklich beMÜhen, | äh HOCHdeutsch zu
003      sprechen; | oder_oder also STANdard? | äh (-) HOCHdeutsch; |
004      °h und dann immer wieder in (.) den diaLEKT äh verfallen; |
005      und dann aber immer wieder verSUchen, | °h in die (.) in das
006      HOCHdeutsch zu kommen. | (-) und DES? | (-) ALso? | des
007      klingt dann SELtsam we_ma zuhört. | {…} | ich glaub des hängt
008      DAmit zusammen dass ähm? | (1.9) ähm:: dass verSUCHT wird, |
009      (2.3) RICHtiger zu klingen; | oder oder professioNELler zu
010      klingen; | und DANN? | °h ähm (1.1) verSU- | also_d (.) der
011      dialekt versucht wird AUSgeschlossen zu- | also_äh den
012      AUSzuschließen. | °hh dass man den beWUSST nicht verwenden
013      will, | weil man des geFÜHL hat man? | klingt dann nicht so
014      professioNELL,= | =oder_s kommt dann nicht so gut RÜBER? | °h
015      und dann: (-) entsteht einfach immer dieser ZWIEspalt;=
016      | =weil es (.) es is UNmöglich, | diese ganze anspannung dann
017      ananhalb stunden lang DURCHzuhalten.
```

SOD meint, Lehrende streben zwar durchaus danach, standardnah zu sprechen – weil sie denken, auf diese Weise „professioneller“ und „richtiger“ zu wirken – allerdings gelänge ihnen der Versuch, den Dialekt „auszuschließen“, nicht immer vollends. Häufiger komme es zu Interferenzen mit dem Dialekt, die „seltsam“ klängen. Dahinter stehe, so SOD, dass die Standardsprache für viele Lehrende nicht das gewohnte Alltagsregister sei, wie er wenig später im Interview bemerkt.[368] Damit einhergehende Kompetenzdefizite würden ein ständiges Wechseln zwischen angestrebter, aber nicht ausreichend vertrauter standardsprachlicher Sprechweise und dem vertrauten, aber dispräferierten Nonstandard bewirken.[369] Das hierdurch ausgedrückte Bemühen, Erwartungen entsprechend zu handeln, spricht für die Geltung der entsprechenden Standarderwartungen. Ähnliches gilt für die Tatsache, dass manche Lehrende sich in LVs explizit die Erlaubnis einholen, Nonstandard

generell als eher dialektale Domäne wahrgenommen – vgl. auch SUE: „huMOR funktioniert auf dem:: äh:: dialekt bEsser;“ (24:15–24:17).

367 Einige Lehrende bekennen sich auch dazu, Probleme mit der Standardsprache zu haben – vgl. etwa FN 364.

368 Vgl. SOD: „ich glaub des liegt einfach DAran,= | =dass es nicht wirklich naTÜRlich is; | also es (-) es wär (.) BESser authentisch zu reden; | °hh UND? | (---) so klingt man professioNELler,= | =ich glaub des is eher weil man des sich selber so AUFdrückt; | °hh dass man UNbedingt, | äh jetzt auf HOCHdeutsch sprechen will? | obwohl man des normalerweise gar nicht so sehr verWENdet in seiner °hhh äh sprache;“ (20:23–20:43). Mit Rekurs auf die in Kapitel 3.3.5 explizierten Werte würde SOD eine nonstandardsprachliche Varietätenverwendung bei Lehrenden, für die das Standarddeutsche nicht die Alltagssprache ist, präferieren.

369 MOOSMÜLLER (1991: 163) interpretiert dergleichen auch als „Mystifizierung“ der Standardsprache – sie erscheint „als etwas Unerreichbares, tatsächlich ‚Hohes‘, an sie muß man sich heranarbeiten, man muß sich bemühen, es wird aber nie gelingen“.

verwenden zu dürfen: „also viele FRAgen,= | =ob sie eben dialekt verWENden dürfen? | (-) und wir sagen meistens KLAR,= | =warum NICHT; | und dann verWENden sie <<lachend>den eben auch> im unterricht;= | =und des find ich total NETT,= | =und auTHENtisch;“ (SOI 00:47–00:57).

Dass Lehrende um Erlaubnis bitten, bevor sie standardabweichende Varietäten nutzen, weist darauf hin, dass von ihnen eigentlich etwas anderes – nämlich Standard – verlangt wird. Aufgrund der asymmetrischen Situation der universitären Lehre, bei der ein Hierarchiegefälle zwischen Lehrenden und Studierenden besteht, könn(t)en sich Lehrende natürlich auch einfach über die Erwartungen hinwegsetzen, ohne dass Studierende viel dagegen machen könn(t)en. Dass dies auch passiert, illustriert etwa das Interview mit SEL. Die fremdsprachige Studierende meint auf die Frage, ob sie Dialekt an der PLUS angemessen findet: „also (-) von den profesSOren: nicht;“ (32:18–32:21); sie begründet das mit dem Wert kommunikativen Verständnisses (s. o.). Wie wenig Handhabe sie allerdings hat, um eine verständliche Varietätenwahl einzufordern, demonstriert folgende Passage (32:20–33:00):

```
001 SEL: es ist schon SCHWIErig,= | =auch für DEUtsche zum
002      beispiel;=ALso? | °h ich hatte einen kurs wo die professorin
003      sehr oft auf diaLEKT, | ähm °hh sachen erZÄHLT hat;=UND? |
004      (--) manchmal hat mir eine DEUtsche immer so °h zugeschaut
005      so? | na was war das was hat sie geSAGT? | und sie hat ein
006      paar WÖRter oder AUsdrücke nicht gekannt,=UND? | °hh man (.)
007      dann je nach proFESsor,= | =man ha (.) FÜRCHtet sich manchmal
008      sozusagen,= | =bitte ich hab nicht verSTANden; | weil manche
009      sind (-)ziemlisch (-) autoriTÄR <<lachend>und so>.
```

SEL meint, manche Lehrende würden sich eines zu standarddivergenten Registers bedienen – in der von ihr berichteten Episode kam es bspw. zu Verständnisproblemen vonseiten einer bundesdeutschen Studierenden wegen des Gebrauchs dialektaler Strukturen durch eine Lehrende. Allerdings fällt es den Studierenden in derlei Situationen schwer, eine verständlichere, standardnähere Sprechweise einzufordern. Die Furcht vor den oftmals ziemlich autoritär agierenden Lehrpersonen hält sie davon ab. Die Standardabweichungen der Lehrenden bleiben dadurch unsanktioniert.

3.3.8 Standarderwartungen bei Präsentationen

Es wird von Lehrenden erwartet, dass sie in LVs die Standardsprache oder zumindest eine standardnähere Sprechweise benutzen. Diese Erwartung gilt grundsätzlich, obgleich aus gewissen Gründen davon abgewichen werden kann (bspw. CS). Für den Sprachgebrauch der Studierenden gibt es keine so klaren generellen Erwartungen in LVs; es differenzieren sich vielmehr verschiedene Kontexte mit jeweils unterschiedlichen Formen situativ angemessenen Sprechens aus. Das wurde bereits in der Fragebogenanalyse deutlich (Kapitel 3.2.5): Gezeigt wurde, dass etwa für das

Halten von Vorträgen eine stärkere Standardorientierung eingefordert wird als bei Wortmeldungen.[370]

Dass bei Referaten i. a. R. die Standardsprache erwartet wird, belegen die Interviews eindeutig; viele Lehrende akzeptieren Nonstandard bei Referaten nicht: „mir (--) perSÖnlich gefällt_s nich,= | =wenn präsentationen auf diaLEKT äh::- | (-) ((lacht)) ähm geMACHT werden;“ (LAD 17:16–17:24). Dialekt solle nicht verwendet werden, aber auch die Umgangssprache wird oft nicht akzeptiert (LAH 28:29–28:48):

```
001 LAH: na ja also (-) mir fällt AUF? | äh_und_ähm dass oft bei
002      refeRAten,= | =so a ART ähm- | (1.0) so versucht wird
003      irgendwie im UMgangsch (-)mh_mh_deutsch, | vielleicht äh (.)
004      UMgangsösterreich? | °h vielleicht man so SOGT,= | =dialekTAL
005      gefärbt zu sprechen; | °hh ähm ich BESsere des jetzt ned aus?
006      | °hh Aber? | (-) irgendwie find i_s immer UNpassend.
```

Auch wenn LAH seinen Erwartungen in LVs nicht unbedingt Ausdruck verleiht (s. u. zur Erwartungskontrolle), hat er doch klare Angemessenheitsvorstellungen: Dialektal „gefärbt“ in Referaten zu sprechen, was durchaus vorkommt, sei schlicht „unpassend“.

Dass Lehrende solche Erwartungen hegen, ist den Studierenden bekannt und wird in ihren Interviews angesprochen – oftmals werden entsprechende Erwartungserwartungen formuliert:

(1) „bei präsentaTIOnen, | °h denk ich halt ALso? | wird auch von den lEhrveranstal (.) tsungsleitern verLANGT dass man, | (-) STANdardsprache spricht;“ (SIE 12:34–12:41)

(2) „aso i hob schon des geFÜHL dass ähm? | (--) dass (.) man wenn man in diaLEKT spricht, | dass das nicht so (.) geWÜNSCHT is; | (4.1) | äh in LEHRveranstaltungen zum beispiel; | (---) bei refeRAten oder? | (-) SOwos;“ (SUN 04:57–05:13)

(3) „han_s zum beispiel SCHO erlebt,= | =dass ma bei am referat dann GSAGT hat,= | =ma sollt da jetzt eher a bissl geHOben sprechen?“ (SOJ 11:17–11:22)

(4) „manches is halt LIEber gesehen un: manches eher nIch; | °h aber es is nicht total SCHLIMM,= | =wenn da jetzt einer im diaLEKT seinen vortrag hält; | GLAUB ich nich; | (-) aber es is Eben? | (--) mehr geWOLLT dann auf hochdeutsch.“ (SOI 19:03–19:13)

(5) „i glab es (.) es wird SCHON:? | i glaub es wird sehr viel w_drauf WERT gelegt, | f bei den VORtragenden; | °h dass sie keinen STARken dialekt sprechen;“ (SIG 04:11–04:20)

Was (1) – (5) verbindet, ist, dass explizit oder implizit Erwartungen darüber formuliert werden, was Studierende denken, was in Referaten von ihnen erwartet wird. Bei (1) werden explizit die Lehrenden als Erwartungsträger dargestellt; bei den anderen Beispielen liegt dies zumindest nahe. Dabei werden jeweils andere Aspekte

370 Vgl. für entsprechende Befunde im Kontext Schule RASTNER (1997: 88–89).

fokussiert: (2) bettet die Erwartung in einen größeren Kontext ein; es herrsche insgesamt eine Standardpräferenz für studentisches Sprechen in LVs, wobei das Halten von Referaten als prototypischer Kontext dafür hervorgehoben wird. (3) thematisiert, dass das Standardsprechen bei Referaten auch expressis verbis eingefordert wird – zumindest manchmal. In (4) wird hervorgehoben, dass bei Referaten Dialektsprechen nicht gewollt sei, wenn auch die Folgen nicht dramatisch seien, (5) legt nahe, dass es dabei zumindest um die Vermeidung (zu) starken Dialekts gehe – offensichtlich spielt auch das Ausmaß der Dialektalität eine Rolle bei der Frage der Angemessenheit und den Erwartungen dazu.

Studierende haben zum Standardsprechen bei Referaten nicht nur Erwartungserwartungen, sondern teilen die Erwartungen vielfach. Die wichtigste Rolle spielt dabei abermals der Anspruch, dass Referate für alle verständlich sein sollen (vgl. Kapitel 3.3.4; SIM 24:15–24:49):

```
001 SIM: GROD- | (-) WENN::? | (-) BEI? | (--) VORträgen, | °hh
002      exTREmer dialekt verwendet wird,= | =hot des an GONZ an? |
003      (2.5) fost scho niVEAUlosen, | (--) amfoch niVEAUlose wirkung
004      auf_s publikum; | und ma_f konzentriert si donn ÜBERhaupts
005      nimmer auf des wOs derjenige sogt,= | =SONdern mh:::- | WIE
006      er_s sogt; | (-) UND? | °hh (1.5)des find i a absolut oKAY;=
007      | =weil_s a teilweise (-) afoch diskriminIErend gegenüber dem
008      PUblikum is? | also i kchon nit davon AUSgehen, | °h dass
009      wenn i jetzand (--) in SOIZburg studier,= | =und i bin aus
010      Oberösterreich? | dass mi jeder verSTEHT;
```

Werde bei Referaten zu dialektal gesprochen, lenke das von der Bedeutung ab, rücke die Form ins Zentrum. Man konzentriere sich nur mehr darauf, wie und nicht was gesprochen werde. Das schränke das Verständnis ein und sei deshalb inakzeptabel. Da es nicht von Rücksichtnahme auf die Zuhörer zeuge, den eigenen Dialekt zu verwenden, wenn nicht davon ausgegangen werden könne, dass er verstanden werde, unterstellt SIM im Ausschnitt dialektsprechenden Referenten sogar die „Diskriminierung“ ihres Publikums.

Die Erwartung, dass bei Referaten Standarddeutsch gesprochen werden solle, hat für viele Studierende indes auch eine didaktische Funktion: Da man im Beruf auch in der Lage sein müsse, standardsprachlich vorzutragen, müsse man dies schon an der Universität einüben und entsprechend einfordern. Eine Gruppe, die das besonders oft vertritt, sind Lehramtstudierende. Auf die Frage, ob der Gebrauch der Standardsprache im Studium in angemessenem Ausmaß gegeben sei, meint beispielsweise SOM: „manchmal zu WEnig. | (---) | JA? | lei äh aso- | in manche LEHRveranstaltung hab ich mir gedacht, | <<stilisiert>hey du stehst da VORne, | du hälst nen VORtrag? | wie wär_s mit STANdarddeutsch?>“ (31:25–31:39); ihre Begründung ist (31:49–32:48):

```
001 SOM: man muss des SEHR genau abwägen; | (---) WEIL? | (--) man
002      soll des den (-) dialekt (-) !JA! nicht entwerten; | (1.0)
003      ich find das is ein (--) großes (.) GUT. | das man ja nicht
004      unterSCHÄtzen darf. | °hh aber wenn ich eines tages vor_ner
005      klasse STEH, | (-) und SOLL? | also mein ich hab mit
006      LEHRamtlern (xxx xxx)- | (xxx) vor AUgen jetzt? | °hh und (.)
```

```
007      dann (.) KANN es durchaus sein, | °h dass vor mir leute
008      stehen die !NICHT! deutsch als_s- | als MUTtersprache haben;
009      | dann muss ich in der LAge sein, | ((schnipst mit dem
010      Finger)) auf STANdardsp (.) deutsch umzu- | (-) ALso? | mh
011      einfach zu SWItchen,= | =und zu sagen jetzt sprech ich
012      STANdarddeutsch;= | =und auch WENN °h ich_äh also für- | und
013      auch SELbst wenn die kinder es können? | was is wenn deren
014      ELtern kommen? | und mit dir SPREchen wollen, | da kann ich
015      ja auch nicht °hh äh: ((lacht)) °h KRAUTwalsch reden; |
016      ((lacht)) | also da muss ich mich auch äh ANpassen; | °h und
017      ich denk mir da wäre die universiTÄT, | (-) der RICHtige
018      rahmen, | (-) um das auch EINzufordern; | dass ma SAGT,=
019      | =jetzt sprich bitte STANdarddeutsch. | und wenn des nicht
020      GEHT,= | =dann soll (--) der (-) der oder diejenige bitte
021      unterBROchen werden,= | =und sagen °hh entSCHULdigen sie,=
022      | =würdest du bitte auf STANdarddeutsch sprechen;
```

Der Dialekt hat SOM folgend zwar einen Wert, dennoch müssten künftige Lehrer in der Lage sein, die Standardsprache kompetent gebrauchen zu können. Sie werden es bspw. mit Schülern mit anderer L1 und deren Eltern zu tun bekommen, die ggf. Verständnisprobleme bei nonstandardsprachlichen Varietäten haben – sie müssten sich dann an deren Verstehensvoraussetzungen anpassen (vgl. auch Kapitel 3.3.2). Die Universität sei der richtige Rahmen, dafür erforderliche Standardkompetenzen aufzubauen und zu festigen, wobei sich SOM dafür ausspricht, das auch normativ abzusichern und zu kontrollieren.

Sich sicher im Standard artikulieren zu können, sei auch in anderen Berufen von entscheidender Bedeutung – schließlich gebe es in vielen Berufen die Erwartung, den Standard zu beherrschen und zu benützen (SAM 03:20–03:40):

```
001 SAM: es is nicht GERN gesehen dass man:::- | v: bei VORträgen::? |
002      einen einen diaLEKT verwendet;=WEIL? | das macht keinen
003      EINdruck weil, | °h die vorträge oder die referate DIEnen ja
004      dazu,= | =dass man äh auf die beRUFSwelt äh vorbereitet wird,
005      | und we_man da mit einem °h sozusagen einem SLANG? | °h da
006      (.) daherredet macht des keinen guten EINdruck;=ALso? | da
007      musst du schon AUFpassen,= | =dass du HOCHdeutsch verwendest.
```

Auch die RW-Studierende SAM bringt die Tatsache, dass dialektale Vorträge in ihrem Studium unerwünscht seien, mit der „Vorbereitung" auf die „Berufswelt" in Verbindung: In vielen professionellen Settings mache es „keinen guten Eindruck", wenn „Slang" (der Ausdruck meint hier wohl von der Standardsprache abweichende Formen) verwendet würde.

Erwartungen zum Sprechen in anderen, außeruniversitären Kontexten (zuvorderst im Beruf) spielen für die Standarderwartungen bei Referaten sonach eine wichtige Rolle. Zugleich sind in die jeweiligen Erwartungsbegründungen gewisse Spracheinstellungen und -ideologien eingewoben: Dialekt mache weniger Eindruck, klinge „niveaulos" und „unseriös". Eine standardsprachliche Sprechweise vermittle dagegen Kompetenz (vgl. dazu auch Kapitel 3.3.7) (SOE 21:34–22:42):

```
001 SOE: vielleicht a bissl in refeRAten, | (-) wei_s si eben seriÖser
002      onheat,= | =we_ma HOCHdeitsch red; | °h owa ähm SUNST? | (--)
003      hob i des bis jetzt eigentlich AUSser in so_na situation, |
```

```
004      in_na refeRATSsituation,= | =VORtragssituation? | °hh äh
005      SUNST no nie so? | (--) erLEBT dass ma do so, | SWITCHT. |
006      (-) ((lacht)) | {…} | jo i hob monchmoi ähm eben des geFÜHL
007      dass äh? | (--) jo wie i eben scho GSOGT hob,= | =dass i h°
008      äh: es dass i einfoch seriÖser kling, | wenn i des MOCH; |
009      und donn proBIER i hoit, | dass i a bissl HOCHdeitsch red? |
010      damit si_s NED so::? | °hh ähm wei_wei_wei_s a w SO:- | we_ma
011      so VORträge hört oder wos, | WISsenschoftliche sochen;= | =de
012      san hoit doch irgendwie immer eher bissl STEIF? | °h und des
013      is für mi a: de: STANdardsproche; | de is für mi a a bissl
014      STEIF. | {…} | we_ma °hh DONN,= | =scho so in seinem thema
015      DRIN is, | dass ma do goa nimmer drüber NOCHdenkt? | donn
016      föit ma hoit wieder zuRÜCK; | (-) in seinen äh diaLEKT;=
017      | =in seine eigentliche MUTtersproche.
```

„Hochdeutsch“ solle verwendet werden, denkt SOE, weil es sich „seriöser“ anhört. Als Sprachform, die mit Formalität und Distanz verknüpft ist, wirke der Standard „steif“ – im formellen und distanzsprachlichen Rahmen wissenschaftlichen Handelns sei es deshalb die passende Form, die zu verwenden angemessen sei. SOE bemüht sich, diese Sprachform zu wählen, wenngleich es ihr nicht immer glückt – sie „fällt“ (eine häufige Diktion auch andernorts in den Interviews) oftmals „zurück“ in den Dialekt, in dem sie primärsozialisiert wurde (vgl. SOEs Rede von „eigentlicher Muttersprache“).

Manche Studierende, so wird auch in anderen Interviews ausgesagt, können eine standardsprachliche Sprechweise aufgrund gewisser Kompetenzdefizite nicht „durchhalten“ und werden in Vorträgen gelegentlich ihren eigenen Intentionen entgegen dialektaler – aber „wenn eben den leuten_f doch AUFfällt jetzt? | °h UPS,= | =sie haben UMgangssprache gredet; | oder °h diaLEKT dann? | °h probieren sie wieder ZRÜCKzuwechseln in die standardsprache;“ (SIE 13:17–13:25). Wie bei den Lehrenden zeugt das Bemühen, den Standard zu sprechen, auch wenn es schwerfällt, von dahinterstehenden Erwartungen (SIE 13:51–14:05):

```
001 SIE: naja ich denk es ist für viele eben SCHWIErig im- | (-)
002      STANdard (.) sprache zu sprechen? | °hh und es (-) is halt
003      dann doch in der präsentaTION? | °hh dass ma_s machen MUSS; |
004      und wenn ihnen das halt AUFfällt,= | =denken sie sich oKAY? |
005      jetzt probier ich_s aber WIRklich;=WEIL? | sonst wird die
006      NOte vielleicht schlechter;
```

SIE zufolge ist es die Spannung zwischen der mangelnden Kompetenz, die Standardsprache zu sprechen, und den Erwartungserwartungen, dass Standard von einem abverlangt werde, der die Varietätenwechsel verursacht. Dass sich Studierende um die Standardsprache bemühen, geschieht auch aufgrund von Sanktionserwartungen – der Varietätengebrauch bei Präsentationen, so ist nicht nur SIE überzeugt, habe einen Einfluss auf die Note. I. d. S. seien auch Dialektsprecher an der PLUS bisweilen benachteiligt (SAI 26:38–26:59):

```
001 SAI: bei den refeRAten? | (-) ALso, | (-) weil da SOLlte man
002      natürlich standardsprache sprechen,= | =des ähm sagen auch
003      die profesSOren, | wenn man es NICHT macht; | (---) U::ND? |
004      JA; | wenn sie das dann nicht KÖNnen,= | =oder nicht so GU- |
005      ALso? | (--) dann is des dann natürlich für sie halt
```

```
006      SCHWIEriger, | und vielleicht bekommen sie dann auch noch
007      MInuspunkte,= | =was °h natürlich für die NOte dann auch
008      nicht so gut ist;
```

SAI berichtet nicht nur davon, dass der Gebrauch standardsprachlicher Formen in Präsentationen von den Lehrenden eingemahnt werde (bzw. dass Abweichungen als solche markiert werden), sie befürchtet auch Sanktionen in Form von Punkteabzug bei der Benotung, wenn Nonstandard verwendet wird – Nachteile habe das v. a. für jene, die den Standard nicht (gut) beherrschen.

Selbst aufgrund der Verwendung von Dialekt oder Umgangssprache schlechter bewertet worden zu sein, behauptet zwar niemand, gleichwohl berichten manche, dies von Kommilitonen gehört zu haben, wie etwa SUM im folgenden Ausschnitt (33:20–33:57):

```
001 SUM: eine eine (-) kommiliTOnin, | ((lacht)) | °hh die sich sehr
002      SCHWER getan hat, | äh in in STANdardsprache zu reden? | °hh
003      und die das geFÜHL hatte? | (---) mh bei einer (--)
004      präsentaTION, | (--) mh wei sie halt (.) zwar verSUCHT hat in
005      standardsprache zu reden? | °hh aber vielleicht den d_den
006      diaLEKT? | (--) nicht ganz also (--) °h so so FREIbekommen, |
007      (--) KONnte; | oder WOLlte; | wie auch IMmer? | °h äh (-)
008      dass sie das geFÜHL hatte danach, | (--) dass sie °hh vom
009      unterRICHtenden, | schlechter beWERtet worden is; | (-) weil
010      der halt s_mh sich MEHR auf? | STANdardsprache steht.
```

SUM weiß von einer Kommilitonin, die behauptet, von einem standardaffinen Lehrenden in einer Referatssituation schlechter bewertet worden zu sein – dies, obwohl sie sogar versucht hat, sich an den Standard anzunähern. In den Lehrendeninterviews wird jedoch durchwegs betont, keine schlechteren Zensuren bloß wegen der Varietätenwahl zu vergeben. Allenfalls könne sie einen Einfluss auf den Gesamteindruck des Referats haben und dadurch die Note indirekt beeinflussen, bemerkt etwa LED (19:09–20:02):

```
001 LED: i glaub das is dann (.) manchmal eine_eine MIschung aus:? |
002      ähm °hh aus SPRAche, | und INhalt; | (-) wenn es so sehr::
003      UMgangssprachlich, | °hh ah:: Oder? | (-) mh so diaLEKT? | äh
004      mäßig (-) VORgetragen wird, | °hh ähm:: und INhaltlich, | (-)
005      SCHWACH ist, | das DANN? | man nimmt das also IRgendwie als,
006      | °hhh nicht WISsenschaftlich (--) wahr. | °hh und das ist
007      SO, | de_das (.) das (--) das is eine BISSchen eine? | °hh
008      eine (.) eine verMIschung; | Aber das das? | (--) kann auch
009      dann SEIN dass:::- | (1.0) dass es in der sch (.)
010      STANdardsprache,= | =man das AUCH denkt sozuSAgen. | °hh aber
011      es sollte NICHT, | °hh man denkt es äh (--) e_es SOLlte
012      nicht, | ZU umgangssprachlich sein,=WEIL? | °hh ja ma muss::
013      anaLYtische::? | (-) begriffe verwenden, | und es (.) es muss
014      schon (--) STIMmen.
```

LED, der den Dialektgebrauch an der Universität grundsätzlich ablehnt, missbilligt auch die Verwendung von Dialekt und Umgangssprache bei Präsentationen – dahinter steht die Ansicht, dass Wissenschaftlichkeit und Standardsprachlichkeit miteinander assoziiert seien. I. d. S. könne ein Vortrag, der stärker standardabweichend ist, zumindest wenn auch der Inhalt „schwach“ ist, insgesamt als weniger wissen-

schaftlich eingestuft werden. Es sei also eine „Mischung aus Sprache und Inhalt“ – der Varietätengebrauch trägt durchaus zum Gesamteindruck eines Referats bei und, wie bspw. auch LOA unterstreicht, „we_ma (-) nicht in der LAge is? | °h an (-) einen HOCHdeutschen vortrag zu halten, | und (-) immer auf den diaLEKT ausweichen muss; | °h also ich glaub DA wird einem, | °h durchaus INkompetenz unterstellt;“ (30:43–30:54).

Selbst wenn die Varietätenverwendung nicht unmittelbar eine schlechtere Benotung bewirkt, versuchen Lehrende doch vielfach ihre Standarderwartungen bei Präsentationen durchzusetzen, wie einige Studierende, etwa SIH, beobachten (26:04–26:31):

```
001 SIH: bei refeRAten, | wurd dann schon vom LEHRenden gsagt, | so
002      JA? | nicht ganz so:: diaLEKTreich reden oder so? | (--) des
003      wurd schon dann GSAGT,= | =des hat jetzt natürlich vielleicht
004      keinen einfluss auf die NOte ghabt; | (-) aber trotzdem wurd
005      dann schon mal GSAGT, | schon JA? | bitte (.) bissi (.) mehr
006      HOCHdeutsch; | (--) °hh und des:: sanktionIERT ka_ma des
007      jetzt nicht wirklich nennen, | aber es wird schon: impliZIERT
008      dass es so? | (--) ähm geSCHEhen soll;=JA?
```

Abweichungen vom Standard werden registriert und als dispräferiert markiert (es kommt also zu einem entsprechenden *labeling*). Auch wenn das SIH folgend die Note nicht beeinflusst, geht damit doch die Aufforderung einher, standardnäher zu sprechen; zugleich wird sozialer Druck aufgebaut, sich sprachlich anders zu gebärden – nach der Definition in Kapitel 2.1.2.8 lässt sich das durchaus als „Sanktion“ bezeichnen, auch wenn es SIH im Ausschnitt nicht so nennen will.

Auffallend ist, dass auch hier die Wahrnehmung der Lehrenden und Studierenden divergiert: So wird in den Lehrendeninterviews immer wieder beteuert, mangelnde Standardverwendung in studentischen Referaten nicht unmittelbar zum Thema zu machen – zumindest nicht vor anderen LV-Teilnehmern: „im_im_im PLEnum,= | =würd ich das sowieso nicht kritiSIEren? | (--) ich würde vielLEICHT, | °hhh äh v dann in_nem EINzelgespräch drauf hinweisen;“ (LEA 05:03–05:11). Feedback im Einzelgespräch zu geben, ist für viele Lehrende das Mittel der Wahl, um die Einhaltung ihrer Standarderwartungen zu erreichen (LIE 16:10–17:01):

```
001 LIE: also es is für mich keine UNgewohnte situation, | (-) ich (.)
002      LASS den (.) oder die studierende, | dann einfach die
003      präsentation SO::? | (-) wie sie es in ihrem oder in seinem
004      naTÜRlichen stil einfoch (-) macht, | auch DURCHhalten; |
005      °hhh ich sprech das thema aber NICHT vor den anderen
006      studierenden an,= | =sondern dann in einem ZWEIergespräch,=
007      | =und SAG? | °hh ähm in der ZUkunft, | zum beispiel würde
008      ich a bissl HIER daran arbeiten, | (-) etwas mehr die
009      STANdardsprache zu verwenden? | es is in einem akaDEmischen
010      umfeld einfach doch? | °hh auch ein ZEIchen von ähm::- | JA;
011      | geSCHLIFfenheit? | dass ma sich dementsprechend AUSdrücken
012      kann; | (1.3) und JA ich? | (-) sag das jetzt nicht ähm in
013      DEM sinn dass ich? | (--) das (--) als SCHLECHT bewerten
014      würde;=JA? | und als_n FEhler bewerten würde aber, | ich
015      DENke? | °h es ghöat halt einfach schon daZU; | (--) °h we_ma
```

016 a gewisse BILdung hat,= | =dass man sich auch gewählt
017 AUSdrücken kann.

Im zitierten Ausschnitt betont LIE, dass nonstandardsprachlich gehaltene Referate öfters vorkommen, da der „natürliche Stil" vieler Studierender, also ihre gewohnte Sprechweise, wohl so ist. Sie versichert, solche Referate nicht schlechter zu bewerten, vertritt aber dennoch die Ansicht, Vorträge sollten im Standard erfolgen – aufgrund der Verbindung von Standardsprachlichkeit und Wissenschaftlichkeit bzw. Bildung. Sie unterbricht Vorträge im Nonstandard nicht, mahnt im Plenum auch nicht zu mehr Standard, spricht es aber im Gespräch zu zweit an, wobei sie dort auch ihre Erwartungen zu legitimieren bzw. ein Verständnis dafür zu schaffen versucht, wieso sie in Vortragssituationen Standard für angemessener hält (vgl. auch Kapitel 2.1.2.5 zur Rolle von Legitimierungen bei der Normdurchsetzung).

Kritik wird von vielen im Einzelgespräch geübt, wie etwa LAB meint, „nem RAhmen {…} | wo ich des geFÜHL habe,= | =ich führe die person nich VOR;" (31:52–31:57). Für einige Lehrende fungiert eine solche Kritik respektive explizite Ermahnung auch nur als ultima ratio (LAB 31:03–31:30):

001 LAB: das KOMMT,= | =DENK ich drauf an,= | =wie STARK des is; |
002 (1.4) ich denk IMmer? | (---) dass das ANgenehmste für die
003 studenten is wirklich durch? | (--) durch_n BEIspiel zu
004 lernen, | (-) und nich äh da überFAhren zu werden, | °hh WENN
005 ich? | (1.6) wenn ich etwas hätte wo es !SEHR! unangemessen
006 wär, | (--) dann würd ich drauf HINweisen; | (-) wo ich_s
007 naTÜR- | also auch EXplizit drauf hinweisen;=Aber? | (-)
008 unter umständen nich unbedingt vor der GRUPpe?

Auch LAB würde eher nicht im Plenum, sondern nur im Einzelgespräch standardabweichende Referenten zu mehr Standardsprachlichkeit mahnen – dies allerdings nur in Extremfällen, die offenbar nicht oft vorkommen (LABs Formulierung legt nahe, dass ihr dergleichen überhaupt noch nie untergekommen ist). „Am Beispiel lernen zu lassen" sei LABs präferierte Strategie, ihre Standarderwartungen durchzusetzen – das könnte meinen, durch eigenen Standardgebrauch vorbildlich zu wirken oder standardsprechende Studierende positiv zu sanktionieren.

Selbst wenn Lehrende ihre varietätenwahlbezogene Kritik i. a. R. nicht im Plenum vortragen – immer wieder wird berichtet, dass Studierende selbst den mangelnden Standardgebrauch ihrer Kommilitonen offen ansprechen und kritisieren, bspw. in der Feedbackrunde nach Präsentationen (LEG 11:30–12:29):

001 LEG: sicher also wenn jemand a_a präsentaTION hat,= | =oder a
002 refeRAT donn? | (1.1) wenn_s nicht auf ENglisch is; | (--) °h
003 wenn alles auf ENglisch lauft,= | =dann MERKT ma_s so_s eben
004 nicht;=JA? | °hh ((lacht)) °h ähm (--) dann: dann ises
005 manchmal recht EIgenartig,= | =wenn die LEUte? | (--) öh wenn
006 leute irgendwie sehr im diaLEKT sind; | äh_ich das ICH mach_s
007 ja nicht;=JA? | °hh und das FALLT manchmal auf; | also es
008 kommt dann manchmal die RÜCKmeldung, | JA?= | =du hast jetzt
009 schon SEHR dialekt °h gsprochen; | {…} | also es LUStige is,=
010 | =ich mi (.) mir fallt_s AUF? | mich STÖRT_s? | aber ich
011 würd nie was SAgen,= | =weil ich find das soll jeder SELber
012 (-) entscheiden; | (-) ich SAG dann oft,= | =also halt so als

```
013      ALlgemein; | °h überLEGTS euch das;= | =ma KANN? | tz hab i
014      mh:: °h ma kann dialekt EINsetzen, | bei am VORtrag; |
015      ((hustet)) eben wenn ich jetzt °h vor BAUern rede, | is des
016      was ANderes, | als wenn ich jetzt °hh im miniSTErium a
017      präsentation <<lachend>hob oder so>? | (--) UND? | aber das
018      muss jeder SELber f::inden wie? | (-) LETZTendlich- | (---)
019      dass es gut LÄUFT;
```

Als Naturwissenschaftler ist LEG v. a. mit englischsprachigen Vorträgen konfrontiert. Bei auf Deutsch gehaltenen Referaten bemerkt er jedoch bisweilen Dialektgebrauch, den er als unangemessen und „störend" einstuft. Er selbst geht darauf aber nicht weiter ein, obgleich die Studierenden dies tun – natürlich üben auch diese, wenn sie Erwartungsabweichungen markieren und bewerten, einen normativen Druck aus, den Erwartungen entsprechend zu handeln. Dass LEG indes nicht selbst seinen Erwartungen Ausdruck verleiht, wenn ihnen zuwidergehandelt wird, liegt am Wert, den er sprachlicher Freiheit zumisst: Jeder solle selbst entscheiden, wie er spricht (vgl. auch Kapitel 3.3.5). Daran, dass er Standardgebrauch bei universitären Vorträgen präferiert, lässt er dennoch kaum Zweifel – in Bemerkungen allgemeiner Art bringe er „oft" zum Ausdruck, dass es situativ (un-)angemessene Sprachformen gebe.

Unmittelbar vorzugeben, wie Studierende sprechen sollen, erscheint einigen Lehrenden problematisch – einzugreifen sei nicht praktikabel, wäre eine Form der Diskriminierung, die einen zu großen Gesichtsverlust für die Angesprochenen mit sich bringen würde (LIC 42:12–43:00):

```
001 LIC: also ich mein akzepTIEren tu ich eigentlich Alles; | ALso? |
002      (-) ich würd auch SAgen, | (1.2) es bleibt ma nicht viel
003      anderes ÜBrig; | stimmt nicht GANZ; | weil ich KÖNnte? | °hhh
004      wohl ähm mh_mh korriGIErend unter anführungszeichen, | äh
005      EINgreifen, | indem i SAG? | bitte jetzt NOCH einmal? | °h
006      (---) aber DANN? | (1.2) dann bin ich schon selbst im
007      diskrimiNIEren eigentlich;=JA? | wenn i SOG, | bitte jetzt
008      NOCH amal,= | =aber auf HOF- | auf HOCHdeutsch? | also des
009      IS? | °hh is KLAR das das- | (1.0) da tut ma jemandem mal
010      sicherlich nichts GUtes; | °hh äh ALleine jetzt um_äh um die
011      äh::m, | die resoNANZ der? | (-) der_der_der restlichen
012      TEILnehmer amal in den blick zu nehmen; | °hh äh TU ich, |
013      (--) GLAUB ich; | (--) N:ICHT. | i MEIN? | mh:_mh:_mh:
014      manchmal wie ma schon GSAGT ham,= | =ergibt sich sozusagen
015      das kollektive LAchen, | wo ich mich nicht immer AUSnehme;
```

LIC empfindet es als herabwürdigend, dialektsprechenden Studierenden vorzuschreiben, sie hätten Hochdeutsch zu sprechen; insofern sieht er keine praktikable Möglichkeit, einzuschreiten und seinen Erwartungen Geltung zu verschaffen. Eingriffe wertet er v. a. mit Blick auf die Anwesenheit anderer Studierender als problematisch – einen Studierenden in sprachlicher Hinsicht zu maßregeln, brächte ihn zweifellos in Verlegenheit vor anderen. Insofern reagiert LIC überhaupt nicht, es sei denn, es kommt aufgrund eines stark unpassenden Sprachgebrauchs zu einem „kollektiven Lachen" – darin stimmt auch er ein.

Besonders, wenn Studierende in ihrem Studium fortgeschritten sind, sehen einige Lehrende Eingriffe in die Varietätenwahl kritisch – Vorschriften dieser Art

werden schließlich eher mit der Schule assoziiert, wie etwa LOB argumentiert (19:02–19:23):

```
001 LOB: die EIne möglichkeit wär? | was ich wahrscheinlich zuNÄCHST
002      mal wählen täte,= | =dass ich zuSAMmenfasse noch mal; | ALso?
003      | °h das waren WICHtige punkte, | eins zwei DREI? | °hh also
004      den INhalt nochmal aufgreifen; | (1.4) ALso? | würde
005      wahrscheinlich nur wenn_s GANZ am anfang von studium is,=
006      | =mal SAgen, | oKAY; | (-) DES- | aber i p_kann ma fast
007      nicht VORstellen,= | =dass des je pasSIERT;=JA? | °h (---)
008      des sin eher SZEnen,= | =die ich aus der <<lachend>SCHUle
009      kenn>;=JA?
```

Bei Referaten, die des Nonstandardgebrauchs halber unverständlich sind, bemüht sich LOB selbst um Verständnissicherung, durch eigene Zusammenfassungen etwa – eingreifen würde sie allenfalls bei niedrigsemestrigen Studierenden, de facto sei dies aber noch nie vorgekommen. Dass es für manche Lehrende nicht infrage kommt, den Varietätengebrauch ihrer Studierenden zu korrigieren, führt dazu, dass sie sich letztlich überhaupt nicht zu Abweichungen verhalten – „ich nehm des zur KENntnis; | ich reagiere_äh reaGIER do eigentlich goa ned,= | =i geh oamfoch WEIter; | ich LOSS? | wos die auch so REden;=NED? | °hh ((lacht))“ (LEC 24:33–24:40).

Auffällig ist, dass es dabei auch Lehrende gibt, die sich aus spezifischen Gründen nicht „anmaßen“, Studierende zu mehr Standardsprachlichkeit anzuhalten. Dies betrifft zunächst manche fremdsprachige Lehrende, die sich, weil sie selbst nicht fehlerlos sprechen, für ungeeignet halten, den Deutschgebrauch anderer zu kritisieren (LAD 08:25–09:01):

```
001 LAD: NA, | äh ich hab bis jetzt überhaupt nicht reaGIERT; | ich:
002      (-) äh lass es einfach SEIN; | ähm °hh Aber::? | äh JA, | DA,
003      | naTÜRlich; | also ich spreche AUCH kein perfektes deutsch,
004      | und ich (.) ich will jetzt NICHTS von meinen studenten
005      verlangen;=JA? | °hh ähm also ich FÜHle mich? | ich muss mich
006      auch verBESsern; | °hh bevor ich ihnen SAge dass ich? | (--)
007      sie (-) sich verBESsern müssen. | {…} | aber ICH? | ich hab
008      natürlich ein bisschen den komPLEX, | (-) JA? | dass ich äh::
009      nicht äh_d_äh_d dass sie viel besser sprechen als ICH, | und
010      ICH bin die lehrerin;=JA?
```

LAD beherrscht als Fremdsprachige selbst „kein perfektes Deutsch“ und fühlt sich daher nicht berechtigt, anderen vorzuschreiben, sie sollten „besser“ sprechen – ihren Studierenden mit deutscher L1 eignen, obschon sie Dialekt sprechen, letzten Endes höhere Deutschkompetenzen als ihr, was sie als Lehrende ohnedies vor Probleme stellt (vgl. die Rede von „Komplexen“). Das veranlasst sie, nicht zu reagieren, wenn ihren Standarderwartungen zuwidergehandelt wird.

Auch bundesdeutsche Lehrende fühlen sich bisweilen unberechtigt dazu, mehr Standardsprachlichkeit einzumahnen – nicht, weil sie davon überzeugt wären, kein gutes Deutsch zu sprechen, wohl aber, weil es als Überheblichkeit ausgelegt werden könnte, wenn ausgerechnet sie – als „Fremde“ – Kritik übten (LIF 05:37–05:45; 05:58–06:12):

```
001 LIF: es is so dass ICH, | weil ich aus DEUTSCHland komm, |
002      grundsätzlich (-) GANZ vorsichtig nur sprache kritisiere bei
003      den studierenden; | {…} | (---) JA? | da bin ich SEHR sehr
004      vorsichtig zu sagen, | HÖren se ma? | ((lacht)) sie MÜSsen
005      versuchen sich verständlich auszudrücken; | {…} | das mach
006      ich DESwegen sehr vorsichtig, | °hh weil sich des immer sehr
007      von Oben herab anhört,= | =wenn man aus_m ANderen land kommt.
```

Es könnte arrogant wirken, denkt LIF, wenn sie, die aus einem anderen Land stammt, die Sprache der heimischen Studierenden beanstandet – sie macht es zwar, aber nur sehr vorsichtig. Sie rekurriert dabei auf den Wert des Verständnisses (vgl. Kapitel 3.3.4).[371]

Die Probleme bundesdeutscher Lehrender, wenn sie ihre Erwartungen zum studentischen Sprechen durchsetzen wollen, illustriert auch gut folgende, etwas längere Passage aus dem Interview mit LAG (47:02–48:24):

```
001 LAG: dass STÄRker, | äh STANdardsprachlich gesprochen wird? | (-)
002      SCHRIFTsprachlich; | °hh ähm:: (--) das WÜNSCH ich_äh- | das
003      würd ich mir wirklich WÜNschen? | °h das proBLEM is,= | =dass
004      grade !ICH!,= | =das nicht einfordern KANN; | das ist mir
005      beWUSST; | ich hab_s auch nie verSUCHT; | hab NIE? | °h äh
006      würde mich nie TRAUen,= | =in_na lehrveranstaltung zu SAgen,
007      | das ist aber jetzt sch:on stark diaLEKT, | vielleicht
008      können sie verSUchen? | °h das BESser zu sagen; | °h äh
009      äh_mh_äh und also das muss ich nicht erKLÄren,= | =warum ich
010      mich das nicht TRAU; | Oder? | das: muss ich das erKLÄren? |
011      NEIN; | °hh also ds ds (-) geHÖRT sich auch nich aus meiner
012      sicht;= | =das kann ich einfach nich MAchen. | gut so KURZ? |
013      KURZ? | ENde. | °h PUNKT. | °h das würde mich (.) würde ich
014      mir aber WÜNschen; | das könnten ANdere dozenten natürlich
015      machen; | °hh äh und dann müsste ICH es nich machen? | °h
016      andere dozenten werden des aber gar nich erLEben, | als
017      äh::mh ALS? | (---) ähm als proBLEM, | oder de_denen wird das
018      nich AUFfallen; | °h äh das is etwas was mich SCHON::? |
019      ((schnalzt)) am (-) bm g  WEnig? | allerdings schon ein klein
020      wenig STÖRT; | °hh äh WEIL es- | (1.3) JA? | weil es in
021      der_äh in wissenschaft SONST, | äh aso äh:m °h ises einfach
022      Üblich dass die leute, | äh SCHRIFTsprachlich sprechen. | °hh
023      äh auch schriftsprachlich äh präsenTIEren können; | °h äh und
024      ich hab den EINdruck,= | =das KÖNnen die studierenden nicht;
025      | und sie werden auch nicht unbedingt dazu ANgehalten das zu
026      tun? | (1.4) JA; | (--) und das würde ich mir WÜNschen; | das
027      k äh is bloß was was ich nich MAchen kann? | °hh äh aber WENN
028      das sozusagen, | °hh mh:: eine_mh:: son common SENSE wär? |
```

371 Wenn LIF Kritik übt, dann mit Verweis auf die Existenz eines eigenen österrreichischen Standards – wohl damit es nicht als bundesdeutsche „Selbstgefälligkeit“ missverstanden wird: „das mach ich dann SO, | dass ich dann meistens drauf HINweise, | dass es ein ÖSterreichisches hochdeutsch gibt;= | =mit ALlen besonderheiten? | (-) °hh was äh äh_ähm äh auf einer professioNELlen ebene, | (1.5) herVORragend geeignet ist, | kompetTENZ in österreich zu zeigen; | (1.6) dazu braucht man kein ANderes hochdeutsch.“ (06:16–06:34).

```
029      (---) äh dass das so Üblich is, | dann (.) könnte man es ja
030      EINfordern;
```

Zwar sei, so LAG, an Universitäten ein standardorientiertes Register angemessen – ein solches werde von den (österreichischen) Studierenden aber vielfach nicht verlangt, nicht verwendet, nicht einmal beherrscht – Bundesdeutsche können da nicht eingreifen. Das Dilemma sei, dass österreichische Lehrende, die durchaus den Sprachgebrauch österreichischer Studierender korrigieren könnten, nicht in der selben Weise Standarderwartungen haben bzw. aufgrund ihrer Gewöhnung an bairisch-österreichische Formen Abweichungen nicht gleichermaßen registrieren – sie greifen deshalb nicht ein. Nur wenn die österreichischen Lehrenden damit beginnen würden, die Standardsprache einzufordern, könnten auch Bundesdeutsche das tun – dann würde es nicht als spezifisch deutsche „Arroganz" erscheinen.

LAG nimmt eine zu große Toleranz substandardsprachlichen Formen gegenüber wahr. Dass bei Präsentationen zumindest keine allzu rigorosen Sanktionen auf standarddivergentes Sprechen folgen, ist auch der Eindruck mancher Studierender. Es bleibe bei Lippenbekenntnissen und halbherzigen Ermahnungen ohne echte Durchsetzungskraft (SUG 32:11–33:02):

```
001 SUG: i moan wos i schon erLEBT hob woa, | dass zum beispü
002      präsentaTIONen woa,= | =und donn is hoit °h bei der
003      NOCHbesprechung gsogt woan? | °h JO:? | und du bist hoit aber
004      in diaLEKT reingfoin; | °h und no I so? | <<stilisiert>ah
005      JO;= | =STIMMT. | °hh jo daron muaß i no OAbeiten;> |
006      ((lacht)) | Owa? | EIgentlich? | (-) es wird a MEIStens, |
007      (2.2) JA? | h° i ma:n es wird meistens ned so:: SCHLIMM, |
008      also es is (.) pasSIERT meistens halt, | °h HÖCHStens, | (-)
009      eben bei am refeRAT,= | =dass do hoit moi wos REINrutscht? |
010      °hhh oder dass du (.) OBrutscht quasi; | °hh UND? | donn wird
011      do hoit nocha GSOGT,= | =dass des TOA host; | Owa? | °h des
012      hoaßt jo ned dass donn glei DURCHgfoin bist;= | =also von DEM
013      her? | °h ähm::: hätt i no nie beMERKT. | also es wird °h
014      zwoa ONgsprochen? | (-) wenn (.)wenn_s grod eben in so ana
015      (-) oat PRÜfungssituation woa? | °hh Owa eigentlich? | hh°
016      ned mit WIRklich negativen konsequenzen.
```

Spreche man zu dialektnah, werde das zwar angesprochen, berichtet SUG, „wirklich negative Konsequenzen" bleiben aber aus – v. a. sei es für die Benotung unwesentlich. Obschon gelegentlich eine Rückmeldung erfolge, man habe – unangemessenerweise – dialektal gesprochen, sei das nicht wirklich folgenschwer. Ein nicht zur Gänze ernst gemeintes Schuldeingeständnis reiche daher als Rechtfertigung aus.

Derlei Aussagen relativieren natürlich die Wirkkraft der oben herausgearbeiteten Formen der Erwartungskontrolle. Sie erfolgen v. a. vor der Kontrastfolie schulischer Praktiken – die Standarderwartungen bei studentischen Referaten werden im Allgemeinen „nicht so STRENG geahndet wie:: äh, | °hh <<lachend>äh im gymNAsium bei uns>;" (SAM 22:07–22:11). Im Vergleich zur Schule sei an der PLUS keine absolute Verpflichtung zum Standardsprechen bei Präsentationen der Fall – auch wenn der Standard präferiert werde: „also es gibt SCHON, | es gibt sch LEHRveranstaltungesleiterinnen, | die SOgen? | °hh ähm (-) jo sie_sie wollen SCHON dass man schönes deutsch spricht,= | =wenn man DRAUSsen steht; | aber

dass ma jetzt WIRklich? | °hh stAndardsprache (.) sprechen MUSS,= | =des hob i no NIE khoat;=NA.“ (SIG 26:54–27:08). In der Schule musste im Vergleich zur Universität viel standardnäher referiert werden, so sind etliche Studierenden überzeugt (zur Standardorientierung bei schulischen Referaten vgl. bspw. DE CILLIA 2018: 77–78; VERGEINER et al. 2019). An der PLUS dürfen dagegen durchaus gewisse regionale Formen bei Referaten vorkommen (SOA 26:00–26:55):

```
001 SOA: es is (-) OFT dass die? | °h ähm:: (-) profesSOren, |
002      speziell halt bei präsentaTIONen,= | =beispiel auch drauf
003      POchen;= | DASS ma? | °hh man kann (--) ähm ETwas
004      umgangssprache hernehmen? | (-) des is kein proBLEM; | °hh
005      weil halt einfach wirklich die:: geSCHRIEbene sprache,=
006      | =wie ma in der schule teilweise HALten müssen,= | =des des
007      (-) hört sich einfach i_inzwischen °hh (--) KOmisch an; |
008      also we_ma SAGT,= | =man redet wirklich nach dem WORT? | °h
009      dann (-) hört es si einfach KOmisch an? | (-) und (.)
010      deswegen is bei vielen profesSOren, | °h die sagen oKAY; | es
011      is a_mh_a BISsal dialekt is okay; | (-) °hh ähm es darf aber
012      nicht zu SEHR sein? | speziell im (.) im °hh äh
013      LEHRamtfächern; | is es halt EIgentlich, | sagen_se
014      HOCHsprache? | °hh aber we_ma so (-) GANZ, | (--) bisschen im
015      diaLEKT,= | =bleibt is es absolut kein proBLEM; | (--) °hh
016      ähm (-) wird soLANG- | (--) es is zwar wirklich (-) sehr sehr
017      °hh ENG gesteckt; | also we_ma dann wirklich ja_mh:: bisschen
018      zu VIEL abfällt dann? | kriegt ma halt dann schon die RÜCK
019      meldung,
```

„Eigentlich“ sei die Standardsprache zu verwenden – gerade im Lehramtsstudium (s. o.) werde darauf auch hingewiesen. Nichtsdestotrotz werde eine allzu starke Orientierung am Standard – an der Explizitlautung, mithin konzeptioneller Schriftlichkeit – nicht nur nicht erwartet, sie scheint auch dispräferiert, SOA wertet sie als „komisch“. Lehrende erlauben dabei durchaus expressis verbis, dialektale Formen zu nutzen – allerdings in „engen Grenzen“, d. h. eine zu große Dialektnähe werde durchaus sanktioniert.

Dass trotz bestehender Standarderwartungen ein gewisses Maß an Dialektalität auch bei Vorträgen gebilligt werde, mag mit Werten wie Diversität und Freiheit zusammenhängen (vgl. Kapitel 3.3.5). Zugleich scheint relevant, um welche Systembereiche es sich handelt – so findet dialektale Lexik im Vergleich zu dialektaler Lautung weit weniger Akzeptanz, mithin sei auch die Verwendung von (standardsprachlicher) Fachsprache / -lexik essentiell (SUA 14:57–15:21):

```
001 SUA: we_ma wos präsenTIERT,= | =erstens es soi_s für jeden
002      verSTÄNdlich sein der_s, | der_s ONhört; | und ZWEItens? |
003      °hh äh im im FOCHbereich, | oder in_in der FOCHsproche ises
004      schon? | °hh äh (1.1) JA? | es wirkt no moi professionELer,=
005      | =wenn ich (.) wenn ich äh mich geWÄHLT ausdrücken
006      konn,=UND? | äh °h man die diaLEKTfärbung hört ma immer, |
007      owa wenn i zuMINdest, | äh °hh HOCHdeutsche? | äh WÖRter
008      verwende,= | =und (.) und a die FOCHsproche verwend;
```

SUA, die die Verwendung der Standardsprache bei Präsentationen aus den bereits genannten Gründen für angemessen hält – Werten wie Verständlichkeit bzw. Pro-

fessionalität –, differenziert zwischen „hochdeutschen Wörtern“ einerseits, (lautlicher) „Dialektfärbung“ andererseits. Während die Aussprache nur schwer zu kontrollieren sei (bzw. überhaupt niemals vollständig), sei zumindest in der Lexik eine Standardorientierung zu verlangen. Hinzu komme die Verwendung der Fachsprache, die zur „*Gewähltheit* des Ausdrucks“ beitrage.

Auch wenn letztlich ein gewisses Maß an Dialektalität toleriert werde, mithin die Standarderwartungen weniger strikt erscheinen als etwa bei schulischen Referaten und nur von einem Teil der Lehrenden tatsächlich eine aktive Durchsetzung der Erwartungen erfolgt, herrscht darüber, dass ein standardnäheres Register bei Referaten zu präferieren sei, ein vergleichsweise großer Konsens unter den Probanden. Der normative Diskurs ist uniformer als zu anderen Themenbereichen. Nur wenige haben stark abweichende Ansichten – bspw. SOK (02:57–03:26):

```
001 SOK: und i FIND; | (-) warUM, | (-) es ist (.) der dialekt is ja
002      nix SCHLECHtes,= | =oder NIX f::- | (1.0) nix irgendWIE? | ja
003      es gibt ja immer dieses VORurteil von wegen ja:: äh, | dem
004      BAUern und dem- | <<lachend>mit dem diaLEKT und so weiter>;=
005      | =aber des des is ja eigentlich totaler BLÖDsinn;= | =des
006      °hh hat ja damit eigentlich überHAUPT nix zu tun;=UND? |
007      (1.0) ma kann ja trotzdem an wissenschaftlich sehr WERTvollen
008      vortrag halten, | a we_ma des jetzt im diaLEKT spricht; | des
009      mocht ja eigentlich überhaupt koan UNterschied,= | =und i
010      fand des eigentlich °h sehr POsitiv,= | =wenn des so: (-)
011      geLEBT wead; | in SOLZburg.
```

SOK stellt sich gegen die geläufige Assoziation von Standardsprachlichkeit und Wissenschaftlichkeit bzw. Bildungsgrad – die Phänomene korrelieren nicht, das sei ein „Vorurteil“ und „totaler Blödsinn“. Wissenschaftliche Inhalte könn(t)en dialektal genauso gut präsentiert werden – SOK würde sich wünschen, der Dialektgebrauch bei Vorträgen wäre an der PLUS legitim.

3.3.9 Erwartungen zu studentischen Wortmeldungen

Während bei Referaten stärkere Standarderwartungen herrschen, haben bereits die Fragebögen gezeigt, dass bei spontanen Wortmeldungen durch Studierende in LVs weit mehr Variation akzeptiert wird (vgl. Kapitel 3.2.5).[372] Dass hier im Unterschied zu Präsentationen zumindest weniger strenge Standarderwartungen gelten, wird auch in den Interviews betont; bei Wortmeldungen sei der Dialekt legitim, werten die meisten, wenngleich nicht alle Lehrenden (LIE 15:21–15:51):

372 Auch wenn es prima facie plausibel erscheint, dass es dabei noch einen Unterschied macht, ob es sich um Wortmeldungen in (Pro-)Seminaren oder Vorlesungen handelt, wird das in den Interviews nicht thematisch – wenn überhaupt, wird behauptet, studentisches Sprechen bei verschiedenen LV-Typen differiere nicht: „da wird (.) eigentlich kein großer UNterschied gemacht; | (--) also da merk ich kein_kein UNterschied. | zwischen KURsen, | oder_oder VORlesungen? | WORTmeldungen bei vorlesungen,“ (LUJ 12:54–13:02).

```
001 LIE: also präsentaTIOnen is für mich klar, | (---) Oder_mh ähm? |
002      (2.9) also INput,= | =der in der LEHRveranstaltung kommt,=
003      | =in einer forMAlen weise;= | =das ist meistens ein
004      refeRAT,= | =eine präsentation is für mich klar
005      STANdardsprache; | °hh wenn es um eine sponTAne wortmeldung
006      geht,= | =in einer LEHRveranstaltung, | wo ich einfach FRAge?
007      | und (.) habt_s euch des schon mal überLEGT? | oder wie
008      seht_s ihr DIEses und jEnes? | °h und das kommt ETwas::- |
009      jetzt eben im diaLEKT? | dann find ich des total oKAY; | (-)
010      JA,= | =weil_s sponTAN is; | (---) so RICHtig, | (--) heRAUS
011      quillt aus den studierenden.
```

Für LIE ist es offensichtlich relevant, ob ein studentischer Beitrag vorab konzipiert wurde oder nicht – „spontane“ Wortmeldungen „quellen“ regelrecht aus den Studierenden heraus, seien daher im Dialekt (der Sprechweise des natürlichen, ungezwungenen Austauschs) akzeptabel.[373] Referate dagegen sind vorbereitet, zudem ein „formaler“ Input. Insofern wird von LIE hier die Standardsprache als „formale“ Varietät bevorzugt.

Wortmeldungen sind, anders als Referate, i. a. R. ungeplant, weniger formell und dialogischer – hier ist v. a. Verständnis wichtig, sonst werde (fast) alles toleriert (LIH 17:45–18:11):

```
001 LIH: also im äh BIlateral,= | =in der diskusSION,= | =stört_s mi
002      ÜBERhaupt ned; | des stört mi GOA ned; | solong i sie ver
003      STEH,= | =is des in ORdnung. | (--) solang sie sich
004      <<lachend>UNtereinander auch verstehen>. | (--) und da DENK i
005      donn a,= | =dass leute aus aus NORDdeutschland dann, | wenn
006      sie_s NICHT verstehen? | einfoch sich einhören MÜSsen; | °hh
007      weil des is im ALLtag auch auch nicht anders. | (--) bei
008      VORträgen? | äh wenn_s GANZ stark wird,= | =find ich_s ein
009      bisschen STÖrend; | aber des kommt KAUM vor. | (---)dass i
010      donn tatsächlich PUNkte abziage oder so,= | =des MOCH i ned.
```

In der „bilateralen Diskussion“, d. h. im LV-Dialog mit den Studierenden fühlt sich LIH durch Nonstandardgebrauch nicht gestört – hier sei nur das Verständnis wichtig, wobei LIH nicht einmal Allgemeinverständlichkeit verlangt: Zumindest vonseiten Bundesdeutscher, die mit Nonstandard Verständnisprobleme haben (könnten), sei zu erwarten, dass sie Nonstandard verstehen lernen, nicht zuletzt, weil er ihnen in ihrem Salzburger Alltag auch abseits der PLUS begegnet (vgl. zu dbzgl. Erwartungen auch Kapitel 3.3.3). Bei Vorträgen seien stark standardabweichende Formen derweil unangemessen („störend“), obgleich auch LIH sie nicht mit schlechteren Noten sanktioniert (vgl. Kapitel 3.3.8).

Dass Lehrende einen Unterschied zwischen der Varietätenwahl in Referaten und (spontanen) Wortmeldungen machen, wird auch studierendenseits bemerkt; hierbei existieren gleichsam Erwartungserwartungen, wie sie nachfolgend etwa SIE äußert (12:34–12:45):

373 Die Untersuchung von DAVIES (1995: 80) zeigt ebenso, dass viele ihren Dialekt als „mother tongue“ und deshalb „language of spontaneous utterances“ ansehen. Vgl. zur Frage auch Kapitel 3.3.13.3.

```
001 SIE: bei präsentaTIOnen, | °h denk ich halt ALso? | wird auch von
002      den lEhrveranstal (.) tsungsleitern verLANGT dass man, | (-)
003      STANdardsprache spricht; | (1.2) SONST so? | eben bei
004      WORTmeldungen im unterricht,= | =ist es normalerweise KEIN
005      problem;
```

Die meisten Studierenden werten es dabei positiv, wenn in Wortmeldungen Umgangssprache und Dialekt vorkommen dürfen, u. a. mit Rekurs auf die in Kapitel 3.3.5 genannten Werte wie Diversität oder Freiheit (SUA 15:31–15:48):

```
001 SUA: also in vielen diskusSIOnen, | oder a geSPRÄchen, | äh (1.2)
002      in den VORlesungen? | (-) wird dialEkt und öh Umgongssproche
003      AUCH verwendet? | ALso, | °h grod diaLEKT jetzt; | (-) SOG i
004      moi? | jetzt weniger UMgongssproche, | mehr diaLEKT; | ähm
005      und des FIND i eigentlich, | find i eigentlich GUAT; | (-)
006      dass ma TROTZdem,= | =bei jedem no HEAT,= | =wo er HERkummt.
```

SUAs Beobachtungen nach finden bei Wortmeldungen und Diskussionen in LVs nonstandardsprachliche Formen durchaus Verwendung – was sie positiv wertet, schließlich könne damit die (regionale) Identität von Sprechern zum Ausdruck kommen. Bemerkenswert ist freilich, dass SUA, die andernorts im Interview die Erwartung äußert, bei Präsentationen solle die Standardsprache genutzt werden (vgl. Kapitel 3.3.8), u. a., da sie für alle verständlicher ist, nicht in gleicher Weise für den Standardgebrauch in Wortmeldungen plädiert (bzw. umgekehrt nicht mit dem Rekurs auf Identität für den Nonstandardgebrauch bei Präsentationen eintritt). Generell ist auffällig, dass in Hinblick auf Referatssituationen einerseits und Wortmeldungen andererseits etliche Probanden unterschiedliche Werte relevant setzen.

Dass bei Referaten und Wortmeldungen auch in der tatsächlichen Sprachverwendung ein Unterschied gemacht wird, ist eine häufige Beobachtung der Interviewten. Selbst internationale Studierende thematisieren diesen für sie z. T. ungewohnten Varietätenwechsel. So meint bspw. SAK, wenn Studierende referieren (36:48–37:39),

```
001 SAK: sprechen sie mh IMmer? | (-) HOCHdeutsch; | Oder? | (-) mh::
002      sehr ÄHNlich (.) zu hochdeutsch. | °hh ALso? | (-) so GUT, |
003      wie sie KÖNnen; | °hh und DANN? | (-) äh kurz DAnach? | wenn
004      sie äh:: schon öh:: mh:: bei der BANK? | (-) se (.) SETZen; |
005      (-) JA? | °hhh äh (1.1) sprechen sie (.) diaLEKT. | °hh ALso,
006      | ((lacht)) | °h dass is ein bisschen MERKwürdig. | UND (-)
007      öh- | sie machen kommenTAre zum beispiel äh::m? | (--) °hh o
008      (.) ohne zu AChten, | (-) äh Ohne zu? | (1.2) ohne darauf zu
009      ACHten (-) dass, | SIE::? | mh:: schon wieder im diaLEKT
010      sprechen; | °hhh UND? | h° JA; | wenn sie MÜSsen, | wenn sie
011      geZWUNgen sind? | °h können sie äh HOCHdeutsch::- |
012      HOCHdeutsch sprechen;
```

Die Studierenden mit deutscher L1, so ist SAK überzeugt, sprechen Standard nur dann, wenn sie es müssen – bspw. bei Präsentationen, nicht aber in Wortmeldungen. Halten sie ein Referat, bemühen sie sich um die Standardsprache, sobald das Referat aber beendet ist, „achten“ sie nicht mehr auf ihre Varietätenwahl und nutzen Dialekt. Wortmeldungen seien zwar auch Teil des Unterrichts, dennoch informeller und inoffizieller – sie sind nicht im selben Ausmaß relevant für die Benotung,

zumeist auch nicht vorbereitet. Dies erkläre die unterschiedlichen Varietätenwahlen, so SAK weiter; dabei hängen sie auch mit bereits in der Schule internalisierten Praktiken, bspw. dem Sprechen bei der Matura / dem Abitur, zusammen (39:25–39:49; 40:06–40:34):

```
001 SAK: äh bei den maTUra, | abiTUR? | (--) äh müssen sie HOCHdeutsch
002      (.) sprechen; | °hh und DESwegen, | (-) JA; | ah_w:: WISsen
003      sie dass, | äh_in o (.) offiZIELlen, | °hh ge_äh:::
004      geLEgenheiten? | (-) müssen sie HOCHdeutsch, | äh:: (-)
005      beNÜtzen; | (-) verWENden; | °hh DESwegen;=Also? |
006      akaDEmische? | (-) JA; | akademische sehr offiZIELle? | mh::
007      geLEgenheit; | {…} | solche präsentaTION ist? | hh° mh: sehr
008      oft beURteilt; | (-) °hh ALso, | öh:: mh_mh daVON? | (-)
009      hängt (.) äh die note AB? | °hh und solche kommenTAre, | (-)
010      sponTAne kommentare, | mh:: also äh_äh das ÄUSsern von::? |
011      eigener (-) MEInung; | °hh äh:: hh° JA; | NAtürlich; | AUCH
012      gehört zu? | öh::: zu einem UNterricht;= | =aber (.) ist (.)
013      eher sponTAN.
```

Letztlich scheint es v. a. der wahrgenommene Formalitätsunterschied zu sein, der die höhere Akzeptanz des Nonstandards in Wortmeldungen bedingt. Lehrende, die Wortmeldungen als formale Sprechhandlung einschätzen, verlangen i. d. S. die Standardsprache auch in diesem Kontext (LAB 27:46–28:15):

```
001 LAB: ziemlich norMAL is, | also DASS man_mh jetzt- | ähm (--) im
002      (--) im geSPRÄCH?= | =einfach dann UMgangssprache verwendet;
003      | °hh im EINS zu eins gespräch. | und das find ich (.)
004      eigentlich auch ANgemessen_nd rIchtig; | °hh ähm (--) in der
005      VORlesung? | bei den WORTmeldungen? | (-) ist SCHO::N? | WENN
006      ich- | (---) zumindest so vom geFÜHL her, | (1.1) dass ich
007      SAgen würde,=JA, | (-) das is EIgentlich? | (1.5) mh:: (--)
008      NICHT? | (-) des is schon ziemlich forMAL;[374]
```

Während LAB im face-to-face-Gespräch zwischen Lehrenden und Studierenden durchaus den Nonstandardgebrauch akzeptabel findet („ziemlich normal"), sei das bei Wortmeldungen in LVs anders: Hier sei der Kontext schon „ziemlich formal", weshalb sie sich eine Verwendung des Standards erwartet.

Auch die Erwartung, dass aus Gründen der Wissenschaftlichkeit bzw. der Verständlichkeit Wortmeldungen standardnah sein sollten, kommt in den Interviews vereinzelt vor. Ein höheres Ausmaß an Dialektalität wird dann ebenfalls nur im Einzelgespräch gebilligt (LEI 20:12–21:00):

```
001 LEI: na ich glaub SCHON,= | =wenn_s dann zu:: (.) zu: extrem in
002      den dialekt REINgehen würde, | dann würd es mich zumindest
```

374 Nicht alle Probanden empfinden lehrbezogene Einzelgespräche, bspw. Betreuungsgespräche, als nichtformales Setting und billigen daher Nonstandard dort – vgl. etwa folgende Äußerung von LUE zur Frage, welche Sprechweisen wann angemessen sind: „SPRECHstunde, | versteh ich auch noch als IRgendwie ne f- | in FORma ähm- | in einem formalen RAhmen? | also da wär diaLEKT mir auch nicht so angenehm; | °hh äh:m (-) jetzt INformell, | ALso? | am GANG treffen, | oder irgendwo: ähm mit den studIErende AUSserhalb von der uni,= | =also wo es KEInen formalen rahmen gibt? | °hh dann wär des diaLEKT für mich schon okay;" (20:49–21:10).

```
003      verWUNdern; | (-) in einem semiNAR. | (1.1) mh_weil ich SCHON
004      glaub, | °hh dass so eine gewisse (-) form der
005      STANdardsprache? | °hh einfach (.) daZUgehört; | im::
006      akademischen disKURS? | (-) °hh ähm:: (1.1) und es is was
007      ANderes,= | =ob sie jetzt NACH der sprechstunde- | äh nach
008      der: LEHRverstanltung mit mir? | (--) äh REden? | (-) JA, |
009      °h und dort diaLEKT reden;= | =das wär mir wahrscheinlich
010      eGAL? | °h oder ob sie bei einer WORTmeldung im seminar, |
011      (-) ähm diaLEKT reden würden; | °h da kommt (-) meiner
012      meinung nach nämlich auch dazu WENN? | wenn_s ein REguläres
013      seminar jetzt is, | °hh äh wenn dann internationale
014      stuDIErende dabei sind,= | =DIE ja: äh- | und es auf DEUTSCH
015      stattfindet? | (-) äh die (.) die deutsch als FREMDsprache
016      haben,= | =die würden es ja auch gar nicht verSTEhen; |
017      (-) WAHRscheinlich.
```

Bei Wortmeldungen in einem Seminar erwartet LEI eher die Standardsprache – seien sie doch Teil des akademischen Diskurses (wo die Standardsprache „dazugehört"), zudem müsse Rücksicht auf die u. U. anwesenden internationalen Studierenden genommen werden. Im Einzelgespräch zwischen Lehrenden und Studierenden (bspw. in der „Sprechstunde" oder „nach der Lehrveranstaltung") billigt LEI jedoch wie LAB den Dialektgebrauch.

Es gibt also Erwartungen, dass auch Wortmeldungen standardorientiert sein sollen – nichtsdestotrotz ist dies eher die Minderheitenposition, wie auch die quantitativen Resultate in Kapitel 3.2.5 gezeigt haben. Die Mehrheit akzeptiert in Wortmeldungen Nonstandard (vgl. auch Kapitel 3.2.3 dazu, dass kaum Schwierigkeiten aufgrund der Verwendung von Dialekt und Umgangssprache bei Wortmeldungen wahrgenommen werden).

3.3.10 Erwartungen in Prüfungsgesprächen

Es ist u. a. der Formalitätsunterschied, der verschiedene Erwartungen bspw. zwischen Sprechstundengesprächen, Wortmeldungen und Referaten bedingt. I. d. S. legt zumindest der Lehrendenfragebogen nahe, dass auch bei Prüfungen, die gleichsam formalen Charakter tragen, höhere Standarderwartungen vorherrschen (vgl. Kapitel 3.2.5). In den Interviews wird darauf kaum eingegangen, ausgenommen von RWlern – was wohl damit zusammenhängt, dass dort mündliche Prüfungen weitaus häufiger stattfinden als in anderen Fakultäten. Dieser kurze Abschnitt gilt deshalb v. a. für die RW.

Wenig überraschend wird in Prüfungsgesprächen an der RW die Standardsprache erwartet. So beobachtet etwa die an der RW studierende SEN: „bei den MÜNdlichen prüfungen musst du auch vorwiegend dEUtsch, | also HOCHdeutsch reden; | (1.2) | das kommt halt nicht GUT,= | =wenn du da jetzt irgendwie in MUNDart redest." (30:52–30:59). Legitimiert wird dies nicht nur über Formalität, sondern wiederum mit didaktischen Motiven (LEH 07:36–08:03):

```
001 LEH: sozusogen im norMAlen gespräch, | wenn ich (.) eine
002      diPLOMarbeit oder wos besprech mit am studierenden, | hob i
```

```
003      überhaupt ka proBLEM damit | ((räuspert sich)) | ich ACHT, |
004      (-) in den PRÜfungssituationen darauf,= | =dass
005      STANdardsprache verwendet wird; | °h ganz einfach weil die
006      LEUte das ja? | (--) auch_auch später dann im beRUF brAUchen.
007      | (--) UND? | ((räuspert sich)) ah in der VORlesung, | (--)
008      is_is die sache ned °hh NICHT so genau, | also wenn do
009      WORTmeldungen kommen, | die NICHT in standardsprache sind? |
010      °h hob i ka proBLEM damit;= | =und würde das auch nicht (-)
011      wirklich AUFgreifen.
```

Das Standardsprechen in Prüfungssituationen diene der Vorbereitung auf die berufliche (juristische) Praxis, weshalb LEH ein entsprechendes Variationsverhalten einfordert. Bei Wortmeldungen oder auch Betreuungsgesprächen hingegen sei er tolerant und habe „kein Problem" mit Nonstandard, würde demnach auch nicht eingreifen.

Dabei spielen auch gewisse Standardideologien eine Rolle: Kürze, Prägnanz und Klarheit im Ausdruck werden mit dem Standard assoziiert. Diese Eigenschaften seien in der juridischen Sprachpraxis relevant und deshalb einzufordern, weshalb auf eine entsprechend standardnahe Sprechweise zu achten sei, wovon bspw. SUH überzeugt ist (19:51–20:25): Es sei wichtig, in den Standard wechseln

```
001 SUH: zu KÖNnen, | (--) und vor oim in ana PRÜfungssituation, | ähm
002      °hh des zum SCHAFfen, | ähm find i WICHtig; | do wird den
003      JUristen schon drauf? | (-) drauf geACHtet,= | =dass die
004      profesSOren? | (--) ähm (-) sog i moi eher INdirekt;=JO? | °h
005      es einfoch ned GERN haben wenn jemand (.) kommt und? |
006      und_und an mass an masSIven dialekt auspackt, | donn äh is
007      des a bissl inkompaTIbel, | mit dem wos er EIgentlich in der
008      prüfung °hh bringen soi;= | =nämlich dass er (--) KURZ und
009      prägnAnt und klAr formuliert, | des vertrogt si einfoch mit
010      am (.) mit am HEftigen dialekt? | °hh nur beDINGT;=JO?
```

SUH hat Erwartungserwartungen, Lehrende würden in Prüfungen eine standardnähere Sprechweise präferieren. Er teilt diese, da er davon ausgeht, nur der Standard sei für die Anforderungen der rechtswissenschaftlichen Sprachpraxis ausgebaut. Nonstandardverwendung werde bei Prüfungsgesprächen an der RW i. d. S. auch sanktioniert – spreche jemand Dialekt „in PRÜfungssituationen? | (-) i (-) ises einfoch von NOCHteil" (SUH 24:24–24:28).[375] Dass dies in anderen Fakultäten ähnlich ist, kann hier nur vermutet werden.

375 Gleichwohl ist erwähnenswert, dass SUH – auf Nachfrage – meint, dass bisweilen auch der Gebrauch der Standardsprache bei starken Dialektsprechern Nachteile bei Prüfungen bringen könne, denn „wos natürlich in ana PRÜfungssituation a wieder ned guat onkummt,= | =is wenn JEmand? | von dem ma WA:S dass er, | °h normalerweise toTAL im dialekt spricht, | ähm (--) und donn wenn er (.) quasi jetzt irgenda geLERnte phrase, | (-) auf HOCHdeitsch äh platziert;=JO? | (--) d_donn kummt_s erst recht wieder SCHLECHT, | weil donn WA:S i,= | =okay der hot des ned verSTONden,= | =sondern des hot er aus_m BUACH ausa glernt;=JO?" (25:08–25:28). Weil es so wirkt, als würden sie Gelesenes bloß memorieren statt es in eigenen Worten wiederzugeben (was Verständnis anzeigen würde), könne die Standardverwendung für genuine Dialektsprecher von Nachteil sein. Trotz dieses Einwandes ist SUH überzeugt: „PRINzipiell? | (-) ähm ises SO; | (-) so_so (.) total so wie i (.) wie i GSOGT hob,= | =i mein dass °hh dass die

3.3.11 Erwartungen zum Sprachgebrauch mit Lehrenden

Wie gezeigt, machen die Probanden es stark vom jeweiligen Kontext abhängig, welche Varietäten sie akzeptieren – wichtig scheint v. a. der Formalitätsgrad zu sein, hinzu kommen die jeweiligen Adressaten (v. a. Fremdsprachige, z. T. Bundesdeutsche). Auch Rollenkategorien sind relevant, insofern bspw. Rollenerwartungen dazu bestehen, dass Lehrende in LVs standardnah agieren sollen. Ein zusätzlicher Aspekt, der insbesondere für Studierende bedeutsam zu sein scheint, sind Hierarchien: Die Sprachwahl hänge, ist etwa SUI überzeugt,[376] stark ab „von der hierarchIE? | (1.1) also i:: ah je::: äh HÖher, | er in der hierarchIE is, | desto::: mehr neige ich zum STANdard;“ (15:18–15:26) – das sei ein „zeichen von resPEKT, | und HÖFlichkeit äh_und? | °hh (--) JA; | ma möchte sich irgendwie geBILdeter aus (-) drücken?“ (15:33–15:39). I. d. S. wird erwartet, mit Lehrenden und überdies der Verwaltung, Standard zu sprechen (SIC 32:44–33:14; SAI 23:35–23:51):

```
001 SIC: mit mit stuDIErenden in den, | (-) is es sicher ne LOckerere
002      sprache weil ich- | (1.0) ich GLAUB, | (2.1) wie sie so
003      verSCHIEdener? | okay mit LEhrenden und (-)
004      verwAltungspersonal, | (--) würd ich SCHON sagen dass es, |
005      (-) da NE, | °hhh gibt es <<lachend>das niVEAU an sprache>? |
006      STANdardsprache, | °h ähm geFORdert sein sollte,= | =EINfoch?
007      | (---) d_s EINfoch, | (-) äh_owa der resPEKTvolle umgang und
008      so; | also ich GLAUB, | (---) also ma hat dann schon_n
009      beSTIMmten? | (-) resPEKT; | vor_m proFESsor natürlich,=
010      | =und nan (-) redest du halt natürlich nich so wie mit den
011      (.) FREUNden;

001 SAI: es khöat halt find ich daZU? | also dass man ähm
002      STANdardsprache eben bei, | °h solchen instituTIOnen
003      verwendet;= | =dass ma EINfach? | °h we_ma mit_m proFESsor
004      spricht,= | =we_ma °hh ah in die verWALtung was machen; | bei
005      den verWALtung was machen muss; | also sekretariAT
006      irgendwelches? | (-) da khöats einfach meiner meinung nach
007      daZU;
```

SIC betont, der „respektvolle“ Umgang mit Lehrenden und dem Verwaltungspersonal verlange, nicht so zu sprechen, wie es bspw. unter Freunden üblich ist – es brau-

leute die (-) besser SPREchen, | a_a tendenziell des bessere erGEbnis einfoan;“ (25:37–25:47). Auch MOOSMÜLLER (1991: 164) berichtet von Situationen, in denen sich Dialektsprecher einerseits mit Standarderwartungen konfrontiert sehen und es andererseits negativ evaluiert wird, wenn sie sich um Standardgebrauch bemühen; sie bezeichnet das auch als „double-blind-Situation der Dialektsprecher/innen“.

376 Es scheint sich primär um Erwartungen der Studierenden selbst zu handeln – Lehrende äußern nicht, dass Studierende mit ihnen standardnah sprechen sollen. Manche Studierende betonen auch explizit, dass diese Erwartungen nicht von den Lehrenden ausgehen: „so SCHLIMM ises es jetzt auch nich schätz ich; | ich glaub den meisten professoren wär des eGAL? | des is halt nur mein (-) perSÖnliches empfinden,= | =dass man HOCHdeutsch (-) sprechen sollte; | ich glaub den meisten professoren wär des gar nicht WICHtig.“ (SEA 17:16–17:22). Daneben gibt es allerdings auch Studierende, die der Meinung sind, dass „die profesSOren alle wollen,= | =dass ma mit eana HOCHdeutsch spricht;“ (SOC 01:50–01:52).

che ein gewisses „Niveau an Sprache“, ein höheres Register, um das man sich bemühen muss; man könne nicht so „locker“ sprechen, wie bspw. mit Kommilitonen. Auch für SAI „gehört es einfach“ zur institutionellen Kommunikation, sich im Gespräch mit Lehrenden und dem Verwaltungspersonal am Standard zu orientieren.

Institutionelle Kommunikation ist asymmetrisch. Insofern die institutionellen Agenten (Lehrende, Verwaltungsmitarbeiter) an der PLUS der Wahrnehmung der Studierenden nach über ihnen stehen, sei eine „höhere“ Sprechweise mit ihnen geboten. Demgegenüber sei unter gleichrangigen Studierenden und auch Freunden / Familie Nonstandard akzeptabel (SEH 23:22–23:51):[377]

```
001 SEH: ich FINde? | °h ähm (-) JA, | °h dass in verWALtung und ähm?
002      | °hh ähm mit profesSOren,= | =muss man äh schon öh:: also
003      H:OCHdeutsch sprechen? | °h und STANdard ähm deutsch
004      sprechen; | °hh aber im ALltag,= | =und zwischen stuDIErenden
005      sch_und_äh? | ÖSterreichische studierende können_äh °h ruhig
006      äh::- | mh::_äh:: UMgangssprache spr (.) mh_sprechen,
```

Wie SIC bekundet SEH, dass in Gesprächen unter Studierenden wie im Alltag generell Nonstandard legitim sei – in der (asymmetrischen) Kommunikation mit der Administration sowie den Lehrenden „muss man“ hingegen „Hochdeutsch“ benützen.

Erwarten etliche generell die Standardsprache, erscheint (fast) allen Studierenden zumindest zu viel Dialekt im Umgang mit Lehrenden als Respektlosigkeit. Manche betonen, dass wenn kein Standard, so doch zumindest eine standardnähere Sprechweise gewählt werden solle (SUG 20:13–21:22):[378]

```
001 SUG: also mit FREUNden? | (.) und (--) mh_MITstudierenden, | °hh
002      de wos i jetzt a BISSL kenn? | (-) aso red i eigentlich gonz
003      norMAL;= | =also SO? | (1.7) normales MUNDoat? | (-) DEUTSCH?
004      | ((lacht)) °h u:nd wenn:_s nocha darum geht mit °h am
005      proFESsor, | oder mit ähm persoNAL, | zu REden, | also mit
006      (.) mit verWALtungspersonal und so; | °hh donn WEchselte i a
007      auf äh- | (--) AUF:? | (--) f:: (-) ja (1.5) KOA? | koa
008      HOCHsprache;=JO? | °h Owa, | (---) a HÖFliches? | (--)
009      UMgangsdeutsch; | ((lacht)) ko_ma des so SOgn? | °h aso ähm
```

377 Vgl. zu ähnlichen Befunden im Kontext Schule DE CILLIA (2018: 81); VERGEINER et al. (2019).

378 Auffälligerweise werten manche hierbei auch explizit die Umgangssprache als unangemessen: „ich glaube UMgangssprache is bei irgendwelchen formAlen dingen eher unangebracht; | (---) wobei eher im SCHRIFtlichen,= | im MÜNdlichen? | (--) solong_s HÖFlich is? | (---) geht diaLEKT auch; | UMgangssprache eher? | °hh nur zwischen FREUNden.“ (SUI 18:37–18.51). Man kann vermuten, dass hinter solchen Aussagen eine Definition der Umgangssprache steht, die Umgangssprache v. a. diaphasisch als Alltagssprache und weniger diatopisch als Mischung von Dialekt- und Standardmerkmalen begreift (vgl. Kapitel 3.3.13.2; allerdings definiert SUI, explizit danach gefragt, die Umgangssprache als „verMISCHung von beidem?“, d. h. Dialekt und Standard; 19:50–19:52). Auch andere Probanden schätzen die Umgangssprache als unangemessen in solchen Siutationen ein, bspw. LUJ: „wenn_wenn jetzt konTAKT, | was weiß ICH? | dozEnt stuDENT is oder so, | würd ich würd ich UMgangssprache eher? | (1.1) eher UNangemessen finden;“ (13:22–13:29) – dass die Umgangssprache grundsätzlich weniger akzeptabel als Dialekt sei, findet bspw. auch LAC: „wenn mh_mh SOG ma moi? | °h äh:: des_d äh: des SPROCHniveau? | °h zu NIEdrig wead; | JO? | owa owa DES? | °h (--) do hot EIgentlich, | aiso we_ma diaLEKT spricht; | hot ma do WEniger a problem, | als we_ma UMgongssproche spricht;“ (07:11–07:22).

```
010      (--) ((schnalzt)) (--) HOCHumgangssprachlich::e:: misch:ung;
011      | <<lachend>od ähn> °h also es is äh koa REInes (.)
012      hochdeutsch? | °hh un:d es is:: (--) owa doch a bissl BESser
013      wie umgongssprache, | UND? | (1.6) ja:: dadurch dass ma quasi
014      mit wem REdet, | der WOS? | °hh ähm (--) der wos ho HÖher
015      gestellt is, | quasi do °h redet ma sowieso donn irgendwie
016      HÖflicher;= | =und dadurch wird des GOnze donn, | °hh bissl
017      FÖRMlicher a mehr oder weniger.
```

Spricht SUG mit Lehrenden oder anderem Universitätspersonal, bedient sie sich zumindest einer „hochumgangssprachlichen Mischung", d. h. einer Sprechweise, die, obschon keine Standardssprache, doch klar am Standard orientiert ist und die auch von ihrer normalen Sprechweise, dem Dialekt, deutlich abweicht. Diese Sprechweise sei höflicher und trage dazu bei, dass eine „förmliche" Rahmung entsteht.

Bei der Standardorientierung Höhergestellten gegenüber gibt es indes auch Ausnahmebedingungen (SAI 24:03–24:27):

```
001 SAI: JA? | es ist einfach so norMAL,= | =dass man halt auf
002      STANdardsprache einfoch mit den? | °hh ähm (--) die (1.2)
003      ÄLter sein,= | =oder einfach in der HÖheren (.) position
004      sind,= | =dass man einfach auf der standardsprache mit denen
005      SPRICHT? | °h bis sie_s vielleicht SELber anbieten dass m- |
006      oder SELber dann anfangen? | °h ähm UMgangssprachlich oder:,
007      | diaLEKT- | also im diaLEKT zu reden dann? | °h find ich_s
008      dann schon ANgemessen; | ALso? | (-) <<lachend>einfach
009      ANpassend>.
```

Höhergestellten (u. a. auch älteren) Personen gegenüber sei eine standardnahe Sprechweise zu wählen, behauptet auch SAI – allerdings nur so lange, bis diese von sich aus beginnen, standardabweichende Formen zu gebrauchen oder expressis verbis anbieten, dass man Nonstandard verwenden dürfe. Dann könne man sich durchaus anpassen und vom Standard abweichen – sonach ist auch hier Akkommodation normativ relevant (vgl. Kapitel 3.3.1).

Bei der Varietätenwahl Lehrenden gegenüber scheint auch deren Herkunft eine Rolle zu spielen – entstammt der Lehrende derselben Region, wird Nonstandard eher akzeptiert (SOL 30:55–31:26):

```
001 SOL: stuDENten zum beispiel, | wenn sie sich mit (-) profesSOren
002      unterhalten oder sowas; | da sollte SCHON? | °h geWISse_äh::-
003      | n gewisses LEvel in der kommunikation sein;=JETZT? | °h
004      (-) einerseits vom vom vom vom (-) vokabuLAR her? | °h
005      andererseits aber auch dass ma jetzt nicht ÜBERSCH- |
006      übermäßig STARK einen dialekt spricht; | (-) es SEI denn? |
007      (-) zum beispiel jetzt der_äh:: mh der proFESsor kommt aus
008      derselben region; | {…} | ansonsten DA sollt ich- | mh: find
009      ich sollt schon bisschen son resPEKT da sein;
```

Wenngleich auch SOL der Ansicht ist, es sei ein Zeichen von „Respekt", Lehrenden gegenüber allzu starken Dialekt zu meiden, denkt er, bei Lehrenden aus derselben Region könne man (eher) Dialekt nutzen – dass dem so ist, liegt wohl auch daran, dass dann davon ausgegangen werden kann, dass diese den jeweiligen Dialekt

verstehen. Bei förmlichen, asymmetrischen Gesprächen ist der Wert der Verständlichkeit (vgl. Kapitel 3.3.4) nämlich besonders hoch (SUJ 03:31–04:47):

```
001 SUJ: i sog amoi im umgong mit studIErenden, | IS::? | (--) is da
002      umgong naTÜRlicher, | und damit (-) nutzt ma:: überwiegend
003      den diaLEKT; | oder nutze ICH überwiegend den dialEkt; | °hh
004      UND? | wenn_s hoit DArum geht eher? | JO; | (--) a FÖRmliches
005      gespräch zu führen, | eben mit LEHRpersonal, | mit
006      ONgestellten? | °hh (--) muaß ma SCHON? | (-) hoibwegs (--)
007      äh HOCHdeutsch;=Oder? | (-) gehobene UMgangssprache sprechen;
008 IV:  °h wovon hängt da deine wahl AB?
009 SUJ: (2.0) wovon meine wahl ABhängt? | ((schnalzt)) (1.9) | mh:::
010      | (3.7) °hh (--) | äh::mh | (1.2) | °h ja WIRklich,=ALso? |
011      dieses (.) i würd sogen des kritErium is eigentlich dieses
012      naTÜRliche; | also mit (-) äh mit stuDIErenden hot ma afoch
013      äh irgendwie:::? | (--) a verhötnis auf oana Ebene? | und
014      DAmit? | (--) °hh äh:: jo benutz ich LIEber? | (--) die
015      UMgongsch_äh:::- | den diaLEKT;
016 IV:  mhm;
017 SUJ: (-) und (-) wenn_s owa DArum geht,= | =wirklich: (.)
018      verSTONden, | ALso? | unbedingt verSTONden werden zu wollen?
019      | °hh (---) donn (.) benutzt ma hoit die geHObene fre- | also
020      benutze ich die (-) ähm::: ((schnalzt)) gehobene
021      UMgangssprache;
022 IV:  (--) äh verSTAN[den werden zu] wollen von von (-) von?
023 SUJ:                [ALso?       ]
024 IV:  (-) LEhrenden jetzt?
025 SUJ: geNAU;
```

SUJs Ansicht, man müsse zumindest „halbwegs Hochdeutsch“ mit Lehrenden und anderem Universitätspersonal sprechen, während er offenbar Dialekt bei Studierenden billigt, gründet auf hierarchiebezogenen Zuweisungen. Auffälligerweise wird dabei die Geltung des Wertes der Verständlichkeit vom Förmlichkeitsgrad abhängig gemacht: Im förmlicheren Gespräch sei es weitaus dringlicher, tatsächlich verstanden zu werden, weshalb dort Varietäten, die dem Verständnis abträglich sein können (bspw. Dialekte), illegitim seien.

Lehrende betonen, dass es ihnen bei der Varietätenwahl der Studierenden zuvorderst darauf ankomme, in welchem Kontext gesprochen wird (vgl. v. a. Kapitel 3.3.9) – bei Betreuungsgesprächen o. ä. ist studierendenseitige Nonstandardverwendung für einige (nicht alle) unproblematisch. Die Studierendenerwartung, dass man mit Lehrenden standardnah zu sprechen habe, scheint dementgegen stärker kontextunabhängig zu sein – Lehrenden gegenüber sei stets ein gewisses Sprachniveau aufrechtzuerhalten, auch wenn es sich „nur“ um ein Betreuungsgespräch handelt, hebt etwa SOJ hervor (13:57–14:07):

```
001 SOJ: sei es jetzt nur a geSPRÄCH,= | =mit am professor über a
002      BAchelorarbeit oder so? | donn (.) donn wär es glob i oafoch
003      UNongemessen wenn i jetzt do,= | =mit ihm im_im TIEFschten
004      dialekt red; | °hh oder SO? |
```

Einschränkend muss aber bemerkt werden, dass Studierende offensichtlich v. a. an Gespräche denken, in denen Lehrende in ihrer offiziellen Rolle agieren (wie bei

Betreuungsgesprächen der Fall). Abseits davon – im privaten Umfeld oder wenn es um private Gesprächsinhalte geht – dürfen auch stärker standardabweichende Sprechweisen vorkommen (SEA 14:51–15:52):

```
001 SEA: mit LEHRpersonal und (.) so,= | =auf alle FÄLle? | °h da würd
002      ich niemals diaLEKT sprechen;
003 IV:  mhm? | mhm? | °h spielt die geSPROchene standardsprache, |
004      also eine angemessene rolle an der universiTÄT?
005 SEA: ich find_s scho WICHtig,= | =dass ma HOCHdeutsch spricht;
006 IV:  [mhm?        ]                                    [mhm; ]
007 SEA: [zumindest in] den VORlesungen und mit professOren; | [WEIL?]
008      | (-) des HAT halt, | °h
009 IV:  geNAU; | (-) °hh ähm UND, | (1.7) warUM?
010 SEA: (--) °h JA? | h° ES- | (-) WEISS nich, | es_es GHÖRT sich
011      eben;= | =be vor allem in der WISsenschaft so, | es is
012      erstens is es auch ne art von HÖFlichkeit? | [°hh ] UND?
013 IV:                                                [mhm?]
014      mhm (-) JA?
015 SEA: ich find es geHÖRT sich einfach irgendwie; | es is auch (-)
016      DEUtlicher? | (-) es is ne DEUtlichere sprache einfach;
017 IV:  verSTEhe ja; | °h spielen diaLEKT, | (--) äh:: und
018      UMgangssprache; | eine ANgemessene rolle an der universität?
019 SEA: °h UNtereinander kann man ruhig umgangssprache sprechen; |
020      oder WENN man jetzt? | ich sag mal es gibt auch viele die (-)
021      priVATgespräche haben mit professoren;= | =also wenn sie grad
022      über irgendetwas ANderes außer der vorlesung reden, | dann is
023      es auch in ORdnung;
024 IV:  [mhm;]
025 SEA: [°h  ] solang_s quasi (--) unter ANführungsstrichen, | nichts
026      offiZIELles is;
```

Bekundet SEA im zitierten Ausschnitt eingangs noch, sie würde mit Lehrenden „niemals" Dialekt sprechen, mithin, dass (nur) „Hochdeutsch" ihnen gegenüber angemessen sei, was sie mit den Werten Höflichkeit bzw. Verständlichkeit rechtfertigt, so meint sie später, dass bei „Privatgesprächen" mit Lehrenden Nonstandard durchaus auch legitim sei – weil es eben nichts „Offizielles" ist.

3.3.12 Zusammenschau

In diesem Abschnitt wurde der normative Diskurs zur IM in den Interviews thematisiert. Aus Sicht der Interviewten ist insbesondere Verständnis an der Universität zentral: Erwartet wird, dass eine Sprechweise gewählt wird, die für die jeweiligen Adressaten verstehbar ist – was i. a. R. die Standardsprache ist –, sei es nun mit Sprechern anderer L1 (vgl. Kapitel 3.3.2) oder Bundesdeutschen (3.3.3). Erwartet wird auch, dass zu starker Dialekt gemieden wird, wenngleich es manchen legitim erscheint, Dialekt zu verwenden, wenn bzw. weil er für die Anwesenden verständlich ist (vgl. Kapitel 3.3.4). Verstehbarkeit hat dabei viel mit Anpassung ans Gegenüber zu tun – bei den Normvorstellungen spielt Konvergenz eine Rolle (DAVIES 1995: 59–61; STEINEGGER 1998: 96–99): Dabei wird aber weniger erwartet, sich an

den tatsächlichen Sprachgebrauch des Gegenübers anzupassen als vielmehr an seine rezeptiven Fähigkeiten – eben um Verständnis zu garantieren (vgl. Kapitel 3.3.1; vgl. ausführlich VERGEINER i. Dr.).

Neben Verständlichkeit kommen weitere Werte beim normativen Diskurs in den Interviews vor (vgl. Kapitel 3.3.5; vgl. ausführlich VERGEINER akz.): Von etlichen Probanden wird eine authentische Varietätenwahl erwartet, bei der Dialektsprecher Dialekt und Standardsprecher Standard verwenden sollen / dürfen. Jedem solle es erlaubt sein, so zu sprechen, wie es seiner eigenen Identität entspricht – die daraus resultierende Diversität wird vielfach positiv evaluiert und als schützenswert begriffen, als Wert an sich, aber auch als Ausdruck herrschender Freiheiten. Viele, v. a. österreichische Probanden zeigen eine explizit positive Einstellung zum Dialekt – bis hin zu einer „Romantisierung" der Dialektverwendung (MOOSMÜLLER 1991: 149) – und eine hohe Dialektloyalität. Nicht zuletzt dieses sprachliche Selbstbewusstsein mag dazu beitragen, dass auch Bundesdeutschen bisweilen abverlangt wird, mit regionaler Variation in Österreich zumindest rezeptiv umzugehen zu lernen (vgl. Kapitel 3.3.3). Dass analoge Erwartungen nicht gegenüber Fremdsprachigen gehegt werden, könnte durch das konfliktreiche Verhältnis zwischen Deutschen und Österreichern bedingt sein. Eine produktive Nutzung lokaler regionaler Formen indes trauen sich meist weder bundesdeutsche noch fremdsprachige Sprecher zu, u. a. aufgrund des Zusammenhangs zwischen Varietätengebrauch und regionaler Identität.

Trotz der positiven Einstellungen zum Dialekt gibt es auch Probanden, die sich an der PLUS eine globale Standardorientierung wünschen: Weil die Hochschullehre ein formales, offizielles Setting sei und Wissenschaftlichkeit und Bildungssprachlichkeit mit der Standardsprache gleichgesetzt werden, mithin möglichst verständlich gesprochen werden soll. Während die dbzgl. Erwartungen deutschsprachiger Probanden aber gemäßigt sind, sind v. a. Fremdsprachige rigider. Nichtsdestotrotz wird die PLUS im überregionalen, interuniversitären Vergleich als eher „dialektlastig" eingestuft.

Es bestehen offenbar Unterschiede zwischen der Erwartung, es möge v. a. Standard an der PLUS vorkommen, und den Beobachtungen zur tatsächlich auftretenden Variation. Außerdem gibt es stärkere Auffassungsunterschiede zwischen den Probanden, welches Variationsverhalten an der PLUS vorherrschen solle. Dazu wurden unterschiedliche Gründe diskutiert: der rein konventionelle Charakter der Erwartungen zur IM, der Einfluss außeruniversitärer Faktoren (bspw. schulischer Erwartungen, Gruppendifferenzen bspw. nach Herkunft oder L1), aber auch Kontraste zwischen den Fakultäten. Eine wesentliche Ursache mag sein, dass die Erwartungsäußerungen zum Varietätengebrauch an der Universität generell zu grobkörnig sind; vielmehr sind einzelne Kontexte auszudifferenzieren, in denen weitaus stärker uniforme Erwartungen begegnen (vgl. Kapitel 3.3.6). Dabei hat sich gezeigt:

– Viele Lehrende betrachten es als Teil ihrer sozialen Rolle, die Standardsprache in Lehr-Lern-Kontexten zu gebrauchen; sie wird mit Professionalität und Formalität assoziiert und deshalb erwartet. Sie trägt dazu bei, die Rolle interaktiv

zu konstituieren. Abweichungen können vorkommen, bspw. um pragmatische Effekte zu zeitigen (= CS) (vgl. Kapitel 3.3.7).

- Viele Studierende sehen es als Teil ihrer Rolle an, mit Höherstehenden, v. a. Lehrenden (und auch der Verwaltung) generell standardnah zu sprechen – dies verlangen Respekt und Höflichkeit. Nicht nur in LVs gelte dies, auch in fachbezogenen Einzelgesprächen. Nonstandard sei aber erlaubt, wenn Lehrende selbst so sprechen oder aus derselben Region stammen (vgl. Kapitel 3.3.11).
- V. a. in Referaten wird eine Standardwahl verlangt. Die diesbezüglichen Erwartungen werden z. T. kontrolliert, d. h. Konformität wird eingemahnt und Abweichungen werden markiert – i. d. S. existieren zum Standardsprechen bei Referaten nicht nur Erwartungserwartungen, sondern auch Sanktionserwartungen. Allerdings scheint es stärkere Unterschiede zwischen einzelnen Lehrenden zu geben, inwiefern sie tatsächlich Kontrolle ausüben bzw. ob überhaupt. Gerade im Vergleich zum Kontext Schule erscheint die Durchsetzung der Standarderwartungen bei Referaten wenig(er) restriktiv (vgl. Kapitel 3.3.8).
- Auch bei mündlichen Prüfungen herrschen Standarderwartungen, wobei dieser Kontext ausschließlich für die RW behandelt wurde: Wie bei Referaten werden die Standarderwartungen u. a. didaktisch legitimiert, als Vorbereitung für das Standardsprechen im Beruf (vgl. Kapitel 3.3.10).
- Weniger strikt sind die Standarderwartungen bei studentischen Wortmeldungen – Nonstandard wird hier stärker akzeptiert, v. a., weil Wortmeldungen als weniger offiziell und formell eingestuft werden, aber auch, weil sie unvorbereitet erfolgen. Manchmal wird aber auch hier die Verwendung der Standardsprache verlangt, zumal Wortmeldungen Teil des offiziellen Unterrichtsgeschehens sind (vgl. Kapitel 3.3.9).

Insgesamt bekräftigt die Inhaltsanalyse die Befunde der Fragebogenuntersuchung: An der PLUS wird generell eine standardnähere Sprechweise erwartet (standardnäher als bspw. in alltäglichen, informellen Situationen), wobei es Kontextdifferenzen gibt. Die in Kapitel 3.2 ausführlich behandelten Gruppenunterschiede finden sich bei der Inhaltsanalyse immer wieder: Bundesdeutsche und v. a. Fremdsprachige zeigen eine deutlichere Standardpräferenz, v. a. Österreicher weisen dagegen eine stärkere Dialektloyalität auf. Hinsichtlich interfakultärer Verschiedenheiten ergibt auch die Interviewanalyse kein klares Bild, die allfällige Standardpräferenz in der RW bleibt fraglich.

Die Fragebogen- wie die Inhaltsanalyse bauen auf dem Varietätenverständnis der Teilnehmer auf – wie diese also Begriffe wie ‚Dialekt', ‚Umgangssprache' oder ‚Standard' verstehen, wobei dies, wie in Kapitel 2.2 problematisiert, keinesfalls klar ist. In den Interviews werden die Varietätenkonzepte indes immer wieder angesprochen – z. T. auf explizite Nachfrage, z. T. bei Bemerkungen zu anderen Fragen. Diese Konzepte sollen im nachfolgenden Abschnitt besprochen werden, einerseits, um die Befunde der vorangegangenen Abschnitte abzusichern und zu kontextualisieren, andererseits aber auch, um den Bogen zur objektsprachlichen Analyse zu spannen.

3.3.13 Varietätenkonzeptionen

In diesem Abschnitt soll ermittelt werden, von welchen Varietätenkonzeptionen sich die Teilnehmer in ihren Aussagen zur IM leiten lassen – wie in Kapitel 2.2 thematisiert, können nämlich einschlägige Konzepte wie ‚Standardsprache', ‚Umgangssprache' oder ‚Dialekt' unterschiedlich verstanden werden. Mit ‚Standardsprache' kann eine monozentrische, an den bundesdeutschen Kodizes orientierte „Idealnorm" genauso gemeint sein wie plurizentrische National- oder pluriareale Gebrauchsstandards (vgl. Kapitel 2.2.4). Mit ‚Dialekt' kann auf die „alten" Basisdialekte, modernere Ortsdialekte oder auch weniger standarddivergente Regionalsprachen / Regiolekte referiert werden (vgl. Kapitel 2.2.2; Kapitel 2.2.5). Beim Konzept der ‚Umgangssprache' ist überhaupt unklar, inwiefern es sich um eine Teilnehmerkategorie handelt und falls ja, um welche (vgl. Kapitel 2.2.5). Alle drei Begriffe werden in den Fragebögen, mithin im Interviewleitfaden verwendet, wobei in den Interviews das Verständnis von ihnen auch explizit abgefragt wurde. Auf diese Interviewerfragen beziehen sich die nachfolgend wiedergegeben Zitate i. a. R.

Um die in Kapitel 3.3, aber auch in Kapitel 3.2 zu Dialekt, Umgangs- und Standardsprache gegebenen Antworten abschließend interpretieren zu können, ist es nötig, das emische Verständnis der Varietätenbegriffe zu klären. Dies erfolgt in diesem Abschnitt zunächst für die Standard- (vgl. Kapitel 3.3.13.1), dann für die Umgangssprache (vgl. Kapitel 3.3.13.2) und schließlich für den Dialekt (Kapitel 3.3.13.3). Erst wenn das Varietätenverständnis der Teilnehmer erörtert ist, kann sinnvoll untersucht werden, ob sich den Erwartungen / Wertungen entsprechende Regelmäßigkeiten im tatsächlichen Variationsverhalten zeigen (vgl. Kapitel 3.4).

3.3.13.1 Der Standardbegriff

Beim Standardbegriff, den die Probanden vertreten, fallen Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen und „Unsicherheiten" auf (DANNERER 2018b: 185). Zur Definition werden unterschiedliche Aspekte herangezogen. Besonders häufig ist eine Kennzeichnung über die Schriftlichkeit: Standard zu sprechen bedeute, so zu sprechen, wie geschrieben wird:[379] „STANdardsprache? | hoaßt für MI::? | so in (.) eben in richtung HOCHdeutsch; | also Eher? | °h äh v_verschRIE- | so gsogt (.) wie ma_s holt SCHREIBT. | sozusogen des äh SCHRIFTliche (-) sprechen?" (SUJ 06:21–06:31); SUI bemerkt analog: „es is halt dann die STANdardsprache,= | =doch immer wie des SCHRIFtliche;" (21:37–21:40). Auf den schriftsprachlichen Charakter der Standardsprache macht auch SOK aufmerksam (25:31–25:50):

```
001 SOK: also STANdardsprache? | würd ich sagen is halt so DIE? | (-)
002      die SCHRIFT (-) sproche; | (-) also dass ma hoit so sch (.)
003      prIcht wie ma SCHREIBT; | (-) WEI? | (1.4) sog i moi der
004      GANze deutschsprachige raum des? | (--) geSCHRIEben ises ja
```

379 Vgl. zur Gleichsetzung von Standard- und Schriftsprache bei Laien auch MILROY / MILROY (2003: 56).

005 eigentlich olles, | (-) GLEICH. | egal ob_s jetzt aus der
006 SCHWEIZ oder aus nOrddeutschland oder irgendwo aus Österreich
007 kommt?

SOK folgend ist das standardkonstitutive Merkmal der Schriftlichkeit („sprich, wie du schreibst") eng verknüpft mit dem der Überregionalität. Weil überall im deutschsprachigen Raum gleich geschrieben werde, sei zu sprechen, wie man schreibt, die überregionale Sprechweise.

Problematisch an der Kennzeichnung des Standards über die Schriftlichkeit ist, dass damit die Differenz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache nivelliert wird – das wird auch von einigen Probanden reflektiert (SIN 19:27–19:49):

001 SIN: STANdard? | (---) is für mich eher (-) HOCHdeutsch; | (1.4)
002 also SO wie_s? | (--) ja SCHRIFTsprache eigentlich; | (1.1) |
003 JO. | (1.5) | na gut geSPROchen wird- | NE:; | °hh kann man
004 AU_nich sagen? | weil ne schrIftsprache is auch was ANderes
005 als, | (--) geSPROchene sprache;=Aber? | (--) ich glaub am
006 Ehesten, | am nÄchsten der schriftsprache is der STANdard?

Die (gesprochene) Standardsprache ist SIN folgend zwar über die Schriftsprache zu charakterisieren, nicht aber als Aussprache der Schrift, da gesprochene und geschriebene Sprache „was anderes" seien – es handle sich jedoch um die Sprechweise, die der Schriftsprache am ehesten gleicht; vgl. dazu auch SOLs Definition: „STANdardsprache isch des was, | h° (-) °hh also des was der SCHRIFT (.) sprache am nägschten isch;" (14:42–14:48).

Neben geschriebensprachlichen wird auch auf andere Domänen / Kontexte verwiesen: „STANdardsprache wär für mich eben die::? | (1.3) ähm:: ja recht SACHliche (.) sprache die man so, | (1.7) na ja nicht gegenüber seinen FREUNden verwendet aber eben in in, | °hh situaTIOnen? | (--) was weiß ICH? | wo man irgendwie zu nem AMT gehen muss oder so;" (SOI 19:21–19:39). Der Standard werde also nicht nähe-, sondern v. a. distanzsprachlich gebraucht (im „Amt", nicht mit „Freunden"). Diese als charakteristisch angesehene Domänenverteilung ist es, die wohl dazu beiträgt, dass die Standardsprache in formellen Kontexten als eher angemessen angesehen wird bzw. kommt sie dadurch zustande (s. o.).

In den Interviews werden zuvorderst zwei Standarddomänen herausgestrichen: Medien und Schule: „aloi scho we_ma SCHAUT, | (-) ma_ma schaut jo FERN; | in geWISser weise? | (-) MEIStens? | ((lacht)) ähm UND- | (-) do heat ma einfach a (-) die STANdardsprache ständig. | °hh und a WE_ma_s? | (1.0) und in der SCHUle verwendet ma_s ja a scho;" (SUG 28:07–28:22). Die Standardsprache sei nicht nur die Schulsprache, sondern auch die des Fernsehens und anderer Medienbereiche – die Sprache im Rund- und Hörfunk, in Zeitungen und auch im Internet sei im Wesentlichen standardsprachlich, denkt auch SOE: „die standardsprache is jetzt zum beispiel in die MEdien allgegenwärtig, | und jeder verWENdet medien;= | =egal ob FERNsehen,= | =RAdio? | inTERnet, | ähm ZEItungen? | °h do is jo eigentlich ois in der STONdardsproche geholten." (24:39–24:49).

Als weiteres wichtiges Standardmerkmal wird die Normiertheit angesehen: „HOCHdeutsch? | is (-) glaub ich eh eh KLAR, | das_s halt dann wirklich (-) korREKT, | des deutsch so wie_s (-) im WÖRterbuch steht;" (SIH 27:21–27:28). Der

Standard sei das „richtige“ Deutsch, wie es kodifiziert ist, in Form von Wörterbüchern und Grammatiken. Auch dieser Aspekt ist für viele Probanden eng verwoben mit dem schriftsprachlichen Charakter der Standardsprache: „STANdardsprache is eben::, | (2.0) die geSCHRIEbene::? | (1.5) | mh (-) na das korREKte deutsch; | (1.4) | das auch in geSCHRIEbener sprache::? | exisTIERT, | und bestimmte grammatiKAlische regeln hat,= | =und NORmen; | °h und da gibt_s auch n WÖRterbuch?“ (SUI 19:12–19:32). Der Standard ist, so scheinen etliche Probanden überzeugt, die einzig richtige / korrekte Weise, Deutsch zu sprechen. Im Umkehrschluss wird alles Abweichende als falsch und inkorrekt beschrieben (s. u., vgl. zu entsprechenden Standardideologien auch MILROY / MILROY 2003: 33, 44). Als normierte Sprechweise ist der Standard im eigentlichen Wortsinn standardisiert: „also STANdardsprache is:::? | (---) für mi in MEInem sprachgebrauch, | (-) HOCHdeutsch; | (--) ahm (-) also eben halt die standardiSIErte, | (.) SPRAche;“ (SOC 21:41–21:50). SOCs Äußerung mag als Tautologie erscheinen, dass aber der Bezug zur Kodifizierung / Normierung / Standardisierung die Benennung „Standard“-Sprache bedingt, ist nicht allen (auf Anhieb) klar (SIF 20:00–21:07):

```
001 SIF: die unterscheidung zwischen STANdarddeutsch und, |
002      UMgangssprachlichem deutsch; | °h (-) die fällt mir jetzt in
003      dem kontext n bisschen SCHWER. | muss ich ganz ehrlich SAgen.
004      | {…} | WENN ich? | (--) IM- | (--) allTÄglichen leben, | sei
005      es auf der universiTÄT, | oder sei es beim EINkaufen?= |
006      =oder sei es °hh mit äh::: meiner FREUNdin, | ich hab keine
007      AHnung;= | =spaZIEren gehe? | °h dann is das ja ALltag; |
008      (--) und gleichzeitig aber auch ne STANdardsituation. | °hhh
009      und darum überLEge ich jetzt grade wie man das, | ähm (1.4)
010      definiTOrisch trennt. | (-) ALso? | (1.9) IS? | IS_es? | ises
011      SO? | als FRAge, | dass (-) umgangssprachlich nicht so
012      korREKT is wie standardhochdeutsch? | (-) also STANdard
013      bedeutet halt, | °h grammatikalisch orthographisch komPLETT
014      nach duden, | und in seiner VÖLligen? | (--) ähm mh (-) ja
015      (--) RICHtigkeit;= | =und umgangssprachlich ises halt WURST,=
016      | =hauptsache mein gegenüber (-) verSTEHT mich.
```

SIF fasst das Erstglied des Kompositums „Standardsprache“ zunächst als Kontextspezifizierung auf, d. h. der Ausdruck referiert für ihn auf das Sprechen in Standardsituationen (= alltäglichen Situationen). Zugleich wird der Begriff ‚Umgangssprache‘ mit der Alltagssprache gleichgesetzt, wodurch beide Begriffe zusammenfallen. Erst nach einigem Überlegen stellt er einen Bezug zur Standardisierung (= Normiertheit) her, im Unterschied zur nicht der Norm folgenden Umgangssprache.

Die Begriffe ‚Standardsprache‘ und ‚Umgangssprache‘ sind nicht unbedingt Teilnehmerkategorien; gerade für den Standard kommen andere Bezeichnungen wie ‚Schrift-‘ oder ‚Hochsprache‘ (bzw. ‚-deutsch‘) und v. a. Fügungen wie ‚(wunder-)schön / besser / perfekt / akkurat / rein / steril / penibel / gehoben / (hoch-)gestochen / gepflegt / geschliffen / gewählt / hoch(-wertig) / exakt / strikt / korrekt / formal / akzentfrei / (brav) nach der Schrift sprechen / sich ausdrücken‘ vor (zur Umgangssprache vgl. Kapitel 3.3.13.2) – Benennungen, die oftmals wertend sind und das (offene) Prestige des Standards, mithin die attribuierte Korrektheit zum Ausdruck bringen (vgl. dazu auch HOCHHOLZER 2004: 229).

Betont wird die Normiertheit v. a. für die Systembereiche Grammatik und Orthografie, aber auch Lexik und Phonetik / Phonologie werden genannt (SUF 09:55–10:28):

```
001 SUF: s_ist (-) Eher? | (-) ähm (1.4) DEUtliche:? | (-) geNAUe:::,
002      | äh_s verwEndung der gramMAtik; | verwendung (-) der
003      wo_WORte? | °hh wenig verSCHLUcken, | °hh äh:: einzelner
004      SILben? | (-) ähm und BUCHstaben; | (-) aber verWENden der, |
005      (2.2) | TYpisch charakterIstischen worte_äh- | also zum
006      BEIspiel? | °hh (--) WENN ich? | (--) jetzt oKAY,= | =die
007      stAndardsprache wär die karTOFfel? | <<lachend>und> °h wenn
008      ich dann diaLEKT bin, | DONN:? | DONN:? | donn sog ich
009      ERDäpfel;
```

Im Lautbereich fällt auf, dass der Standard häufig in die Nähe der Explizitlautung gerückt wird – in der Standardsprache, so etwa SUF, werden phonetische Prozesse wie Elisionen und Assimilationen unterdrückt (vgl. SUFs Rede vom „Verschlucken" einzelner Silben), Wortformen werden deutlich, d. h. i. a. R. „buchstabengetreu" ausgesprochen (was neuerdings die Schriftnähe der Standardkonzeptionen zeigt). Lexikalisch werden regional beschränkte, z. B. nur in Österreich oder dem süddeutschen Raum verbreitete Lemmata vom Standard ausgeschlossen (*Erdäpfel* statt *Kartoffel*). Vertreten wird damit vielfach ein Monozentrismus, bei dem v. a. bundesdeutsche Varianten als Standard-, Austriazismen als Nonstandardformen erscheinen. Auch im Bereich der Aussprache erfolgt oftmals eine Orientierung an der (medial vermittelten) bundesdeutschen Norm: „also so GANZ standardsprache is es ja trOtzdem nicht,= | =ich MEIN des_s jetzt ka? | °hh moderaTOrendeutsch auf, | pro SIEben oder so? | ((lacht))" (SUM 38:17–38:25). Die Sprachverwendung professioneller Sprecher im (überregionalen) bundesdeutschen Rundfunk fungiert nicht nur für SUM als Maßstab, an dem die (hier: eigene) Standardsprachlichkeit bemessen wird.

Viele Probanden sind der Überzeugung, Sprecher aus Deutschland sprechen generell standardsprachlich / standardnäher: „sie san naTÜRlich, | äh sie sprechen natürlich SCHÖner, | akkuRAter,= | =und ned so SCHLAMpig wie die Österreicher;" (VIA 01:52–02:01). Bundesdeutsche verwenden „im grunde (-) a wirklich nur HOCHdeutsch;" (SUL 01:59–02:02); standardabweichende Varianten werden demgegenüber v. a. durch Österreicher (und Bayern) gebraucht (SIC 04:09–04:21):

```
001 SIC: viele leute mit_m ÖSTERreichischen akzent, | °hh und eben aus
002      dem BAYrischen raum,= | =und alles andere DRÜber? | fällt ja
003      nich AUF,= | =weil die ja alle sehr HOCHdeutsch sprechen; |
004      mh wenn sie (--) aus dem NORden deutschlands kommen oder so;
005      | da merkt man schon dass die sehr SCHÖN? | °hh SPREchen;
```

Alle nördlich von Bayern Kommenden sprechen generell „schön", d. h. standardsprachlich, so SIC – ihr Sprachgebrauch sei nicht so salient wie der der Bayern und Österreicher mit ihrem eigentümlichen „Akzent". Das monozentrische Standardkonzept wird von vielen Österreichern vertreten; verbreitet ist es aber auch bei Probanden aus der Bundesrepublik selbst, wobei durchaus radikale Ansichten vorkommen – man sei, so ist manch ein Bundesdeutscher überzeugt, in Österreich „eigentlich noch NIE auf einen gestoßen der? | °hh ähm (-) der HOCHdeutsch spricht." (LUJ 17:10–17:14). Sprecher in Österreich versuchen höchstens (LUJ 03:30–03:50):

```
001 LUJ: ja son PSEUdohochdeutsch zu sprechen; | ähm (-) was (-) für
002      MICH immer, | (-) JA? | (1.4) i_i (.) also ich (.) ich sach
003      ma SO? | das was ICH sprech,= | =kommt dem hochdeutschen
004      wahrscheinlich relativ NAH; | °h und wenn ich dann_n
005      ÖSterreicher hör der, | (--) der versucht HOCHdeutsch zu
006      sprechen,= | =dann is das vom hochdeutschen relativ weit
007      entFERNT. | und °h hat immer noch ganz deutliche diaLEKtische
008      einfärbungen.
```

Obschon LUJ auch seine eigene Sprechweise als nicht ganz „hochdeutsch" klassifiziert, so komme er (als norddeutsch geprägter Sprecher) dem Standard doch zumindest „relativ nah". Der österreichische Sprachgebrauch sei dagegen generell von Dialektalismen geprägt und damit vom „Hochdeutschen relativ weit entfernt". Was Österreicher sprechen, wenn sie den Standard intendieren, sei allenfalls ein „Pseudohochdeutsch".

Standardsprachlichkeit wird oft damit gleichgesetzt, dass eine Sprechweise frei von regionalen, v. a. dialektalen Merkmalen ist – man spreche nicht Standard, wenn das Gegenüber hört, woher man kommt. Wie bereits in Kapitel 3.3.6 thematisiert, ist es dabei v. a. die Schule, die nach Ansicht vieler Probanden den Standardgebrauch prägt: Während in Deutschland üblich sei, in der Schule strikte Standardnormen zu vermitteln, sei dies in Österreich nicht so, weshalb Österreicher keinen Standard beherrschen (LUF 16:50–17:38):

```
001 LUF: in BAYern? | gibt es sehr VIEle, | (--) äh (-) personen die
002      zuhause BAYrisch sprechen;= | =und zwar richtig MUNdart, | °h
003      und die aber HOCHdeutsch sprechen können. | °h äh im im
004      EIgentlichen sinne,= | =dass man KAUM merkt,= | =dass die aus
005      BAyern sind. | dass ma_s NUR an den vokabeln merkt, | aber
006      nicht an der °h SPRACHformung. | °h und in ÖSterreich is des
007      ganz anders, | da (-) bin ich eigentlich noch NIE auf einen
008      gestoßen der? | (-) °h ähm der HOCHdeutsch spricht. | (--)
009      also ma hört IMmer wo der herkommt. | (--) äh und_und und
010      zwar v: äh vom diaLEKT her? | des des is äh irgendwie hier in
011      der SCHUle wohl anders? | (1.0) in bayern wird wird teilweise
012      viel WERT drauf gelegt dass eben, | °h NICHT bayrich
013      gesprochen werden soll. | °h des weiß ich weil ich viele
014      personen KENne aus_m bAyrischen, | °h äh_äh RAUM? | und_und
015      aus_aus aus_m SALZburger raum, | auch JÜNgere personen die- |
016      die mir erZÄHLT ham, | wie des in der schule so LÄUFT;
```

Wenngleich Sprecher aus Bayern, so LUF, sich wie Österreicher im privaten Bereich einer regional gefärbten Sprechweise bedienen, eignen ihnen gute Standardkompetenzen. Allenfalls an der Lexik erkenne man noch ihre Herkunft – LUF folgend ein Resultat davon, dass bayrische Schüler im Unterricht kein „Bayrisch" verwenden dürfen. In Österreich sei das anders, wie LUF vom Hörensagen weiß: Dort dürfe Dialekt in der Schule vorkommen (vgl. dazu auch Kapitel 3.3.6).

Um Standard zu sprechen, so die monozentrische Sicht, sollten z. T. überhaupt keine regionalen Varianten auftreten (SIH 39:34–39:53):

```
001 SIH: es war zum beispiel beim refeRAT die situation, | °h wo ma
002      GMERKT hat dass leute sich, | wIrklich rIchtig beMÜhen, |
003      RICHtig hochdeutsch zu reden; | und es is Aber_einf_äh_äh-=
```

```
004      | =ALso? | °hh DASS? | (-) dass_s_ihnen richtig SCHWER fällt.
005      | und DANN? | °hh mh und dann nicht DES, | sondern DAS; | und
006      dass es dann halt WIRklich, | dass_dass ma des dann
007      RAUSkriegt; | des is dann (-) SEHR schwierig.
```

Schon eine Artikelform wie [dɛs] (vgl. V2 in Kapitel 3.4.1.1) sei ein Nonstandardmarker, der zu vermeiden sei, wenn Standard angestrebt wird (wie etwa in Referaten; vgl. Kapitel 3.3.8). Laut SIH gelingt dies vielen Referenten nicht – auch wenn sie sich „bemühen", also den Standard intendieren, erreichen sie ihn nicht.

Viele Probanden nennen konkrete Merkmale als standardkonstitutiv, die ein eher rigides, monozentrisches Standardkonzept verraten (SOE 23:23–23:41):

```
001 SOE: i konn EINfoch ned (.) ähm? | °hh richtig HOCHdeutsch
002      sprechen,= | =aiso i HOB zum beispui? | °hh ähm (--) wos
003      gibt_s_n do für BEIspiele? | °h i sog zum beispiel SPOAT, |
004      (--) und ned <<überartikuliertes [ʁ]>SPORT>; | ((lacht))
005      oder:: im BAYrischen gibt_s kein? | äh summendes S, | so
006      <<stilisiertes [z]>z:::>- | s_GIBT_s bei uns nicht; | oder_s
007      A is gonz onders?
```

Von der bayrischen Probandin SOE wird – neben der /a/-Qualität (vgl. V21 in Kapitel 3.4.3) – u. a. die Bewahrung der Sonorität beim alveolaren Frikativ [z] oder die Unterdrückung der *r*-Vokalisierung (vgl. V20 in Kapitel 3.4.2) als notwendig dafür angesehen, „richtig hochdeutsch" zu sprechen. Weil sie das Auftreten dieser Merkmale nicht im gewünschten Ausmaß kontrollieren kann, spricht sie sich die Standardkompetenz ab.

Neben auf die Explizitlautung beschränkten Merkmalen (wie die *r*-Vokalisierung) wird beim Standard auf die Vermeidung regional gebundener Merkmale verwiesen, selbst wenn sie großräumig verbreitet sind: Etwa auf die Negationspartikel [nɔt] (vgl. V10 in Kapitel 3.4.1.3) oder die *s*-Palatalisierung (vgl. V31 in Kapitel 3.4.3) im folgenden Ausschnitt bei SOL (41:21–41:53):[380]

```
001 SOL: ich glaub nach AUSsen klingt_s, | (-) re_relativ wie
002      STANdardsprache,= | =aber für mich persönlich ises schon
003      UMgangssprache; | °hh ALso ähm? | (--) also vom WORTgebrauch
004      her einerseits, | °hh Aber auch? | ich MERK trotzdem immer
005      noch, | NE? | ich bin in (XXX xxx)? | beziehungsweise in_na
006      äh_äh in SÜDdeutschland; | sag ma_s mal SO? | (-) GROSS
007      geworden. | °h dass ich manchmal dann anstatt NICHT, | (-)
008      NED sag; | Oder? | °hh ähm das is jetzt glaub ich NICHT
009      passiert;=Aber, | äh:_ähm SONST, | dass ich anstatt KANNST? |
010      KANNSCH; | oder eben WEISST? | WEISCH; | °h oder SO, | des
011      RUTSCHT schon immer mal wieder raus.
```

Zwar klinge SOLs Sprechweise wie der Standard, sei aber nur Umgangssprache – eben weil regionale Formen darin vorkommen, die seine süd(-west-)deutsche Herkunft verraten.

380 Dies sind Merkmale, die etwa von BEREND (2005) pluriarealen Gebrauchsstandards zugewiesen werden.

Die monozentrisch orientierte Standardauffassung hat zur Folge, dass nicht nur Österreichern, sondern bisweilen überhaupt dem Gros der Deutschsprachigen die (mündliche) Standardkompetenz abgesprochen wird (SOE 20:07–20:15; 20:30–20:51):

001 SOE: es is äh STANdardsproche vor allem die deutsche,= | =die die
002 geSCHRIEben is; | °h und die eigentlich FAST keiner im
003 deutschen sprachraum so spricht. | {…} | des STANdarddeutsch
004 is eigentlich nur? | °hh ähm:: do damit sich olle (--) im
005 deutschen sprochraum verSTÄNdigen können;= | =owa wirklich so
006 REden, | °hh wie_s geSCHRIEben wird,= | =in der
007 STANdardsprache? | hm (-) reden vielleicht die LEUte in, |
008 (--) glab i NIEdersachsen oder so,= | =redet ma donn wirklich
009 SO; | owa sunst würd ma jetzt NIX einfollen wo des wirklich,
010 | auch so verWENdet wird.

Die Standardsprache – die als überregionale Verständigungssprache dient – sei eigentlich ausschließlich schriftlich verwirklicht; sie werde nur in Nordwestdeutschland gesprochensprachlich realisiert, überall sonst, so SOE, werde sie nicht genützt.[381]

Manche bezweifeln überhaupt, dass irgendwo der („vollkommene") Standard in Verwendung sei: „ich glaube nicht dass es IRgendjemanden gibt, | der wirklich perFEKT- | (--) <<lachend>perfektes HOCHdeutsch reden>? | °h also i_irgendwie haben wir ja alle ne gewisse FARbe mitdrin;" (SOI 20:17–20:25). Weil jeder einen „gefärbten" Sprachgebrauch habe, also einen, der regional markiert ist, gebe es keine Standardsprecher, folgert auch LAF (72:05–73:08):

001 LAF: letzten endes is des a reine KUNSTsprache; | °h also ich BIN
002 ich bin- | (--) bis zum echten beweis des GEgenteils,=
003 | =wirklich der überZEUgung dass auch? | (---) WA:S ned, | WO
004 is des? | es gibt in deutschland ein BUNdesland,= | =oder
005 eine GEgend,= | =die beHAUpten,= | =sie sprechen WIRklich
006 hochdeutsch; | hanNOver. | geNAU. | {…} | das is ja AUCH
007 wieder nur? | (--) ((lacht)) | °h eine entSCHEIdung,= | =oder
008 eine beHAUPtung. | (1.0) JA? | (1.3) WEIL? | (1.5) also i
009 BIN? | i bin der MEInung, | (1.4) österreichisch is geNAUso,
010 | (--) HOCHdeutsch; | (-) genauso VIEL,= | =und genauso WEnig
011 hochdeutsch; | °hh äh:: wie jetzt IRgend? | (--) eine
012 umgangssprache in DEUTSCHland. | (--) sprechen tu_ma alle
013 UMgangssprache. | (1.1) dass wir jetzt eine HOCH? | ein
014 HOCHdeutsch haben, | zum!SCHREI!ben? | (1.1) das is
015 FESTlegung;= | =hat an (-) guten GRUND. | °h kommt uns allen
016 zu GUte. | weil ma des dann alle verSTEhen können.

381 Wobei die vermeintlich überregionale Standardsprache, wenn sie in der Sprachwirklichkeit regional auf gewisse Gebiete Deutschlands beschränkt ist, eigentlich nicht überregional ist und damit kein Standard: „hOchdeutsch is auch ein diaLEKT." (LUD 33:52–33:53). „Hochdeutsch" als Sprechweise, die im nördlichen Deutschland verbreitet sei, sei keine prima facie ausgezeichnete Sprachform, sondern zunächst nur eine regionale Varietät, wie andere auch: „die DEUtschen kolleginnen kollegen;= | =für mich is DAS AUch nur ein dialekt; | wenn die so SCHÖN sprechen. | ((lacht))" (VED 12:14–12:18).

LAF ist überzeugt, die Behauptung, die norddeutsche Aussprache wäre die „gültige“ Aussprache der Schriftsprache, sei eine willkürliche und zudem ungerechtfertigte Festlegung. Hochdeutsch wird damit gewissermaßen zum Ideal, das zu verwirklichen unmöglich ist, zu einer „Kunstsprache“ – zumindest im Gesprochenen (hier gebe es, anders als in der Schriftlichkeit, bloß Umgangssprachen).

Die Auffassung, dass eine regional interferierte Sprechweise nicht Standard sei, birgt gewisse Probleme – v. a. die Frage, was man denn spreche, wenn man Dialekt meidet. Eine Lösung, die manche Probanden in den Interviews dafür finden, ist es, gewisse weitere Unterteilungen einzuführen – im folgenden Ausschnitt differenziert etwa SUG zwischen „Standardsprache“ (= der durch Verzicht auf kleinräumige Regionalismen / Dialektismen gekennzeichnete Gebrauchsstandard) und „Hochsprache“ (= der an der Explizitlautung und den Aussprachekodizes orientierte Sprechgebrauch professioneller Sprecher) (22:20–23:00):

```
001 SUG: STANdardsprache is quasi? | (-) äh DES, | (2.3) mh wo ma in
002      dialekt eigentlich eigentlich NIMmer rausheat wirklich? |
003      (1.3) u:nd diese HOCHsprache is- | °h donn FOSCHT, | ALso? |
004      (1.5) äh_äh_äh ((lacht)) °h | ALso? | °h is foscht scho
005      wieder a bissl Etepetete,= | =würd i SOgen; | ALso_s- | °h es
006      is (.) quasi DIEses? | mh ((schnalzt)) | (-) des SOI jo quasi
007      dieses? | jäh:: (--) diese_f (-) NACHrichtensprecherstimme
008      sein. | IS natürlich do-
009 IV:  also du machst an unterschied zwischen HOCHsprache und
010      stAndardsprache?
011 SUG: geNAU. | ((lacht))
012 IV:  aha?
013 SUG: ALso, | °h des IS? | do do do:: HEAT ma donn, | mh_mh (1.1)
014      do heat ma do nemmer mehr STIMMfarbe,= | =<<lachend>so in die
015      RICHtung>;
```

Die Unterteilung des Bereichs über der Umgangssprache („Hochdeutsch“ fällt für SUG nicht mit der Umgangssprache zusammen) kann als Versuch verstanden werden, unterschiedliche Standardorientierungen zu fassen. Hinter dem als „Hochsprache“ bezeichneten Konstrukt steht dabei eine monozentrische, explizit-lautende Form des Standarddeutschen, die als „etepetete“ abqualifiziert wird.

Den Standardbereich zu unterteilen, je nachdem, wie stark regionale Merkmale auftreten, ist in den Interviews durchaus häufiger – so wird bspw. auch zwischen „gefärbtem“ und „reinem“ Standard differenziert.[382] Hier liegt eine pluriareale Auffassung zumindest nahe, insofern der eigene Sprachgebrauch, obwohl er regionale Merkmale aufweist, als Standarddeutsch gewertet wird. Nichtsdestotrotz wird die Geltung der hochsprachlichen „Idealnorm“ als höherstehend (reiner = besser) anerkannt.

382 So charakterisiert etwa LAI ihren Standard: „also des is das gefärbte stAndarddeutsch das ich KENne? | (--) besser KANN ich_s nicht; | ((lacht)) | {…} | es gibt natürlich noch WELche,= | =die können dann auch wirklich LAUTreines (.) deutsch;= | =das krieg ich nicht HIN.“ (31:08–13:21).

Mehrere Probanden schätzen ihren Sprachgebrauch als standardsprachlich ein, wenngleich er durch Regionalismen gekennzeichnet ist:[383] „des is STANdard? | (-) aber ich weiß SCHON dass äh, | zum beispiel n NORDdeutscher; | oder berLIner oder so,= | =sofort SAgen würd, | na du bist aus SÜDdeutschland; | ((lacht)) | °h das hört ma RAUS." (VOB 28:36–28:45). Das Vorhandensein regionaler Merkmale wird von diesen Probanden nicht per se als nonstandardsprachlich klassifiziert (LED 16:52–17:11):

```
001 LED: wahrSCHEINlich also? | °hh is mein deutsch (-) ein bisschen
002      ÖSterreichisch, | (--) geFÄRBT; | (--) Aber? | (-) °hh JA. |
003      (-) grundsätzlich ises die die HOCHsprache. | i MEIN? | °hh
004      we_ma aso wenn es um (-) voKAbel geht, | also dann verwend
005      ich SAchen,= | =die man °hhh natürlich in NORDdeutschland
006      nicht? | (--) verWENden würde.
```

Auch wenn LED davon ausgeht, seine Sprechweise weise regionale Eigenheiten auf – zumindest in der Lexik –, klassifiziert er sie „grundsätzlich" als „Hochdeutsch". Probanden wie ihm kann nachgesagt werden, dass sie (zumindest implizit) ein pluriareales, gebrauchsnäheres Konzept des Standards haben.[384]

Nur wenige Probanden bringen derweil plurizentrische Auffassungen vom Deutschen zum Ausdruck und gehen davon aus, es gebe einen eigenen „österreichischen STANdard; | also standardsprache äh::: des ÖSterreichischen." (LEC 47:10–47:14) – LEC nennt so die Sprechweise, die er im Interview spricht. Explizit plurizentrisch positioniert sich LOC, der auch mit der einschlägigen Forschung vertraut ist (ohne aber an einer Philologie zu arbeiten) (01:43–01:55):

```
001 LOC: es gibt in graz a FORschungsstelle für österreichisches
002      deutsch? | °h äh und i bin ein ANhänger des österreichischen
003      deutsch. | muaß i A dazu sogn,= | =und i EMpfinde auch meine
004      deutschen kollegen,= | =ois eine andere SPRAche, | (-) sog i
005      AUCH dazu;=OIso? | °h i sprech ÖSterreichisch.
```

383 Auch aus der Fremdwahrnehmung werden solche regionalen Standards beschrieben – vgl. bspw. LAG: „ich musste ja AUCH lernen dass das was, | °h äh die (.) meine kolLEgen und kollEginnen hier sprechen,= | =dass das wirklich (.) äh STANdardsprache is? | °hh U:ND- | (--) dann gibt es etwas was äh::: °h SALZburgerinnen und sAlzburger sag ich mal, | für standardsprache HALten. | {…} | ähm was es aber eben NICHT ist; | aus MEIner sicht. | °h äh wo viele äh_äh:: _äh dialEKTbegriffe drin vorkommen." (28:15–28:29; 28:45–28:50). An anderer Stelle bemerkt LAG, seine Kollegen hätten einen „SÜDdeutsch? | BAYrisch, | äh::: °hh äh Oberösterreichischen EINschlag sozusagen natürlich auch drin. | °h aber_äh sprechen in der regel schon eher SCHRIFTdeutsch?" (02:56–03:04). Es gebe, so LAG, also durchaus regionale Differenzen in der Standardsprache im süddeutschen Raum. Sie sei v. a. durch ihren regionalen „Einschlag" im lautlichen Bereich gekennzeichnet. Keine Standardsprachlichkeit sei dann gegeben, wenn dialektale Lexik verwendet wird – wobei hier durchaus mit Auffassungsunterschieden zu rechnen ist, schließlich werten viele Salzburger ihre Sprechweise auch dann noch als Standard.

384 Vgl. bspw. folgende Äußerung von SOD: „okay STANdardsprache,= | =würd ich SO definieren, | dass ich SAgen würde,= | =des IS ähm? | °h ( ) i_in SALZburg jetzt äh der äh? | STANdard der gesprochen wird; | (-) HOCHdeu- | HOCHsalzburgerisch? | SAG ich jetzt; | ((lacht)) | saLOPP." (21:47–21:58). Die Standardsprache wird hier nicht national, sondern lokal definiert – als das, was in der Stadt / dem Land Salzburg als Standard verwendet wird (Hochsalzburgerisch), als der Gebrauchsstandard dort.

LOC vertritt als „Anhänger des österreichischen Deutsch“ eine Extremposition – die meisten Probanden sehen keine Sprachgrenze im Standardbereich zwischen einem „Bundesdeutsch“ und einem „Österreichisch“ verlaufen,[385] wenn auch bisweilen auf plurinationale Unterschiede, v. a. in der Lexik, hingewiesen wird: „des ÖSterreichische hochdeutsch,= | =is sowieso ANders als des, | DEUtsche hochdeutsch; | °hhh allein von den WÖrtern? | also die diffeRIEren (.) zIEren sich ja doch.“ (VIB 04:45–04:54). V. a. bundesdeutsche Probanden gehen darauf ein (LAB 33:41–33:55),

```
001 LAB: dass ich mich tatsächlich auch erst mal dran geWÖhnen
002      musste,= | =was is EIgentlich? | °hh ähm (--) forMAle sprache
003      in österreich; | (--) weil es hier tatsächlich auch beGRIFfe
004      gibt,= | =die absolut in der SCHRIFTsprache, | absolut in
005      ORdnung sind; | die es aber bei UNS, | SO nicht gibt. | ALso?
006      | °h beispiele wäre WEIters;
```

Laut LAB gebe es Eigenheiten des österreichischen Deutschs, die durchaus standardsprachlichen Charakter tragen – bspw. Wortformen wie *weiters*. Solche Lexeme könne man auch in „formaler Sprache“ verwenden, obgleich sie nicht dem bundesdeutschen Sprachgebrauch entsprechen.

Die Unterscheidung zwischen österreichischem und bundesdeutschem Standard ist indes eine, die auffallend oft aus fremdsprachiger Perspektive getroffen wird. Beispielsweise meint der internationale Studierende SOG, er nehme wahr, es gebe an der PLUS (02:53–03:15):

```
001 SOG: DIFferences, | (-) mostly beTWEEN? | (--) gErman german and
002      AUstrian german; | (--) that (-) THIS is? | (1.1) this is
003      WHAT? | (--) ähm are more foCUsed; | (-) NOT- | (--)
004      the:_those like EVERYday, | EYERVyday:::? | (--) AUStrian
005      dialect; | (-) BUT? | (--) for eXAMPLE, | (--) words which
006      are different in AUStria, | and words which different in
007      GERman.
```

SOG beschreibt Kontraste, die nicht zwischen Standardsprache und Dialekt auftreten, sondern die stärker gebündelt („focused“) zwischen dem Sprachgebrauch von Österreichern und Deutschen vorkommen. I. d. S. bestehe ein eigenes österreichisches Deutsch. Allerdings gibt es auch viele Fremdsprachige, die, ähnlich wie Bundesdeutsche, das in Österreich gesprochene Deutsch generell als dialektal / umgangssprachlich ansehen.

3.3.13.2 Umgangssprache

Auch die Umgangssprache wird in den Interviews z. T. unterschiedlich gekennzeichnet, überdies bestehen konzeptionelle Schwierigkeiten mit dem Begriff überhaupt. Differenzen bestehen v. a. in der Verortung des Begriffs: Einerseits gibt es diatopisch orientierte Konzeptionen, die die Umgangssprache auf der Dialekt- /

385 Die Opposition Österreich ⇔ Deutschland wird v. a. in Hinblick auf Dialekt (= Österreich) und Standardsprache (= Deutschland) gezogen.

Standardachse positionieren, andererseits eher diaphasisch operierende Kennzeichnungen, die mehr den alltagssprachlichen Charakter in den Vordergrund rücken. V. a. in Hinblick auf Letzteres zeigen sich Definitionen, die von gängigen variationslinguistischen Modellierungen abweichen.[386]

Die diatopisch orientierten Konzeptionen platzieren die Umgangssprache i. a. R. im mittleren Bereich zwischen Dialekt und Standard: „Umgangssprache isch {…} irgendwo daZWIschen für mi." (SOJ 14:49–14:52). Es handle sich um eine Sprechweise, die zwar regional geprägt, aber stärker verständlich sei als etwa der Dialekt: „UMgangssprache wär donn::? | (-) ähm (-) im prinzip ZWIschen standardsprache und dialekt, | also es IS? | (--) SCHON dialektal gefärbt,= | =aber es is was des JEder, | (--) verSTEhen kann, | des ma im alltag einfach so verWENden kann;" (SOC 21:50–22:02). Für diese Sprechweise wird auch die Bezeichnung „gehobene Umgangssprache" verwendet: „gehobene UMgongssprache würd i sogen,= | =des is so a bissl a MISCHform;=OIso? | °h so a wengal der verSUCH, | °hh ähm DOCH- | (--) °h äh für alle verSTÄNdlich zu sprechen aber doch::? | (--) irgendwie seinen regioNAlen bezug, | °h h° <<lachend>EINfließen zu lassen oder so>." (SUJ 07:03–07:17). Die Umgangssprache teile mit dem Dialekt dabei eine (stärker) lokale Verortbarkeit, allerdings werden kleinräumige Strukturen gemieden (SUG 21:48–22:09):

```
001 SUG: ähm UMgangssprache is, | (-) mEhr oder WEniger? | °hhh des wo
002      ma den dialekt no RAUSheat; | (1.5) owa wo diese gonzen
003      SCHLIMmen diale- | also SCHLIMmen dialektwörter,= | =des (.)
004      FOIsches wort; | °h wo diese °h äh STOAken dialektwörter
005      nimmer vorkemmen, | die wos koa mensch KENNT? | (--) äh
006      AUSserhoib von dem dialektkreis.
```

Ausdrücke, die nur in den jeweiligen Basis- / Ortsdialekten begegnen, mithin nur für deren Sprecher verstehbar sind, kommen in der Umgangssprache nicht mehr vor, so SUG – sehr wohl sei die Umgangssprache aber noch dialektal beeinflusst, man „höre" den Dialekt „heraus".

Die Umgangssprache sei an den Dialekt angelehnt und von ihm abgeleitet: „jo i glab die UMgongssproche is holt immer so eine? | °hh äh::m (---) jo i glab dass die gonz eng mit der: dialektsproche eben verBUNden is; | (--) UND ähm? | (--) dass des eigentlich eben DIE sproche is::, | mit DER ma:: äh::- | die wü (.) des würd ma nie so SCHREIben? | owa jeder REdet so." (SOE 20:58–21:16). Es handle sich also auch um eine primär mündlich verwendete Sprachform (im Unterschied zur primär schriftlichen Standardsprache, vgl. Kapitel 3.3.13.1), die zumindest in Österreich dialektal beeinflusst (= „gefärbt") sei – „es is in ÖSterreich generell eher so dass man, | (1.0) die Umgangssprache dialekTAL einfärbt; | ((lacht))" (VEB 04:30–04:37).

Auch wenn die Umgangssprache oftmals vom Dialekt her konzipiert wird, so gibt es doch eine Reihe von Probanden, die unter der Umgangssprache eher die

386 Zumindest im Fragebogen wird aber explizit auf eine diatopische Dimensionierung der Umgangssprache hingewiesen: „Die Umgangssprache liegt zwischen Standardsprache und Dialekt".

Alltagssprache verstehen[387] – es sei die „UMgangssprache j (.) ja also_s (--) s- | (-) ALltagssprache;“ (SOD 17:15–17:19) – oder ein informelles Register: „UMgangssprache? | °h würd ich eher SO definieren,= | =dass des was is was man im priVAten bereich oder? | (--) was jetzt nicht so offiZIELL (-) is,“ (SOD 21:59–22:08). Sie werde v. a. nähesprachlich verwendet, im engeren Umfeld: „UMgangssprache is halt das wie, | (--) ja man einfach LOcker irgendwie,= | =mit seinen FREUNden quatschen würde?“ (SOI 19:40–19:45). Konnotiert ist sie mit Lockerheit / Natürlichkeit / Einfachheit: „die UMgangssprache? | (1.4) | WART; | (---) ja die is LOckerer; | (-) die is LOckerer; | (4.0) | öhm nicht so geNAU. | (2.0) | ähm EINfacher, | naTÜRlich; | viel EINfacher;“ (LEF 25:33–25:50). Die Umgangssprache sei dabei auch die Art zu sprechen, die am verbreitetsten in Österreich ist: „ich FINde,= | =das is die (.) UMgangssprache, | das is eine NORmale sprache,= | =der in ÖSterreich die::? | STANdardmäßigste <<lachend>sozusagen>.“ (SEM 34:52–34:59). Wird von SEM die Umgangssprache als „standardmäßig“ bezeichnet, eben weil sie so verbreitet sei, deutet dies die bereits angesprochenen Abgrenzungsschwierigkeiten an, die zum Standardbegriff bestehen (vgl. Kapitel 3.3.13.1). Für einige ist die Umgangssprache auch eindeutig am Standard orientiert, es sei die „mischung aus äh allTÄglichen, | °hh und proBIEren äh::- | HOCHdeutsch einzufangen.“ (VOA 49:41–49:47); sie fällt aber nicht mit dem Standard zusammen: „UMgangssprache,= | =das is das was (.) MENschen da ein bissi::? | ((lacht)) °h JA; | das is die <<lachend>SPRAche, | die ich auf den STRASsen höre; | °h das is für mich die UMgangssprache>; | °h und das äh_wenn das kein HOCHdeutsch ist. | ((lacht))“ (SEM 28:23–28:36).

Einige Probanden haben auch Konzeptionen von der Umgangssprache, die eindeutig soziolektal geprägt sind und den Begriff in die Nähe der Jugendsprache rücken – i. d. S. kommen etwa Anglizismen in ihr vor: „UMgangssprache is halt, | immer so viel ENglisch drin,= | =und englische beGRIFfe und? | °h das IS halt, | JA, | JUgendsprache; | ((lacht)) da °h FREUen sich <<lachend>dann alle> wenn ma des anfängt,= | =aber das is halt SCHON des? | einige englische beGRIFfe sich manchmal reinmischen;“ (SIH 27:28–27:43). Ein solches Verständnis der Umgangssprache ist in den Interviews zwar nicht weit verbreitet, typisch ist allerdings, dass die Lexik als eigentümlichstes Merkmal der Umgangssprache genannt wird, v. a. landschaftlich markierte: „UMgongssproche is donn? | (2.3) glab Um_Umgongssproche find i san eher so bestimmte WÖRter dann irgendwie; | die ma in_nem bestimmten KONtext,= | =und hoit a in (-) bestimmte GEgenden wieder unterschiedlich hernimmt.“ (SOK 26:04–26:19); „UMgangssprache eher? | (--) ähm:: (2.1) da kommen sehr viele WORte hinein die? | °hh einfach charakteRIStisch für diese? | (-) die GEgend is,= | =wo ma AUFgwachsen is; | oiso die GEgend? | (-) wo ma grad HERkommt.“ (SUF 10:58–11:12). Auch Austriazismen werden als Merkmale der Umgangssprache erwähnt, SAB nennt als Beispiele etwa „einige WÖRter {…} äh solche wie? | °h

387 Der Begriff wird dabei auch als die Sprache des normalen Umgangs miteinander verstanden, vgl. bspw. LAI: „des (---) STANdarddeutsche, | (-) is EINfach? | (1.0) des (1.0) beste UMgangs- | (--) die beste UMgangssprache.“ (20:45–20:53). I. d. S. kann auch von der „Umgangssprache Englisch“ gesprochen werden.

JANuar oder jÄnner; | {…} | °h oder auf WIEderschauen.“ (24:00–24:11). Probanden, die stärker die diaphasische Komponente betonen, verweisen auch auf das Vorkommen von emotionaler Lexik (SIN 20:04–20:18; 20:29–20:34):

```
001 SIN: UMgangssprache? | (3.5) | naja des vokabuLAR verändert sich
002      mit der umgangssprache. | (1.1) | UND? | (3.3) | wüsst ich
003      jetzt NICH,= | =wie ich des defiNIER? | {…} | vielleicht ähm
004      (-) kommen auch mehr emoTIOnen in die umgangssprache; | die
005      werden (-) mehr AUSgedrückt dadurch;
```

Für die Umgangssprache, so SIN, sei die Lexik typisch – sie sei stärker emotional, sonach lassen sich Gefühle umgangssprachlich auch besser ausdrücken (als Kontrastfolie dient hier wohl v. a. der Standard, der als nüchtern / sachlich angesehen wird, s. o.).

Manche Probanden gehen neben der Lexik auch auf die Aussprache ein: „was WICHtig ist, | auch die AUSsprache; | (1.1) denn beim HÖren ist es äh:::m? | manchmal ist es sehr (.) SCHWIErig; | °hh äh einige (--) WÖRter zu::_oh::? | WAHRzunehmen. | (--) u:nd (-) sie werden ganz ANders gesprochen wie sie geschrIEben werden.“ (SAB 20:52–21:08). Puncto Aussprache wird, wie von SAB, öfters der stärker von der Schriftlichkeit abweichende Charakter umgangssprachlicher Artikulationen betont – hierin zeigt sich wiederum der eher gesprochensprachliche Charakter, der die Umgangssprache auszeichne.

Mit der Gesprochensprachlichkeit hängt wohl zusammen, dass die Umgangssprache – v. a. auch in grammatischer Hinsicht – als inkorrekter Sprachgebrauch wahrgenommen wird (SUA 24:31–24:51):

```
001 SUA: jo so SOchen wia? | (1.0) ned gonz die korREkte hochdeutsche
002      grammatik zu verwenden,= | =aiso wos im_im BAYrischen, | °hh
003      wia DAtiv gEnitiv zum beispiel; | des san so SOchen die ma
004      hoit, | im geSPROchenen bei uns, | °h äh ONders mocht. | °hh
005      ähm teilweise ondere WÖRter, | a bissl ondere SOTZstellung; |
006      ähm (1.3) ma verSCHLUCKT amoi äh? | °h poa ENdungen.
```

Typisch gesprochensprachliche Merkmale, wie etwa die Verwendung des Dativs statt des Genitivs werden von SUA als umgangssprachlich apostrophiert und – weil sie zugleich von den schriftgeprägten Normvorstellungen abweichen – als inkorrekt gekennzeichnet. Auch Abweichungen von der Explizitlautung (das „Verschlucken von Silben“) sowie eine andere Lexik und Syntax seien der Umgangssprache zueigen.

Obige Zitate belegen, dass einige Probanden mit der Bezeichnung „Umgangssprache“ etwas verbinden, was nicht immer zur Gänze mit dem wissenschaftlichen Begriffsverständnis zusammenfällt. Daneben gibt es Probanden, die den Begriff überhaupt nicht zu kennen scheinen – vgl. etwa folgende Passage im Interview mit LUC (31:14–31:57), in der er seinen eigenen Sprachgebrauch beschreibt:

```
001 LUC: ich ich kenn mich jetzt in der terminologie dialektgeFÄRbter?
002      | °hhh ähm (1.7) SPRACHgebräuche ned aus, | ob_s do
003      irgendwöche STUfen gibt? | °hh äh also ich würd des
004      emPFINden, | als: sicherlich NICHT? | (-) äh:: (---)
005      HOCHsprache. | (--) äh irgendwo daZWIschen? | (1.1)
006      ((schnalzt)) | ähm (--) in in MANchen ausdrücken? | °hh die
007      MEHR mit- | (--) der lokaliTÄT zu tun ham,= | =also auch
```

```
008      LEUte und situatIOnen,= | die man ONspricht; | do und dort
009      sicherlich etwas STÄRker? | (-) °h mit ana dialektFÄRbung? |
010      (1.1) allerDING::? | bin ich mir SIcher,= | =dass es dort
011      irgendwelche kategoRIEN und? | f:: ABstufungen dazu gibt, |
012      °hh äh_äh die ich jetzt von der klassifikation nicht KENne.
```

LUC umschreibt hier letztlich das Konzept ‚Umgangssprache': Eine zwischen Dialekt und Standard befindliche Zwischenstufe, „dialektgefärbt" und lokal geprägt – irgendwelche Bezeichnungen für die „Abstufungen" zwischen den Polen Dialekt und Standard gibt LUC indes an, nicht zu kennen. Diese Schwierigkeiten treten erstaunlicherweise auf, obwohl im Fragebogen und im Interview der Ausdruck „Umgangssprache" vorkommt. Einige Probanden geben auch explizit an, das Konzept ‚Umgangssprache' erst durch die Befragung kennengelernt zu haben (LEG 06:08–06:31):

```
001 LEG: ich hab immer in diaLEKT und, | (---) SCHRIFTsprache dacht; |
002      (--) so IRgendwie? | °h aber wenn ma natürlich dann auf
003      einmal den FRAgebogen kriegt, | wo das irgendwie SO? | (-)
004      DREIgeteilt is,= | =dann überLEGT ma sich, | JA;= | =STIMMT
005      ja eigentlich. | JA; | °hh also es IS ja drEIgeteilt. | °h
006      WEIL_s ja, | (-) der der der große UNterschied zwischen, |
007      (--) wirklich SCHRIFTdeutsch und? | (--) auch das was a
008      österreichischer FERNsehsprecher redet,= | =is ein ziemlicher
009      UNterschied.
```

LEG verortet die Umgangssprache im standardnahen Bereich – selbst österreichische Fernsehsprecher (professionelle Sprecher!) verwenden seiner Ansicht nach die Umgangssprache. Durch die in Kapitel 3.3.13.1 herausgearbeitete, stark monozentrische Standardkonzeption vieler Probanden kann nicht zuletzt das, was als Gebrauchsstandard (vgl. Kapitel 2.2.4) konzipierbar ist, mit der Umgangssprache zusammenfallen.

3.3.13.3 Der Dialektbegriff

Auch beim Dialekt zeigen sich Unterschiede – sowie Gemeinsamkeiten – zwischen den Probanden und ihrem Begriffsverständnis. Die wichtigste Gemeinsamkeit betrifft die diatopische Komponente des Dialektbegriffs; es besteht Konsens darin, dass Dialekte räumlich begrenzt sind:

(1) „diaLEKT wären dann eben die? | EINzelnen? | (1.2) diaLEKte? | diaLEKte varietÄten,= | =aus den verSCHIEdenen? | (--) regIOnen;" (SOC 22:02–22:09)
(2) „dialekt is einfach auch eine AUSdrucksweise, | also eine beSONdere ausdrucksweise von menschen,= | =aus einer besonderen reGION einfoch; (SOD 03:00–03:05)
(3) „dialekt sind eben so die (.) FÄRbungen;= | =die ÖRTlichenen färbungen?" (SOJ 14:37–14:40)

(4) „diaLEKT is halt, | °hh dann (--) wenn jetzt jemand aus_m BURgenland kommt, | dann spricht er eben den akZENT,= | = der direkt dort im BURgenland (--) ist.“ (SOI 19:45–19:54)

Die Belege (1) – (4) verdeutlichen typische Antworten auf die Frage, was Dialekt sei: Bei (1) und (2) wird der diatopische Bezug jeweils durch den Ausdruck „Region“ hergestellt, bei (3) durch „örtlich“, bei (4) durch ein Beispiel, die Referenz auf das österreichische Bundesland „Burgenland“. Aufschlussreich ist, als welche Entität der Dialekt konzipiert wird: Während bei (1) und (2) grundsätzlich alle Aspekte des Sprachverhaltens eingeschlossen werden („Varietäten“, „Ausdrucksweisen“), wird bei (4) der Ausdruck von vornherein auf den phonetisch-phonologischen Systembereich festgelegt („Akzent“), auch die Bezeichnung „Färbungen“ bei (3) kann so interpretiert werden (HOCHHOLZER 2004: 228). Dieser Zwiespalt wird unten näher beleuchtet.

Mit der räumlichen Begrenztheit hängt zusammen, dass der Dialekt als Sprechweise apostrophiert wird, die nicht für alle verständlich sei: „ja dialEkt kommt halt sehr die FARbe und bissl? | °h mh (---) ähm:: (1.9) | ans VORarlbergerische,= | =wenn i ma DENK,= | =dass ma sehr WEnig dann noch versteht davon; | °hh we_ma_s nicht geWOHNT is.“ (SUF 10:44–10:57) (vgl. dazu auch Kapitel 3.3.4).

Auffällig ist, dass Dialekte zwar primär räumlich, aber nicht unbedingt klein- und kleinsträumlich definiert werden – am häufigsten ist ein Verweis auf ganze Bundesländer / Regionen (s. o. „Vorarlberg“, „Burgenland“). Das Merkmal der kleinräumigen Verbreitung, das bspw. zur Abgrenzung von Regional- / Umgangssprachen relevant sein könnte, spielt nur für wenige Probanden eine Rolle: „diaLEKT? | °hh ähm::: | (5.0) | JA, | diaLEKT; | was is diaLEKT? | (1.6) | des is wirklich dann wieder eine EINzelne variante, | äh sehr loKAL bezogen; | also SEHR? | äh öh auf DÖRfer,= | =oder auch die UMgebung auch vielleicht b_b_bezogen?“ (SOD 22:09–22:29). Unter Dialekt wird von SOD der Basis- / Ortsdialekt verstanden, der einzelne Dörfer sprachlich voneinander scheidet. Dass Dialekte eine dörfliche Sprechweise seien, also auch primär im ländlichen Bereich verbreitet seien, wird desgleichen von manchen Probanden zur Definition herangezogen (vgl. zur Konnotation des Dialekts als „rural“ auch SOUKUP 2009: 123) (SIH 27:43–27:59):

```
001 SIH: diaLEKT is dann halt, | wenn man WIRklich? | °h des hat man
002      dann halt meistens bei LEUten die? | (-) nicht wirklich aus
003      der STADT kommen,= | =sondern a bissi von AUSserhalb; | die
004      dann halt einfach mit am geWISsen dialekt,= | =GROSS geworden
005      sind;= | =und den dann halt auch(-) INne haben; | und dann
006      AUCH? | °h ähm nicht so leicht (-) ABlegen können.
```

Dialekte werden, so SIH, im nicht-urbanen, ländlichen Raum primärsprachlich erworben, wobei ihren Sprechern Schwierigkeiten zugeschrieben werden, sie „abzulegen“. Dass eine Assoziation mit der ländlichen Bevölkerung eine Rolle bei Dialektideologien spielt, wurde bereits oben aus Einstellungsäußerungen ersichtlich, bei denen Dialektsprecher mit „bäuerlich“ o. ä. bezeichnet werden.

Allerdings betonen viele, dass Dialekte die primär erworbene Sprachform aller (Österreicher) darstellen: „diaLEKT is eben wirklich des, | des wo ma vo SEIne? | ähm °hh vo seine ELtern,= | =vo seiner umGEbung mitbekommt; | und es is eigent-

lich DES äh? | (--) jo des is eigentlich DIE äh- | WIRkliche (.) muttersproche.“ (SOE 20:16–20:28). Dass Dialekte als primärsprachlich erworbene Sprechweisen die eigentliche L1 darstellen, heben auch andere hervor (VOC 09:30–09:53):

```
001 VOC: je je je höher die emoTIOnen sind,= | =desto mehr diaLEKT
002      wird gesprochen;=JA? | JA; | da verLÄSST dann die schöne, |
003      °h STANdardsprache. | {…} | WEIL? | °h äh in alles was
004      emotioNAL besetzt is,= | =geht zurück zur ERSten (-) sprache.
005      | (-) JA? | und wenn jetzt die ERST- | bei den MEIsten äh
006      dialektsprechenden? | °h IS eben der dialekt die erste;
```

Da Dialekte die eigentliche L1 für viele sind, können, so meint VOC, in ihnen Emotionen besser ausgedrückt werden, bzw. evozieren umgekehrt emotionale Inhalte eine höhere Dialektalität (vgl. zum Zusammenhang von Dialekt und Emotionalität bspw. DAVIES 1995: 80–81; SOUKUP 2009: 123).

Ganz allgemein wird eine starke Verbindung zwischen Dialektalität und Emotionalität hergestellt – dazu zählen bspw. auch Nervosität und Aufregung, die einen Wechsel in den Dialekt bedingen; so beobachtet etwa VID bei Schaltergesprächen: „je: je größer die AUFregung, | desto mehr tendie tenDIEren? | °hh die gesprächspartner im:: im in ihrem diaLEKT zu sprechen.“ (14:30–14:39).

Der Dialekt wird von vielen als eigentliche L1 angesehen – seine Domäne sei deshalb zuhause, im Elternhaus, bei der Familie und Freunden (DAVIES 1995: 81), mithin in der „Heimat“ bei Studierenden von außerhalb (SUG 21:30–21:48):

```
001 SUG: diaLEKT is quasi s (-) so? | (1.0) mja des deaf ned SOgen; |
002      ((lacht)) | °h SO wie ma::, | (1.2) wie ma daHOAM redet; |
003      also WIE_s die- | (--) WIE ma_s, | (1.7) wie ma_s daHOAM
004      irgendwie oafoch redet; | ((lacht)) | °h na GUAT, | des is
005      jetzt a BISSL? | ((lacht)) | aber so UNgefähr.
```

SUG bestimmt im zitierten Ausschnitt den Dialekt als Sprachform, die man zuhause redet – obschon sie mit dieser Dialektdefinition nicht zur Gänze zufrieden scheint, so dürfte ihre Zuschreibung im (süd-)deutschen Sprachraum vielfach tatsächlich zutreffen (vgl. Kapitel 2.2.2) – dies legen auch die quantitativen Befunde dieser Arbeit nahe (vgl. Kapitel 3.2.2 und Kapitel 3.2.6).

Die Assoziierung von Dialekt und Zuhause ist wohl ursächlich dafür, dass der eigene Dialekt auch als etwas sehr Persönliches, Identitätskonstitutives[388] wahrge-

388 Auch dies wird zur Dialektdefinition, bspw. auch in Abgrenzung von Einzelsprachen herangezogen – so macht etwa der Proband LOD die Differenz zwischen Sprache ⇔ Dialekt daran fest, ob es legitim sei, wenn Fremde die jeweilige Sprachform benützen – je nachdem „welchen resPONSE man da bekommt; | äh kann man sicherlich FESTstellen, | ob man sich in_nem anderem SPRACHraum bewegt.“ (02:55–03:00). Er führt diesen Gedanken wie folgt aus: „WENN ich? | (-) PRAKtich, | (1.4) in nen fremdes LAND komme, | (2.8) | in dem ne andere SPRAche gesprochen wird; | (---) und ich (-) verSUche diese sprache, | (1.2) zu SPREchen? | (2.6) dass das SEHR? | (1.3) ANerkannt wird; | JA? | also das wird (--) sehr HOCH geachtet. | (---) wenn ich allerdings nach STUTTgart gehe un, | ( ) und halt in stuttgart als (---) WESTdeutscher, | aus_m RHEINland? | (---) n vortrag in (.) SCHWÄbich? | (--) dann wird das NICHT zur kenntnis genommen,= | =beziehungsweise das wird als (--) afFRONT? | wahrscheinlich °hh ANgesehen; | also drum beweg ich mich da wahrscheinlich in_nem: diaLEKT-

nommen wird (vgl. Kapitel 3.3.5). Nach Ansicht vieler Probanden ist der Dialekt weiters allgemein ungezwungener, „LOckerer irgendwie;“ (VIC 22:12–22:13) (vgl. zur Konnotation des Dialekts als „laid back“ und „relaxed“ auch SOUKUP 2009: 123). Außerdem sei er weniger offiziell, „weniger forMELL,“ (LUE 23:23–23:24). Für wissenschaftliche Kontexte sei er indes nicht ausgebaut, bemerken manche: „man kann ja en_en WISsenschaftlichen vortrag, | komPLETT im dialekt? | des GEHT ja kaum; | ja also DA- | da IS ja die? | °h nja IS_äh- | dialekt hat ja einfach nicht diesen funktionalen GELtungsbereich;“ (LEA 05:40–05:50).

Ein Wechsel in den Dialekt kann diskursiv eingesetzt werden, um eine persönlichere Ebene im Gespräch zu erzeugen: „also (--) ich empfind des (-) HOCHdeutsche als a bissl, | °h die äh_äh h° sozusagen offiZIELLere sprache? | °hh UND? | (2.0) der WEchsel dann? | zum diaLEKT is, | bissl was perSÖnlicheres.“ (VAB 15:30–15:43). Die Soziosymbolik des Dialekts erlaube es, Nähe herzustellen – Dialektverwendung sei sonach auch ein Mittel der Beziehungsgestaltung (vgl. zu entsprechenden Einstellungsäußerungen auch DAVIES 1995: 68) (VUB 16:01–16:29):

```
001 VUB: in bestimmten situaTIOnen eben wegen? | °hh äh DIEsem? | °hh
002      hh° sehr sch_stark für mich ausgeprägten regioNAlen bezug in
003      österreich, | ähm (---) IST äh::? | (1.4) | dialekt AUCH? |
004      (2.0) | äh einfach eine eine f:: FORM, | (--) äh mit (-)
005      menschen Eher in kontakt zu treten; | °h ALso? | (--) die
006      GRENze? | (--) NÄHe distanz zu verschieben;
```

Der Dialektgebrauch sei aufgrund seines „regionalen Bezugs“ zumindest in Österreich ein Zeichen der (regionalen) Identität – nicht zuletzt deshalb kann er laut VUB eingesetzt werden, um Zughörigkeiten zu markieren und eine persönliche Nähe zu evozieren.

Trotz des sich in solchen Äußerungen manifestierenden Prestiges und den teils positiven Einstellungsbekundungen gegenüber dem Dialekt empfinden ihn etliche Probanden auch als falschen, inkorrekten Sprachgebrauch (vgl. dazu auch MILROY / MILROY 2003: 69; MOOSMÜLLER 1991: 162): „dialekt is mehr SO,= | =JA; | ich weiß ja eigentlich EH, | wie_s RICHtig is; | °h aber es is halt es fällt mir unheimlich SCHWER des? | im sprachgebrauch ANzuwenden.“ (SIH 32:24–32:33). Oftmals wird der Dialekt dem grammatisch Korrekten (= der Standardsprache) entgegengestellt (SIG 30:37–30:56):

```
001 SIG: we_ma jetzt proBIERT an satz auf hochdeutsch zu formulieren,=
002      | =kommt ma irgendwann zum schluss DRAUF,= | =dass sich des
003      grammatiKAlisch nimmer ausgeht;=Oder? | °hh weil man oanfoch
004      (-) geWOHNT is, | im_im dialekt grammatikalisch nicht (.)
005      RICHtig zu sprechen; | und DAShalb? | °hh äh setzt man s_VERB
006      vielleicht (.) an die folsche stelle, | oder des subJEKT
007      oder? | (-) was auch IMmer.
```

raum.“ (01:34–02:19). Der Unterschied zwischen Dialekten und Sprachen sei eben, dass Dialekte denjenigen vorbehalten seien, denen die jeweiligen lokalen Identitäten eignen. „Fremde“ dürfen den Dialekt nicht verwenden – tun sie es doch, wird das negativ gewertet (vgl. dazu auch Kapitel 3.3.5).

Den Dialekt nimmt SIG als Fehlerquelle wahr: Weil es Dialektsprechern geläufig ist, „grammatikalisch nicht richtig“ zu sprechen, können aus Dialekt-Standard-Interferenzen Fehler beim Standardgebrauch resultieren (dass die Standardverwendung für Dialektsprecher verhältnismäßig oft als Hürde betrachtet wird, belegen auch die Fragebögen; vgl. Kapitel 3.2.3 und Kapitel 3.2.7).

Hinter solchen Einschätzungen verbirgt sich die Ansicht, dass der Dialekt überhaupt keine Grammatik habe, keine Regeln: „diaLEKT is eben, | (1.2) sehr verSCHIEden; | es gibt keine NORmen,=UND? | (1.1) und REgeln? | (1.4) daher is er auch SCHRIFtlich nit fixiert;“ (SUI 19:33–19:45). Die oben bereits herausgearbeitete Parallelisierung von Schriftlichkeit ⇔ Korrektheit / Normiertheit ⇔ Standardsprache führt offenbar ex negativo zur Ansicht, der primär mündlich realisierte Dialekt sei regellos.

Betont werden muss allerdings, dass sich die Sicht, der Dialekt sei inkorrekter, regelloser Sprachgebrauch, weitgehend auf die Studierenden beschränkt – und auch dort nicht allenthalben vertreten wird;[389] besonders Lehrende streichen heraus, dass der Dialekt durchaus eigene Regeln habe: „korrekt is für mi jEde variante die exisTIERT. | (--) also wenn jetzt jemand den FALschen artikel verwendet,= | =des is (-) naTÜrlich blöd;= | =aber wenn er den artikel verWENdet,= | =weil er im diaLEKT so verwendet wird,= | =und er SPRICHT dialekt? | °hh dann wär alles andere FALSCH?“ (LIH 33:45–33:57). Es komme also auf die Sprachform an, die man wählt: Die Verwendung standardsprachlicher Formen könne im Dialekt durchaus auch falsch sein, betont LIH.

Neben der Einschätzung des Dialekts als inkorrekter / falscher Form der Sprachverwendung gibt es noch weitere, negative Dialektideologien. Eine besonders drastische Ansicht ist, vermehrter Dialektgebrauch sei schädlich, wie sie etwa SEG bekundet (36:42–38:00):

```
001 SEG: wir HAben auch eine? | °hh äh so WORshop gehabt; | (--) äh
002      mit der STIMme? | (--) STIMmbildung; | es war ganz KURZ
003      einmal | °hhh und ich hab geMERKT, | °h weil und dann (-) es
004      war so eine Opernsängerin aus münchen; | °hh und die (1.1)
005      SAGte, | (-) des (-) es is SCHWIErig wenn, | wenn sie
006      diaLEKT- | sie ist selbst aus BAYern,= | =sie SPRICHT
007      dialekt; | °h und es is viel viel schwIEriger für die
008      !STIM!me. | °hhh wenn du STÄNdig dialekt sprichst, | (-) dann
009      du kannst stimme verLIEren. | (---) weil DIEser? | °h kü
010      äh_äh <<rollend>r> °h IRgendwie, | es is etwas (--) JA? | (-)
011      pasSIERT; | (--) und ich HÄTte, | ich habe dann so geSICHter,
012      | entTÄUschende, | °hhh ((schnalzt)) und verZWEIfelnde, |
013      fü_für die_äh:_öh: °h ÖSterreichern gesehen habe? | °h die
```

389 Vgl. etwa SIC, die bemerkt, dass Dialektsprecher Probleme beim Schreiben haben könnten, da von dem, was sie in der (standardsprachlichen) Schriftsprache produzieren, „viel nich RICHtig is, | (-) weil es im dialekt einfach RICHtig is; | is ja LOgisch,= | =is ja KLAR? | er hat einfach_n eigene REgeln; | und a eigene gramMAtik;= | =und dann is manchmal °hh sind einfach nun dinge rIchtig die nicht RICHtig sind? | (---) grammatiKAlisch; | °hh und dann schreiben die das einfach so HIN,“ (37:28–37:34). Der Dialekt habe eigene Regeln, die im Dialekt richtig seien, die aber, wenn sie in den Standard übertragen werden, zu Fehlern führen (können).

```
014      die haben geSAGT,= | =Aber, | °h äh_mh es dialekt is so
015      naTÜRlich; | °h aber aber WENN man, | zum beispiel auch als
016      LEhrer, | oder als p_PAStor in die kirche? | °hh fünf stunden
017      (-) lang (.) diaLEKT spricht? | (-) a_anscheinend es is
018      SCHWIErige, | (--) °h äh:: g_für für die STIMMbänder, | als
019      man dann (-) äh einfach STANdard spricht; | °h äh_mh_mh von
020      DIEser seite? | ich war überRASCHT; | ich WUSste auch nicht;
021      | aber oKAY? | wenn des °h SÄNger so sagen; | (--) äh_die °hh
022      des WISsen.
```

Die fremdsprachige Studierende SEG beschreibt eine Episode aus einer LV, an der sie teilgenommen hat: Eine wohl im Rahmen eines Gastvortrages eingeladene Sängerin habe dort den (Irr-)Glauben verbreitet, vermehrter Dialektgebrauch schädige die Stimme. Gewisse lautliche Merkmale (SEG imitiert ein stark behauchtes [k^h] sowie ein rollendes [r]) würden die Stimmbänder beeinträchtigen und könnten sogar Stimmverlust bewirken. Während die österreichischen Studierenden diesem Bericht mit Unglauben und dem berechtigten Einwand, der Dialekt sei eine „natürliche" Form zu sprechen, begegnen, schenkt SEG der Sängerin offenbar Glauben.

Hinter solchen Dialektauffassungen steht nicht zuletzt der Glaube, Dialekte seien das Resultat eines Sprachverfalls, eine „Deformierung des Systems der Hochsprache" (MOOSMÜLLER 1991: 161) – eine Idee, die in den Interviews bisweilen zutage tritt: „dialekt ist EIgentlich eine:? | für mich ist es eine verZERRte form, | vom (-) standARDsprache; | °h von der STANdardsprache." (SAB 29:41–29:49). Nicht alle Probanden werten so deutlich, aber der Glaube, Dialekte stammen vom Standard ab, ist durchaus verbreitet: „dialekt sind (---) FÄRbungen? | mh_mh der STANdardsprache,= | =und des UMgangssprachlichen, | (---) durch regioNAle herkünfte;" (SIN 19:52–20:01). Vertreten wird auch die Ansicht, Dialekte seien überhaupt die gesprochensprachliche Version des Standards – i. d. S. definiert etwa SOK den Begriff ‚Dialekt': „diaLEKT is halt dann die? | (-) geSPROchene::? | (1.1) OBwondlung, | (--) von (-) von der STANdard; | SCHRIFT; | SCHRÄGstrich; | SPROche?" (25:52–26:02).

Wird der Dialekt als Standardderivat begriffen, ist die Forderung besonders stark, Dialektsprecher sollten die Standardsprache beherrschen, schließlich sei dies die „eigentliche" Sprache. So meint etwa SIB: „HOCHdeutsch? | (-) äh nach meiner aus_äh_überDECKT alles,= | =also das is die (-) KROne. | (--) °h und dann kommen die FEINheiten; | (1.6) aber die krone sollte eigentlich äh JEder können." (31:40–31:52). Sie führt das wie folgt weiter aus (36:30–37:04):

```
001 SIB: wenn_wenn ich äh die DEUtsche sprache als der, | äh STANdard
002      oder schÖne, | °h äh KROne genannt habe? | °h das heißt für
003      mich also der SCHÖN? | (--) ah_äh: SCHILler und gOEthe
004      sprache; | DAS ist es. | (-) °h DAS ist? | und dann eben die
005      ABzweigungen,= | =diese (.) also schöne diaLEKten; | Aber? |
006      °hh wenn jemand (-) NUR diese dialekte (--) gehört hat;=
007      | =bis JETZT? | (--) dann müssen sie (-) erLERnen, | (---)
008      aus DIEsen? | (-) SCHÖnen dialekten?= | =die MUTtersprache? |
009      die DEUtsche sprache; | °h wovon eigentlich diese dialekt °h
010      ABzweigen.
```

Bei dieser Aussage SIBs tritt nicht nur ein sehr romantisiertes Bild der Standardsprache zutage (der Standard als „hehre Literatursprache“ – als Sprache Schillers und Goethes), auch geht mit der genealogischen Ableitung des Dialekts aus dem Standard eine klare normative Erwartung einher, Dialektsprecher müssten sich den Standard, von dem die Dialekte abstammen, aneignen.

Dialekte werden schlussendlich nicht allenthalben als eigenständig anerkannt; aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist die Frage, welche Strukturen zwischen Dialekt und Standard nach Ansicht der Probanden überhaupt divergieren. Auch dazu bestehen unterschiedliche Ansichten:

Einige Probanden meinen, die Dialekt-Standard-Kontraste beschränken sich im Wesentlichen auf den Lautbereich und die „gramMAtik is die gleiche;= | =oder strukTUR. | °h is nur die AUSsprache jetzt,= | =und die is ANders;=JA?“ (LUD 01:06–01:10) – demnach sei es vom Dialekt zum Standard (SUG 29:25–30:07):

```
001 SUG: nur a KLOAner schritt; | ALso? | °h die wörter sant
002      eigentlich GLEICH; | (-) °h sie hom dieselbe beDEUtung, | °h
003      s (.) ma spricht_s nur a bissl onders AUS. | (--) °h UND? |
004      ähm so (--) mh_mh (-) ich SOG moi, | °h diaLEKT is ja
005      eigentlich, | °h nix ONderes, | (-) WIE? | °hh wenn: ONder- |
006      also wia wenn zum BEIspü, | mh_mh wenn i im FREUNdeskreis,=
007      | =on und für sich die gonzen angliZISmen reinhau? | °h is es
008      ni (.) NIX onders wie, | (-) der dialekt des
009      FREUNdeskreises; | °h weil es wird einfach so GREdet,= | =und
010      du passt di dem ON. | °h genauso is des im diaLEKT;= | =es
011      wird hoit in der faMIlie so gredet,= | =und du passt di dem
012      ON. | °h nur dass die familie donn hoit auf a gewisses geBIET
013      ausgeweitet wird.
```

SUGs Ansicht nach seien Dialekte dasselbe wie Soziolekte i. e. S., also Gruppensprachen. *Long term accommodation* innerhalb eines gewissen Raums führe dann zu – freilich geringfügigen – Veränderungen der (Standard-)Aussprache.

Zusammen mit Lautdifferenzen zwischen Dialekt und Standard wird oftmals auf die Lexik verwiesen, etwa von der internationalen Studierenden SOH: „the BASE of dialects is (.) in, | (-) the: GENeral language? | °hh but there are (-) little DIFferences,= | =like different WORDS, | °h ähm:: DIFferent? | (--) pronunCIAtion;“ (30:41–30:53); auch SEL bemerkt: „s_aKUStisch,= | =und die WORTschatz is Anders.“ (33:46–33:48). Manche sehen überhaupt lexikalische Verschiedenheiten als Bedingung dafür an, dass ein Dialekt vorliegt, während bloße Aussprache-unterschiede nicht hinreichend seien (LAF 69:09–69:48):

```
001 LAF: ich seh so als sehr (-) WESentlichen unterschied,= |
002      =zwischen STAndard und dialEkt, | dann im lexiKAlischen. |
003      (1.5) NED? | ich DENK,= | =jeder BRINGT so aus- | (---) naja
004      wenn ich zuhause überhaupt dialekt GLERNT hab? | des is ja n
005      (--) bei WEItem nimmer selbstverständlich. | weil_s ja oft
006      die ELtern scho, | (-) gar nimmer SPREchen. | °hh äh (1.3)
007      bring ich natürlich meinen (.) meinen akZENT, | (--) meine
008      ART des (.) sprechens, | der AUSsprache von dort mit? | °hh
009      aber der WESentliche unterschied für mich is dann noch,=
010      | =ob ich also auch lexiKAlisch? | (---) da beGRIFfe einbau?
```

```
011      | verWENde; | °h die jetzt ja wirklich scho REIN
012      dialektsprache sind.
```

Da Dialektsprecher, d. h. Personen, die im Dialekt primärsozialisiert wurden, auch in die Standardsprache gewisse lautliche Besonderheiten aus dem Dialekt übernehmen („Akzent"), könne LAF zufolge der Dialektgebrauch nicht allein über die Lautung definiert werden – vielmehr kennzeichne die Verwendung dialektaler Lexik Dialektsprechen.

Neben phonetisch-phonologischen und lexikalischen Kontrasten, so manche Probanden, seien zwischen Dialekt und Standard auch Morphologie und Syntax verschieden. Es divergiere somit die gesamte Sprachstruktur (SOD 23:46–23:57)

```
001 SOD: die diaLEKTsprache? | (---) hat NICHT unbedingt die- | des
002      GLEIche system, | oder des des gleiche SPRAchliche system,=
003      | =wie die STANdardsprache; | (1.3) sie ham ja oft eine
004      eigene gramMAtik, | eigene arTIkel, | eigene (.) ENdungen,
```

Der Dialekt habe sein eigenes Sprachsystem, so SOD – dazu gehören eigene grammatische Strukturen, bspw. eigene Flexionsmuster. Für die Vertreter einer solchen Sichtweise gleichen Dialekte bisweilen selbstständigen Sprachen (allerdings behauptet dies nur eine Minderheit; vgl. auch das entsprechende Item im Fragebogen, s. o. Kapitel 3.2.3 sowie Kapitel 3.2.7; vgl. auch die Befunde bei ENDER / KAISER 2009: 281–283) (SUJ 06:34–07:01):

```
001 SUJ: diaLEKT? | (--) is hoit DIE sprachform,= | =die ma hoit_s::
002      aufgrund re_reGION oder sowos sich angewohnt hot; | und (--)
003      die hoit SCHO? | (-) JO; | gewisse EIgenständigkeit a hot. |
004      {…} | eigenständigkeit in:: beZUG auf:::? | äh teilweise
005      gramMAtiken, | (-) äh WÖRter; | (1.9) also in gewisser WEIse
006      is jo? | (-) jeder dialekt irgendwie auch a eigene SPROch; |
007      (-) wos DES betrifft.
```

Der Dialekt ist für SUJ eine Sprechweise, die aufgrund der jeweiligen regionalen Herkunft erworben wurde. Dabei eignen ihm ein eigenes Lexikon sowie zumindest z. T. eine eigene Grammatik – insofern sei der Dialekt „eigenständig" und eine „eigene Sprache".

Der Ansicht, dass sich Dialekt und Standard ähnlich wie verschiedene Sprachen zueinander verhalten, stehe dabei auch nicht die Beobachtung entgegen, dass es ein gewisses Maß an Konstanz zwischen beiden Sprechweisen gibt – schließlich sei dasselbe bei verwandten Sprachen der Fall: Der „dialekt hat (.) eigene voKAbeln? | hat zum teil eigene gramMAtik, | °hh äh natürlich deckt sehr viel mit der STANdardsprache, | aber das is mit SPAnisch und Italienisch auch;" (SOM 36:00–36:10). Letztlich handle es sich bei der Unterscheidung zwischen Sprachen und Varietäten um eine graduelle, wie auch LAC zu bedenken gibt: „die OBgrenzung zwischen sproche und dialekt is jo? | °h FLIESsend;" (01:34–01:37).

Probanden, die diese Sichtweise vertreten, begreifen den Erwerb der Standardsprache für Dialektsprecher dann auch als Art des Fremdspracherwerbs (vgl. dazu auch die einschlägigen Fragebogenitems; s. o. Kapitel 3.2.3 und Kapitel 3.2.7): „ma könnt auch SAgen? | °h in österreich oder der schweiz muss ma eine zweite SPRAche lernen? | (1.6) um ein (.) um die SCHRIFTsprache, | (1.9) zu beHERrschen." (LEG

04:35–04:45). Auch für viele DaF-Sprecher bedeutet dies, dass sie an der PLUS gleich zwei Sprachen – Dialekt und Standard – erwerben müssen: „es is äh wie: wie ZWEI sprachen gleichzeitig; | °hh ähm (---) zu::: zum:: ähm (-) pe_perziPIEren sozusagen; | °hh oder für mich LERnen halt. | WEIL? | (-) ALso; | (--) dialekt is ganz ANders als süddeutsch. | (--) HOCHdeutsch. | ((lacht))“ (VUD 02:28–02:45).

Die sprachstrukturellen Eigenschaften des Dialekts werden vielfach mit seinen Funktionen in Verbindung gebracht. An der Schnittstelle von Lexik und Aussprache wird ihm eine stärkere Anpassung an die Bedingungen der Mündlichkeit nachgesagt – öfters wird vermerkt, dialektale Lexeme lassen sich leichter aussprechen als standardsprachliche, sie seien quantitativ reduzierter (VIC 03:59–04:31):

```
001 VIC: es gibt sachen die LEIchter sind zu (.) aussprech aus- | so
002      (.) von der AUSsprache, | im diaLEKT als? | °hh (-)
003      HOCHdeutsch <<lachend>oder so,= | =na hab ich des
004      ANgenommen>. | weil_s LEICHter? | °hh des AUfi und Owi zum
005      beispiel is::? | is so IRgendwie,= | =keine Ahnung,= | =des::
006      SAGT jeder; | oder oder zum beispiel des is RÜ_rüber; | is ab
007      und zu RÜber oder so? | °h (1.3) UND? | (-) Oder? | wie sagt
008      man (.) die die SAgen im dialekt, | °h ((schnalzt)) | äh UMI;
009      | (--) ge da sie das das fand i irgendwie so dann LUStig;=JA;
010      | Umi ist leichter zu sagen als herÜber oder so, | KEIne
011      ahnung; | des hab i so bissl ANgenommen.
```

Dialektale Lautungen – illustriert an den Pronominal- und Lokaladverbien (vgl. V13, V14 in Kapitel 3.4.2) – seien ökonomischer, denkt VIC. Die Sprecherin mit anderer L1 habe diese Strukturen deshalb für ihren eigenen Sprachgebrauch übernommen (offenbar teilt sie dabei die in Kapitel 3.3.5 explizierten Erwartungen, dass man keine „fremden“ regionalen Strukturen übernehmen dürfe, nicht).

Vielfach werden auch genuin gesprochensprachliche Prozesse wie Apokopen, Klitisierungen oder Assimilationen als dialektale Prozesse ausgewiesen; dialektale Rede sei oft „abgekürzt“, „schnell“ o. ä. – „yeah mo_mo_more CLOSE; | an an an and they MAKE äh? | °h LIKE äh:::? | °hh äh_äh geRAde? | GRAde::- | ((schnauft aus)) they °hh äh_äh you KNOW, | make äh more äh SNELL? | äh_nh_nh_nh pf °h abbre ab they make abbrev abbreVIAtion? | in in the WORD;“ (SED 45:20–45:39). Die Gleichsetzung von artikulatorischer Reduktion ⇔ Dialekt bzw. Explizitlautung ⇔ Standard begegnet oft – nicht-reduziert seien in dialektaler Rede sonach allenfalls standardsprachliche Entlehnungen, die dann als „Vollformen“ einfließen (SUM 32:45–33:02):

```
001 SUM: es lassen sich manchmal auch nicht ALle wörter, | °hh äh (--)
002      in den diaLEKT pressen; | (-) also ich denk mir es gibt so
003      ein paar WÖRter, | °hh die (-) EINfach? | (---) WEISS i ned?
004      | so im GANzen ausgesprochen werden, | °hh ohne_ohne halt
005      einer dialEktischen ABkürzung am ende oder so;
```

Bisweilen, so SUM, verwende sie beim Dialektsprechen standardsprachliche Wortformen – diese seien dann nicht „abgekürzt“, sondern werden „ganz ausgesprochen“. Im Dialekt, so impliziert diese Ansicht, werden Formen generell reduziert.

Neben reduzierten Formen werden freilich auch regionale Strukturen als Dialektmerkmale genannt. Im Lautbereich wird dabei auffallend oft auf die *a*-Ver-

dumpfung verwiesen – insbesondere für Nichtdeutschsprachige scheint dieses Merkmal salient zu sein (womöglich, weil es vergleichsweise frequent ist; vgl. V21 in Kapitel 3.4.3):

(1) „ein unterschied zwischen HOCHdeutsch und ÖSterreichisch_ische- | is_is A is O.“ (LUD 04:30–04:36)
(2) „the people MAYbe? | °h oh_öh say not ALles, | OLles; | {…} | NOCHmittog; | oh:: olles GUAT?“ (SED 28:58–29:02; 29:19–29:22)
(3) „the way you pronOUNCE, | i dont KNOW? | ACHter; | OCHter;“ (LUA 02:28–02:30).
(4) „instead of ACHT, | they say OCHT;“ (SAD 30:43–30:44)
(5) „i can REcognize, | the difference between AUStrian dialect? | and like (--) original GERman dialekt; | °h since there are some WORds like, | JO? | (--) äh (--) WOS is das? | and things like THIS,= | =i can NOtice that;“ (SEB 02:12–02:24)

Während in (1) eine allgemeine Korrespondenzregel zur *a*-Verdumpfung formuliert wird (ssp. [a] ⇔ „österr.“ [ɔ]), nennen die übrigen Probanden Beispiele dafür: bei (2) [aləs] ⇔ [ɔləs] (auffälligerweise ohne *l*-Vokalisierung und Synkope) und [naːχmɪtaːk] ⇔ [nɔːχmɪtɔːk]; bei (3) und (4) [aχt(ɐ)] ⇔ [ɔχt(ɐ)]; bei (5) [ja] ⇔ [jɔ]; [vas] ⇔ [vɔs]. Als vokalischer Prozess wird bei (2) noch die Diphthongierung bei bair. [guɐt] ⇔ ssp. [guːt] erwähnt (von mhd. *guot*) (vgl. V24 in Kapitel 3.4.3).

Ansonsten kommen in den Interviews v. a. hochfrequente reduzierte Kurzwörter als Dialektbeispiele vor:

– [nɪçt] ⇔ [nət] („saying NEIN,= | =or saying NED;“ LUA 02:32–02:34) (vgl. V10, Kapitel 3.4.1.3)
– [ɪç] ⇔ [ɪ] („ICH_äh? they say JI;“ SED 45:45–45:47) (vgl. V28, Kapitel 3.4.3)
– [ʃɔn] ⇔ [ʃɔ] („jojo PASST scho;“ SOK 27:02–27:04) (vgl. V27, Kapitel 3.4.3)
– [bɪsçən] ⇔ [bɪsɪ] („BISsi oder so?“ VIC 51:51)

Weitere Merkmale, die genannt werden, sind:

– die Tilgung des prätonischen Schwa im Präfix *ge-* („so worte wie GMACHT,“ SUF 31:32–31:34) (vgl. V26, Kapitel 3.4.3)
– die Tilgung im posttonischen Schwa bei der Verbendung („in GERman, | (--) ich HAbe; | (---) äh they USE, | {…} | =ich HOB. | or ich HAB,“ SOG 30:35–30:43) (vgl. V16, Kapitel 3.4.2)
– die *l*-Vokalisierung und die Entrundung / Diphthongierung im Kontext von mhd. /iə/, /uə/ und /yə/ bspw. bei [ɛltɐn] ⇔ [øːtɐn]; [gʀyːs] ⇔ [gʀɪɐs] („zum beispiel vorhin hatt ich dieses GRIASS di; | dieses I A. | °h oder es gibt ganz viel O A kombinationen äh::? | °hh OAH- | ah oder DIEses? | ah ja das hatt ich NEUlich, | äh in der KINderkrippe, | °h mit Ötern; | °h dieses Ö? | ja des_s a KOmischer vokal.“ LAG 26:12–26:25) (vgl. V24, V29 in Kapitel 3.4.3)

Neben (mittel-)bairischen Formen finden auch Dialektvarianten anderer Dialekträume Erwähnung – ebenfalls v. a. Varianten im Bereich der Aussprache, bspw. die Affrizierung des *k* in Tirol (vgl. SIG, Kapitel 3.3.6) (vgl. V32 in Kapitel 3.4.4) oder die *s*-Palatalisierung im Schwäbischen (vgl. SOL, Kapitel 3.3.13.1) (vgl. V31

in Kapitel 3.4.4). Mittel- / norddeutsche Dialektmerkmale werden indes fast nie angesprochen, nur LAG nennt eine (vermeintliche) Dialektform: „man hört_s bei dem IS, | (-) zum BEIspiel,= | =MERK ich grade; | ich spreche das IS,= | =bis heute ohne TE hinten; | IST;“ (06:12–06:16). Die Tilgung des Dentals bei der Verbform *ist* ([ɪst] ⇔ [ɪs]) wird als dialektales Merkmal ausgedeutet (vgl. V6 in Kapitel 3.4.1.2) – wohl weil Merkmale gesprochener Sprache häufig so konnotiert sind (s. o.).

Morphologische oder syntaktische Dialektbeispiele sind demgegenüber selten. Im Bereich der Lexik kommen v. a. Austriazismen vor: „eine karotte eine RÜbe {…} | °h oder ein TOpfen ein, | ein ein ein QUARK {…} | °h oder ein ZWEtschgen, | ein PFLAUme“ (SIB 35:19–35:29).

Auffälligerweise werden – v. a. von internationalen Studierenden – immer wieder auch pragmatische Varianten, zuvorderst im Bereich der Grußformeln, zur Illustration dialektaler Rede genutzt. Erwähnung findet etwa der Unterschied zwischen (vermeintlich) österreichisch-dialektalem „Grüß Gott“ und (vermeintlich) bundesdeutsch-standardsprachlichem „Guten Tag“, wie im folgenden Ausschnitt bei SOG (30:44–31:15):

```
001 SOG: SOMEtimes? | (--) the WHOLE words are different? | {…} |
002      for eXAMPLE:? | (---) how to SAY? | (-) HELlo, | (-) in
003      (--) GERman? | (-) in GERman german it_s like, | GUten:, |
004      (-) guten TAG;= | =guten MORgen; | and in austrian DIAlect,=
005      | =mo_most people usually SAY? | grüß GOTT.
```

Natürlich kommen nicht nur zum Konzept ‚Dialekt‘ insgesamt, sondern auch zu Einzeldialekten[390] verschiedene *beliefs*, Einstellungen u. Ä. vor. Aus Platzgründen werden diese hier ausgespart – zu erwähnen ist aber, dass die mittelbairischen Varietäten allgemein als standardnäher klassifiziert werden; dies betrifft v. a. die Dialekte in Salzburg („der SALZburger? | °h is eigentlich: SEHR angelehnt am hochdeutschen;“ SOA 28:28–28:32). Als besonders standarddivergent werden – neben den Vorarlberger (s. o.) – indes die südbairischen Dialekte beschrieben. So meint etwa SAB zu den Tiroler Dialekten: „die menschen die aus TIrol kommen zum beispiel, | °h die die sprechen auch äh:: diese SPRAche? | °h diese tiROlische sprache;= | =oder wie HEISST es? | also das ist für mich sehr SCHWIErig; | (--) denn es_äh_äh unterSCHEIdet sich sehr stark vo_vom:, | STANdarddeutsch.“ (03:45–04:00). SOA sieht v. a. die Dialekte in Kärnten als standarddivergent an: „der KÄRNtnerische? | °hh IS ähm- | (--) is natürlich auch (-) vom vom HOCHdeutschen, | we_ma sagt ma nimmt hochdeutsch so als als MITtel an; | °h ises natürlich ga relativ weit RAUS da;= | =ALso? | °h es is schon a exTREmer dialekt.“ (33:46–33:58).

390 Wobei v. a. internationale Studierende angeben, nicht zwischen den Einzeldialekten unterscheiden zu können, allenfalls zwischen österreichischem und bundesdeutschem Standard oder Dialekt und Standard: „i dont REcognize that many? | REgional languages,= | =or SLANGS; | (--) as i MENtioned, | i ALrea- | i just recognize like AUStrian and GERman?“ (SEB 17:17–17:25); „i can (---) feel DIFferent between, | (-) äh GERman,= | =like HOCHdeutsch; | °h and maybe DIAlect. | °hh BU::T? | (---) between (.) DIFferent dialects? | i DONT think so.“ (SOH 28:17–28:28).

3.3.13.4 Zusammenschau

In diesem Abschnitt wurde das Varietätenverständnis der Interviewteilnehmer untersucht, um die Antworten der Probanden in Kapitel 3.2 und Kapitel 3.3 besser verorten zu können; es hat sich gezeigt:

- Wenn die Probanden Ausdrücke wie „Standardsprache“, „Schriftdeutsch“, „Hochdeutsch“ o. ä. bemühen, meinen viele, wenngleich nicht alle, eine stark schriftorientierte, von den bundesdeutschen Kodizes geprägte Sprachform. Im Bereich der Aussprache sei sie durch eine buchstabengetreue Lautrealisierung, mithin Explizitlautung gekennzeichnet; (nur) diese Sprechweise wird als normiert und regelgeleitet angesehen. Sie werde in formellen Kontexten, bspw. in der Schule und mehr noch den Medien verwendet / vermittelt. Dabei sei sie frei von Regionalismen, nichtsdestoweniger werde sie v. a. in Deutschland und dort im Norden genützt. Regionale Variation im Sinne der Pluriarealität wird nur von einer Minderheit der Probanden zugelassen; eine plurizentrische Standardkonzeption ist noch weniger verbreitet – wenn, dann wird auf Austriazismen / Deutschlandismen im Bereich der Lexik verwiesen. Die Existenz eines gesprochenen Standards wird von manchen auch gänzlich abgestritten, einige unterteilen den Standard in mehrere Kategorien, wobei nur der „höchste“ Standard frei von Regionalismen sei.
- Die Umgangssprache wird primär diatopisch im Mittelbereich zwischen Dialekt und Standard verortet, sekundär wird sie diaphasisch als alltäglich gesprochene (nicht geschriebene) Sprache konzipiert. Dialektformen (v. a. landschaftlich markierte Wortformen) werden in ihr verwendet, kleinräumige Varianten aber zwecks besserer Verstehbarkeit vermieden. Manchen Probanden ist das Konzept / der Begriff auch unbekannt, z. T. wird der Ausdruck verwendet, um auf einen Soziolekt (bspw. die Jugendsprache) zu referieren.
- Der Dialekt wird zuvorderst räumlich definiert, wobei ihm nicht unbedingt (nur) die kleinsträumigen Sprechweisen (= Basisdialekte) zugeschlagen werden, sondern auch (groß-)landschaftliche. Manche verorten Dialekte (v. a.) im ländlichen Raum, oft wird aber betont, es handle sich um die primär erworbene Varietät der Allermeisten (gerade in Österreich). Gebraucht werde der Dialekt in nähesprachlichen Domänen, mit der Familie und Freunden. Er wird mit Informalität und Natürlichkeit assoziiert; dabei eigne ihm eine wichtige Funktion bei der Identitätskonstruktion und der Beziehungsgestaltung. Trotz dieser positiven Kennzeichnungen bestehen auch negative Dialekteinstellungen und -ideologien: Der Dialekt sei inkorrektes Deutsch, eine fehlerhafte und z. T. auch schädliche Form zu sprechen. Es handle sich um eine Abart, ggf. sogar Verfallserscheinung der Standardsprache. Andere betonen den selbstständigen Charakter der Dialekte, die dadurch sprachstrukturell eigenen Sprachen ähneln. Dialektmerkmale werden v. a. in Aussprache und Lexik genannt, wobei einerseits auf typisch gesprochensprachliche Formen, andererseits aber auch auf saliente Regionalismen verwiesen wird.

Nachfolgend soll es darum gehen, zu prüfen, inwiefern sich entsprechend der in Kapitel 3.2 und 3.3 analysierten Erwartungsäußerungen Regelmäßigkeiten im Variationsverhalten nachweisen lassen. Da soziale Normen Teilnehmerkategorien darstellen, muss auch bei der objektsprachlichen Analyse des Variationsverhaltens das Teilnehmerverständnis der jeweiligen Sprechweisen berücksichtigt werden – dies betrifft v. a. den Standardbegriff: Wenngleich in Kapitel 2.2.4 grundsätzlich für ein pluriareales, gebrauchsbasiertes Standardkonzept plädiert wurde und nicht vergessen werden darf, dass metasprachliche Äußerungen nicht unbedingt mit dem tatsächlichen Sprachverhalten übereinstimmen, so ist dem in diesem Abschnitt erarbeiteten, tendenziell schriftnahen und monozentrischen Standardverständnis der Akteure an der PLUS doch Rechnung zu tragen. Zu untersuchen ist (auch), inwiefern sich die Teilnehmer tatsächlich an der Explizitlautung und an den in der Kodifizierungspraxis präferierten (nord-)deutschen Varianten orientieren, oder ob bei den Aussagen bspw. ein *written language bias* hereinspielt, die sich im tatsächlichen Variieren nicht niederschlägt.

3.4 VARIABLENANALYSE

Nachdem in Kapitel 3.2 und Kapitel 3.3 anhand der Befragungsdaten die normativen Erwartungen analysiert wurden, wird in diesem Abschnitt überprüft, inwiefern sie tatsächlich mit Regelmäßigkeiten im Variationsverhalten einhergehen und entsprechend der Definition in Kapitel 2.1.1 von sozialen Normen gesprochen werden kann. Wie in Kapitel 3.1.2.3 dargestellt, werden dabei lexikalisch definierte Variablen auf ihre Variantendistribution hin vermessen und mit außersprachlichen Faktoren in Zusammenhang gebracht. Dabei werden zunächst Unterschiede nach Gesprächsrolle / -kontext sowie Herkunft fokussiert.

Entsprechend der Erkenntnisse aus Kapitel 3.2.5 und Kapitel 3.3.8 wird bei studentischen Referaten eine stärkere Standardorientierung eingefordert als bei Wortmeldungen; nach Kapitel 3.3.7 wird auch von Lehrenden ein höheres Maß an Standardsprachlichkeit erwartet. Inwiefern sich dies im tatsächlichen Sprachgebrauch niederschlägt, soll hier getestet werden. Bestimmt werden soll darüber hinaus, inwiefern – Kapitel 3.2.1 sowie Kapitel 3.3.6 folgend – die Erwartung, dass an der PLUS insgesamt eher standardnah gesprochen werden soll, die Variationspraxis beeinflusst. Insbesondere die Fragebogendaten legen außerdem nahe, dass auch die Probandenherkunft nicht nur signifikant mit den Angemessenheitsurteilen (vgl. Kapitel 3.2.1, Kapitel 3.2.5), sondern auch mit dem (selbsteingeschätzten) Varietätengebrauch korreliert (vgl. Kapitel 3.2.2., Kapitel 3.2.6). Auch das soll getestet werden.

In der Diskussion in Kapitel 3.4.4 wird auf weitere Faktoren eingegangen: In einem eigenen Abschnitt (Kapitel 3.4.4.5) wird untersucht, ob sich eine stärkere Standardorientierung in Äußerungen adressiert an Bundesdeutsche sowie in Gegenwart von fremdsprachigen Sprechern nachweisen lässt – die metasprachlichen Daten lassen hierbei Unterschiede vermuten (vgl. Kapitel 3.3.3 und Kapitel 3.3.2). In den Blick genommen wird weiters, ob / inwiefern die Variation mit der Fakultätszugehörigkeit und dem Geschlecht zusammenhängt (vgl. Kapitel 3.4.4.3). Wie in Kapitel 3.2.9 und

Kapitel 3.3.6 problematisiert, liefern die Erwartungsäußerungen zur normativen Relevanz der Fakultätszugehörigkeit unklare Befunde, allenfalls ist bei den Probanden der RW eine stärkere Standardorientierung zu erwarten. Auch das soll getestet werden. Hinsichtlich des Faktors Geschlecht sind die Befunde ebenfalls uneindeutig (vgl. Kapitel 3.2.9). Ob weibliche Probanden tatsächlich – wie zumindest die Literatur bisweilen suggeriert – eine stärkere Normorientierung aufweisen, ist zu erheben.

Tab. 4 zeigt die in den folgenden Abschnitten untersuchten Variablen und deren (wesentliche) Varianten mitsamt einer Kurzbeschreibung der untersuchten Phänomene. Die Variablen werden in diesem Kapitel aus Darstellungsgründen gruppiert besprochen: Zunächst wird auf die Varianz einzelner Wortformen – besonders hochfrequenter Pronominal- / Artikelformen (Kapitel 3.4.1.1), Verbalformen (Kapitel 3.4.1.2) sowie Partikel / Adverbien (Kapitel 3.4.1.3) – eingegangen, die als Einzellexeme betrachtet werden. Anschließend kommen lexikalisch definierte Sets in den Blick, wobei zunächst Merkmale fokussiert werden, bei denen (z. T. neben regional beschränkten Merkmalen) für alle Probanden relevante Varianzerscheinungen auftreten (Kapitel 3.4.2).[391] Hierauf folgt eine Analyse von Sets, die stärker regional beschränkte Variationserscheinungen bündeln (Kapitel 3.4.3), wobei es v. a. um oberdeutsche / bairische, z. T. auch mittelbairische Formen gehen wird – ausgenommen die letzten drei Variablen zu nicht-mittelbairischen Merkmalen. Im Unterschied zu den nicht-regionalen wird bei den regionalen Sets die Variation primär nur für die einschlägigen Probandengruppen beleuchtet. Das Variieren der fremdsprachigen Sprecherinnen indes wird zwar bei allen Variablen erwähnt, fließt aber generell nicht in die Berechnung der Kovarianzen ein. Dies geschieht, weil angenommen wird, dass sich die fremdsprachigen Sprecherinnen variativ anders gebärden. Darauf wird in Kapitel 3.4.4 auch gemeinsam mit anderen Variationstendenzen näher eingegangen.

Die Besprechung der einzelnen Variablen erfolgt unten jeweils auf dieselbe Art: Zuerst werden aus der einschlägigen Literatur die relevanten Varianten mit deren soziostilistischen Markierungen bestimmt. Bei der Variantendistribution wird das Ergebnis zunächst generell und dann aufgeschlüsselt nach der diatopischen und diaphasischen Variationsdimension besprochen.[392] Wie in Kapitel 3.1.2.3 erwähnt, werden Sprecher, bei denen die *token*-Zahl < 5 ist, bei der Darstellung und Berechnung der Varianz ausgeklammert. Außerdem werden Gruppen, bei denen die Probanden-Zahl pro Gruppe < 3 ist, von der Analyse ausgenommen. Die Zahl der untersuchten *token* und Probanden pro Variable wird in Anhang B genauer aufgeschlüsselt.[393] Die Ergebnisse der Signifikanztests werden aus Platzgründen weitgehend in Fußnoten berichtet.

391 Wie sich allerdings zeigen wird, ist die Unterscheidung zwischen regionalen und nicht-regionalen Sets gleichwohl problematisch: Nicht nur, dass (fast) alle der vorliegenden Variablen diatopische Varianten aufweisen, die ausschließlich / hauptsächlich bei gewissen Probandengruppen auftreten, sind auch manche der vermeintlich diatopischen Strukturen überregional verbreitet.

392 Die Lehrendensiglen entsprechen dabei denen von Kapitel 3.3. Die Studierendensiglen setzen sich aus der Sigle der LV-Leiter und der jeweiligen Sitzplatznummer zusammen.

393 Die Angaben beziehen sich auf deutsche Erstsprachler. Nicht ausgewertete Unterschiede werden nicht angeführt.

	Kürzel	Phänomen	Beschreibung bzw. (wesentliche) Varianten
Einzellexeme (Kapitel 3.4.1)	V1	<der>	[deːɐ] ⇔ [dɐ]
	V2	<das>	[das] ⇔ [dəs]
	V3	<ein>, <eine>	<ein>: [aɪn] ⇔ [n] ⇔ [ɐ]; <eine>: [aɪnə] ⇔ [nə] ⇔ [ɐ]
	V4	<wir>	[vɪɐ] ⇔ [mɪɐ] ⇔ [vɐ] ⇔ [mɐ]
	V5	<es>	[ɛs] ⇔ [s]
	V6	<ist>	[ɪst] ⇔ [ɪs]
	V7	<sind>	[sɪnt] ⇔ [sɪn] ⇔ [san]
	V8	<haben>	[haːbm] ⇔ [ham] ⇔ [hɔm]
	V9	<auch>	[aɔχ] ⇔ [aɔ] ⇔ [a]
	V10	<nicht>	[nɪçt] ⇔ [nɪç] ⇔ [nɛt]
	V11	<und>	[ʊnt] ⇔ [ʊn]
	V12	<jetzt>	[jɛʦt] ⇔ [jɛʦ] ⇔ [ɛʦ(t)]
Nicht-regionale Sets (Kapitel 3.4.2)	V13	Pronominaladverbien	*a*-Tilgung beim Erstglied /dar/ ([daran] ⇔ [dran])
	V14	Lokaladverbien	Reduziertes Erstglied /hɐr/, obdt. Bildung ([hɐraʊs] ⇔ [raʊs] ⇔ [aʊsɐ])
	V15	Posttonisches <en>	Synkope, vokalische Realisierung ([kɛnən] ⇔ [kɛn] ⇔ [kɛnɐ])
	V16	Posttonisches <e>	Apokope bei der Verbendung 1.P.Präs ([dɛŋkə] ⇔ [dɛŋk]), bei der Verbendung 1./3.P.Konj.II ([vɛːrə] ⇔ [vɛːr])
	V17	Auslautendes <ig>	Plosivische od. frikativische Realisierung ([vɪçtɪç] ⇔ [vɪçtɪk])
	V18	Auslautendes <lich>	Tilgung von /l/, /ç/ ([nɛːmlɪç] ⇔ [nɛːmɪç] ⇔ [nɛːmlɪ])
	V19	Auslautendes <ng>	Wortfinale Realisierung als Plosiv ([anfaŋ] ⇔ [anfaŋk])
	V20	<r>	*r*-Vokalisierung nach [aː] ([art] ⇔ [aːt]); nach Kurzvokal ([vʏrdə] ⇔ [vʏɐdə])
Regionale Sets (Kapitel 3.4.3)	V21	<a>	*a*-Verdumpfung ([vas] ⇔ [vɔs])
	V22	<o>	Senkung mhd. *u* ([zɔnst] ⇔ [zʊnst])
	V23	<ei>	Realisierung mhd. *ei* ([vaɛs] ⇔ [vɔas] ⇔ [vaːs])
	V24	<ie, u, üe>	Monophthongierung mhd. *ie, uo, üe* ([viː] ⇔ [vɪɐ])
	V25	<ö, eu>	Entrundung ([hɔɪtə] ⇔ [haɛt]; [mœçt] ⇔ [mɛçt])
	V26	Prätonisches <ge>	Synkope im Partizippräfix ([gəveːsn] ⇔ [gveːsn])
	V27	Auslautendes <n>	Nasaltilgung im Auslaut ([fɔn] ⇔ [fɔ])
	V28	Auslautendes <ch>	Frikativtilgung im Auslaut ([sɪç] ⇔ [sɪ])
	V29	<l>	*l*-Vokalisierung ([bɪlt] ⇔ [bʊɪt] ⇔ [byːt])
	V30	<st, sp>	*s*-Palatalisierung ([fɛst] ⇔ [fɛʃt])
	V31	<k>	*k*-Affrizierung ([kan] ⇔ [kxɔn])
	V32	<g>	*g*-Spirantisierung ([tak] ⇔ [tax])

Tab. 4: Untersuchungsvariablen

3.4.1 Einzellexeme

In diesem Abschnitt werden hochfrequente Einzellexeme untersucht. Für jede Wortform wird bestimmt, welche Varianten mit welcher Distribution bei welchen Sprechern auftreten. Zunächst werden die Pronominal- / Artikelformen besprochen (Kapitel 3.4.1.1), anschließend die Verben (Kapitel 3.4.1.2) und zuletzt die Partikeln / Adverbien (Kapitel 3.4.1.3).

3.4.1.1 Pronomina / Artikel

V1 Realisierung von <der>

Als erste Variable soll der Determinator <der> beschrieben werden – in seiner Funktion als Artikelform des Nom. Sg. Mask., des Dat. Sg. Fem. sowie des (gesprochensprachlich freilich marginalen) Gen. Pl. Die Form weist sowohl im standardsprachlichen als auch im dialektalen Spektrum Varianten auf:

SIEBS (1957: 118) kodifiziert [deːr] – also ohne *r*-Vokalisierung. Anders der Duden und das DAW – sie nennen diphthongisches [deːɐ] als (starke) Standardform (Dudenverlag 2015: 303; KRECH et al. 2010: 439). Beide Kodizes vermerken indes auch das Vorkommen schwacher Wortformen,[394] wobei die Reduktion stufenweise verläuft und zur Schwächung des vokalischen Kerns führt: Zunächst wird der *e*-Laut gekürzt, in einem zweiten Schritt verliert er seine Gespanntheit und zuletzt kann er gänzlich getilgt werden: [deːɐ] > [deɐ] > [dɛɐ] > [dɐ].[395]

Im dialektalen Bereich unterscheiden sich hoch- und niederdeutscher Raum bzgl. <der>: Im Norden erfolgt ein Synkretismus von maskuliner und femininer Artikelform zu [də], in den hochdeutschen Dialekten hingegen ist <der> nicht mit <die> zusammengefallen, sondern besteht in unterschiedlichen Varianten fort (SCHIRMUNSKI 2010: 526, 535): Im Bairischen ist monophthongisches [dɐ] verbreitet (WIESINGER 1990: 489, 2014: 105;),[396] im Schwäbisch-Alemannischen kommt [dər] vor (RUSS 1990: 352; vgl. auch LÖFFLER / BESCH 1977: 54), was reduziert als

394 Variation wird bei SIEBS (1957: 42) nur bei der Vokalquantität vermerkt.

395 Vgl. Dudenverlag (2015: 75); KRECH et al. (2010: 114); KOHLER (1995: 215) sowie MEINHOLD (1973: 73), der auch noch die reduzierte Variante [dɛ] erwähnt. Am verbreitetsten sind ihm folgend die diphthongischen Formen mit gekürztem Vokal, allerdings trete auch die Form [dɐ] bis in höchste Ebenen auf (u. a. noch im Lesestandard) – dies v. a. nach Präpositionen. Nicht wird [dɐ] als Form des Relativpronomens verwendet. Das gilt auch im Dialekt (SCHIRMUNSKI 2010: 534–535), bspw. im Bairischen (WIESINGER 1990: 490). Der pronominale Kontext bleibt hier ausgespart.

396 KELLER (1979: 221) notiert noch die klitische Form [d]; ROWLEY (1990: 427) setzt [dɐr(ɐ)] für den Dat. Sg. Fem an. Für das Bairische in Bayern unterscheidet ZEHETNER (1985: 111) zusätzlich zwischen *dea* und *da* als betonter und unbetonter Form; vgl. auch MERKLE (1976: 85); MAUSER (2009: 73, 1998: 246).

[dɐ̯] erscheinen kann (SCHIRMUNSKI 2010: 535), mitunter aber auch als [dɐ] (SPIEKERMANN 2008: 83).[397]

Im vorliegenden Kontext werden für <der> nur die diphthongische Form [deːɐ] und monophthongisches [dɐ] in relevantem Ausmaß verwendet. Formen mit realisiertem *r*-Laut konnten (fast) nicht beobachtet werden.[398] Das Verhältnis zwischen diphthongischer und monophthongischer Form ist über alle deutschsprachigen Probanden gerechnet in etwa ausgeglichen (jeweils 50 %). Dabei zeigen sich deutliche interindividuelle Unterschiede: Während vier Probanden die Form [deːɐ] konstant gebrauchen, verwenden fünf nur [dɐ] – bei diesen Probanden ist die Gesamtzahl der *tokens* allerdings gering. Der Rest der deutschen Erstsprachler variiert, wobei die Spannweite bei der Variantendistribution groß ist. Wenig überraschend dominiert indes bei den fremdsprachigen Sprecherinnen [deːɐ], nur eine Probandin (LEA05) gebraucht [dɐ] öfters (ca. 32 %).

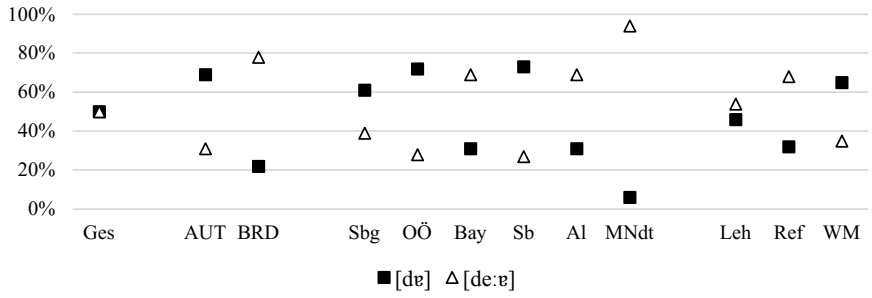

Abb. 69: Kovarianzen bei <der>

Eine Zusammenfassung der Kovarianzen zeigt Abb. 69. Sie illustriert die signifikanten nationalen Kontraste zwischen Deutschen und Österreichern ($p = 0{,}000$***). Bundesdeutsche präferieren [deːɐ], Österreicher [dɐ]. So stammen von den Probanden, die zu mehr als 33 % [dɐ] verwenden, nur zwei aus der BRD, die übrigen aber aus Österreich; dabei unterschreiten nur vier Österreicher die ⅓-Marke. Innerhalb der Gruppe der Österreicher tun sich dabei nur wenige kleinräumige Differenzen auf, einzig die Salzburger verwenden im Schnitt weniger oft [dɐ]. Deutlicher treten bei bundesdeutschen Sprechern kleinregionale Unterschiede zutage: Während mittel- /

397 Vgl. LÖFFLER / BESCH (1977: 54); zu einzelnen Dialektvarianten vgl. auch DiWA (2001 ff.: Kartennr. 41, 124, 356, 529).

398 Ein nichtvokalisierter *r*-Laut konnte nur in zwei Fällen festgestellt werden; die Belege werden mit [deːɐ] zusammengefasst. Wegen der z. T. unzureichenden Audioqualität werden gespannte und ungespannte *e*-Laute nicht unterschieden; auch Längenunterschiede werden nicht notiert.

norddeutsche Sprecher fast ausschließlich [deːɐ] nutzen, ist dies bei den oberdeutschen Probanden – Alemannen[399] wie Altbayern – weniger stark der Fall.[400]

Was kontextuelle Differenzen anbelangt, so macht sich ein gewisser Unterschied zwischen Wortmeldungen einerseits, Referatsäußerungen und Lehrendenvorträgen andererseits bemerkbar. Dabei ist allerdings zu bedenken, dass das *sample* nach Herkunft nicht ausgeglichen ist.[401] Betrachtet man die Daten aufgeschlüsselt nach Herkunft (vgl. dazu auch Kapitel 3.4.4.1), so zeigt sich, dass die bundesdeutschen Lehrenden und die Studierenden in Referaten ebenso wie die Studierenden in Wortmeldungen weitaus häufiger den Artikel mit erhaltenem *e*-Laut realisieren, wohingegen die österreichischen Lehrenden und Studierenden ihn generell eher tilgen. Allerdings zeigt sich dabei sowohl für deutsche als auch österreichische Studierende, dass sie die Form [dɐ] im Referat weniger stark benützen (vgl. Kapitel 3.4.4.1). Nichtsdestotrotz scheint die Variation bei <der> letztlich v. a. diatopisch induziert: Wird die Form [dɐ] in den Normkodizes allgemein als standardsprachliche Allegroform beschrieben, hat sie diese Rolle wohl nicht im selben Maße in Österreich wie in Deutschland. Dass in vielen bairischen Dialekten diese Variante obligatorisch ist (s. o.), mag ihren stärkeren Status in Österreich stützen. Als Austriazismus ist die Form dennoch nicht einzuordnen – auch bei anderen Probanden des oberdeutschen Raums begegnet [dɐ] oft.

V2 Realisierung von <das>

Als zweite Variable soll die Artikel- und Pronominalform des Nom. / Akk. Sg. Neutr. <das> untersucht werden. Als Standardvariante nennen die Kodizes hier übereinstimmend [das].[402] Der Duden erwähnt zusätzlich das Vorkommen von „md./süddt./österr. oft: *dəs*“ (Dudenverlag 2015: 295). An anderer Stelle – ohne es dort regional weiter zu spezifizieren – wird [dəs] auch als Allegroform beschrieben, im Sinne der Abbauhierarchie: [das] > [dəs] > [s] (Dudenverlag 2015: 75). Es wird also der Vollvokal [a] zum Schwa geschwächt, wobei es im zweiten Schritt durch Tilgung des Onsets / Kerns zu einer enklitischen Restform kommen kann.[403]

In den deutschen (Basis-)Dialekten existieren mehrere Varianten für <das> – im Nieder- und z. T. Mitteldeutschen (Mittelfränkisch) bleibt unverschobenes [t] bestehen, dabei kommen Varianten wie [dat] / [dət] vor (PAUL 2007: 48–49; SCHIR-

399 Dies widerspricht den Ergebnissen von SPIEKERMANN (2008: 154–155), der die Reduktion zu [dɐ] (u. a.) im Alemannischen als marginal ausweist.

400 Signifikant sind die Unterschiede (p in Klammer) zwischen: Sbg/MNdt (0,029*), OÖ/Bay (0,008**), OÖ/Al (0,029*), OÖ/MNdt (0,000***), Bay/Sb (0,035*), Bay/MNdt (0,005**), Sb/MNdt (0,002**).

401 Signifikant ist der Unterschied zwischen Ref/WM (p = 0,004**); allerdings stammen von den 21 im Kontext Wortmeldung erfassten Probanden nur vier aus der Bundesrepublik, bei den Referaten aber sechs von zehn.

402 Vgl. Dudenverlag (2015: 295); KRECH et al. (2010: 431); SIEBS (1957: 117).

403 Auch andere ordnen [dəs] dem Standard zu, vgl. bspw. SPIEKERMANN (2008: 153). Als Reduktionsform von [das] wird von KOHLER (1995: 215) und MEINHOLD (1973: 42) indes nur [s] angesehen. Nach MACHA (1991: 183) ist die Form [s] allerdings „ohne quantitative Relevanz“ – das bestätigt sich hier durchaus.

MUNSKI 2010: 535). Die unverschobenen Varianten halten sich bis heute in der Alltagssprache in Nord- und (West-)Mitteldeutschland.[404] Im oberdeutschen Raum variiert indes v. a. der vokalische Kern – es begegnen Formen wie [das], [døs], [dɔs] oder [des] / [dɛs] / [dəs] (DiWA 2001 ff.: Kartennr. 57, 76, 472, 478, 504). Im rezenten Bairisch sind v. a. [dɛs] / [dəs] bzw. weiter reduziertes [əs], [as] relevant;[405] selbiges gilt für das Schwäbisch-Alemannische.[406] I. d. S. ist auch in der oberdeutschen Alltagssprache v. a. [dəs] verbreitet[407] – wobei es durchaus auch in formellen Gesprächen sehr frequent auftritt, wie etwa VERGEINER (2019: 152) zeigt.

Im vorliegenden Korpus kommt für <das> neben [das] (= 26 %) v. a. [dəs] häufig vor (= 67 %); außerdem begegnet die reduzierte Form [əs] mit getilgtem Onset (= 2 %) sowie [s] mit eliminiertem Kern und Onset (= 4 %). Ein Proband verwendet in größerem Ausmaß fernerhin die Form [dɔs], mit gehobenem *a*-Laut (vgl. V21 in Kapitel 3.4.3 zur *a*-Verdumpfung). Kein deutscher Erstsprachler nutzt [das] konstant – einzig eine fremdsprachige Sprecherin (LEA02) tut dies, während die anderen beiden Fremdsprachlerinnen auch [dəs] verwenden (eine Probandin, LEA05, sogar mehrheitlich). Umgekehrt realisiert jeder deutsche Erstsprachler mindestens einmal [dəs], fünf Sprecher sogar konstant. Die übrigen Varianten sind weniger frequent: [dɔs] wird v. a. von einem Lehrenden (LUG) verwendet; die beiden Reduktionsformen [əs] und [s] werden zwar von vielen Sprechern gebraucht, gleichwohl mit generell niedriger Frequenz.

Abb. 70 zeigt, welche übergreifenden Variationstendenzen sich bemerkbar machen. Auffällig ist das Variationsverhalten der Probanden zunächst wieder unter räumlichen Gesichtspunkten. Allerdings unterscheiden sich bei V2 im Vergleich zu V1 Bundesdeutsche und Österreicher weniger stark.[408] Bestehende Differenzen scheinen v. a. dem auffallend abweichenden Variationsverhalten mittel- / norddeutscher Probanden geschuldet, die hauptsächlich [das] verwenden. Bairische Probanden dies- und jenseits der Grenze,[409] in etwas geringerem Ausmaß aber auch Alemannen,[410] nutzen mehrheitlich [dəs]. Am seltensten wird [das] von den Oberöster-

404 Vgl. AdA (2003 ff.: Karte *das*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f25a/); vgl. auch LANWER (2015: 168–170, 185, 240, 296); MÖLLER (2013: 87); LENZ (2003: 135); MACHA (1991: 170–173); MIHM (2000: 2113, 2117). Zur Variation beim Vokal in Norddeutschland vgl. bspw. LANWER (2015: 150).

405 Vgl. ZEHETNER (1985: 111); WIESINGER (1990: 489–490); KELLER (1979: 221); ROWLEY (1990: 427, 430); MERKLE (1976: 85). MAUSER (2009: 73) notiert als Artikelform im Raum Salzburg nur klitisches [s], für das Lungau notiert er [əs] / [ɐs] bzw. klitisches [s] (MAUSER 1998: 246–247).

406 Vgl. RUSS (1990: 352); SPIEKERMANN (2008: 74–75); LÖFFLER / BESCH (1977: 54); SCHIRMUNSKI (2010: 535).

407 Vgl. AdA (2003 ff.: Karte *das*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f25a/). V. a. in Südtirol würde auch die Form *sell* als lexikalische Alternative vorkommen – im Korpus ist sie jedoch nicht belegt.

408 Der Unterschied – hier und in der Folge getestet für [das] – ist signifikant (p = 0,018*).

409 Südbairische Probanden nutzen [das] etwas häufiger als die anderen bairischen Probanden, wobei dies v. a. von der Sprachverwendung des Referenten LUG20 abhängig ist, der stark von den anderen Sprechern dieser Gruppe abweicht; ähnliches gilt für LIC bei den Salzburgern.

410 Dies bestätigt die Ergebnisse von SPIEKERMANN (2008: 154–155).

reichern produziert – nur im Schnitt 6 % der Belege entfallen bei dieser Gruppe auf die Form (und bloß ein Proband, der Lehrende LUG, verwendet sie in mehr als 20 % aller möglichen Kontexte).[411]

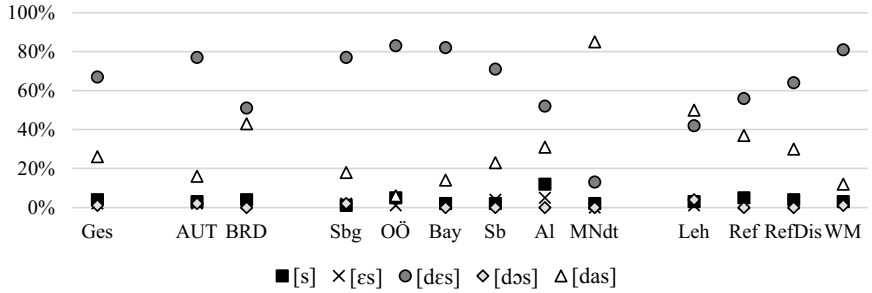

Abb. 70: Kovarianzen bei <das>

Deutlich wird daneben auch intersituative Varianz – v. a. in Referaten und z. T. bei Lehrenden ist [das] häufiger belegt.[412] Dabei verwenden immerhin vier der oberdeutschen Referenten [das] mehrheitlich und drei weitere in größerem Ausmaß, mit etwa 25 % – nur bei dreien dominiert eindeutig [dəs]. Bei den Wortmeldungen kommt unterdies nur bei neun von 26 Sprechern [das] mit über 15 % vor (wobei bloß zwei die Form mehrheitlich verwenden). Bei einigen Referenten nimmt auch unmittelbar nach dem Referat im intrapersonalen Vergleich in der Referatsdiskussion bzw. in Wortmeldungen der [das]-Gebrauch ab. Auffällige interpersonale Unterschiede gibt es bei der Gruppe der Lehrenden: Drei von sechs bairischen Lehrenden verwenden [das] in vergleichsweise hohem Ausmaß, wohingegen drei eindeutig [dəs] präferieren. Letztlich kann zumindest für den Referatskontext und auch einige Lehrende eine Tendenz zum [das]-Gebrauch konstatiert werden – eine Orientierung an der Explizitlautung, die als norminduziert gedeutet werden kann. Daneben dürfte die Variation hier auch stärker individuenspezifisch gesteuert sein.[413]

V3 Realisierung von <ein>, <eine>

Als nächste Variable sollen die Formen des Indefinitartikels untersucht werden: Dabei werden getrennt der Nom. Sg. Mask. / Neutr. bzw. der Akk. Sg. Neutr. (<ein> = V3a) sowie der Nom. / Akk. Sg. Fem. (<eine> = V3b) besprochen, da beide Kontexte höherfrequent sind.

411 Signifikant sind die Unterschiede zwischen (p in Klammer): Sbg/MNdt (0,001**), OÖ/Al (0,012*), OÖ/MNdt (0,000***), Bay/MNdt (0,001**), Sb/MNdt (0,004**), Al/MNdt (0,004**).

412 Signifikant sind die Unterschiede zwischen Leh/WM (p = 0,002**) und Ref/WM (p = 0,033*).

413 Dies legen auch andere Untersuchungen nahe; vgl. etwa MOOSMÜLLER (1991: 48–49).

Die Kodizes vermerken als Standardvarianten hier [aɪn] und [aɪnə].[414] Der Duden verweist daneben auf das Vorkommen schwacher Formen, die v. a. in der Bundesrepublik verbreitet seien (Dudenverlag 2015: 75, 334; KOHLER 1995: 215): [aɪn] > [ən] (bes. nach Nasal) > [n̩, n] und [aɪnə] > [nə].

Dialektal sind beim Indefinitartikel neuerdings Unterschiede zwischen hoch- und niederdeutschem Raum feststellbar. Im Niederdeutschen werde „der unbestimmte Artikel in allen Fällen *ən, n*“ und nur „bei stärkerer Betonung [werden] auch die differenzierenden Formen gebraucht: Dat. / Akk. Mask., Dat. Neutr. *nən*, in allen Kasus des Fem. *nə*“ (SCHIRMUNSKI 2010: 535).[415] In den hoch-, besonders oberdeutschen Dialekten werde dagegen meist der Anlaut reduziert und der Offset getilgt (SPIEKERMANN 2008: 82–83)[416] – wobei die Dialekte im Südwesten eher einen *e*-Laut aufweisen, die im Südosten einen *a*-Laut (DiWA 2001 ff.: Kartennr. 432). Im Bairischen ist dabei folgendes Paradigma anzusetzen:[417]

- Mask.: [ɐ] (Nom.) – [ɐn / ɐm] (Dat.) – [ɐn] (Akk.)
- Neutr.: [ɐ] (Nom.) – [ɐn / ɐm] (Dat.) – [ɐ] (Akk.)
- Fem.: [ɐ] (Nom.) – [ɐna] (Dat.)[418] – [ɐ] (Akk.)

Schwäbisch-Alemannisch gilt indes folgendes Paradigma (RUSS 1990: 352; SCHIRMUNSKI 2010: 535):

- Mask.: [ən] (Nom.) – [əm(ə)] (Dat.) – [(ə)n] (Akk.)
- Neutr.: [ə] (Nom.) – [əm(ə)] (Dat.) – [ə] (Akk.)
- Fem.: [ə] (Nom.) – [(ə)rə] (Dat.) – [ə] (Akk.)

Diese Formen finden z. T. auch im (Gebrauchs-)Standard Verwendung; der Duden vermerkt:

> Vor allem in Österreich (teilweise auch in Mittel- und Süddeutschland) können im nebentonigen Funktionswortgebrauch – auch in formellen Situationen – neben den oder statt der oben aufgeführten schwachen Formen auch Varianten auftreten, die aus dem Dialektinventar stammen, bspw. [ɐ] (eine, ein), [ɐn] (*einen*). (Dudenverlag 2015: 77)

414 Vgl. KRECH et al. (2010: 468); Dudenverlag (2015: 334); bei SIEBS (1957: 123) wird nur *aen* angeführt.

415 Vgl. allerdings AdA (2003 ff.: Karte ein, eine, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-5/f18a-b/), wo auf die Komplexität des niederdeutschen Formeninventars beim Indefinitartikel hingewiesen wird.

416 MÖLLER (2013: 108–109) folgend sind die im Anlautvokal getilgten Reduktionsformen auch in den (west-)mitteldeutschen Dialekten verbreitet. Da aber die Reduktionen vom dialektalen Artikelparadigma ausgehen, kommt es „zu einer relativ komplizierten Dialekt-Standard-Beziehung“. Vgl. dazu auch MACHA (1991: 183).

417 Vgl. WIESINGER (1990: 490); ROWLEY (1990: 426); ZEHETNER (1978: 321); KELLER (1979: 221); MERKLE (1976: 88); MAUSER (1998: 255).

418 Für das (Nord-)Bairische setzt ROWLEY (1990: 426) [ɐra] für den Dat. Fem. Sg. an. Vgl. auch MERKLE (1976: 88).

Die gebrauchsstandardlichen Formen schließen in Österreich also den dialektalen Formenbestand ein (MOOSMÜLLER 1991: 44),[419] was auch für Bayern konstatiert wurde (BEREND 2005: 152). Für Südwestdeutschland sind die Befunde weniger deutlich: KNÖBL (2012: 127) zeigt in seiner Untersuchung zum Schwäbischen, dass der Frequenzanteil regionaler Formen zwar „relativ hoch" sei (u. a. weil „der Artikel in der ‚normalen' Nebentonpositionierung unauffällig ist"), dass jedoch die im Anlaut getilgten Formen bei Weitem überwiegen; zu einem ähnlichen Ergebnis kommt SPIEKERMANN (2008: 155). Der AdA zeigt für Süddeutschland ebenfalls eine Spaltung zwischen dem Westen, der alltagssprachlich v. a. die anlautgetilgten Formen nutzt, und dem Osten, wo die Formen mit monophthongischem (Anlaut-)Vokal üblicher seien.[420]

Im vorliegenden Kontext erscheinen für <ein> erwartungsgemäß [ɐ], [n] sowie [aɪn]. Darüber hinaus ist bei zwei Sprechern mit alemannischem Hintergrund die Form [ən] belegt sowie bei einem Bairischsprecher die Form [ɐn]. Idiosynkratisch ist die häufige Verwendung von [nən] für <ein> bei einem Probanden (LUI20).[421] Frequenzmäßig dominiert bei den deutschen Erstsprachlern dabei [aɪn] (= 50 %) vor [ɐ] (= 28 %) und [n] (= 20 %); die anderen Formen sind marginal.

Deutlich wird eine breite Streuung im Formengebrauch: Drei Probanden nutzen ausschließlich die kodifizierte Vollform, zwei nur [ɐ]. Von den meisten Probanden wird indes variiert (auch von den fremdsprachigen Sprecherinnen, wobei zwei neben [aɪn] [ɐ] gebrauchen, eine [n]). Die Variation betrifft vorrangig [n] ⇔ [aɪn] (v. a. bei Mittel- / Norddeutschen) oder [ɐ] ⇔ [aɪn] (v. a. bei Bairischsprechern). Es gibt jedoch auch Probanden, die sowohl [ɐ] wie [n] produzieren, vorrangig Altbayern, aber auch eine Alemannin (LEA) sowie ein Norddeutscher (LAG). Abseits davon wird von alemannischen oder mittel- / norddeutschen Sprechern [ɐ] nicht verwendet, es ist eindeutig eine Präferenz für [n] feststellbar. Umgekehrt ist v. a. bei den bairischsprachigen Österreichern [n] marginal. Bei den Probanden aus Bayern ist die Situation komplexer: Neben Probanden, die beide Formen nutzen, gibt es einen Sprecher, der nur [n] verwendet, sowie zwei, die nur [ɐ] gebrauchen. Es bestätigen sich cum grano salis die oben zitierten regionalen Muster: [n] wird v. a. von Sprechern aus Nord- /

419 MEINHOLD (1973: 48) vermerkt indes ohne regionale Einschränkung: „Als Prestoform neigt der unbestimmte Artikel zur Monophthongierung". MOOSMÜLLER (1991: 44) verweist auf satzphonetische Bedingungen, die zum häufigeren Einsatz monophthongischer Artikelformen auch in standardnaher Sprechweise führen. Der Artikel biete „sich aufgrund seiner unbetonten Position zu einer Reduktion geradezu" an und zwar auch in formellen Kontexten – er könne, weil er unbetont ist, so „realisiert werden, ohne daß eine soziale Sanktion damit verbunden wäre". Vgl. zur Form und ihrer Frequenz auch VERGEINER (2019: 152).

420 Vgl. AdA (2003 ff.: Karten *ein, eine*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-5/f18a-b/); dabei sei die Form mit monophthongischem (Anlaut-)Vokal in Südwestdeutschland bei <eine> stärker erhalten als bei <ein>; vgl. dazu auch EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-66). Nach MIHM (2000: 2120) sind „reduzierte Kleinwörter" wie *ein* > *a* allerdings zumindest umgangssprachlich als „allgemein sdt. Erscheinungen" anzusehen.

421 Die Variante wird eindeutig für <ein> gebraucht, etwa in folgendem Beispiel: „UND ähm- | (1.0) | bezeichnet DEN raum, | (-) WO? | (1.0) | [nən] TIER,= | =oder ne PFLANze vorkommen kann;" (LV-LUI 20:09–20:16).

Mitteldeutschland und dem Südwesten genutzt (die Form [ən] wird dagegen kaum verwendet); von Baiern wird v. a. auf das dialektale Formeninventar zurückgegriffen und [ɐ] gebraucht – dies allerdings stärker von Österreichern als Altbayern. Abb. 71 verdeutlicht diese Kovarianzen. Sichtbar wird der nationale Unterschied zwischen Österreichern und Deutschen, was den Anteil von [n] betrifft – Österreicher verwenden die Form kaum (p = 0,000***); auch bei [ɐ] zeigen sich Differenzen.[422] Zu bedenken sind dabei allerdings die bereits konstatierten landschaftlichen Unterschiede in Deutschland.[423] Bei den Österreichern fallen Oberösterreicher und Salzburger durch ihren Sprachgebrauch auf: Während Oberösterreicher [ɐ] präferieren, tendieren Salzburger eher zu [aɪn].[424]

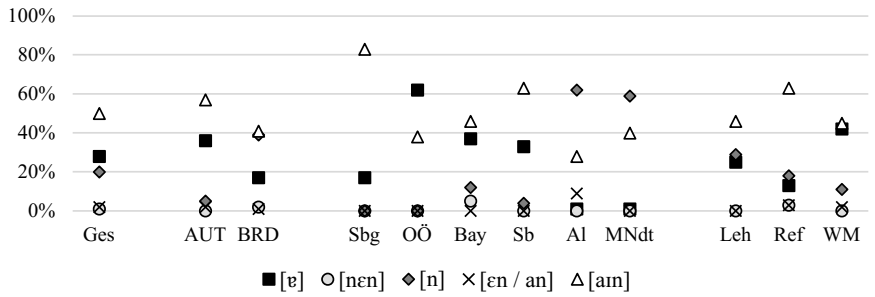

Abb. 71: Kovarianzen bei <ein>

Unter diaphasischen Vorzeichen fällt eine gewisse Tendenz zur Vermeidung von [ɐ] in den beiden Kontexten mit stärkeren Standarderwartungen auf (Lehrendenäußerungen, Referaten). Dabei sind bei zumindest vier bairischen Lehrenden auffallend hohe Frequenzwerte für [aɪn] beobachtbar – hier kommt die Variante [ɐ] weniger oft vor. Bei den nicht-bairischen Lehrenden ist dies nicht im gleichen Maße für die überwiegend gebrauchte Form [n] der Fall – sie wird von diesen Probanden jeweils mit mindestens 40 % genutzt, ein Hinweis auf eine andere soziostilistische Wertung von [n]. Ein ganz ähnliches Bild ergibt sich für den Referatskontext: [ɐ] wird hier nur von drei Probanden verwendet, die Form [n] hingegen von acht (und zumindest von drei Probanden mit hoher Frequenz von über 33 %). Bei den Wortmeldungen ist eine Vermeidung von [ɐ] indes nicht zu plausibilisieren, immerhin sechs der neun aus dem bairischen Raum stammenden Sprecher realisieren [ɐ] bei ihren Wortmeldungen mehrheitlich.[425]

422 Der Unterschied ist allerdings n. s.

423 Signifikant sind die Unterschiede für [n] bei Bay/Al (p = 0,010*), Bay/MNdt (p = 0,004**); für [ɐ] bei Bay/Al (p = 0,038*), Bay/MNdt (p = 0,030*).

424 Signifikant ist der Unterschied für [ɐ] bei Sbg/OÖ (p = 0,048*); für [aɪn] bei Sbg/OÖ (p = 0,048*), Sbg/Al (p = 0,016*), Sbg/MNdt (p = 0,016*).

425 Die Unterschiede sind allerdings jeweils n. s.

Die Ergebnisse zu <ein> können denen zu <eine> gegenübergestellt werden. Hier konnten nur drei Varianten registriert werden: [aɪnə], [nə] und [ɐ]. Die Distributionsverhältnisse bei den deutschen Erstsprachlern ähneln <ein>, allerdings kommt die konsonantisch anlautende Form öfter vor: 27 % entfallen auf [ɐ], 28 % auf [nə] und 45 % auf [aɪnə].[426] Auch der sprecherspezifische Variantengebrauch gleicht <ein>. Dieselben Probanden wie bei <ein> verwenden hier die Vollform konstant, dasselbe gilt auf der anderen Seite des Spektrums für die bairische Artikelvariante; dazu kommen vier weitere Sprecher, die nur [ɐ] gebrauchen. Dass bei <eine> somit weniger intrapersonale Variation als bei <ein> belegt ist, ist wohl dem geringeren Vorkommen der Variable geschuldet. Wie bei <ein> variieren auch die fremdsprachigen Sprecherinnen, wobei eine Probandin (LEA05) wiederum die bairische Variante nutzt, eine andere (LUH01) die nördliche Reduktionsform.

Die Kovarianzen bei <eine> zeigt Abb. 72. Es unterscheiden sich Deutsche und Österreicher: Während von deutscher Seite mehrheitlich [nə] verwendet wird, neigen Österreicher zu [ɐ].[427] Geringer als bei <ein> sind die innerdeutschen Gegensätze: Der Ausschlag bei [ɐ] bei den alemannischen bzw. altbayrischen Probanden resultiert wesentlich aus der Sprachverwendung zweier stärker abweichender Probanden (LAC bzw. LUG02), [nə] ist jeweils die hauptsächlich genützte Alternative zur Vollform.[428] Bei den Altbayern produzieren in diesem Sinne vier Probanden nie [ɐ], dafür häufig [nə] (LUK17, LAG05, LUI20, LAG06). Bei den Österreichern ist die Form dagegen nur bei zwei Probanden belegt. Wie bei <ein> wird die Vollform innerhalb Österreichs am häufigsten seitens der Salzburger Probanden realisiert, am seltensten durch jene aus Oberösterreich. Auch bei den Südbaiern fällt ein häufigerer Vollformengebrauch auf.[429]

Wie oben bei <ein> ist eine gewisse Vermeidung von [ɐ] bei manchen bairischen Lehrenden zu konstatieren, wobei zwei diese Form präferieren. Wie bei <ein> ist eine Dispräferenz für die zuvorderst nördliche Reduktionsform bei den alemannischen und mittel- / norddeutschen Lehrenden derweil nicht feststellbar (nur ein Lehrender, LAG, gebraucht die Form in weniger als 50 % der möglichen Fälle). Eine größere Rolle spielt [ɐ] in den Referaten nur bei einer Person (LUG09), bei den Wortmeldungen hingegen ist es in der Mehrheit der Fälle die dominante Variante. Dafür wird [aɪnə] deutlich häufiger bei Referaten genutzt, v. a. durch die bairischen Sprecher. Rollen- / situationsspezifische Kontraste bestehen in diesem Sinne wieder v. a. zwischen Referaten und Wortmeldungen, eingeschränkter zwischen diesen beiden Kontexten und Lehrendenäußerungen – v. a. was [ɐ] und [aɪnə] betrifft, weniger bei [nə].[430]

426 Die Unterschiede sind jeweils n. s. (getestet für [ɐ] bei <eine> und [ɐ] bei <ein>, für [nə] bei <eine> und [n] bei <ein> sowie für [aɪnə] bei <eine> und [aɪn] bei <ein>).

427 Beide Unterschiede sind signifikant; bei [nə] (p = 0,000***); bei [ɐ] (p = 0,013*).

428 Es treten keine signifikanten Unterschiede auf.

429 Allerdings sind die regionalen Unterschiede bei der Vollform n. s. – bei [ɐ] unterscheiden sich OÖ/Bay (p = 0,026*).

430 Bei der Verwendung von [aɪnə] unterscheiden sich Ref/WM signifikant (p = 0,004**); dasselbe gilt für [ɐ], getestet nur bei bairischen Probanden (p = 0,043*). Blendet man die sich hier

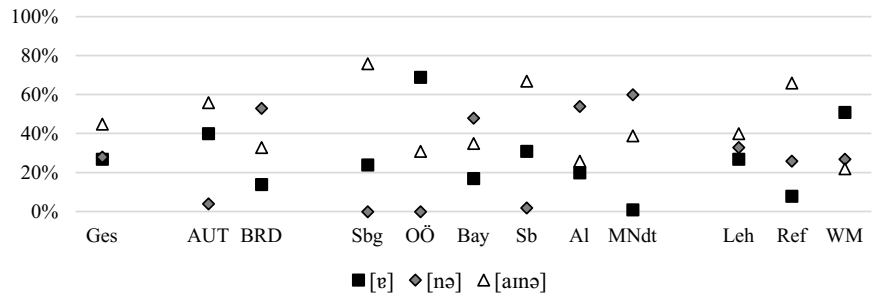

Abb. 72: Kovarianzen bei <eine>

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der wesentliche Unterschied zwischen der Variation bei <eine> und <ein> das Verhalten altbayrischer Probanden ist; diese tendieren bei <ein> dazu, die bairische Kurzform zu nutzen, während bei <eine> ein häufigerer Gebrauch der nördlichen Variante zu beobachten ist. Gemeinsam ist beiden Variablen, dass in Referatssituationen und u. U. Lehrendenäußerungen bairische Sprecher [ɐ] meiden und – ggf. der normativen Erwartungen halber – die Standard- bzw. Lentoformen präferieren.

V4 Realisierung von <wir>

Als Nächstes soll die 1. P. Pl. des Personalpronomens besprochen werden. Die Form gehört zwar zu den weniger frequenten Einzellexemen in diesem Abschnitt, weist allerdings sowohl im Standard- als auch Substandardbereich Varianten auf, mithin existieren zu ihr bereits einige soziolinguistische Untersuchungen, weshalb sie hier behandelt werden soll.

Als standardsprachlich kodifiziert ist bei SIEBS (1957: 230) auch hier die Variante ohne *r*-Vokalisierung [viːr]. Das DAW und der Duden nennen indes *r*-vokalisiertes [viːɐ] als Vollform (Dudenverlag 2015: 905; KRECH et al. 2010: 1056) und führen auch mehrere Allegroformen an: Im DAW findet sich eine mit entfallener Dehnung und eine mit ungespanntem Vokal: [viɐ], [vɪɐ] (KRECH et al. 2010: 114);[431] auch im Duden kommen diese Varianten vor, zusätzlich findet [vɐ] als weitere Reduktionsstufe Erwähnung (Dudenverlag 2015: 75; KOHLER 1995: 215; MEINHOLD 1973: 40). Zudem stößt man auf folgenden Hinweis:

> Das Personalpronomen *wir* wird in unbetonter Position spontansprachlich oft artikulatorisch reduziert. Die Reduktionsform [və] ist in Deutschland allgemein verbreitet und tritt insbesondere in der Position nach dem finiten Verb auf. […] Besonders in enklitischer Stellung nach einem Verb mit nasalem Stammsilbenendrand […] tritt in Mittel- und Süddeutschland sowie Österreich zudem [mə], [mɐ] auf. (Dudenverlag 2015: 905)

variativ anders verhaltenden Altbayern aus, ist der Unterschied bei den Baiern weiterhin signifikant, sowohl für [ɐ] (p = 0,032*), als auch [aɪnə] (p = 0,032*).

431 MEINHOLD (1973: 40) erwähnt auch monophthongische Reduktionsformen mit *i*-Laut: [vi], [vɪ].

Auch dialektal ist bei <wir> eine Nord- / Südtrennung zu konstatieren – nasal anlautende Formen sind dabei hochdeutsch. Im niederdeutschen Raum finden sich hingegen frikativisch anlautende Varianten ohne auslautendes *r* – „der herrschende Typ ist *vĩ*“ (SCHIRMUNSKI 2010: 517; DiWA 2001 ff.: Kartennr. 333). Die hochdeutsche Form [mi(ː)ɐ] kann als Produkt einer Assimilation angesehen werden: Der Onset des oft nach dem Verb stehenden Pronomens übernimmt die Artikulationsart des auslautenden Nasals in der Verbendung der 1. P. Pl. (bspw. [geːn viːɐ > geːn miːɐ]) (MAUSER 1998: 225; MERKLE 1976: 123; MÖLLER 2013: 102).[432] Was die Qualität des Vokals bzw. den Offset betrifft, gibt es im Oberdeutschen unterschiedliche Varianten: Für das Bairische relevant ist v. a. die Vollform [mɪɐ] und seine (enklitische) Reduktionsform [mɐ][433] – wobei durchaus beide Formen kombiniert vorkommen können, wenn die enklitische Reduktionsform als Teil der Verbendung reanalysiert wird [geːmɐ mɪɐ hɔɐm] (= ‚gehen wir heim‘; ZEHETNER 1985: 124). Für das Schwäbische notiert RUSS (1990: 353) [miːr] als Vollform und [mər] als schwache Form; KNÖBL (2012: 130) schreibt indes /mir/ und lässt damit offen, ob das /r/ vokalisiert werde), auch im Mitteldeutschen ist z. T. *mir* / *me* anzusetzen (DURRELL / DAVIES 1990: 232). Alltagssprachlich umfasst die Verwendung des nasal anlautenden Typs den gesamten hochdeutschen Raum (EICHHOFF 1978: 2–120).

Vom dialektalen Formeninventar ist – wie erwähnt – laut Duden zumindest die Reduktionsform [mə / mɐ] als gebrauchsstandardsprachlich zu werten. KNÖBL (2012: 130–132) belegt für sein schwäbisches Korpus, dass in formellen Situationen tatsächlich häufiger zwischen der „vermeintlich dialektale[n] Reduktionsform *mə*“ und der standardsprachlichen Vollform variiert werde; die Reduktionsform erweise sich dabei als „die Normalform von <wir> in enklitischer Stellung“.[434] Zur Frage, inwiefern das auch in Österreich gilt, bestehen widersprüchliche Befunde: MOOSMÜLLER (1991: 45–47) kommt zum Schluss, dass es innerösterreichisch schicht- und situationsspezifische Unterschiede in der Verwendung von [mɐ] gebe; sie betrachtet die Form als dialektal, nicht aber /mɪr/. Für MIHM (2000: 2123) handelt es sich bei [mɐ] um eine umgangssprachliche Variante, dasselbe gilt für WIESINGER (2014: 105). VERGEINER (2019: 152) zeigt indes, dass [mɐ] auch in formellen Gesprächen oft begegnet.

432 Daneben wirkt wohl auch „grammatische Analogie, die Tendenz zum Ausgleich nach dem Typ *mir, mich*“, so SCHIRMUNSKI (2010: 517). Ein Argument dafür ist, dass der anlautende Nasal auch in Varietäten auftritt, die keinen Auslautnasal in der Verbendung der 1. P. Pl. aufweisen, etwa im Alemannischen mit dem Einheitsplural auf [ət].

433 Vgl. WIESINGER (1990: 491); ROWLEY (1990: 429); ZEHETNER (1985: 125); KELLER (1979: 223); MERKLE (1976: 122, 124). MOOSMÜLLER (1991: 45) hingegen schreibt über Österreich, „es sind nur enklitische Personalpronomina in der Dialektform vertreten“, die Formen /vɪr, mɪr/ ordnet sie beide dem Standard zu. MAUSER (2009: 76–78) folgend existiert im Salzburger Raum auch die Form [mɪ], die allerdings „stark bedrängt vom [mia] umliegender Dialekte bzw. der Umgangssprache“ sei.

434 KNÖBL (2012: 130–132) zeigt auch, dass [vɐ] als Reduktionsform areal beschränkt und gegenüber [mɐ] dispräferiert ist (da bei frikativischem Anlaut nach nasaler Verbendung der Artikulationsort gewechselt werden müsse). Nach MEINHOLD (1973: 40) ist das Auftreten dieser Form indes im (freien) Gespräch erwartbar.

Im vorliegenden Kontext lässt sich das Auftreten von vier Formen für <wir> nachweisen: Das der kodifizierten Vollform [viːɐ],[435] der Reduktionsvariante [vɐ], sowie der beiden nasal anlautenden Formen [miːɐ] und [mɐ]. Am häufigsten belegt ist bei deutschen Erstsprachlern die kodifizierte Vollform [viːɐ] (= 59 %), gefolgt von [mɐ] (= 31 %); [vɐ] (= 3 %) und [miːɐ] (= 6 %) sind dagegen marginal. Drei Probanden nutzen [viːɐ] ausschließlich (zwei Referenten sowie ein Lehrender), die übrigen Sprecher variieren: Entweder zwischen [vɐ] ⇔ [viːɐ] oder [mɐ] ⇔ [viːɐ]. Nur [miːɐ] und [mɐ] gebrauchen zwei Sprecher (LAC, LIC14). Es variieren auch Probanden zwischen [mɐ] ⇔ [vɐ] (LUK, LIC), einige Probanden verwenden sogar alle vier Varianten (LEA, LAF, LUH02, LUG). Auch zwei der drei fremdsprachigen Sprecherinnen alternieren, wobei der hohe Anteil von [mɐ]-Belegen bei einer Probandin (LEA05) auffällt.

Wenig überraschend wird auch bei <wir> die Variation z. T. regional bestimmt: V. a. bei mittel- / norddeutschen Probanden kommt eine vermehrte [viːɐ]-Verwendung vor. Ausgenommen hiervon sind zwei Probandinnen, die [vɐ] häufiger nutzten (eine Probandin zusätzlich zu [mɐ] – sie stammt aus Niedersachsen, weshalb das Vorkommen von [mɐ] nicht unbedingt erwartbar ist). Dies sind auch die einzigen Probanden, die [vɐ] überhaupt in nennenswertem Ausmaß produzieren, bei den übrigen Sprechern ist die Verwendung der Form, wenn überhaupt, nur im niederschwelligen Bereich zu verzeichnen – wobei die Tatsache, dass sie auch Österreicher nutzen, durchaus beachtenswert ist. Die Variante [mɐ] ist bei allen deutschen Erstsprachlern belegt – bis auf die meisten mittel- / norddeutschen Sprecher sowie drei Referenten (LUI21, LUG20, LAG04). Ähnliches gilt für die Form [miːɐ]: Sie wird überhaupt nicht von Mittel- / Norddeutschen produziert, abseits dieser Gruppe realisiert sie aber eine Mehrheit der Probanden. V. a. bei einigen (bairischen) Probanden ist sie in größerem Ausmaß in Gebrauch.

Abb. 73 fasst diese Kovarianzen zusammen; sie illustriert, dass zwischen Österreichern und Deutschen kaum Unterschiede bestehen, v. a. was die Produktion von [viːɐ] betrifft, und nur geringfügige beim Anteil der [vɐ]- und [mɐ]-Belege.[436] Es gibt aber sehr wohl kleinräumigere Differenzen: Bei den Österreichern sind es v. a. Oberösterreicher, die vermehrt nasale Formen produzieren, und Probanden aus Salzburg sowie dem südbairischen Raum, die zur Vollform tendieren. Bei den Deutschen wird von Altbayern öfters [miːɐ] / [mɐ] gebraucht, in geringerem Ausmaß auch von Alemannen. Mittel- / Norddeutsche präferieren dagegen stärker [viːɐ] / [vɐ].[437]

Unter rollen- / situationsspezifischen Gesichtspunkten fällt grundsätzlich eine breite variative Streuung bei allen Gruppen auf – von den oberdeutschen Lehrenden produzieren einige mehrheitlich die kodifizierte Vollform (v. a. ein Proband, LIC, der auch andernorts kaum Reduktionsformen nutzt); andere hingegen gebrauchen v. a.

435 Die in Quantität und / oder Gespanntheit reduzierten Varianten [viɐ] und [vɪa] wurden unter [viːɐ] subsummiert, da eine ohrenphonetische Diskriminierung nicht immer möglich war; Analoges gilt für [mi(ː)ɐ] und [mɪa].

436 Die Ergebnisse hierzu sind n. s.

437 Signifikant sind die Unterschiede bei [mɐ] zwischen Bay/MNdt (p = 0,032*); OÖ/MNdt (p = 0,008**).

nasal anlautende Varianten. Dasselbe ist bei den Referenten festzuhalten: Einige verwenden [viːɐ̯] oft, andere hingegen seltener bis kaum. Bei den Wortmeldungen ist die Zahl der Belege geringer, aber auch hier ist die Variationsbreite groß. Nichtsdestotrotz kommen bei den Wortmeldungen insgesamt weniger oft volle und dafür mehr nasale Formen vor. Während der Unterschied zu den Lehrenden sich dadurch erklären ließe, dass bei diesen Mittel- / Norddeutschen überwiegen, ist dies bei den Referenten nicht der Fall (hier sind nur Werte oberdeutscher Probanden verzeichnet) – normative Erwartungen könnten hier eine stärkere Orientierung an den registerhöheren, kodifizierten Vollformen bedingen.[438]

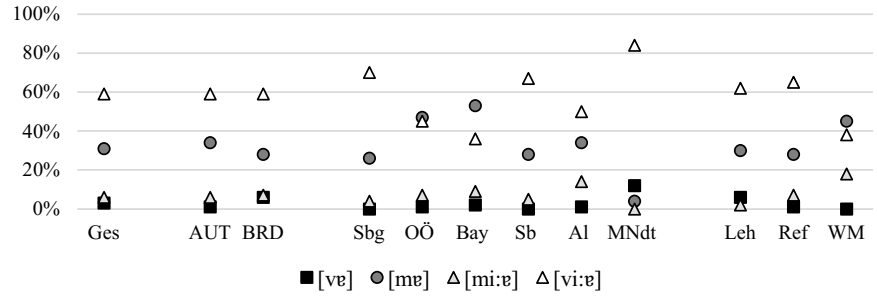

Abb. 73: Kovarianzen bei <wir>

V5 Realisierung von <es>

Als letzte Pronominalform soll das Personalpronomen des Nom. / Akk. Sg. Neutr. betrachtet werden. In den Kodizes ist übereinstimmend [ɛs] als Vollform notiert.[439] Das DAW nennt als Allegroform zusätzlich [əs] (KRECH et al. 2010: 114; vgl. auch MEINHOLD 1973: 42) und der Duden führt noch die klitische konsonantische Variante [s] an (Dudenverlag 2015: 75; KOHLER 1995: 215). Der Abschwächungsvorgang sei „regional ungebunden und kommt im gesamten deutschen Sprachgebiet vor“ (SPIEKERMANN 2008: 79). Aufgrund seiner Auftretenshäufigkeit auch in formellen Situationen dürfte [s] dem Gebrauchsstandard zuzurechnen sein.[440]

Regionale (basis-)dialektale Unterschiede bei <es> betreffen zunächst den konsonantischen Auslaut – während im Oberdeutschen i. a. R [s] erscheint, wird im Nieder- und Teilen des Mitteldeutschen eine auf [t] auslautende, unverschobene Variante verwendet (LANWER 2015: 168). Sie kommt auch heute noch in der All-

438 Die Unterschiede sind für die Gesprächsrollen / -kontexte n. s.

439 Vgl. SIEBS (1957: 126); Dudenverlag (2015: 351); KRECH et al. (2010: 490).

440 Vgl. BEREND (2005: 150); MEINHOLD (1973: 42); SPIEKERMANN (2008: 153); vgl. zur Häufigkeit der [s]-Realisierung auch MACHA (1991: 183). Auch wenn [s] standardsprachlich ist, beeinflusse der Formalitätsgrad und zudem die Lautumgebung die Wahrscheinlichkeit einer Tilgung / Klitisierung – umgebende Sibilanten und äußerungsfinales Auftreten hemmen die Klitisierung, so SPIEKERMANN (2008: 79).

tagssprache in diesen Arealen vor[441] und ist ein Merkmal der norddeutschen und auch der ripuarischen Umgangssprache(n) (MIHM 2000: 2113, 2117).[442] Im Oberdeutschen[443] treten (basis-)dialektal wie im Standard [ɛs] bzw. reduziertes [s] auf.[444]

Erwartungsgemäß begegnen auch im vorliegenden Kontext die Vollform [ɛs][445] sowie ihre Reduktionsvariante [s]. Häufiger belegt ist dabei die vollere Form (= 60 % bei den deutschen Erstsprachlern), allerdings wird sie von nur zwei Probanden konstant genutzt, während die Reduktionsform von niemandem konstant gebraucht wird. Auch alle fremdsprachigen Sprecher variieren, wobei die Vollform jeweils überwiegt.

Abb. 74 repräsentiert die kovariativen Unterschiede bei dieser Variable. Insgesamt lassen sich auf nationaler Ebene zwischen Österreichern und Deutschen kaum Unterschiede ausmachen.[446] Auch die regionale Variation ist bei dieser Variable weitgehend unauffällig – zu bemerken ist allenfalls, dass alle Salzburger und Alemannen die Vollform mit über 50 % Formenanteil nutzen. Auch bei den mittel- / norddeutschen Probanden gebraucht nur ein Sprecher mehrheitlich reduzierte Formen (LUG01) – bei den Südbaiern, Altbayern und Oberösterreichern hingegen gilt dies jeweils für mindestens die Hälfte der Sprecher.[447]

Die situations- / rollenspezifischen Unterschiede sind ebenso klein: Bei den Lehrenden realisieren einige überwiegend Reduktionsformen, andere überwiegend Vollformen; die Mehrheit gebraucht jedoch beide Formen in relevantem Ausmaß. Ähnlich bei den Wortmeldungen, wo bemerkenswerterweise 17 von 27 Probanden mehrheitlich Vollformen nutzen (sogar neun Probanden mit mehr als 75 % und nur einer mit weniger als 25 %). Auch bei den Referaten wird [ɛs] präferiert – wobei drei Probanden (LAG04, LUG20 und LUI02), bei denen bereits oben eine Präferenz für Explizitlautungen nachgewiesen werden konnte, [ɛs] sogar mit 90 % oder mehr

441 Vgl. bspw. LANWER (2015: 185, 240, 291); MÖLLER (2013: 87); LENZ (2003: 135); MACHA (1991: 170–173).

442 Wobei basisdialektal z. T. die Form [ɛt] erscheint (DURRELL 1990: 80), z. T. erscheint aber auch die Form des definiten Artikels [dat] (GOLTZ / WALKER 1990: 47); vgl. auch DiWA (2001 ff.: Kartennr. 12, 145, 169, 274, 312).

443 So rechnet WIESINGER (1990: 492) [ɛs] ebenso wie [s] und [ɐs] zum Paradigma des Pronomens im Mittelbairischen, wobei [ɐs] nach [s, st] erscheine, bspw. in [vɔn sɐs sɔkt], ‚wenn sie es sagt'; vgl. auch ZEHETNER (1985: 125); KELLER (1979: 223); MERKLE (1976: 122, 124); MAUSER (1998: 219). Für das Nordbairische nennt ROWLEY (1990: 429) nur [z, s] – eine Vollform gebe es nicht, diese werde durch das Demonstrativpronomen [dəs] ersetzt; vgl. auch ZEHETNER (1985: 125). Auch RUSS (1990: 353) geht für das Schwäbische von einer Opposition des klitisierten mit dem nichtklitisierten [s] aus.

444 Regionale Unterschiede bestehen auch in der Vokalquantität von [ɛs] gegenüber [eːs] – die lange Aussprache komme v. a. im süddeutschen Sprachgebiet vor, u. a. in Oberösterreich; vgl. AdA (2003 ff.: Karte *es*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/dass-es/). Vgl. zum basisdialektalen Vorkommen etwa MAUSER (1998: 219).

445 Wobei aus Gründen der Hörbarkeit unterschiedliche *e*-Laute ([e(:)], [ɛ], [ə]) nicht unterschieden wurden.

446 Die Unterschiede sind n. s.

447 Die Ergebnisse sind signifikant (in Klammer p) bei OÖ/Sbg (0,036*), OÖ/Al (0,008**), OÖ/MNdt (0,050*), Bay/MNdt (0,008**).

gebrauchen. Beim intrapersonalen Vergleich bleibt der Frequenzanteil bei zwei Probanden zwischen dem Referatskontext und der Referatsdiskussion / den Wortmeldungen ungefähr gleich (LUI20, LAG05), bei vier Probanden allerdings sinkt der Vollformenanteil abseits des Referats deutlich (LUG09, LUI21, LAG04, LUG20) – ein Hinweis auf unterschiedliche soziostilistische Markierungen und eine ggf. norminduzierte Vermeidung der Reduktionsformen im Referat. Letztlich gibt es also gewisse Kontraste zwischen Referaten und Wortmeldungen / Lehrendenäußerungen und besonders den Referatsdiskussionsäußerungen. Womöglich ist die stärker monologische Natur der Referate dafür verantwortlich, ggf. auch die soziostilistische Markierung der Reduktionsform als Informalitätsmarker.[448]

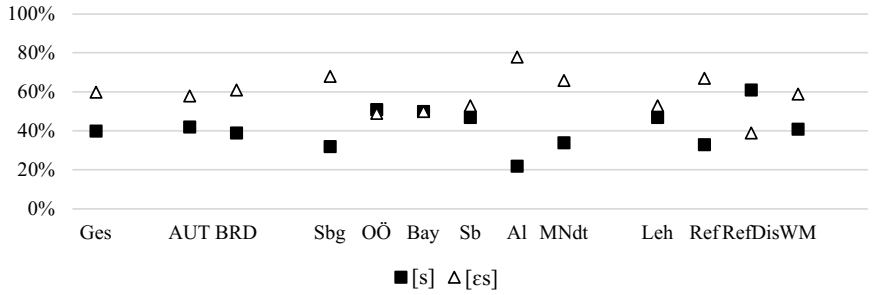

Abb. 74: Kovarianzen bei <es>

3.4.1.2 Verbalformen

V6 Realisierung von <ist>

Als erste Verbalform soll <ist> betrachtet werden, die 3. P. Sg. Präs. des Paradigmas von <sein>, die als Kopula- und Auxiliarverb höchstfrequent ist. Kodifiziert ist als Vollform [ɪst],[449] notiert sind als Reduktionsvarianten aber auch [ɪs] im DAW (KRECH et al. 2010: 115) und im Duden zusätzlich klitisiertes [s] (Dudenverlag 2015: 76; KOHLER 1995: 216).

Die Plosivtilgung bei <ist> ist grundsätzlich „unabhängig vom phonologischen Kontext“ möglich, wird aber dadurch begünstigt, dass <ist> „meist in satzunbetonter Stellung“ steht. Der Abstand zwischen den Formen [ɪs] und [ɪst] ist perzeptiv „sehr gering“, weshalb die Variante [ɪs] „sehr häufig realisiert“ werde – in informellen, aber auch in formellen Situationen (MOOSMÜLLER 1991: 52). Der Ausfall des /t/ in <ist> ist keine lexikalische Idiosynkrasie, sondern in einer Reihe mit anderen Wortformen zu sehen – etwa <nicht, jetzt, sonst>. Allgemein seien bei diesen hoch-

448 Zwischen Leh/WM/Ref sind die Unterschiede n. s.

449 Vgl. Dudenverlag (2015: 479); KRECH et al. (2010: 620); bei SIEBS (1957) ist die Form nicht belegt.

frequenten Wörtern „Formen ohne /t/ […] als Presto- und als Lentoformen auch in höheren Formstufen verbreitet, jedoch weniger häufig und vorzugsweise in solchen Positionen, wo ihr Ausfall weniger auffällig ist“ (MEINHOLD 1973: 28; MÖLLER 2013: 99; s. u. zu <jetzt, und, nicht, sind>). Bei <ist> ist die Form mit getilgtem Plosiv aufgrund ihrer frequenten Realisierung als unmarkierte Variante im Gebrauchsstandard anzusehen:

> Die schriftnahe Wörterbuchform „ist“ (mit Dentalplosiv) zeigt eine äußerst geringe Auftretenshäufigkeit: Sie […] muss so für den Sprechstandard […] als nicht repräsentativ angesehen werden. Sie kommt im Süden Deutschlands nicht vor. Die *t*-lose Variante „is“ ist im Südosten genauso wie in Mittel- und Norddeutschland verbreitet. (BEREND 2005: 157; vgl. auch MACHA 1991: 182; SPIEKERMANN 2008: 153–155; VERGEINER 2019: 156)

Dialektal ist die Variante ohne Plosiv fast ausschließlich verbreitet – sie tritt im Hochgenauso wie im Niederdeutschen auf, während [ɪst] kaum begegnet. BEREND (2005: 157) behauptet gar, dass „[i]n keinem deutschen Dialekt […] anscheinend ursprünglich die heutige schriftliche Standardform ‚ist‘ (mit Dentalplosiv) verwendet“ wurde; [ɪs] sei die „genuine mündliche sprechsprachliche Form des Deutschen“.[450] I. d. S. ist auch im Bairischen grundsätzlich [ɪs] als Flexionsform verankert – ausgenommen Tirol, wo der Frikativ palatalisiert erscheint, weshalb [ɪʃ] auftritt; selbiges gilt für den schwäbisch-alemannischen Raum (vgl. V30 in Kapitel 3.4.3 ausführlicher zu *s*-Palatalisierung).[451] Laut BEREND (2005: 157) ist die palatalisierte Form dabei als gebrauchsstandardsprachliche Form im Südwesten anzusehen (vgl. auch KNÖBL 2012: 114–115, der allerdings eine stärkere Variation zwischen [ɪʃ], [ɪs] und [ɪst] feststellt). Die Karte von EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-64) zeigt [ɪs] als verbreitetste umgangssprachliche Variante für <ist> im gesamten deutschen Sprachgebiet, nur im schwäbisch-alemannischen Raum und Tirol besetzt [ɪʃ] diese Rolle.

Im vorliegenden Kontext konnten für <ist> vier Realisierungen nachgewiesen werden: Volles [ɪst] sowie die beiden reduzierten Formen [ɪs][452] und [s]; außerdem die palatalisierte Variante [ɪʃ]. Mit überwiegender Mehrheit gebrauchen die deut-

450 Wie MAUSER (1998: 317) dokumentiert, ist bei (älteren) süd(-mittel-)bairischen Sprechern jedoch auch die Variante mit Dental gebräuchlich. Auch die Tatsache, dass das [s] palatalisiert wird, spricht gegen die These von BEREND (2005), dass es dialektal bei <ist> ursprünglich kein auslautendes /st/ gegeben hat. In dem Fall wäre die Form nämlich nicht palatalisiert worden. Vgl. zudem DiWA (2001 ff.: Kartennr. 47, 65, 359), wo nicht nur östlich von Würzburg die Variante *it* (mit *-t*) notiert ist, sondern auch die Form *ischt* (mit *s*-Palatalisierung) im vorschwäbischen bzw. schwäbischen Raum.

451 Vgl. zum Bairischen WIESINGER (1990: 495); ZEHETNER (1985: 98); KELLER (1979: 228); MERKLE (1976: 63); MAUSER (2009: 70); für Tirol SCHATZ (1903: 23); KRANZMAYER (1965: 47); HORNUNG / ROITINGER / ZEILLINGER (2000: 114); vgl. auch die Karte zu <ist> bei KLEIN / SCHMIDT (1969); für das Schwäbisch-Alemannische vgl. bspw. RUSS (1990: 358); LÖFFLER / BESCH (1977: 50).

452 Hierunter fallen auch Formen mit stimmhafter Aussprache als [ɪz] sowie mit einer allfälligen Dehnung. Bisweilen ist auch eine Rundung des [ɪ] zu [ʏ] festzustellen (= [ʏs]). Nicht gezählt wurde <ist> vor /t, d/ sowie /ʃ/, wenn der Offset mit dem folgenden Anlaut verschmilzt und somit eine eindeutige Zuordnung zu einer der Varianten verunmöglicht ist.

schen Erstsprachler dabei [ɪs] (= 84 %); [ɪst] wird dagegen kaum verwendet (= 11 %) und die übrigen Formen sind noch seltener ([s] = 4 %; [ɪʃ] = 1 %).

Insgesamt findet die Form [ɪst] bei 24 deutschen Erstsprachlern Verwendung, bei 22 kommt sie indes nicht vor (wobei einige die kodifizierte Vollform in nur einem Kontext artikulieren). Es variieren auch alle fremdsprachigen Studentinnen, wobei [ɪs] jeweils mehrheitlich vorkommt. Die anderen Varianten sind beschränkt: Noch weiter reduziertes [s] tritt nur bei wenigen mehrmalig auf und auch [ɪʃ] wird nur von einer alemannischen Sprecherin häufiger verwendet (LUG02).

Das Variationsverhalten bei V7 lässt wenig Schlüsse auf eine regional bestimmte Verteilung zu – die Verwendung von [ɪs] als Hauptvariante scheint unabhängig von der Herkunftsregion der Probanden der Fall zu sein (sie dominiert auch bei Tirolern und Alemannen, die [ɪʃ] zu meiden scheinen). In diesem Sinne belegt auch Abb. 75, dass allenthalben [ɪs] als Normalform fungiert. Gewisse Unterschiede gibt es in Bezug auf die Verwendung von [ɪs] zwischen Österreichern und Deutschen[453] – diese spiegeln kleinräumigere, regionale Differenzen: Während Oberösterreicher und Altbayern, aber auch die Mittel- / Norddeutschen fast ausschließlich die Form ohne Plosiv nutzen, gebrauchen Südbaiern und Salzburger etwas häufiger [ɪst].[454] Betrachtet man die Daten allerdings näher, liegt nahe, dass diese Kontraste zuvorderst durch das Variationsverhalten einiger weniger abweichender Probanden zustandekommen (LIC und LOF06 bei den Salzburgern; LUG20 und LAG04 bei den Südbaiern).

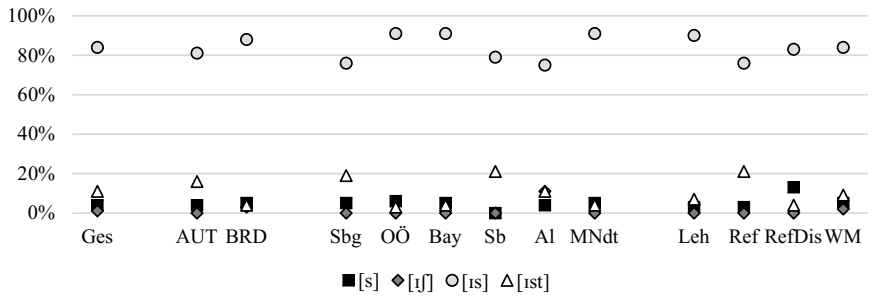

Abb. 75: Kovarianzen bei <ist>

Die Unterschiede zwischen den Probanden scheinen zuvorderst individuenspezifisch zu sein, allenfalls könnte die Gesprächsrolle / -situation eine gewisse Rolle spielen: So kann die Tatsache, dass in ihren Referaten immerhin drei Sprecher mehrheitlich die Vollform gebrauchen (LUI02, LUG20 sowie LAG04), als Orientierung an der Explizitlautung interpretiert werden. Auffällig ist i. d. S. auch der

453 Die Unterschiede sind n. s.

454 Signifikant sind die Unterschiede bei [ɪst] zwischen OÖ/Sbg ($p = 0{,}034$*) und OÖ/Sb ($p = 0{,}031$*).

intraindividuelle, intersituative Vergleich: Bei immerhin vier von fünf Referenten tritt ein höherer Anteil der Vollform im Referatskontext im Vergleich zu den anderen Kontexten (Referatsdiskussion, Wortmeldung) auf.[455] Allenfalls kann also für einige Referenten – die bereits oben den Hang dazu gezeigt haben – eine Orientierung an der Explizitlautung plausibilisiert werden.

Alles in allem handelt es sich bei [ɪs] um eine Variante, deren Gebrauch regional oder situativ wenig beschränkt ist. Für die meisten Probanden ist es schlichtweg die normale, unmarkierte Form, die nur von wenigen Individuen – deren stärkere Orientierung an Explizitformen bereits aufgefallen ist – in nennenswertem Ausmaß mit [ɪst] variiert wird.

V7 Realisierung von <sind>

Die nächste Verbalform, die besprochen werden soll, ist die 1./3. P. Pl. Präs. von <sein>. Kodifiziert ist für <sind> die Vollform [zɪnt],[456] sowohl das DAW wie auch der Duden nennen darüber hinaus die Reduktionsform [zɪn] mit getilgtem Plosiv als sprechsprachliche Standardvariante.[457]

Einen Überblick über die dialektale Formenvielfalt bei <sind> gibt SCHIRMUNSKI (2010: 641): [zɪnt] bzw. labialisiertes [zʏnt] im Norden, in den mitteldeutschen Mundarten [sɪn, sɛn], im Hessischen auch [saɪ(n)] (was auch im Südbairischen auftritt), im Alemannischen hingegen [sɪn(t), sɛn(t)], bairisch v. a. [san(t)], z. T. [han].[458] Daneben treten weitere, kleinräumigere Varianten auf.[459]

Alltagssprachlich relevant sind v. a. [zɪnt] in Norddeutschland und z. T. im Alemannischen, [san] im Bairischen in Österreich und Deutschland, in Nord- und v. a. Südtirol außerdem die Variante [saɪn]; die plosivgetilgte Form [zɪn] sei indes eine

455 Die Differenzen sind allerdings n. s.

456 Vgl. Dudenverlag (2015: 786); KRECH et al. (2010: 930); bei SIEBS (1957) ist die Form nicht belegt.

457 Vgl. Dudenverlag (2015: 76); KRECH et al. (2010: 115); KOHLER (1995: 216); MEINHOLD (1973: 28). Diese Variante tritt zwar auch dialektal auf, ist dort aber „nicht überall als Aussprache-Vereinfachung zu erklären", sondern z. T. durch Analogie, da „teilweise früh die Form ohne *-d* vom Konjunktiv in den Indikativ übernommen worden" ist (AdA 2003 ff.: Karte *sind*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f23a-c/).

458 SCHIRMUNSKI (2010: 641) erklärt sich die Form als „eine eigentümliche Kontamination aus bair. *san* ‚sein' und dem ähnlich klingenden mhd. *hān* ‚haben'". Vgl. ausführlicher zur [h]-anlautenden Form SCHEURINGER (1990: 319–332): Sie sei v. a. auf das rezente Westmittelbairische sowie das Nordbairische beschränkt („im Dreieck München – Linz – Nürnberg"), wobei SCHEURINGER (1990: 331–332) in seiner Untersuchung feststellt, dass sie im bayrischen Simbach zwar durchaus noch Verwendung findet, im umgangssprachlichen Bereich im oberösterreichischen Braunau/Inn aber im Verschwinden begriffen ist (sie werde sowohl in höheren sozialen Schichten wie auch von jüngeren Sprechen tendenziell gemieden). An ihre Stellte trete [san] – ohne auslautendes [t]. Vgl. zum Phänomen auch ZEHETNER (1985: 87–88); RENN / KÖNIG (2006: 76–77); MAUSER (2009: 71–72).

459 Vgl. ausführlicher DiWA (2001 ff.: Kartennr. 85, 170, 334, 407, 421, 521); für das Bairische vgl. WIESINGER (1990: 495); ROWLEY (1990: 433); ZEHETNER (1985: 98); KELLER (1979: 228); MERKLE (1976: 63–64); MAUSER (1998: 317); für das Alemannische auch RUSS (1990: 358).

v. a. mittel- und z. T. südwestdeutsche Erscheinung.[460] Was die Opposition von [san] mit [sɪn(t)] in formellen Gesprächen in Österreich betrifft, beobachtet MOOSMÜLLER (1991: 50–51) eine Vermeidung von [san] zugunsten von [sɪn], da der Unterschied im Hauptton gut perzipierbar und somit salient bzw. gut kontrollierbar sei; die Reduktion des Auslautes hingegen sei „von geringerer Bedeutung“ und werde häufiger vollzogen.

Im vorliegenden Kontext konnten vier Varianten für <sind> registriert werden: Die kodifizierte Vollform [sɪnt],[461] reduziertes [sɪn], die bairisch-dialektale Variante [san] sowie [saɪn]. Was die Variation zwischen [sɪnt] und [sɪn] betrifft, werden Unterschiede zum oben besprochenen *t*-Ausfall bei <ist> augenfällig[462] – anders als bei <ist> ist die Vollform keinesfalls gegenüber der Reduktionsform dispräferiert, sie ist vielmehr die häufigste von den deutschen Erstsprachlern produzierte Variante (= 46 %), wenn auch nur eine Probandin (LAG04) sie ausschließlich nutzt. Die Form [sɪn], die zu rund einem Drittel bei den deutschen Erstsprachlern erscheint (= 35 %), ist anders als [ɪs] bei niemandem Konstante – der *t*-Ausfall beider Formen ist wohl nicht im selben Maße lexikalisiert. Trotzdem ist [sɪn] durchaus bedeutsam, die Reduktionsform wird von vier Österreichern, v. a. aber sieben bundesdeutschen Probanden mehrheitlich gebraucht. Die Variante [san] hingegen ist regional beschränkter und erscheint seltener (= 19 %) – bis auf eine Ausnahme (die Salzburgerin LOF02) wird sie nur von Oberösterreichern und Altbayern verwendet, bei einigen Sprechern dieser Gruppen kommt sie aber sogar ausschließlich vor (bei den Oberösterreichern fällt auf, dass – ausgenommen der Lehrende LUG – alle Probanden mindestens einmal [san] gebrauchen, bei den Altbayern sind es nur drei von acht Sprechern, die die Form nutzen). Die Form [san] findet auch bei der fremdsprachigen Studierenden LUH01 Verwendung, die ebenso [sɪn] nutzt. Die fremdsprachige Sprecherin LEA05 variiert gleichfalls [sɪn] mit [sɪnt], während die fremdsprachige Sprecherin LEA02 die Vollform konstant realisiert. Die Variante [saɪn] verwendet bloß der Altbayer LAC (einmalig).

Abb. 76 zeigt die Kovarianzen bei <sind>: Sie illustriert, dass Österreicher eher [san] gebrauchen, Deutsche eher [sɪn], wohingegen bei [sɪnt] ungefähr gleiche Verteilung vorliegt.[463] Wie erwähnt sind es dabei v. a. Oberösterreicher, die [san] nutzen,

460 Vgl. AdA (2003 ff.: Karte *sind*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f23a-c/); vgl. auch EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-65), wo allerdings die mitteldeutsche bzw. alemannische Form [sɛn(t)] noch eine Rolle spielt.

461 Unter [sɪnt / sɪn] wurden auch Varianten mit gerundetem /ɪ/ subsummiert; auf eine systematische Auswertung dieses Merkmals wurde verzichtet, da über Vorhandensein und Ausmaß der Rundung in vielen Fällen – aufgrund der z. T. mangelnden Audioqualität – kein Urteil getroffen werden konnte; auch auf eine systematische Erfassung der Stimmhaftigkeit im Anlaut wurde verzichtet – [zɪn(t)] wird unter [sɪn(t)] subsummiert. Wie bei <ist> wurden die Belege von <sind> nach Dentalplosiv nicht ausgewertet, wenn eine Assimilation auftritt.

462 Dies entspricht den Überlegungen von MÖLLER (2013: 99), dass „die Konsonantenfolge [nt] durch den stärkeren Sonoritätsabfall vergleichsweise weniger problematisch“ sei als alleinstehendes [t] im Auslaut und deshalb seltener reduziert werde. Vgl. auch die Befunde von MACHA (1991: 170).

463 Signifikant sind aber weder die Unterschiede bei [san], noch bei [sɪn] oder [sɪnt].

außerdem Altbayern – während aber diese zudem öfters [sɪn] verwenden, ist diese Form bei Oberösterreichern marginal (hier scheint tatsächlich [san] die Kurzform „der Wahl“ zu sein); [sɪn] hat auch eine bedeutende Rolle bei Alemannen sowie Salzburgern inne. Bei den Mittel- / Norddeutschen ist der Wert für [sɪnt] am höchsten.[464]

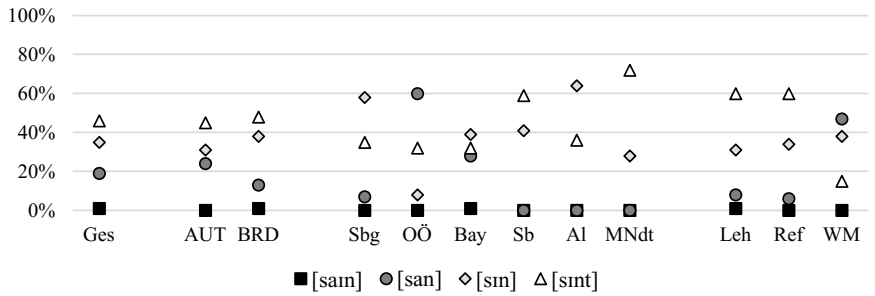

Abb. 76: Kovarianzen bei <sind>

Unter rollen- / situationsspezifischen Gesichtspunkten scheinen Lehrende und Referierende die Formen [sɪn] und v. a. [san] eher zu meiden; sie tendieren stärker zur Explizitlautung [sɪnt]: Neun von zwölf Lehrenden gebrauchen die Vollform mit 50 % oder mehr, Gleiches gilt für sieben der zehn Referenten. Bei den Wortmeldungen wird [sɪnt] nie mehrheitlich realisiert (und immerhin vier Probanden produzieren [san] konstant). Diese Kontraste nach den Gesprächsrollen- / situationen können auf die Erwartungen zurückgeführt werden, dass Lehrende bzw. Referenten standardnäher / registerhöher sprechen sollen.[465]

V8 Realisierung von <haben>

Abschließend zu den Verbformen soll die 1./3. P. Pl. sowie der Infinitiv des Verbs <haben> besprochen werden. Diese Variable ist u. a. aufgrund der Auxiliarfunktion bei der Tempusbildung hochfrequent (zur Funktion / Frequenz von <haben> vgl. NÜBLING 2000: 13–14).

Bei SIEBS ist die Form nicht explizit verzeichnet (nur [haːbə]; SIEBS 1957: 137), gemäß den Regeln zur Aussprache in der Nebentonsilbe ist aber [haːbən] als „Hochlautung“ zu erwarten (SIEBS 1957: 42). Das DAW kodifiziert in der Lemmaliste die Form [haːbm̩], mit getilgtem Schwa und assimiliertem Nasal (KRECH et al. 2010: 561), führt aber andernorts die Form [haːbən], mit Schwa, als volle / starke Form, und [haːbm̩] als erste Allegrovariante an, zudem [haːm] und [ham] als weitere Reduktionsstufen (KRECH et al. 2010: 115). Im Duden ist die Form [haːbn̩], mit Schwa-

464 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede in Bezug auf [sɪn] zwischen Sbg/OÖ (0,048*), Al/OÖ (0,024*), MNdt/OÖ (0,026*), Al/MNdt (0,024*); in Bezug auf [sɪnt] zwischen Bay/MNdt (0,014*), Al/MNdt (0,024*).

465 Die Unterschiede sind für [sɪnt] signifikant bei Leh/WM (p = 0,002**) und Ref/WM (p = 0,001**).

elision, aber ohne Nasalassimilation, als Lentoform notiert (Dudenverlag 2015: 423), als Reduktionsformen werden genannt: [haːbm̩] > [haːm̩] > [haːm] > [ham] (Dudenverlag 2015: 76).[466]

Auch für die deutschen Dialekte sind diese und weitere Kürzungserscheinungen relevant – wobei mit einer „immensen dialektalen Vielfalt" zu rechnen sei (NÜBLING 2000: 19), weshalb <haben> auch als „areale[r] Identitätsmarker" fungiere (LENZ 2003: 97). Bereits in mhd. Zeit existierten unterschiedliche kontrahierte Varianten von *haben* (u. a. *hân*), aus denen sich die (hoch-)deutschen Varianten ableiten (NÜBLING 2000: 17–18; PAUL 2007: 283–284; SCHIRMUNSKI 2010: 631). Daneben kommen dialektale Variationserscheinungen v. a. im Vokalismus (u. a. durch Umlautung) vor – so erscheinen die niederdeutschen Formen oft mit *e*-Laut im Plural: bspw. *hebm*, *hem*, *hen*. Auch in den hochdeutschen Mundarten finden sich Formen auf *e*, wobei sich die Flexionsformen des Plurals dann vielfach von denen des Infinitivs unterscheiden, bspw. im Schwäbisch-Alemannischen: 1./3. P. Pl.: [hɛn(t)], [han(t)], Infinitiv: [han(t)], [hãð] oder auch [haː].[467] Im Bairischen ist sowohl im Infinitiv als auch in der 1./3. P. Pl. der Haupttonvokal meist gehoben ([hɔm]).[468]

Die jeweiligen dialektalen Formen werden in formelleren Kontexten eher gemieden: So stellt KNÖBL (2012: 129) für das Schwäbische fest, „dass Dialektformen von <haben> so gut wie nicht gebraucht werden", genützt werden vielmehr [ham] oder [haːbm] / [haːbn]. In der gesprochenen Umgangs- und Standardsprache der Bundesrepublik dürfte generell mit dem Vorkommen dieser Formen zu rechnen sein; es erscheine „‚haben' in zusammengesetzten Zeiten – aber auch als Vollverb im Sinne von ‚besitzen' – normalerweise stets als [ham] oder [haːm]" (MEINHOLD 1973: 48; vgl. dazu auch NÜBLING 2000: 23–24). Im Bairisch-Österreichischen ist das Auftreten stärker verdumpfter Formen nur im Substandard erwartbar (vgl.

466 KNÖBL (2012: 128) teilt diese unterschiedlichen Formen in drei Unterklassen ein: Die Vollform mit Schwa [haːbən] (außerdem die Hyperform [haːben] mit Vollvokal in der Nebensilbe), den Reduktionstyp 1 ohne Schwa, aber mit Labialplosiv ([haːbm̩], [haːbn̩]), sowie den Reduktionstyp 2 ohne Labialplosiv ([haːm̩], [haːm], [ham]). KOHLER (1995: 216) notiert als weitere Reduktionsstufen [am] bzw. überhaupt nur [m] (vor <wir>).

467 Vgl. zum Alemannisch-Schwäbischen auch SCHIRMUNSKI (2010: 630–635); RUSS (1990: 358); KNÖBL (2012: 128); KÖNIG / RENN (2007: 76–79); vgl. für den Infinitiv auch DiWA (2001 ff.: Kartennr. 422). Vgl. außerdem NÜBLING (2000: 19). Der *a*-Laut ist bei *haben* im Alemannischen i. a. R. nicht gehoben – dies spricht dafür, dass bereits in mittelhochdeutscher Zeit eine Kürzung von *hân* zu *han* stattgefunden hat, also bevor mhd. *â* im Alemannischen regelhaft zu [ɔ] verdumpft wurde, vgl. NÜBLING (2000: 20); vgl. auch V21 in Kapitel 3.4.3. Dem widersprechend berichtet AUER (1990: 68–69) aber von verdumpften Formen bei <haben> im Alemannischen.

468 Vgl. auch WIESINGER (1990: 433); ROWLEY (1990: 433); KELLER (1979: 229); MERKLE (1976: 63). ZEHETNER (1985: 98) notiert abweichend davon [hɔːm] als Infinitiv, [ham] als 1. P. Pl. Präs. und [ham(d)] als 3. P. Pl. Präs. im Mittelbairischen. Laut SCHEURINGER (1990: 219) sind in der 1. P. Pl. Präs. auch [hɔːmɐ] / [hɔːmd] sowie in der 3. P. Pl. Präs. [hɔːmd] möglich. Vgl. auch MAUSER (1998: 296), der außerdem die Form [hɔːmb] notiert. In Tirol ist mit dem Auftreten eines *u*-Lautes bei „gedehnte[m] mittelhochdeutsche[n] kurz-*a* und für lang-*â*" zu rechnen (= [hʊn]); mit KRANZMAYER (1965: 47) ein kleinräumiges Merkmal, das „um 1300 in Tirol selbst geschaffen worden ist und […] bis jetzt möglichst nach allen Seiten auf den tirolischen Raum eingeengt bleibt"; vgl. dazu auch SCHATZ (1903: 32).

bspw. MIHM 2000: 2123; WIESINGER 2014: 103; vgl. ausführlicher V21 in Kapitel 3.4.3) – wenngleich bei <haben> eher verdumpft wird als bei anderen Wortformen mit mhd. *a* / *â* (VERGEINER 2019: 133).

Im vorliegenden Kontext begegnen im Wesentlichen vier <haben>-Varianten: Volles [haːbm / haːbn],[469] reduziertes [ham],[470] sowie verdumpftes [hɔːbm] und [hɔm]. Am häufigsten erscheinen [haːbm / haːbn] (= 34 % bei den deutschen Erstsprachlern) und [hɔm] (= 35 %), gefolgt von [ham] (= 24 %). Die Variante [hɔːbm] kommt insgesamt eher selten vor (= 8 %), wird personenabhängig aber durchaus öfter realisiert. Insgesamt fällt die Variationsbreite bei <haben> auf: Ein konstanter Formengebrauch liegt nur bei einem Erstsprachler vor (LUK05, der ausschließlich [hɔm] nutzt), ferner bei zwei von drei fremdsprachigen Sprecherinnen (variiert wird neuerlich von LEA05, die sowohl [hɔm] als auch [ham] verwendet). Immerhin drei Probanden – LAE, LOF, LUI02 – verwenden alle vier Varianten.

Erwartungsgemäß hängt der Variantengebrauch zunächst mit der Probandenherkunft zusammen: So sind verdumpfte Formen bei mittel- / norddeutschen und alemannischen Sprechern nicht belegt (nur bei der Alemannin LEA kommt einmal [hɔm] vor). Hingegen nutzen alle Baiern verdumpfte Varianten, ausgenommen ein Sprecher (LUK10). Dabei sind allerdings deutliche Frequenzunterschiede festzustellen: Zehn Probanden verwenden verdumpfte Varianten mit mehr als 70 % (fünf sogar ausschließlich), fünf hingegen mit mittlerer Frequenz und sechs mit geringer, d. h. mit weniger als 30 %. Drei der vier Südbaiern sind der letzten Gruppe zuzurechnen. Weiters handelt es sich bei den Probanden mit geringerer Verdumpfungsrate ausschließlich um Lehrende und Referenten. Bei den Wortmeldungen wird – abgesehen von zwei Probanden (LUK10, LUG08) – immer mit mittlerer bis hoher Frequenz [a] zu [ɔ] gehoben. Es scheint plausibel, Standarderwartungen für diese diaphasischen Unterschiede verantwortlich zu machen. Allerdings gibt es auch drei Lehrende und zwei Referenten, die stärker verdumpfen (LAC, LOF, LUG, außerdem LUG09, LUH02) – i. d. S. zeigt sich wiederum ein gewisses Maß an Sprecherspezifik beim Variieren im selben Kontext / in derselben Gesprächsrolle.

Weniger klar sind die Variationsmuster beim Vorkommen der Formen ohne Labialplosiv: Alle deutschen Erstsprachler nutzen sie, nur eine Tiroler Referentin (LAG04) nicht. Unter regionalen Gesichtspunkten werden die plosivlosen Formen am seltensten von Mittel- / Norddeutschen verwendet – mit 50 % oder weniger v. a. bei den vier Lehrenden dieser Gruppe; auch zwei bairische Lehrende verwenden mehrheitlich die ungetilgten Formen – andererseits nutzen drei Lehrende fast ausschließlich diese reduzierteren Varianten (LAC, LEA, LOF). Bei den Wortmeldungen sind es drei (von zehn), bei den Referenten zwei (von neun) Sprechern, die mehrheitlich plosivhaltige Formen gebrauchen.

469 Die Formen werden zusammengefasst, da eine Unterscheidung zwischen den Nasalen nicht (immer) möglich war. Auch die Form mit Schwa, die ein einziges Mal realisiert wird (bei LAF), wird dazugerechnet.

470 Hierunter wird auch die Form mit Dehnung [haːm] sowie mit extrasilbischem Nasal [haːm̩] gefasst.

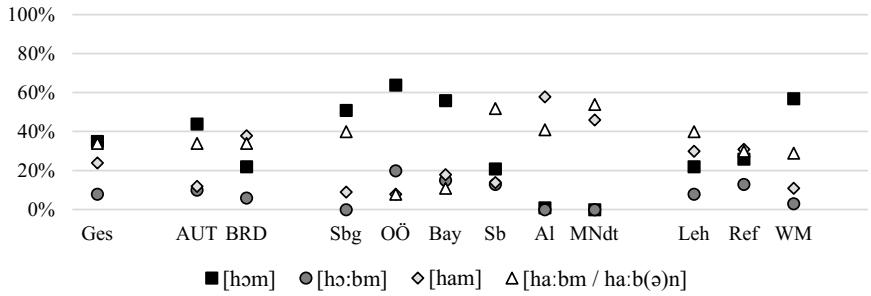

Abb. 77: Kovarianzen bei <haben>

Die Kovarianzen bei <haben> illustriert Abb. 77. Deutlich werden nationale Kontraste zwischen Österreichern und Deutschen – v. a. bei der Verwendung von [hɔm] gegenüber [ham];[471] dahinter stehen die besprochenen dialektalen Unterschiede zwischen bairischem und nicht-bairischem Raum. Gewisse Differenzen zeigen sich dabei auch innerhalb der Gruppe der Baiern, v. a. beim Vergleich der Süd- und Mittelbaiern, was die Verwendung von [hɔm] einerseits, [ha:bm] andererseits betrifft; am wenigsten wird [ha:bm] durch die oberösterreichischen Probanden genutzt; dafür kommt dort [hɔ:bm] häufiger vor. Alemannen und Mittel- / Norddeutsche gebrauchen [ham] eher, in etwa demselben Ausmaß wie bairische Probanden [hɔm]. Insgesamt verwenden die Mittel- / Norddeutschen aber auch etwas öfter [ha:bm].[472] Die Kontraste zwischen den Gesprächsrollen / -situationen erscheinen groß – v. a. beim Gebrauch von [hɔm]; sie können durchaus als Indiz für die Standardorientierung zumindest der Referenten gewertet werden.[473]

3.4.1.3 Partikel / Adverbien

V9 Realisierung von <auch>

Als erste Partikelform soll <auch> näher betrachtet werden. Der SIEBS kodifiziert sie als [aɔχ] (SIEBS 1957: 106), ebenso das DAW (KRECH et al. 2010: 337) und der Duden, der jedoch weiter ausführt:

> In Spontansprache wird bei *auch* häufig das auslautende [χ] vollständig reduziert und das Wort wird [aʊ] gesprochen. Diese Reduktion ist nicht nur in Süddeutschland und Österreich üblich, wo sie als Kontinuität des in den Dialekten bei häufigen Funktionswörtern weit verbreiteten

471 Signifikant sind die Unterschiede beim Vorkommen verdumpfter Formen insgesamt (p = 0,038*) sowie bei [ham] (p = 0,010*) und [hɔm] (p = 0,040*).

472 Innerhalb der bairischen Gruppe sind die Unterschiede nur beim Gebrauch von [ha:bm] signifikant: OÖ/Sbg (p = 0,030*), OÖ/Bay (p = 0,030*) und OÖ/Sb (p = 0,032*).

473 Die Unterschiede sind n. s.

> [χ]/[ç]-Schwunds gedeutet werden kann (*ich*, *mich*, *dich*), sondern findet sich spontansprachlich auch in Mittel- und Norddeutschland. (Dudenverlag 2015: 207, vgl. auch 76)

Die Tilgung von [χ]/[ç] im Auslaut der Einsilbler wird weiter unten noch näher behandelt (vgl. V28 in Kapitel 3.4.3); sie erscheint in den Dialekten lemmaabhängig (KNÖBL 2012: 132; SCHEURINGER 1990: 246): Während oberdeutsch der Frikativ bei <auch> beinahe überall getilgt wird,[474] bleibt er mitteldeutsch z. T. erhalten, v. a. im Westmitteldeutschen. Statt des durch die zweite Lautverschiebung entstanden Frikativs wird im Niederdeutschen [k] verwendet, v. a. in Form von [oːk] statt südlicherem [oːχ].[475]

Im (Basis-)Dialekt ist neben der Variation im Auslaut der Hauptton relevant (vgl. zum Folgenden auch SCHIRMUNSKI 2010: 284–287): Der mhd. Diphthong *ou* (zurückgehend auf westgerm. *au*) – entwickelte sich teils zum Monophthong, teils ist ein Diphthong erhalten geblieben. Als Monophthong erscheint dabei teils [aː] (in Teilen des Mitteldeutschen, aber auch im Bairischen); teils [oː] (in Teilen des Mitteldeutschen sowie des Alemannischen; auch das Niederdeutsche hat diesen Vokal); bewahrt wurde ein Diphthong ([aɔ] oder [ɔʊ]) zuvorderst im Alemannischen (für die Entwicklung im Oberdeutschen und speziell im Bairischen vgl. auch KRANZMAYER 1956: 66–67; vgl. KÖNIG / RENN 2007: 52–53).

Die dialektalen Lautstände sind auch synchron – zumindest im Süden sowie in Mitteldeutschland – alltagssprachlich relevant.[476] In Norddeutschland begegnet bloß noch vereinzelt auslautendes [k], zumeist erscheint [aɔχ]; in Mitteldeutschland – sowohl im Osten als auch im Westen – kommt die Form [oːχ] indes oftmals vor, meist mit Frikativ. Getilgt werde dieser laut AdA „südlich des Mains" – dabei ergebe sich eine „klare Ost-West-Teilung: im Westen *au* (in der Schweiz und Vorarlberg z. T. *o*), im Osten (und im Saarland und der Pfalz) *a*".[477] Für MIHM (2000: 2120) ist i. d. S. die Realisierung von <auch> als „reduziertes Kleinwort" ohne Frikativ (notiert als [a]) eine allgemein süddeutsche, umgangssprachliche Erscheinung. Etwa KNÖBL (2012: 133) kommt dementsprechend für sein schwäbisches Untersuchungskorpus zum Schluss, dass die frikativlose Form von <auch> vergleichsweise häufig auch in formellen Kontexten realisiert werde (öfter als bspw. bei <ich>, s. u.). Nur unwesentlich seltener erscheint allerdings auch bei LANWER (2015: 183, 239) in seiner Untersuchung zur norddeutschen Alltagssprache die

474 Dies gilt im Bairischen – vgl. KRANZMAYER (1956: 103); WIESINGER (1990: 454); ZEHETNER (1985: 85); MERKLE (1976: 22) – ebenso wie im Schwäbisch-Alemannischen, vgl. AUER (1990: 54); KNÖBL (2012: 132).

475 Die Grenze folgt der sogenannten Ürdinger Linie, vgl. SCHIRMUNSKI (2010: 340–341); vgl. dafür und für die Entwicklung beim Lemma <auch> außerdem DiWA (2001 ff.: Kartennr. 137, 146).

476 Laut LENZ (2003: 107) handelt es sich um eine Variante mit „überdurchschnittlich hohe[r] Substandardfrequenz", gerade was den Vokalismus anbelangt – zumindest im von ihr untersuchten Westmitteldeutschen hält sich bei <auch> der Monophthong [oː] für mhd. *ou* länger als bei anderen Wortformen und werde, so LENZ (2003: 110), „auch in standardorientierteren Situationen von der Mehrheit der Sprecher in unterschiedlichem Maße genutzt".

477 Vgl. dazu AdA (2003 ff.: Karte *auch*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f25d/).

Form frikativlos (zumindest im Nordwesten); für eine plosivische Realisierung finden sich dort derweil kaum Belege (LANWER 2015: 168).[478]

Im vorliegenden Kontext treten insgesamt vier Varianten auf: Die Vollform [aɔχ], die diphthongische Form mit getilgtem Frikativ [aɔ], die frikativlose Form mit Monophthong [a:] sowie die monophthongierte Form mit Frikativ [o:χ]. Diese Varianten begegnen allerdings in höchst unterschiedlichen Anteilen: [aɔχ] dominiert bei den deutschen Erstsprachlern (= 73 %), ansonsten ist nur die Variante [a:] von größerer Bedeutung (= 21 %). Die übrigen Formen sind marginal.

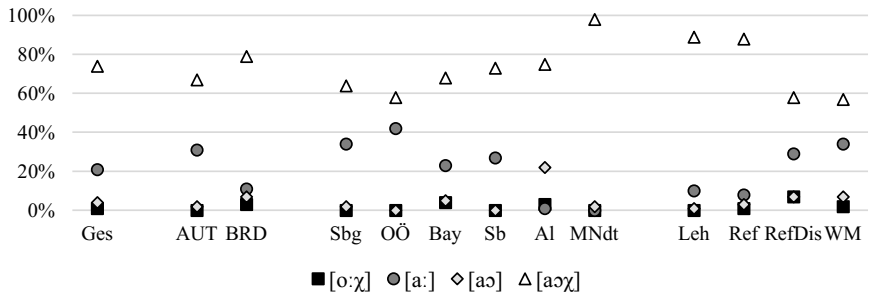

Abb. 78: Kovarianzen bei <auch>

Die Varianz hängt hier wiederum klar mit der Probandenherkunft zusammen: Es gibt nationale Kontraste – v. a. beim Gebrauch von [a:], außerdem bei [aɔ].[479] Die Form [aɔ] kommt dabei fast ausschließlich seitens bundesdeutscher Sprecher vor – nur eine österreichische Probandin nutzt die Form (LAG10). Von größerer Bedeutung ist sie v. a. für die Alemannen. Die Verwendung von [o:χ] ist auf zwei Probanden beschränkt (den Alemannen LUI21 sowie den Baiern LAG07); mittel- / norddeutsche Sprecher, bei denen diese Form erwartbar wäre, nutzen sie derweil nicht – sie verwenden (fast) ausschließlich die Vollform [aɔχ]. Auch fünf Probanden aus dem bairischen Raum variieren nicht und setzen die Vollform konstant um – vier andere dagegen gebrauchen [a:] variationslos. Die meisten alternieren allerdings zwischen beiden Formen. Von den Probanden, die nicht aus dem bairischen Raum stammen, verwendet nur eine Person (LUI21) einmal [a:], außerdem eine fremdsprachige Sprecherin (LEA05), während die anderen fremdsprachigen Sprecherinnen konstant [aɔχ] nutzen. Letztlich wird also [a:] (fast) ausschließlich von Bairischsprechern verwendet, wobei sich die Probanden aus Oberösterreich durch den höchsten Anteil

478 Der Monophthong erscheint laut LANWER (2015: 279) bei <auch> häufiger im Nordosten – dort werde auch der Plosiv öfter realisiert (LANWER 2015: 289). Ansonsten sei der Plosiv aber marginal – vgl. LANWER (2015: 177, 233, 336).

479 Die Unterschiede sind signifikant für [a:] (p = 0,006**) und [aɔ] (p = 0,008**).

bemerkbar machen; [aɔ] ist hauptsächlich bei Alemannen belegt, [aɔχ] dominiert bei Mittel- / Norddeutschen.[480] Abb. 78 fasst diese Kovarianzen zusammen.

Rollen- / situationsspezifische Differenzen bestehen zuvorderst bei [aɔχ] und [aː]: Abgesehen von einem Lehrenden (LAC) verwenden nur nicht-referierende bairische Studierende [aː] mehrheitlich; bei den acht bairischen Referenten wird die Form indes nur von zweien (LAG09, LUH02) in größerem Ausmaß (jeweils 38 %) genutzt, die anderen Referenten gebrauchen die Form überhaupt nicht oder nur sporadisch. Umgekehrt nutzen Lehrende und Referierende [aɔχ] häufiger als Studierende in ihren Wortmeldungen (oder in der Referatsdiskussion).[481] Dies (u. a.) der Normorientierung der Probanden zuzuschreiben, liegt nahe.[482]

V10 Realisierung von <nicht>

Als zweite Partikelform wird <nicht> untersucht. Kodifiziert ist hier als Lentoform [nɪçt],[483] als „dtl. häuf. Reduktionsform" wird in DAW und Duden außerdem [nɪç] gelistet (Dudenverlag 2015: 632; KRECH et al. 2010: 115; vgl. auch KOHLER 1995: 214) – die Negationspartikel ist sonach vom selben Tilgungsprozess betroffen, der auch zur Elision des Plosivs in <ist> und <sind> führt (vgl. auch MEINHOLD 1973: 28; Dudenverlag 2015: 74; SPIEKERMANN 2008: 81–82).

In den hochdeutschen Dialekten ist indes weniger die Plosivtilgung, als vielmehr die des Frikativs verbreitet: Sie setzte bereits in mhd. Zeit im Westen ein, i. a. R. mit einem gleichzeitigen Wandel des vokalischen Kerns (PAUL 2007: 162) – in den neuzeitlichen hochdeutschen Dialekten erscheint dann fast nirgends mehr ein Frikativ, sondern es begegnen Formen wie [nɛt] (z. T. in Mitteldeutschland, im Alemannischen und v. a. im Bairischen), [nɪt] (v. a. im Alemannischen, z. T. aber auch im Bairischen und Mitteldeutschen) sowie [ɛt]/[ɪt] (alemannisch). Im Niederdeutschen und z. T. im Ostmitteldeutschen tritt dementgegen [nɪç] auf,[484] bzw. koronalisiertes [nɪɕ(t), nɪʃ(t)] (LENZ 2003: 174; MACHA 1991: 176).[485] Zu einigen For-

480 Die Unterschiede bei [aɔχ] sind signifikant zwischen Bay/MNdt (p = 0,003**), Sbg/MNdt (p = 0,026*), OÖ/MNdt (p = 0,005**); bei [aɔ] sind sie signifikant zwischen OÖ/Al (p = 0,018*) und Sb/Al (p = 0,032*).

481 Signifikant sind die Unterschiede bei [aɔχ] zwischen Leh/WM (p = 0,003**) und Ref/WM (p = 0,016*).

482 Bei den Lehrenden ist aber zusätzlich die Überrepräsentation von Mittel- / Norddeutschen zu berücksichtigen. Die Differenzen sind – werden nur bairische Probanden getestet – bloß zwischen Ref/WM signifikant (p = 0,019*).

483 Vgl. SIEBS (1957: 173); KRECH et al. (2010: 776); Dudenverlag (2015: 632).

484 Vgl. hierzu DiWA (2001 ff.: Kartennr. 218, 332, 408); MACHA (1991: 175); vgl. zum Alemannischen auch SPIEKERMANN (2008: 76–77); KÖNIG / RENN (2007: 110–111); zum Westmitteldeutschen MÖLLER (2013: 99); MACHA (1991: 176).

485 Wobei das Koronalisierungsprodukt unterschiedlich notiert wird, ist es doch entlang eines Kontinuums *sch*-ähnlicher Laute angesiedelt; vgl. MACHA (1991: 150). Die Koronalisierung stellt das Ergebnis eines substandardsprachlichen Prozesses dar, bei dem der palatale Frikativ (nicht aber sein velares allophones Gegenstück) durch einen koronaleren Laut ersetzt wird; der Prozess hat sich relativ rezent im ripuarischen Raum, aber auch andernorts im Mitteldeutschen verbreitet; vgl. ausführlich dazu MACHA (1991: 149–155); MÖLLER (2013: 95–96); LENZ

men existieren auch zweisilbige Äquivalente, deren Verwendung primär satzphonetischen Bedingungen folgt (die zweisilbigen Formen kommen v. a. vor Pausen vor): [nɛt] > [nɛdɐ]; [ɪt] > [ɪdɐ] (vgl. hierzu bspw. KNÖBL 2012: 125).

Die dialektalen Verhältnisse sind z. T. alltagssprachlich relevant: Dabei ist zunächst eine klare Nord-Süd-Trennung festzustellen: Im Süden werde v. a. [nɛt] verwendet, daneben erscheinen auch [ɪt] (im Alemannischen, u. a. im Allgäu und Vorarlberg) und [nɪt] (ebenfalls dort, zusätzlich in Tirol, Kärnten und Teilen Salzburgs).[486] Nördlich der Linie Köln – Erfurt – Dresden begegnet hingegen die Variante [nɪç] (die auch mit der dialektal niederdeutschen Form übereinstimmt, s. o.).[487]

Detailliertere variationslinguistische Untersuchungen liefern unterschiedliche Befunde zur Häufigkeit des Auftretens dieser Varianten in den verschiedenen Regionen: Für die von ihr untersuchten Wiener Sprecher stellt MARTIN (1996: 145) fest, dass [nɛt] in deutlich weniger als 50 % der Fälle produziert werde;[488] MOOSMÜLLER (1991: 47) teilt diesen Befund für Wien, in anderen Städten Österreichs werde [nɛt] jedoch öfters genutzt (wobei sich in Innsbruck auch [nɪt] findet); in „[f]ormellen Situationen" werden diese Formen allerdings vergleichsweise „selten realisiert" (u. a. „aufgrund ihres großen phonetischen Abstandes" zur Lautung [nɪçt], der sie salient mache). Für sein schwäbisches Korpus zeigt KNÖBL (2012: 125) indes, dass zwar kleinräumiges [ɪt] vermieden werde, [nɛt], aber auch [nɪç] und [nɪçt] jedoch häufiger Verwendung finden – aufgrund des höheren Anteils von [nɛt] bemerkt er, die Form „scheint nicht unbedingt als Dialektform gebraucht zu werden" (KNÖBL 2012: 125). Ähnliche Ergebnisse liefern LENZ (2003: 175–177) für das westmitteldeutsche Wittlich, MACHA (1991: 177) für das Ripuarische oder VERGEINER (2019: 152) für eine mittelbairische Sprecherin.

Aufgrund der Häufigkeit ihres Gebrauchs in formellen Situationen ordnet BEREND (2005: 153–155) die Variante [nɛt] dem deutschen Gebrauchsstandard zu[489] und postuliert

(2003: 165–166), vgl. auch SPIEKERMANN (2008: 71–73); DAVIES (1995: 127); LAMELI (2004: 159–161). Der Duden vermerkt zum Merkmal, es werde zwar „häufig auch in regionaler Standardaussprache verwendet" – vgl. dazu bspw. auch die Analyse von LENZ (2003: 167) – gelte „aber auch in der Region selbst [d. h. Mitteldeutschland, P.C.V.] als nicht standardkonform"; vgl. Dudenverlag (2015: 70). Für BEREND (2005: 151) handelt es sich derweil um ein regionaltypisches Merkmal des Gebrauchsstandards.

486 Bzgl. [nɪt] verzeichnet der AdA einen Schwund im Vergleich zu EICHHOFF (1978).

487 Vgl. AdA (2003 ff.: Karte *nicht*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f25e/); vgl. außerdem EICHHOFF (1978: 2–116).

488 Wobei MARTIN (1996: 144) bei der Verwendung von <nicht> als Gesprächspartikel (bzw. tagquestion) eine häufigere Realisierung dialektaler Lautungen beobachtet. Hier wird <nicht> nur als Negationspartikel betrachtet.

489 Vgl. aber SPIEKERMANN (2008: 192) – seine Analyse kommt zum Schluss, dass diese Form in keinem seiner „Untersuchungsorte allgemein verbreitet" sei und daher auch „nicht als Kennzeichen eines regionalen Standards anzusehen" ist (SPIEKERMANN 2008: 151–152). Allein die Form ohne Plosiv sei frequent und daher als „nicht-dialektale[n] Allegroform[en] zu den Kennzeichen eines in Baden-Württemberg verbreiteten Standards zu zählen" (SPIEKERMANN 2008: 153).

> zwei Gebrauchsnormen: eine Nordnorm mit „nich“ und eine Südnorm mit „net“. Die Variante „nich“ dominiert in der Nordhälfte und ist […] auch im Südwesten gebräuchlich. […] Im gesamten Süden (bis zur Nord-Grenze etwa bei Fulda, Gießen und Kusel) ist die Form „net“ belegt. Diese Form scheint besonders im Südosten stabil zu sein, weil sie dort – neben der schriftsprachnahen Form „nicht“ – auch die einzige sprechsprachliche Form darstellt. Im Südwesten ist „net“ hingegen weniger stabil, weil hier auch das aus dem Norden entlehnte „nich“ verwendet wird, […]. Trotzdem ist „net“ auch hier ein wichtiges Merkmal des regionalen Gebrauchsstandards. (BEREND 2005: 154)

Zur Vollform [nɪçt] indes hält sie fest, „dass sie zwar im gesamten Untersuchungsgebiet verstreut vorkommt, aber mit einer sehr geringen Gebrauchsfrequenz (7 Prozent aller Belege)“ – „sie kann daher nicht die sprechsprachliche Norm repräsentieren“ (BEREND 2005: 153).

Im vorliegenden Kontext werden von den deutschen Erstsprachlern fünf Varianten für <nicht> genützt: Die kodifizierte Vollform [nɪçt], die Form mit getilgtem Plosiv [nɪç] sowie die regionalen Varianten [nɪt], [nɛt] und [nɛdɐ]. Von einer der fremdsprachigen Sprecherinnen wird die Form außerdem mit stimmlosem postalveolarem Frikativ artikuliert ([nɪʃ / nɪʃt] – sowohl mit als auch ohne finalen Plosiv).[490] Bei den deutschen Erstsprachlern sind v. a. die Formen [nɪçt] (= 49 %), [nɪç] (= 26 %) sowie [nɛt] (= 19 %) frequent.

Auch die Variantenrealisierung bei <nicht> scheint zunächst von regionalen Gegebenheiten abhängig zu sein: Ein häufigerer Gebrauch von [nɪç] (> 20 %) ist nur bei Bundesdeutschen festzustellen (wobei sieben Österreicher diese Form grundsätzlich nutzen, zwölf nicht). V. a. bei Mittel- / Norddeutschen ist die Form dominant (alle Probanden dieser Gruppe gebrauchen [nɪç] mehrheitlich), aber auch bei drei Sprechern aus Altbayern (LAG06, LAG12, LUI20). Interessanterweise ist sie nur bei einer Alemannin (LEA) hochfrequent; die übrigen alemannischen Sprecher nützen v. a. [nɪçt]. Auffallend ist der Gebrauch von [nɪçt] auch bei den Salzburger Sprechern – diese verwenden die Form entweder mehrheitlich (LAF05) oder gar konstant (LAF06, LEA04, LIC, LOF06). Auch die drei Tiroler gebrauchen [nɪçt] öfters. Die Form [nɛt] ist ausschließlich bei Bairischsprechern belegt und dominant sowohl bei Probanden aus Altbayern (LAC, LUK01), Oberösterreich (LAE, LUG09, LUK05) sowie Kärnten (LAF, LUG16). Die zweisilbige Variante dieser Form [nɛdɐ] wird deutlich seltener genutzt (nur von zwei Probanden, LAC und LUK05) – offenbar hängt ihre Verwendung nicht nur von satzphonetischen Bedingungen ab, sondern sie wird, eventuell aufgrund ihrer Salienz, gemieden. Die Variante [nɪt] wird bemerkenswerterweise von Alemannen überhaupt nicht verwendet; dafür produzieren sie vier von fünf Südbairischsprechern (darunter alle Tiroler Probanden) – wenngleich nicht mehrheitlich. Auch zwei Altbayern nutzen sie häufiger (LAC, LUH02), wobei ein Proband aus Mitteldeutschland (LUG01) sie einmalig realisiert. Bei den Fremdsprachigen fällt eine Probandin (LEA02) durch ihren kon-

490 Die aus dem englischsprachigen Raum stammende Studierende LUH01 zeigt auch bei anderen Varianten Probleme, den velaren Frikativ zu bilden. Die Varianten mit und ohne Dentalplosiv werden bei ihr zusammengefasst. Wie bei <ist> und <sind> werden bei <nicht> Belege mit nachfolgendem assimilierten Dentalplosiv nicht mitgezählt.

stanten Gebrauch der Vollform auf, die beiden anderen (LEA05 und LUH01) benützen regionale Varianten – interessanterweise beide die Form [nɪt], die ja bei den deutschen Erstsprachlern eher selten ist. Abb. 79 illustriert die Kovarianzen bei dieser Variable: Deutlich werden neuerliche nationale Unterschiede zwischen Österreichern und Deutschen – v. a. was den Gebrauch der Formen [nɪç] und [nɪçt] betrifft, aber auch bei [nɛt].[491] Dahinter stehen regionale Differenzen, die oben bereits angesprochen wurden: Während bei Salzburgern und Alemannen häufiger die Vollform [nɪçt] belegt ist, wird [nɪç] zuvorderst von Mittel- / Norddeutschen und Altbayern benützt. Die Probanden aus Oberösterreich und Altbayern, aber auch die Südbaiern gebrauchen stärker [nɛt]. Bei den letzten beiden Gruppen ist auch [nɪt] öfters in Verwendung.[492]

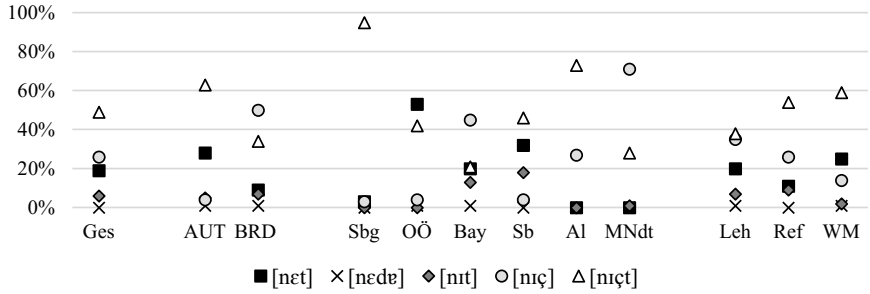

Abb. 79: Kovarianzen bei <nicht>

Unter rollen- / situationsspezifischem Blickwinkel ist festzuhalten, dass die süddeutschen Varianten bei den meisten Referaten nicht / kaum belegt sind (in bedeutendem Ausmaß nur bei zwei Probanden, LUG09 und LUH02). Präferiert werden Varianten mit Frikativ (und dabei mit Plosiv, v. a. bei den Österreichern). Bei den Lehrenden ist die Variationsbreite größer – bemerkbar ist eine Tendenz zu [nɪç] bei den Dozenten aus dem nichtbairischen Raum, von denen aus dem bairischen Raum verwenden dagegen einige stärker regionale Formen (v. a. LAC, aber auch LAF und z. T. LAE), andere v. a. die Vollform (konstant LIC, außerdem LOF und LUG). Auch bei den Wortmeldungen herrscht eine große Variationsbreite – immerhin fünf Studierende (von 15) realisieren nur [nɪçt] (wobei es sich ausschließlich um Salzburger und Alemannen handelt), zwei nutzen nur süddeutsch-regionale Formen (LUG16, LUK05), fünf weitere gebrauchen diese mit 50 % oder mehr. Die Form [nɪç] ist bei zwei Studierenden in Wortmeldungen dominant. Die Verschiedenheiten zwischen den Situa-

491 Signifikant sind die Differenzen bei [nɪç] (p = 0,000***) und [nɪçt] (p = 0,024*).

492 Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede bei [nɪçt] zwischen Sbg/OÖ (0,009**), Sbg/Bay (0,002**), Sbg/Sb (0,032*), Sbg/MNdt (0,008**), Bay/Al (0,045*); bei [nɪç] zwischen Bay/Sbg (0,045*), Bay/OÖ (0,043*), MNdt/Sbg (0,008**), MNdt/OÖ (0,004**), MNdt/Sb (0,008**); bei [nɛt] zwischen OÖ/Sbg (0,004**), OÖ/Bay (0,043*), OÖ/Al (0,004**), OÖ/MNdt (0,004**); bei [nɪt] zwischen Sb/Sbg (0,032*), Sb/OÖ (0,030*), Sb/Al (0,032*).

tionen / Rollen sind also insgesamt eher gering: Bei den Referaten kommen die süddeutschen Varianten (v. a. [nɛt]) etwas weniger oft vor, bei den Lehrenden wird [nɪç] häufiger verwendet (dort sind aber auch Mittel- / Norddeutsche überrepräsentiert). Eine eindeutige Normorientierung lässt sich hieraus nicht ablesen, bestenfalls ein Hinweis auf die Vermeidung von [nɛt] im Referatskontext.[493]

V11 Realisierung von <und>

Als Nächstes wird die Konjunktion <und> näher betrachtet. Das DAW und der Duden kodifizieren für sie die Lentovariante [ʊnt] (Dudenverlag 2015: 862; KRECH et al. 2010: 1010)[494] und geben als schwache Form [ʊn] an (Dudenverlag 2015: 76; KRECH et al. 2010: 114) – wie bei <ist>, <sind> und <nicht> sei also auch hier der Entfall des auslautenden [t] standardkonform (BEREND 2005: 149; MEINHOLD 1973: 28). Als weitere Allegroformen notiert der Duden im Vokal abgeschwächtes [ən] sowie rein konsonantisches [n̩] und klitisches [n, m, ŋ] (Dudenverlag 2015: 76; KOHLER 1995: 216).

Auch (basis-)dialektal ist der Plosiventfall relevant – sowohl im niederdeutschen Raum als auch in weiten Teilen des Mitteldeutschen und im Alemannischen – wohingegen v. a. das Bairische /t/ bewahrt (als entstimmten Lenisplosiv). Zuvorderst mitteldeutsch treten auch Varianten mit Vokalersatz auf, bspw. die Form [ɔn].[495] In die Alltagssprache gehen diese Formen unterdies nur bedingt ein – der AdA stellt fest, dass v. a. der südwest- und mitteldeutsche Raum den Plosiv tilgt, wohingegen er im Norden (entgegen der dialektalen Verhältnisse)[496] und im südöstlichen Bereich (in Bayern, aber auch Österreich) eher erhalten wird. MÖLLER (2013: 99, 101) zeigt, dass die *t*-Apokope bei <und> (wie bei <sind>) aufgrund der weniger tilgungsanfälligen Lautfolge [nt] – mit ihrem stärkeren Sonoritätsabfall – seltener vorgenommen wird als bspw. bei [(t)st] in <ist> und <jetzt>.

Im vorliegenden Kontext tritt neben der Vollform [ʊnt] die Variante mit getilgtem Plosiv [ʊn] auf; darüber hinaus kommt es zu weiteren Reduktionen, notiert werden konnten die Formen [ʊ] (also mit getilgtem Auslaut), [nt] (ohne Kern) und [n] (ohne Kern und Plosiv) – diese stärker reduzierten Varianten werden aus Darstellungsgründen zusammengefasst.[497]

Grundsätzlich ist ein deutliches Überwiegen der Vollform [ʊnt] festzustellen – sie wird mit 91 % bei den deutschen Erstsprachlern gebraucht; die Variante mit getilgtem Plosiv ist hingegen selten (8 %), die anderen Formen marginal (1 %). Alle Probanden realisieren [ʊnt] mehrheitlich, 17 der 47 deutschen Erstsprachler sogar konstant. Eine gewisse Variationsbreite ist bei den Sprechern dennoch festzustellen:

493 Die Unterschiede sind allesamt n. s.

494 Bei SIEBS (1957) ist die Variable nicht belegt.

495 Vgl. SCHIRMUNSKI (2010: 298–299); vgl. zur dialektalen Variation bei <und> auch DiWA (2001 ff.: u. a. Kartennr. 103, 129, 133); vgl. für das Bairische ferner KRANZMAYER (1956: 105).

496 Der AdA erklärt dies mit der Dialektnähe der jeweiligen Alltagssprachen; vgl. AdA (2003 ff.: Karte *und*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f23a-c/).

497 Wie bei <ist, sind, nicht, jetzt> werden auch bei <und> Belege mit assimiliertem Folgedental von der Zählung ausgeschlossen.

So gibt es Probanden die den Plosiv kaum tilgen (bspw. die Lehrenden LIC oder LUT), wohingegen andere dies häufiger tun (bspw. die Lehrenden LUI und LEA). Bemerkenswerterweise produzieren auch die Fremdsprachigen [ʊn] relativ häufig.

Im Vergleich zu anderen Variablen scheinen die Unterschiede zwischen den Probanden aber vergleichsweise gering, diatopische oder diaphasische Differenzen lassen sich nur schwer ausmachen – allenfalls zeigen sich gewisse nationale Kontraste, sind doch unter den 17 Probanden, die [ʊnt] konstant verwenden, 13 aus Österreich und nur vier aus der Bundesrepublik; unter den 16 Probanden, die häufiger [ʊn] benützen (> 10 %) sind hingegen nur sechs Österreicher, dafür zehn Bundesdeutsche. U. U. ist die Tilgung eher bei Bundesdeutschen verbreitet, während Österreicher stärker zur Vollform neigen.[498] In Abb. 80 werden auch regionale Kontraste sichtbar: Salzburger und Südbaiern, in geringerem Maße auch Oberösterreicher verwenden [ʊnt] etwas öfter als die Altbayern, Alemannen oder die Mittel- / Norddeutschen.[499] Die rollen- / situationsspezifischen Differenzen sind indes vernachlässigbar.[500]

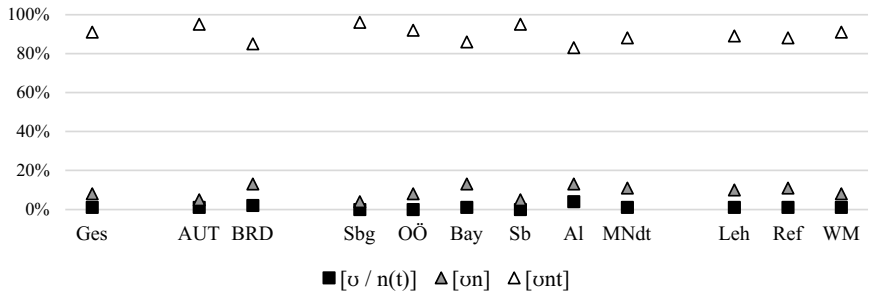

Abb. 80: Kovarianzen bei <und>

V12 Realisierung von <jetzt>

Als letztes Einzellexem soll <jetzt> betrachtet werden. Die Kodizes notieren hier einhellig [jɛtst] als Vollform,[501] als Reduktionsform wird von Duden und DAW aber auch die Form ohne Plosiv [jɛʦ] genannt sowie – nur im Duden – [jəʦ] mit Schwa.[502]

Auch dialektal existieren Varianten zu dieser Variable, zumindest im hochdeutschen Raum – <jetzt> geht nämlich zurück auf die mittelhochdeutsche Bildung

498 Die Unterschiede sind signifikant bei [ʊnt] (p = 0,000***), [ʊn] (p = 0,000***) und den restlichen Reduktionsformen (p = 0,016*).

499 Signifikant sind die Unterschiede bei [ʊnt] zwischen Bay/Sbg (p = 0,014*), Bay/Sb (p = 0,016*); bei [ʊn] zwischen Bay/Sbg (p = 0,014*), Bay/Sb (p = 0,023*).

500 Nach Gesprächsrolle / -situation bestehen keine signifikanten Unterschiede.

501 Vgl. SIEBS (1957: 147); KRECH et al. (2010: 626); Dudenverlag (2015: 485).

502 Vgl. KRECH et al. (2010: 115); Dudenverlag (2015: 76); vgl. auch KOHLER (1995: 216); MEINHOLD (1973: 28); BEREND (2005: 149); MÖLLER (2013: 101); MACHA (1991: 184).

iezuo, eine Zusammensetzung der beiden „Partikeln *ie* und *zuo*“.[503] Sie entwickelte sich anders als andere Formen mit mhd. *ie* (PAUL 2007: 78, s. u., V24 in Kapitel 3.4.3, zur fnhd. Monophthongierung): Der Zwielaut hielt sich zwar im Oberdeutschen, wo [ɪɐʦ], bair. [hɪɐʦ], z. T. heute noch erscheinen, daneben kommt aber auch [ɪʦ] vor (KNOERRICH 2011: 286–287; SCHMELLER 1872: 181–182). Nördlich davon tritt die Jotierung des Anlauts ein (analog zu *ie – je* oder *ieman – jemand*), die sich durch eine Betonungsverlagerung erklärt: *i̲e* > *ie̲* > *j*, also *i̲eze* > *ie̲ze* > *jeze*. Darüber hinaus kam es zur Epithese eines unorganischen /t/ (wie auch andernorts nach auslautendem /s/), wobei die zweite Silbe abgeschwächt / abgebaut wurde: mhd. *iezuo* > *ieze* > fnhd. *jetz* > *jetzt*.[504] Dialektal halten sich unterdies zweisilbige Formen, u. a. im Schwäbischen (AUER 1990: 59), aber auch im Bairischen ([jɛʦɐt], [jɛʦət]) (SCHMELLER 1872: 181), ebenfalls zumeist mit Einfügung eines wortfinalen, euphonischen [t] (ZEHETNER 1985: 89).

Im vorliegenden Kontext wurden sechs Varianten für <jetzt> unterschieden: Die Vollform [jɛʦt], mit erhaltenem Plosiv und anlautendem Approximant; daneben die Form mit getilgtem Plosiv [jɛʦ].[505] Häufig festgestellt werden konnte das Auftreten von Formen mit getilgtem Anlaut, zum Teil auch gleichzeitig getilgtem Plosiv – aus Darstellungsgründen werden diese Varianten zusammengefasst ([ɛʦ(t)]); bisweilen begegnet auch die Form ohne vokalischen Kern – realisiert wird dann nur die Affrikate, z. T. mit, z. T. ohne Auslautplosiv ([ʦ(t)]). Zumindest bei einigen Probanden erscheinen auch zweisilbige Formen, z. T. mit, z. T. ohne getilgten Onset / Offset: [jɛʦɐ(t)], [ɛʦɐ(t)]. Es zeigt sich sonach eine große Variantenvielfalt, mithin eine große Variationsbreite bei den Probanden.

Die Vollform [jɛʦt] ist nicht sonderlich frequent (11 % bei den deutschen Erstsprachlern): Sie wird nur von knapp der Hälfte der deutschen Erstsprachler überhaupt verwendet (17 von 33) und dabei von niemandem mehrheitlich. Häufiger sind die reduzierten Varianten, allen voran die Form [jɛʦ], die mit 63 % bei den deutschen Erstsprachlern – wie auch den fremdsprachigen Sprechern – überwiegt. Die Variante ist bei allen Sprechern belegt, fünf Probanden benützen sie konstant. Auch die Form mit Anlauttilgung [ɛʦ(t)] erscheint öfters (zu 23 % bei den deutschen Erstsprachlern; auch eine fremdsprachige Sprecherin, LEA05, gebraucht sie), zumindest bei sieben Probanden ist sie mit 50 % oder mehr belegt. Die noch weiter reduzierten Formen sowie die zweisilbigen Alternativen sind unterdessen marginal, kommen nur bei einer Minderheit der Probanden vereinzelt vor.

Unter einem regionalen Blickwinkel ist festzuhalten, dass die Vollform öfters von österreichischen als bundesdeutschen Probanden gebraucht wird. Nur vier Bundesdeutsche (von 15), aber immerhin 13 Österreicher (von 18) nutzen sie. Dafür scheinen Bundesdeutsche häufiger die reduzierte Variante ohne Plosiv zu verwenden. Unter den Probanden, bei denen die Form nicht mehrheitlich belegt ist, finden

503 Vgl. DWB (1854–1961: http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=jetzt).

504 Vgl. DWB (1854–1961: http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=jetzt); METTKE (2012: 82, 129).

505 Auch hier wurde das Vorkommen von <jetzt> nach Folgedental ausgespart, wenn eine Assimilation eintritt.

sich drei Bundesdeutsche, aber elf Österreicher. Bei denen, die mit über 70 % diese Form verwenden, sind dafür neun Bundesdeutsche – v. a. fallen hierunter alle Mittel- / Norddeutschen, allerdings auch vier von fünf Salzburgern (nur nicht LOF02). Die Form mit getilgtem Anlaut kommt bei diesen Probanden seltener vor: Kein Mittel- / Norddeutscher und nur ein Salzburger (LEA04) produziert sie mit mehr als 10 %. Bei den anderen Gruppen hingegen tritt sie vermehrt auf. Die Verwendung der zweisilbigen Formen beschränkt sich auf drei (mittelbairische) Probanden (LAC, LUI20, LUG). Die stärker reduzierte Form ohne Vokal kommt nur bei einem Österreicher (LAE), ansonsten bloß bei Bundesdeutschen vor. Eine Zusammenfassung dieser Kovarianzen zeigt auch Abb. 81: [jɛtst] ist letztlich bei den deutschen Probanden kaum, den Österreichern etwas öfter belegt; daneben gibt es, wie erwähnt, Differenzen bei den stärker reduzierten Varianten ohne Vokal.[506] Diese nationalen Kontraste werden von den regionalen gespiegelt, wobei sich auch die bereits angesprochenen Unterschiede bei den Formen ohne Anlaut deutlich zeigen: Salzburger und Mittel- / Norddeutsche nutzen sie kaum, sie verwenden dafür jotierte Formen ohne auslautendes [t] öfter.[507]

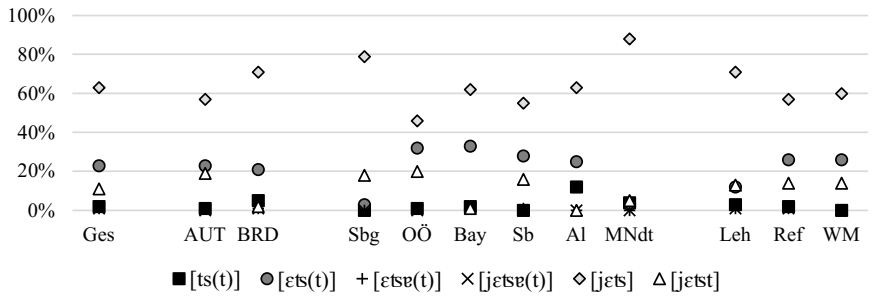

Abb. 81: Kovarianzen bei <jetzt>

Unter rollen- / situationsspezifischen Gesichtspunkten ist der Sprachgebrauch derweil unauffällig(er): So wird die Vollform von Lehrenden wie von Studierenden (in Referaten und Wortmeldungen) gleichermaßen selten genutzt. Auch bei der Verwendung der Formen [jɛts] und [ɛts(t)] zeigen sich keine größeren Differenzen. Zu vermerken ist allenfalls, dass bei zwei von drei Referenten in der Referatsdiskussion bzw. bei Wortmeldungen der Vollformengebrauch sinkt. Ein Referent (LUI20) nutzt auch im Referat nicht die Vollform – nach dem Referat realisiert er allerdings zweisilbige Formen sowie solche mit getilgtem Anlaut öfter. Insgesamt erweisen sich die rollen- / situationsspezifischen Verschiedenheiten allerdings als marginal

506 Die Unterschiede sind signifikant bei [jɛtst] (p = 0,002**) und bei [ts(t)] (p = 0,005**).

507 Signifikant sind die Unterschiede bei [jɛtst] zwischen OÖ/Bay (p = 0,022*), OÖ/Al (p = 0,048*); bei [ɛts(t)] zwischen Al/Sbg (p = 0,036*), Al/MNdt (p = 0,036*); bei [jɛts] zwischen Al/MNdt (p = 0,036*).

(der etwas höhere Anteil [j]-haltiger Formen bei den Lehrenden leitet sich aus der Überrepräsentanz mittel- / norddeutscher Probanden dort ab).[508]

3.4.2 Überregionale Sets

Im Unterschied zum vorherigen, werden in diesem und im folgenden Abschnitt lexikalisch definierte Sets untersucht – dabei werden mehrere Wortformen zu jeweils einer Variable zusammengefasst und auf die Realisierung bestimmter, gemeinsam auftretender Variationserscheinungen hin vermessen. Zunächst wird es um Phänomene gehen, die prinzipiell für alle Probanden unabhängig von ihrer regionalen Herkunft variabel sind, bevor Phänomene fokussiert werden, die nur in bestimmten Dialekten vorkommen und deshalb nur für einen Teil der Sprecher von Relevanz sind.

V13 Realisierung der Pronominaladverbien

Als erstes Set sollen die Pronominaladverbien betrachtet werden, nämlich die Reihe der mit *dar* + vokalisch anlautender Präposition gebildeten (<daran, darauf, daraus, darüber, darunter, darum>). Als geschlossene Klasse zeichnet sich diese Wortgruppe durch besondere syntaktische Eigenschaften aus[509] – in der vorliegenden Untersuchung sind sie indes v. a. durch ihr gleichgerichtetes Variations- respektive Reduktionsverhalten von Interesse:

Fokussiert werden soll die Erstsilbe in nicht betonter Stellung.[510] Analysiert wird, ob /a/ erscheint oder nicht, denn „[*d*]*ar*- wird oft – vor allem in der gesprochenen Sprache[511] – durch das Weglassen des Vokals zur *dr*- verkürzt: *dran*, *drauf*, *draus* […], *drüber*, *drunter*, *drum*“ (Dudenverlag 2009: 580).[512] Der Duden schätzt diese Verkürzungen nicht nur als gesprochen-, sondern auch als umgangssprachlich ein (vgl. Dudenverlag 1999a: 857, 859, 860, 871, 874). Dabei sind die reduzierten Pronominaladverbien auch diejenigen, die im oberdeutschen Dialekt (alleine) gebräuchlich sind, während im Nieder- und Mitteldeutschen durchaus solche mit unreduziertem Anlaut, neben weiteren Alternativen, vorkommen:

> Charakteristisch für oberdeutsche Mundarten (v. a. Alemannisch und Bairisch […]) scheint zu sein, dass es meist nur eine Form von da(r)-Pronominaladverbien gibt, und zwar eine solche,

508 Die Unterschiede sind n. s.

509 Nicht beachtet wird <darin>. Vgl. zu den Pronominaladverbien und ihren Eigenschaften EISENBERG (2013b: 189); Dudenverlag (2009: 579–583); HELBIG / BUSCHA (1996: 264–268); vgl. ausführlich FLEISCHER (2002: 17–33).

510 Lautliche Varianz tritt auch bei der Akzentuierung auf, je nachdem, ob die Erst- oder Zweitsilbe betont wird. Bei der Betonung auf der Initialsilbe wird das /a/ lang ausgesprochen (FLEISCHER 2002: 16).

511 Dasselbe gilt in festen Wendungen, die hier unberücksichtigt bleiben.

512 Nichtsdestotrotz sind die verkürzten Lexeme im Aussprache-Duden kodifiziert, nämlich als [dran], [drɑʊf], [drɑʊs], [dryːbɐ], [drɔntɐ], [drɔm] neben [daran], [darɑʊf], [darɑʊs], [daryːbɐ], [darɔntɐ], [darɔm], vgl. Dudenverlag (2015: 295, 319, 321). Das gilt auch für das DAW, vgl. KRECH et al. (2010: 431, 455, 457).

> die über reduzierten beziehungsweise synkopierten Vokal des da(r)-Elementes verfügt und auf der Präposition betont ist. […] Für die mitteldeutschen Dialekte (und zumindest für Teile des Ostfränkischen) scheint es hingegen charakteristisch zu sein, dass sie über mehrere verschiedene Formen von da(r)-Pronominaladverbien verfügen, und zwar auch über solche, deren da(r)-Element über nicht reduzierten Vokal verfügt und betonbar ist. […] Das Niederdeutsche scheint ebenfalls über verschiedene Formen von da(r)-Pronominaladverbien zu verfügen, wobei hier aber die Pronominaladverbien auch aus zwei verschiedenen phonologischen Wörtern bestehen können. (FLEISCHER 2002: 74)[513]

Abb. 82 zeigt das Auftreten der Formen mit und ohne *a*-Laut im *sample*.[514] Die Varianten mit getilgtem *a*-Laut überwiegen bei den deutschen Erstsprachlern (62 %) – dabei besteht aber durchaus eine gewisse Variationsbreite: Zwei Probanden gebrauchen die Formen mit realisiertem /dar/ konstant (LUI02, LIC), neun weitere mehrheitlich. Die übrigen Probanden verwenden dagegen überwiegend die reduzierten Formen, wobei vier Sprecher den *a*-Laut immer tilgen.

Das Variationsverhalten der Probanden ist unter regionalen Gesichtspunkten eher unauffällig – festzuhalten ist allenfalls, dass die Probanden, die am häufigsten /dar/ nutzen, allesamt Österreicher sind,[515] wobei besonders die Südbaiern herausstechen. Drei von vier Probanden aus diesem Dialektraum realisieren /dar/ mit 75 % oder mehr.[516] Das könnte aber auch mit etwas anderem zusammenhängen – nämlich der Rollen- / Situationsspezifik, zumal als Südbaiern nur Lehrende und Referenten erfasst sind. Auffälligerweise gebraucht kein Studierender in Wortmeldungen die /dar/-Formen mit mehr als 30 %, vier von neun Studierenden variieren überhaupt nicht. Bei den Referaten hingegen benützt die Mehrheit /dar/, z. T. sogar deutlich (Ausnahmen sind drei Deutsche, LUH02, LUI20, LUK17). Bei den Lehrenden sind die individuellen Unterschiede etwas größer, es realisieren aber auch hier fünf Sprecher überwiegend die ungekürzte Form, vier verwenden sie mit weniger als 20 %. Letztlich gebrauchen Studierende in Wortmeldungen deutlich öfter die reduzierten Formen als Studierende in Präsentationen oder Lehrende.[517]

513 Regional besteht noch weitere Varianz – etwa bei der Qualität des *a*-Lautes (soweit dialektal vorhanden) als auch beim *r*-Laut; vgl. ausführlich FLEISCHER (2002: 79–95). Außerdem begegnen „[i]n der gesprochenen Sprache (v. a. in Süd- und Mitteldeutschland)“ oftmals „Kontraktionen zu Doppelformen: dadran, dadrauf“, die vom Duden als „nicht standardsprachlich“ klassifiziert werden; vgl. Dudenverlag (2009: 581). Gleiches gilt für die eher norddeutsche Erscheinung des *preposition stranding*, bei der die Wortbestandteile getrennt werden, bspw.: *da weiß ich nichts von*; vgl. Dudenverlag (2009: 581). Beide Phänomene treten hier nicht auf, weshalb sie nicht weiter betrachtet werden, vgl. aber bspw. AdA (2003 ff.: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f21a-c/, außerdem: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f11-f12/) sowie ausführlich FLEISCHER (2002).

514 Es treten weitere Variationserscheinungen auf – etwa bei der Realisierung des <a> in <daran>, des <ü> in <darüber> oder auch des <au> in <darauf> – sie werden aus Darstellungsgründen ausgeklammert.

515 Die nationalen Unterschiede sind allerdings n. s.

516 Signifikant ist der Unterschied zwischen Sb/Bay ($p = 0{,}048$*).

517 Die Unterschiede sind signifikant zwischen Leh/WM ($p = 0{,}020$*) und Ref/WM ($p = 0{,}003$**).

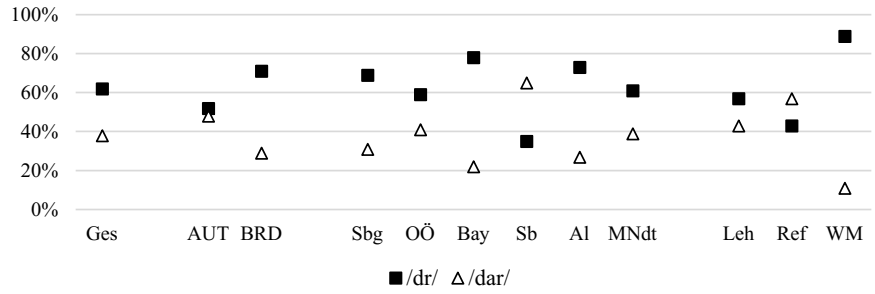

Abb. 82: Kovarianzen bei der Reduktion von <dar>

Die einzelnen Lexeme des Sets verhalten sich dabei relativ gleichgerichtet. Wie Abb. 83 dokumentiert, wird allerdings v. a. <darüber> etwas öfter reduziert als die anderen Lexeme, <daran> etwas seltener. Zu berücksichtigen sind allerdings die verhältnismäßig geringen Belegzahlen sowie die deutlichen diaphasischen Differenzen – ein zufälliges Zustandekommen der Unterschiede ist nicht auszuschließen.

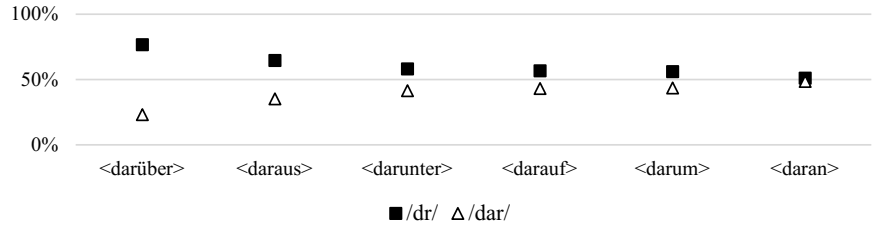

Abb. 83: Lexemspezifik bei der Reduktion von <dar>

V14 Realisierung der Lokaladverbien

Als zweites Set sollen die mit <hin / her> + Präposition gebildeten Lokal- / Richtungsadverbien untersucht werden, nämlich <heraus / hinaus, herauf / hinauf, herüber / hinüber, herein / hinein, herunter / hinunter, heran,[518] herum>. Die Formen treten – abgesehen von <herum>[519] – paarweise auf, wobei sie sich entsprechend der Bildung mit <hin> oder <her> im direktionalen Bezug unterscheiden: Die mit <her> gebildeten Adverbien drücken dabei eine Bewegung in Richtung Origo aus, die mit <hin> eine Bewegung (von der Origo weg) zu einem anderen Ziel (Dudenverlag 2009: 574; EISENBERG 2013b: 459; HELBIG / BUSCHA 1996: 344). Allerdings sind diese Bedeutungen z. T. verblasst (Dudenverlag 2009: 574), weshalb es oft

518 Die (veraltete) Form <hinan> trat im Korpus nicht auf.
519 Zur Besonderheit von <herum> vgl. Dudenverlag (2009: 574).

zum Formenzusammenfall kommt, mit Präferenz für die <her>-Adverbien (HELBIG / BUSCHA 1996: 344).

Ähnlich wie bei den Pronominaladverbien gibt es bei den Lokaladverbien verkürzte Formen mit reduziertem Erstglied – dies betrifft v. a. den Onset und den vokalischen Kern (bspw. [hɛrʊm] > [rʊm]; ZEHETNER 1985: 135). Bei den Verkürzungen ist die Differenz zwischen <hin>- und <her>-Bildungen noch stärker verwischt und Formen mit <her>- werden i. a. R. auch für die „*hin*-Bedeutung" gebraucht – nur „dialektal gibt es auch Formen wie *naus* < *hinaus*, *nüber* < *hinüber*" (Dudenverlag 2009: 574). Laut ZEHETNER (1985: 133) sei es dabei ein Merkmal der „süddeutschen Umgangssprache", zumal des bairischen Dialekts, die Opposition zwischen *hin*- und *her*- aufrecht zu erhalten (vgl. auch MERKLE 1976: 179; außerdem EICHINGER 1980) – dies konnte für das vorliegende Korpus nicht bestätigt werden, die Kurzformen mit anlautendem Nasal treten nie auf, nur die mit /r/, und zwar unabhängig davon, ob es sich um eine Bewegung von der Origo weg handelt oder nicht.[520] Betrachtet wird bei V14 i. d. S. nur die Varianz zwischen ungekürzter oder gekürzter Form, ungeachtet der Bildungsweise der Vollform mit *hin*- oder *her*-. Von Interesse ist die Alternanz zwischen vollem und reduziertem Anlaut, weil letzterer vielfach als umgangssprachlich angesehen wird (vgl. Dudenverlag 1999b: 3095, 3112, 3115, 3152, 3234, 3249, 3254).[521] EICHINGER (1980: 24) verortet die anlautreduzierten Formen dabei nach Norden, als „Formen einer norddeutsch geprägten Umgangssprache"; nicht so ZEHETNER (1985: 135), für den sie (auch) bairisch-dialektal sind.

Geachtet wird bei V14 auch auf ein zweites Phänomen, das zu „eine[r] der bekanntesten Eigenschaften oberdeutscher […] und hier v. a. bairischer Dialekte" zu zählen ist (SCHEURINGER 1990: 266), nämlich das Auftreten der Lokaladverbien mit Suffigierung von *-hin* / *-her* statt Präfigierung.[522] Im Bairischen wird <heraus> etwa gebildet als <aus> + <her>, wobei das <her> zu [ɐ] reduziert wird, sodass [aʊsɐ] erscheint (im Kontrast zu [aʊsɪ / aʊsə] für <aushin> = <hinaus>). SCHEURINGER (1990: 355) konstatiert, es sei durch das Vorkommen solcher Formen

> in den Substandardentwicklungen insbesondere der bairischen Stadtdialekte ein breites Feld der Variabilität zwischen den regionalen basisdialektalen Formen und den standardsprachlichen Zielnormen bzw. den von ihnen abhängigen Zielnormen höherer Substandardebenen („Verkehrssprachen") gegeben.

Seine Untersuchung zu den Stadtsprachen in Braunau/Inn sowie Simbach kommt zum Schluss, dass die suffigierten Formen v. a. „diastratisch markiert sind". Dabei

520 SCHEURINGER (1990: 267) bemerkt, dass *rauf* „gesamtdeutsch-umgangssprachlich", *nauf* hingegen „münchnerisch-oberbayrisch" sei – er beobachtet das Vorkommen letzterer Varianten aber auch im grenznahen Braunau/Inn, das sei ein „Fall grenzüberschreitender Vorbildwirkung höherer Substandardformen" (SCHEURINGER 1990: 358).

521 Aber auch hier sind die (vermeintlich) umgangssprachlichen Kurzformen im Duden kodifiziert – als [ran], [raʊs], [raʊf], [ry:bɐ], [rʊntɐ], [rʊm] und [ram], vgl. Dudenverlag (2015: 719, 722, 727, 744, 745); dasselbe gilt für das DAW; vgl. KRECH et al. (2010: 859, 861, 866, 884, 885, 886).

522 Im Schwäbischen tritt die Bildung i. a. R. nicht auf (wohl aber im Hochalemannischen) – wie im Fränkischen folgt sie dort dem neuhochdeutschen Muster; vgl. RUSS (1990: 342). Vgl. zur arealen Distribution in Bayern RENN / KÖNIG (2006: 98–101).

werden sie in Braunau öfter als in Simbach gebraucht – wegen „der überaus hohen Akzeptanz dieser Formen in der mittelbairischen Verkehrssprache Österreichs“ (SCHEURINGER 1990: 368–369). Unterdies seien auch die verkürzten präfigierten Varianten als „Substandard-Zielformen […] sehr ‚hoch‘ angesiedelt“ (SCHEURINGER 1990: 361). Entsprechend zeigt EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-68) für die alltagssprachliche Realisierung von <heraus>, dass [aʊsɐ] im gesamten bairischen Raum, die Kurzform [raʊs] überall im deutschen Sprachgebiet Verwendung findet.

Tab. 5 fasst zusammen, welche morphophonetischen Oppositionen bei V14 untersucht werden:[523]

Gesamtdt. Vollform	**Süddt. / bair. Vollform**	**Kurzform**
[hɛraʊs / hɪnaʊs]	[aʊsɐ / aʊsə]	[raʊs]
[hɛraʊf / hɪnaʊf]	[aʊfɐ / aʊfə]	[raʊf]
[hɛry:bɐ / hɪny:bɐ]	[ʊmɐ / ʊmə]	[ry:bɐ]
[hɛraɪn / hɪnaɪn]	[aɪnɐ / aɪnə]	[raɪn]
[hɛrʊntɐ / hɪnʊntɐ]	[ɔβɐ / ɔβə] ([rɐ / nɐ])	[rʊntɐ]
[hɛran]	[ɔnə]	[ran] ([hɛr])
[hɛrʊm]	[ʊmɐ]	[rʊm]

Tab. 5: Formeninventar der ausgewählten Lokaladverbien[524]

Grundsätzlich ähnelt die Variation der deutschen Erstsprachler der bei den Pronominaladverbien: Insgesamt erscheinen etwa 62 % reduzierte Formen und zu 36 % werden Vollformen artikuliert. Die suffigierten bairischen Varianten sind derweil marginal: Sie kommen nur zu etwa 2 % vor und werden bloß von drei Probanden realisiert (LAE, LAC, LAG11). Die Variationsbreite zwischen reduzierten / vollen Formen ist indes ausgeprägt – zehn Personen gebrauchen die Vollformen mehrheitlich (ein Sprecher, LUG20, sogar konstant), bei 15 Sprechern dominieren die Kurzformen (fünf verwenden sie sogar ausschließlich).

Wie bei den Pronominaladverbien ist die Verteilung unter regionalen Gesichtspunkten eher unauffällig – zu vermerken ist allerdings, dass v. a. Österreicher die vollen Formen zu präferieren scheinen, während Deutsche reduzierte Formen stärker bevorzugen. Dabei sind es v. a. Probanden aus dem südlichen Teil der Bundesrepublik, für die das gilt (Altbayern, Alemannen), weniger Mittel- / Norddeutsche.[525] Unterdessen fallen die situations- / rollenspezifischen Differenzen ins Auge: Keiner

523 Vgl. auch ZEHETNER (1985: 135); SCHEURINGER (1990: 266–269); EICHINGER (1980: 27–29); MERKLE (1976: 180). Die phonetische Repräsentation in der Tabelle folgt den geläufigsten Realisierungen – weitere Variationserscheinungen werden aus Darstellungsgründen ausgeblendet.

524 Die Formen [ʊmɐ / ʊmə] sind Varianten für <herüber / hinüber> (aber gebildet aus <umher / umhin>); vgl. auch SCHEURINGER (1990: 267). ZEHETNER (1985: 135) nennt weiters die Form *iware*. Die Formen [ɔβɐ / ɔβə] sind auch Alternativen zu <herab / hinab>, was aber im vorliegenden Kontext nicht auftritt.

525 Die regionalen Unterschiede sind n. s.

der Studierenden benützt in Wortmeldungen die Vollformen mit mehr als 20 % (fünf Sprecher nutzen sie überhaupt nicht); in Referaten gilt das nur bei zwei (LUI20, LUI21), während die Mehrheit überwiegend Vollformen produziert (besonders deutlich drei Sprecher, LUG20, LUG09, LUI02). Bei den Lehrenden ist die Variationsspanne zwar wieder breiter, aber auch dort treten öfter Vollformen auf, bei fünf von zehn Probanden mit mehr als 50 % und nur bei dreien mit weniger als 20 % (LEA, LOF, LAC). Diese Kovarianzen illustriert auch Abb. 84. Insgesamt finden in Wortmeldungen deutlich mehr reduzierte Varianten als in Referaten oder Lehrendenäußerungen Verwendung.[526]

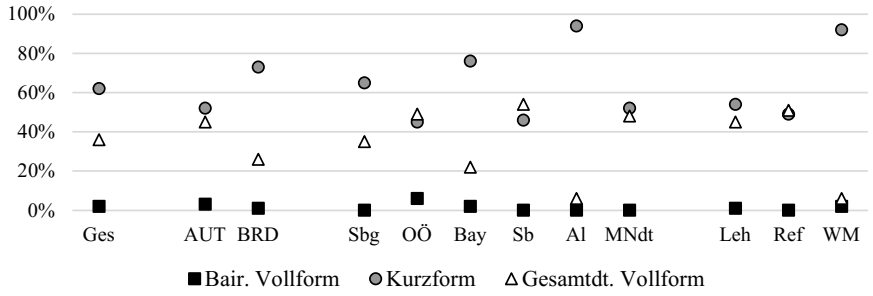

Abb. 84: Kovarianzen bei der Realisierung der Lokaladverbien

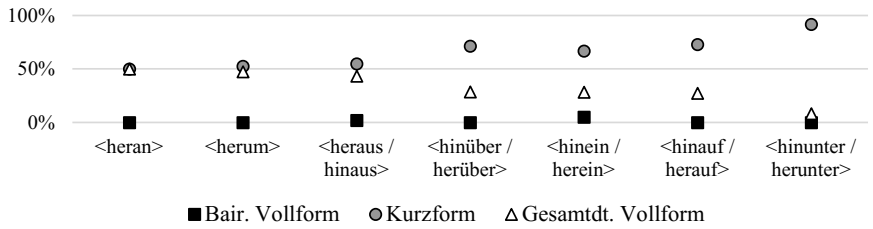

Abb. 85: Lexemspezifik bei der Realisierung der Lokaladverbien

Wie bei den Pronominaladverbien gibt es kleinere lemmaabhängige Unterschiede in der Variantenrealisierung, die Abb. 85 zeigt. V. a. <heran, herum, heraus / hinaus> werden etwas seltener reduziert, <hinunter, herunter> öfter, wobei alle Formen mehrheitlich ohne Anlaut auftreten. Die bairischen Vollformen kommen nur bei zwei (etwas häufiger belegten) Lexemen vor. Aufgrund der vergleichsweise

526 Signifikant (p in Klammer) sind die Unterschiede bei den gesamtdt. Vollformen zwischen Leh/WM (0,007**), Ref/WM (0,005**); bei den Kurzformen zwischen Leh/WM (0,007**), Ref/WM (0,012*).

geringen Belegzahlen sowie der diaphasischen Differenzen könnten die lemmaabhängigen Unterschiede aber u. U. nur zufällig zustande gekommen sein.

V15 Realisierung des nebentonigen <en>

Als drittes Set soll die Realisierung von posttonischem <en> untersucht werden; betrachet werden drei Subsets: Die Endung <en> als Infinitiv- / Pluralmarker der 1./3. P. Sg., einerseits nach nasalen Lauten (= V15a) (bei <nehmen, kennen, kommen, können>), andererseits nach oralen Lauten (=V15b) (bei <stehen, gehen, sehen, schauen, stellen, machen, sagen, müssen, lassen, wissen>). Untersucht wird außerdem das Auftreten von <en> in anderen morphologischen Kontexten, wiederum nach Nasal (= V15c) (bei <ihnen, genommen, gekommen, drinnen, zusammen, gegangen>). Die drei Kontexte sollen Aufschluss über die Rolle morphologischer und / oder phonetischer *constraints* bei der Variation liefern, ermöglicht wird dies durch die hohe Zahl an Belegen für <en> in der Nebensilbe.

Die Kodizes divergieren in den Ausspracheregelungen für nebentoniges <en>: Laut SIEBS darf „[i]n der Hochsprache […] das *ə* der Ableitungssilben *-er*, *-el*, *-em*, *-en* nicht unterdrückt werden. Die silbische Aussprache […] genügt nicht." Es heiße bspw. „*ˈre:dən* und nicht *ˈre:dn̩*" – als „[b]esonders verwahrlost" wird dabei die „Beeinflussung der häufigen Nebensilbe *-en* durch einen vorangehenden labialen oder palatalen Konsonanten" bezeichnet, etwa bei der Aussprache von „*geben* als *ˈge:bm̩*, *schlafen* als *ˈʃla:fm̩*, *nehmen* als *ˈne:mm̩* oder gar *ˈne:m̩*" (SIEBS 1957: 42).

Anders das DAW und der Duden – hier wird eine Synkopierung des Schwa in gewissen Kontexten grundsätzlich erlaubt bzw. sogar empfohlen. Gesprochen werde das Schwa laut DAW „nach Vokalen / Diphthongen, Nasalen, [ʁ], [j]"[527], nicht aber „nach den Plosiven [t] und [d], nach Frikativen (außer nach [ʁ] und [j]) sowie nach dem Lateral [l]", außerdem nicht „nach den Plosiven [p] und [b]" sowie „[k] und [g]"[528] – bei [p] / [b] sowie [k] / [g] ist auch die Assimilation regelhaft, sodass [n] zu [m] oder [ŋ] werde (vgl. KRECH et al. 2010: 70; vgl. zur Assimilation des Nasals auch MEINHOLD 1973: 25–26). Analog vermerkt der Duden, /ən/ „wird nach Plosiven, Frikativen und Affrikaten allgemein synkopiert mit silbischem [n̩] gesprochen. Nach Vokalen, Nasalen[,] [r] und teilweise auch [l] ist die Synkopierung jedoch in formellen Kontexten seltener" (Dudenverlag 2015: 39–40).[529] Die

527 Im Abschnitt zur „Standardaussprache in Österreich" vermerkt WIESINGER (2010: 246) indes, dass bei ungeschulten Sprechern und teilweise auch geschulten „<-en> […] mit Ausnahme nach Nasalen" synkopiert werde, „wobei der verbleibende Nasal zwar an den vorangehenden Konsonanten assimiliert wird, aber seine Silbischheit behält".

528 Dass bei Nasalen und Vokalen das Schwa viel seltener getilgt wird, belegt etwa KÖNIG (1989a: 119, 1989b: 93) – wobei er auch nachweist, dass am ehesten vor Frikativen, dann Plosiven getilgt wird; der Lateral liegt zwischen Vokalen / Nasalen mit niedriger und Plosiven / Frikativen mit hoher Tilgungsrate.

529 I. d. S. kodifiziert etwa der Duden [neːmən, iːnən, kɛnən] usf., außerdem [ʃteːən, ʃaʊən, zeːən, geːən, ʃtɛlən], aber [maχn̩, zaːgn̩, mʏsn̩, lasn̩, vɪsn̩] (Dudenverlag (2015: 394, 463, 504, 545, 571, 618, 626, 748, 760, 775, 805, 906). Zur Aussprache nach Vokalen – besonders [eː] – wird vermerkt: „Vor allem spontansprachlich wird *sehen* häufig nicht zweisilbig [zeːən] gesprochen,

Realisierung hänge i. d. S. am Formalitätsgrad einer Situation bzw. der einhergehenden „Sprachpräzision“:

> Generell lässt sich feststellen, dass bei langsamer und deutlicher Aussprache die unsynkopierten Formen häufiger verwendet werden, aber durchaus nicht allein gebräuchlich sind; häufig wird dann der Vokal auch überdeutlich als [ɛ] artikuliert (nicht nur im südlichen deutschen Sprachraum, wo Nebensilbenvokale generell eher im [ɛ]-Bereich liegen). (Dudenverlag 2015: 39)

Auch das DAW betont die Rolle der u. a. an der Formalität hängenden „Artikulationspräzision“: Ist sie hoch, werde das Schwa bei <en> „auch nach Plosiven und Frikativen[,] häufig voll realisiert“ (KRECH et al. 2010: 103), bei „verminderter Artikulationspräzision“ hingegen werde es „in allen Positionen […] nahezu grundsätzlich elidiert, so auch nach Vokalen, Nasalen und [ʁ]“ (KRECH et al. 2010: 105–106). MEINHOLD (1973: 50) meint dbzgl. gar, die Realisierung von <en> bei Vokalen, Nasalen und Liquiden stelle einen generell „zuverlässigen Indikator für die allgemeine Artikulationspräzision dar“;[530] er bemerkt weiters:

- Bei vorangehendem Nasal führe der „Ausfall des [ə] […] zum Silbenverlust und fast stets zur Totalassimilation: [kɛn̩:, kɔm̩:, zɪŋ̩:] oder [kɛn, kɔm, zɪŋ]. Formen wie [kɔmn, zɪŋn] sind selten“ (MEINHOLD 1973: 49).
- Bei Liquiden komme es „zum Verlust der Silbigkeit“, weshalb es ein „auffälliges Phänomen“ sei; „der Nasal“ bleibe „unassimiliert erhalten“ (MEINHOLD 1973: 50).
- „Nach Vokalen entsteht ebenfalls Silbenverlust; dieser [ə]-Ausfall ist aber besonders verbreitet und sogar orthographisch sanktioniert“ (MEINHOLD 1973: 50).

In den deutschen Dialekten ist nebentoniges <en> vielfach nicht von einer Synkopierung, sondern vom Entfall des Nasals betroffen[531] – ein Reflex des allgemeinen Abfalls des auslautenden /n/ (vgl. V27 in Kapitel 3.4.3). Allerdings ist der Nasalabfall durchaus „unterschiedlich für den Infinitiv, die Personalendungen im Plural des Präsens, das Partizip II der starken Verben, die Nominalflexion und die verschiedenartigen Suffixe“ – „Analogiewirkungen“ ergeben bisweilen „ein buntes lexikalisches Bild“ (SCHIRMUNSKI 2010: 447–448). Das Niederdeutsche kennt grundsätzlich auslautendes /ən/, meist mit Synkopierung zu [n̩] bzw. unterschiedlichen Assimilationserscheinungen[532] – dasselbe gilt für das Ostmitteldeutsche. Im Westen hingegen variieren die fränkischen Dialekte bereits [ən] und [ə], weiter südlich davon be-

sondern einsilbig als [zeːn]. Die sprachrhythmisch oft günstige Reduktion tritt nicht nur im Infinitiv *sehen*, den gleichlautenden Flexionsformen der 1. und 3. Pers. Pl. sowie dem Partizip *gesehen* auf, sondern bei allen Verben, bei denen die entsprechenden Flexionsformen keinen stammschließenden Konsonanten haben, wie bspw. *schauen*, *ziehen*, *leihen* oder *scheuen* u. a., und ist besonders bei Formen mit stammauslautendem [eː] die üblichste Aussprache, bspw. auch bei *flehen*, *gehen* und *stehen*“ (Dudenverlag 2015: 775).

530 Dagegen wird, MEINHOLD (1973: 50) folgend, „[n]ach Frikativen, ausgenommen [j], […] /en/ allgemein nur silbisch als [n̩] realisiert; die volle Form ist hier Ausnahmeform“.

531 Ausnahmen bestehen aber bei den Wurzelverben <stehen>, <gehen>, <tun> und <sein>, vgl. etwa ZEHETNER (1985: 94) sowie ausführlich SCHIRMUNSKI (2010: 624–630).

532 Auch alltagssprachlich werde die Endung nach Nasal in Norddeutschland meist getilgt, vgl. etwa LANWER (2015: 147–148, 178, 234, 282).

gegnet die generelle Nasalelision bei <en>, wobei der „reduzierte Vokal verschiedene Abschattungen“ habe, relevant sind v. a. [ə] im Westen und [ɐ] im Osten (SCHIRMUNSKI 2010: 447–451; KEHREIN 2012: 133; zum Westmitteldeutschen vgl. bspw. MACHA 1991: 166; MÖLLER 2013: 102).

Im Schwäbisch-Alemannischen handelt es sich bei der vokalischen Realisierung von <en> um einen prinzipiell „allgemeinen Prozess ohne etymologische Auftretensbedingungen“ (KNÖBL 2012: 117) – während allerdings der Infinitiv und die Partizip-II-Endungen der starken Verben grundsätzlich auf [ə] auslauten, existiert im Präsensparadigma auch ein Einheitsplural auf [ət][533] (zumindest im Großteil des schwäbisch-alemannischen Raums; vgl. RUSS 1990: 355; KNÖBL 2012: 118; KÖNIG / RENN 2007: 84–85, 90–91; RENN / KÖNIG 2006: 74–75). Für den von ihm untersuchten formellen Kontext stellt KNÖBL (2012: 118–119) allerdings fest, dass die alemannischen Dialektformen (sowohl die Endung [ə] als auch [ət]) wenig gebraucht werden. Stattdessen zeige sich die Tendenz, die synkopierte Form [n̩] zu nutzen, während auch [ən] nur selten Verwendung findet. Eine besondere Bedeutung komme derweil der Position vor [mɐ] (aus <wir>) zu – hier begegnen häufig „Klitisierungseinheiten“, die KNÖBL (2012) als „‚dialekt-standard-neutrale‘ Reduktionsformen“ bezeichnet. Der Status dieser Variante sei der einer „positionsabhängigen Allegroform“. Anders als KNÖBL (2012) bewertet AUER (1990: 52) die Nasaltilgung bei <en> als „eines der auffälligsten und am schwersten zu unterdrückenden Merkmale des Alemannischen allgemein“. Auch er betont, dass die Tilgung grundsätzlich „unabhängig von morphologischen Kriterien [erfolgt], d. h. es kann sich um Infinitivsuffix, um das Pluralsuffix in der Verbkonjunktion oder das Pluralsuffix in der Nominalflexion handeln, aber auch um nicht analysierbare Nebensilben“ (AUER 1990: 53).

Im Bairischen ist die Realisierung von <en> als [ɐ] komplexeren Auftretensbedingungen unterworfen (RENN / KÖNIG 2006: 28–29). Sie ist von lautlichen und (flexions-)morphologischen Faktoren abhängig und räumlich unterschiedlich distribuiert: [ɐ] tritt im Infinitiv,[534] in der Endung der 1. P. Pl.,[535] der 3. P. Pl.,[536] der Partizipien der starken Verben[537] und sonstigen Suffixen im Südbairischen nicht auf, <en> wird allgemein durch „die Allophone /ɐn/, /n/, /Ø/, /nɐn/“ repräsentiert. Im Mittelbairischen „[h]ingegen führten Nasale und der velare Frikativ und die ehemaligen velaren Affrikata überall sowie der labiale Frikativ und die Affrikata nur im Westen und Osten zum Allomorph /ɐ/“.[538] Dies gilt auch für das Südmittel-

533 Ein solcher existiert auch im Niederdeutschen, z. T. auf [ə(t)], z. T. auf [ən], vgl. SCHIRMUNSKI (2010: 611).

534 Vgl. dazu ausführlich MAUSER (2009: 57–62, 1998: 266–281).

535 Vgl. hierzu auch WIESINGER (1989: 36–39); vgl. auch MAUSER (1998: 291–296).

536 Vgl. hierzu auch WIESINGER (1989: 45–50); MAUSER (1998: 301–306) – zu erwähnen ist allerdings der relikthafte Erhalt der mhd. Endung *-ent* in einigen (mittel-)bairischen Dialekten; vgl. MERKLE (1976: 46); MAUSER (2009: 63). RENN / KÖNIG (2006: 75).

537 Vgl. hierzu auch WIESINGER (1989: 61–62).

538 ZEHETNER (1985: 94) betont dabei: „Niemals werden im Bairischen – oder sonst im süddeutschen Raum – Formen wie *kommm, nehm'm, bring'ng, könn'n* in dialektnaher Sprache zu hören sein. Derlei Verkürzungen, wie sie in modischem Umgangsdeutsch um sich greifen, laufen

bairische,[539] „doch kommt es dort zu gebietsweise recht unterschiedlichen Kombinationen auf Grund von bereits teilweise mit dem Südbairischen übereinstimmenden Verhältnissen“ (WIESINGER 1989: 23, ausführlich: 14–20).[540]

Das (basis-)dialektale /ɐ/ ist im Bairischen allerdings durch Neuerungen vom Abbau begriffen, es werde gerade „im österreichischen Mittelbairischen von Wien aus […] zugunsten von /n/ aufgegeben, was im Umkreis von Wien bereits gänzlich geschehen ist und dort nach Nasalen neben meist verbleibendem /ɐ/ zum Allophon [ɐn] führt“ (WIESINGER 1989: 24). Diese Entwicklung, so SCHEURINGER (1990: 379), greife auf andere Städte Österreichs über, „während in Bayern der Grad der Akzeptabilität der vokalischen Endung generell höher und diese als nicht so dialektal wie in Österreich einzuschätzen ist“. Für Österreich bemerkt auch WIESINGER (2014: 105), dass die vokalische Realisierung von nebentonigem <en> nur noch im Basisdialekt auftrete. EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-70, 4-71, 4-72) indes zeigt, dass auch im Freistaat Bayern die Endung [ɐ] alltagssprachlich kaum relevant ist, im Alemannischen verbfinales [ə] aber sehr wohl noch Verwendung findet – für MIHM (2000: 2121) handelt es sich i. d. S. auch um ein allgemeines Merkmal der schwäbischen Umgangssprache.

Als Erstes soll die Realisierung von <en> in der 1./3. P. Pl. und beim Infinitiv der Verbformen mit nasalem Stammauslaut untersucht werden. Belegt ist für diesen Kontext ein Überwiegen der Form mit Schwa ([ən]) (= 47 %), wenn auch der Wegfall der Endung häufig begegnet (= 40 %) – zumeist unabhängig von nachfolgendem [mɐ] (= 7 %). Eine vokalische Realisierung als [ɐ] tritt kaum auf (= 6 %) – nur vier Probanden realisieren sie (zwei Probanden aus Altbayern, LAC und LUK01; außerdem zwei aus Oberösterreich, LAE und LUG09). Alemannisches [ə] kommt nicht vor.

Augenfällig ist die interpersonale Variationsbreite: Vier Probanden verwenden nur die Form mit Schwa; sechs bloß synkopierte Varianten. Dabei machen sich große nationale Unterschiede bemerkbar: Konstant nutzen die schwalosen Formen nur Bundesdeutsche, umgekehrt die mit Schwa ausschließlich Österreicher. Auch sonst gebrauchen alle Österreicher die Form mit Schwa überwiegend; bei den bundesdeutschen Probanden gilt dies indes nur für zwei Referenten aus Altbayern (LUI20, LUH02), elf Bundesdeutsche verwenden überwiegend synkopierte Varianten, wobei keiner der Mittel- / Norddeutschen oder Alemannen mit mehr als 20 %

den bodenständigen Gepflogenheiten zuwider. Hierzulande bleibt nach Nasalkonsonanten immer eine volle Silbe zu hören: *kema, nema, bringa, kena / kina* (kommen, nehmen, bringen, können).“ Vgl. allerdings MAUSER (2009: 60), der in Salzburg bspw. basisdialektales [lɔ̃ɐ̃n] für <lehnen> belegt; vgl. auch ausführlich MAUSER (1998: 292–293, 303).

539 Vgl. für die Salzburger Verhältnisse etwa SCHEUTZ (2009: 40).

540 Vgl. auch KRANZMAYER (1956: 115–118); SCHEURINGER (1990: 249–252); WIESINGER (1990: 459–460, 464); ROWLEY (1990: 430); SCHATZ (1903: 55); ZEHETNER (1985: 93–94); MERKLE (1976: 41); MAIWALD (2010: 150–155). Am häufigsten sei die Realisierung mit [ɐ] nach Nasal; vgl. dazu auch SCHEUTZ (1985b: 115): „Während die [ɐ]-Endungen nach palatovelaren Verschlüssen stark im Abbau begriffen sind und zunehmend durch [ŋ] ersetzt werden, ist das [ɐ̃] nach Nasalen nach wie vor obligatorisch; dies resultiert offenbar aus dem Bestreben, eine Kollision bzw. einen Zusammenfall von stamm- und personalmorphemfinalem Nasal (wie in Norddeutschland) zu verhindern.“

schwahaltige Formen produziert. Abgesehen vom Kontext vor [mɐ] sind derweil schwalose Varianten nur bei drei der Österreicher belegt (LAE, LUG, LUH06).

In Abb. 86 treten die angesprochenen nationalen Kontraste deutlich hervor.[541] Österreichintern zeigen sich innerregional nur geringfügige Differenzen – nur bei Oberösterreichern begegnet etwas häufiger die Reduktion nach [mɐ], wohl auch, weil <wir> hier häufiger als [mɐ] erscheint (vgl. V4); außerdem tritt hier die bairisch-vokalische Variante auf. Innerhalb der Gruppe der Bundesdeutschen unterscheiden sich die Altbayern stärker von den Alemannen und Mittel- / Norddeutschen: Auch wenn sie deutlich seltener als die österreichischen Probanden schwahaltige Formen produzieren, tun sie es doch öfter als die anderen Bundesdeutschen; sie nehmen gewissermaßen eine Zwischenstellung ein. In der Gruppe der Altbayern tritt auch <en> am stärksten als [ɐ] auf, ein Indiz für den Status der Form dort.[542] Situations- / rollenspezifische Differenzen, wie in der Literatur nahegelegt, spielen demgegenüber kaum eine Rolle (allenfalls beim etwas häufigeren Vorkommen von [ɐ] in Wortmeldungen)[543] – offenkundig steuern v. a. regionale Bedingungen die Variation hier.

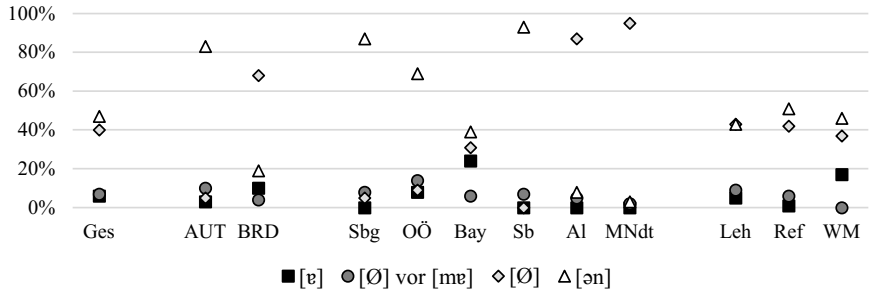

Abb. 86: Kovarianzen bei <en> vor nasalen Lauten I

Ähnliche wie bei der Plural- / Infinitivendung verhält sich <en> in anderen postnasalen morphologischen Kontexten (vgl. auch Abb. 87). Wieder dominiert die Realisierung der Form mit Schwa, wobei das Übergewicht geringfügig größer ausfällt (= 50 %). Die Anteile schwaloser Formen sind auch etwas höher, obgleich der Kontext vor [mɐ] auszuklammern ist, der hier entfällt (= 48 %). Die Form [ɐ] erscheint

541 Die Unterschiede sind signifikant für die Form mit realisiertem Schwa (p = 0,000***) sowie die synkopierte Form ohne vorangehendes [mɐ] (p = 0,000***).

542 Signifikante regionale Unterschiede (in Klammer p) bestehen bei der Form mit realisiertem Schwa zwischen Sbg/Bay (0,010*), Sbg/Al (0,029*), Sbg/MNdt (0,016*), OÖ/Al (0,029*), OÖ/MNdt (0,016*), Sb/Bay (0,010*), Bay/Al (0,038*), Bay/MNdt (0,009**), Sb/Al (0,029*), Sb/MNdt (0,016*); bei der synkopierten Form ohne vorangehendes [mɐ] sind die Unterschiede signifikant zwischen: Sbg/Al (0,029*), Sbg/MNdt (0,016*), OÖ/Al (0,029*), OÖ/MNdt (0,016*), Bay/Al (0,019*), Bay/MNdt (0,004**), Sb/Al (0,029*), Sb/MNdt (0,016*).

543 Die Differenzen sind n. s.

noch seltener (2 %) und nur bei einer kleinen Minderheit (bei vier Probanden, LAE und LAC wie oben; außerdem LIC und LIC14).

Analog zu oben korrelieren die interpersonalen Differenzen stark mit der regionalen / nationalen Herkunft: So nutzen zehn von zwölf Österreichern die schwahaltige Form mit 50 % oder mehr (nur nicht LOF und LAG11); umgekehrt verwenden zehn von zwölf Bundesdeutschen die synkopierte Variante mit 50 % oder mehr (nur nicht die altbayrischen Referenten LUK17 und LUI20).[544] Insbesondere sind es wieder die Mittel- / Norddeutschen und Alemannen, die durch ihre häufigere Schwatilgung auffallen (die Alemannin LEA ist hier die einzige, die Schwa in mehr als 20 % der Fälle realisiert) – bei immerhin vier Probanden dieser Gruppen wird gar nicht variiert. Daneben bestehen auch gewisse regionale Unterschiede innerhalb Österreichs, v. a. zwischen der Gruppe der Oberösterreicher einerseits, den Salzburgern und Südbaiern andererseits. Der Wert für die Probanden aus Oberösterreich nähert sich dabei dem der Altbayern an, der sich seinerseits von dem der übrigen Bundesdeutschen abhebt.[545] Ähnlich wie oben treten rollen- / situationsspezifische Differenzen bei diesem Subset kaum auf.[546] Letztlich verhält es sich analog zum obigen – die Variation ist v. a. diatopisch induziert.

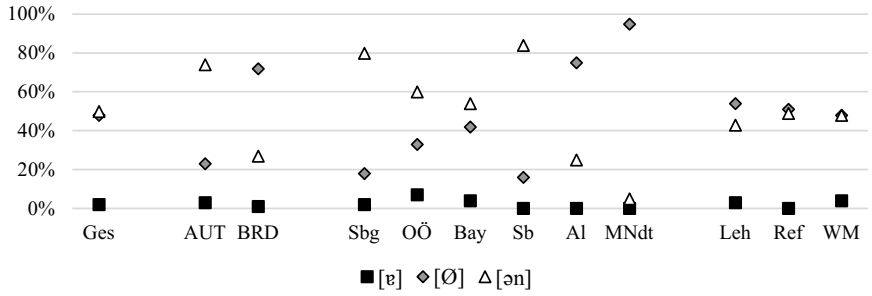

Abb. 87: Kovarianzen bei <en> vor nasalen Lauten II

Als letzter Kontext für nebentoniges <en> wird die Realisierung der Infinitiv- bzw. Pluralendung der 1./3. P. Präs. nach nicht-nasalen Lauten untersucht. Dabei zeigt sich, dass anders als bei postnasalem <en> praktisch keine schwahaltigen Formen auftreten – zumindest bei den deutschen Erstsprachlern (= 0 %). Nur fünf Probanden gebrauchen die Variante überhaupt, allerdings im einstelligen Prozentbereich. Auch [ɐ] ist marginal, es ist nur bei zwei Probanden belegt (LAC und LUK01). Letztlich ist für alle Sprecher die schwalose Form dominant (z. T. bei Klitisierung

544 Die Differenzen sind signifikant für die synkopierte Variante (p = 0,000***) und die mit Schwa (p = 0,000***).

545 Signifikant sind die Unterschiede sowohl bei der Realisierung der Null- als auch der Vollform zwischen MNdt/Sbg (p = 0,016*), MNdt/OÖ (p = 0,016*), MNdt/Bay (p = 0,016*), MNdt/Sb (p = 0,016*).

546 Auch statistisch sind die Differenzen n. s.

mit [mɐ]), für eine Mehrheit ist dies eine Konstante. Allfällige regionale und / oder rollen- / situationsspezifische Unterschiede lassen sich bei den deutschen Erstsprachlern nicht ausmachen – vgl. Abb. 88 – abgesehen allenfalls von geringfügigen Differenzen in der Klitisierungsrate bei [mɐ] (die freilich in den Gruppen höher ist, in denen [mɐ] für <wir> häufiger verwendet wird, vgl. V4) oder beim Gebrauch von [ɐ] für <en> (beide Probanden, die diese Form nutzen, stammen aus Altbayern).[547] Zu vermerken ist allerdings eine Differenz zwischen den deutschen Erstsprachlern und den fremdsprachigen Sprecherinnen. Letztere verwenden die volle Endung mit jeweils über 30 %.

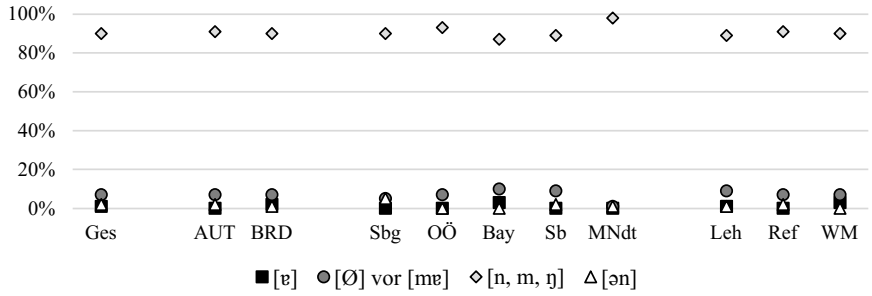

Abb. 88: Kovarianzen bei <en> vor oralen Lauten

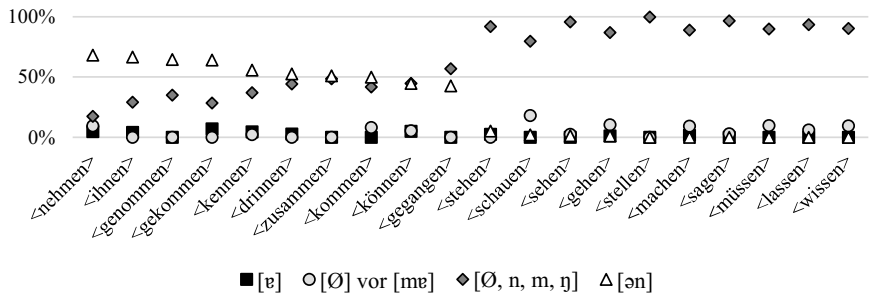

Abb. 89: Lexemspezifik bei der Realisierung von nebentonigem <en>

Schlussendlich ist bei <en> die Lautumgebung entscheidend dafür, ob überhaupt variiert wird; dies zeigt sich deutlich, wenn alle hier untersuchten Wortformen mit auslautendem <en> einander gegenübergestellt werden – vgl. Abb. 89. Die Formen mit nasalem Stammauslaut heben sich klar von jenen mit oralem ab[548] – handelt es

547 Die Unterschiede sind jeweils n. s.

548 Die Ergebnisse bestätigen SCHEUTZ (1985b: 115), wenn er hervorhebt, dass „die hochsprachlichen Vollformen mit erhaltenem Schwa (außer nach *m* und *n*) wohl nur mehr hypothetisch – bzw. nur bei sehr ‚sorgfältiger' Sprechweise – anzusetzen sind".

sich nun um Frikativ (<müssen, lassen, wissen, machen>), Plosiv (<sagen>), Liquid (<stellen>) oder Vokal (<gehen, sehen, schauen, stehen>). Nach Nasal wird deutlich öfter das Schwa realisiert, wobei sich bei diesen Lemmata gewisse Frequenzunterschiede bemerkbar machen. Zurückzuführen sind sie weder auf die morphologische Funktion von <en>, noch die Art des vorangehenden Nasals (bilabialer oder alveolarer Laut).

V16 Realisierung des nebentonigen <e>

Als nächste morphophonetische Variable soll das posttonische <e> untersucht werden. Betrachtet werden hierzu zwei Kontexte der Verbalflexion: Einerseits das Vorkommen in der 1. P. Sg. Ind. Präs. anhand der Wortformen <denke, finde, habe, glaube, meine> (= V16a); andererseits in der 1./3. P. Sg. Konj. II bei <sollte, möchte, könnte, würde, hätte, wäre> (= V16b).

In der 1. P. Sg. Ind. Präs. fungiert auslautendes <e> als Personalendung (ENGEL 2009: 213; HELBIG / BUSCHA 1996: 26) – allerdings wird es, wie der Grammatik-Duden betont, „[i]n spontaner gesprochener Sprache […] regelmäßig ausgelassen" (Dudenverlag 2009: 445),[549] wie überhaupt der „[ə]-Wegfall am Wortende" ein üblicher Prozess gesprochener Sprache sei (Dudenverlag 2009: 1197; SPIEKERMANN 2008: 78).[550] EISENBERG (2013b: 96) bezeichnet das Schwa in der 1. P. Sg. Ind. Präs. i. d. S. als „fakultativ";[551] auch bei intendierter Standardsprache fehlt es, wie mehrere Untersuchungen belegen, zumeist (BEREND 2005: 157–158; KNÖBL 2012: 134–135; SPIEKERMANN 2008: 193).[552]

Ist die Schwatilgung in der 1. P. Sg. Ind. Präs. in der Standardsprache fakultativ, ist die Realisierung ohne Schwa dialektal vielfach obligatorisch[553] – dies gilt für den „südlichen mitteldeutschen und oberdeutschen Raum" (MACHA 1991: 168),

549 Ein Grund dafür sind satzrhythmische Bedingungen, wie etwa KNÖBL (2012: 134) betont: „Die Reduktion einer Wortform um eine Silbe mittels Schwa-Elision schafft einen rhythmusbezogenen Vorteil im wortübergreifenden Redefluss, insbesondere im Fall von Verben der ersten Person mit folgendem Subjektpronomen, bei dem die Apokope hiatusmeidend wirkt". I. d. S. belegt BEREND (2005: 157), dass „bei nachgestelltem Pronomen unabhängig von regionalsprachlichen Faktoren fast immer (in 98,8 Prozent) Apokope eintritt"; vgl. auch SCHEUTZ (1985b: 109).

550 Wie andere wortfinale Schwächungsvorgänge steht dies (u. a.) mit der Festlegung der Wortbetonung auf die Initialsilbe in ursächlichem Zusammenhang; vgl. etwa KÖNIG / RENN (2007: 60).

551 EISENBERG (2013a: 182–183) nennt weitere Faktoren, die beeinflussen, bei welchen Verben das Schwa getilgt wird: So seien Verben, die auch nebentoniges <en> reduzieren, von der Schwa-Elision „[i]m Sinne des paradigmatischen Ausgleichs […] am wahrscheinlichsten" betroffen. Eine Rolle spiele ferner, ob der Stamm auf einen stimmhaften Konsonanten endet – durch die Schwarealisierung werde die Auslautverhärtung verhindert und somit die Morphemkonstanz gesichert; dies mache die Elision unwahrscheinlicher.

552 BEREND (2005) zeigt, dass die Form überregional gilt; MIHM (2000: 2117, 2120) bezeichnet die Tilgung allerdings als spezifisches Merkmal der ripuarischen sowie der süddeutschen Umgangssprache(n).

553 Vgl. SCHEUTZ (1985b: 109); MERKLE (1976: 46); MAUSER (2009: 63); sonach gibt es auch Kookkurrenzrestriktionen zwischen „realisiertem Schwa und dialektalem Vokalismus", wie SCHEUTZ (1985b: 109) betont.

d. h. auch das Bairische (WIESINGER 1989: 25; ZEHETNER 1985: 95; MAUSER 1998: 282) genauso wie das Schwäbisch-Alemannische (KÖNIG / RENN 2007; RUSS 1990: 355; SPIEKERMANN 2008: 78).[554]

Die Verhältnisse beim Konjunktivmarker unterscheiden sich von der Indikativendung der 1. P. Sg. und zwar sowohl in standardnaher als auch dialektaler Aussprache. Grundsätzlich ist im Standard beim Konjunktiv das „Formeninventar […] einheitlicher als das des Ind." – „[a]lle Formen sind zweisilbig", wobei „sämtliche Formen ein *e* auf[weisen], das dem Stamm unmittelbar folgt. Man kann erwägen, es als Konjunktivmorph anzusehen" (EISENBERG 2013b: 97). Die Bedeutung, die das Schwa bei der Konjunktivmarkierung hat, beeinträchtigt seine Tilgung (Dudenverlag 2009: 444) – wenn sie auch nicht auszuschließen ist (DAVIES 1995: 128; MACHA 1991: 166). Zu erwarten ist dennoch „insbesondere bei den Konjunktivformen eine im Vergleich zur Präsens-Indikativ-Inzidenz deutlich abnehmende Wahrscheinlichkeit der apokopierten Formen" (KNÖBL 2012: 134). Ein weiterer Grund dafür mag sein,[555] dass der synthetisch gebildete Konjunktiv – abgesehen „von einer Hand voll starker / unregelmäßiger Vollverben" (Dudenverlag 2009: 540) – in gesprochener Sprache weniger frequent ist und somit weniger „anfällig" für lautliche Reduktionserscheinungen. Im Gespräch werden Konjunktive oft analytisch gebildet, wobei <würde, hätte, wäre> als Auxiliarverben fungieren (EISENBERG 2013b: 117).

Der Dialekt hat z. T. eigene Konjunktivmorpheme. Erwähnenswert ist hierbei v. a. das Suffix [ɐt] im bairischen Raum: Ursprünglich gebildet für schwache Verben[556] erscheint es heute auch bei den starken Verben (z. T. mit, z. T. ohne Umlaut, meist angehängt an den Präsensstamm), bspw. [ɛsɐt] für <äße>.[557] Daneben exis-

554 Vgl. auch SCHIRMUNSKI (2010: 586–587); SPIEKERMANN (2008: 78); vgl. ferner die Karte <glaube> bei DiWA (2001 ff.: Kartennr. 116). Laut SCHIRMUNSKI (2010: 586) werde jedoch „in einer beträchtlichen Gruppe westmitteldeutscher Mundarten […] die Form der 1.Pers. durch die Endung *-n*, *-en* verstärkt"; vgl. dazu auch MÖLLER (2013: 107). Erhalten seien solche Formen v. a. bei athematischen Verben sowie verba contracta, wie etwa <haben> (SCHIRMUNSKI 2010: 587) – gerade <haben> verhält sich in der 1. P. Sg. vielfach anders, Formen wie *ha*(*n*), *hu*(*n*), *hao* treten auch im Oberdeutschen auf, vgl. SCHIRMUNSKI (2010: 630–635); DiWA (2001 ff.: Kartennr. 117, 130).

555 Eine Rolle dürfte außerdem spielen, dass die Schwatilgung zu Synkretismen führt, die verständnishemmend wirken (insofern sie die Konjunktivmarkierung nivellieren): (1) *Wenn sie vorbeischaute, grüßte er sie nicht*, (2) *Wenn sie vorbeischaut', grüßt' er sie nicht*. Bei den hier untersuchten Formen handelt es sich allerdings um starke Verben mit umgelautetem Konjunktiv II bzw. bei <sollte> um ein Modalverb, das mit starkem Formeninventar den Präsens Indikativ bildet, wodurch die Konjunktivmarkierung auch bei der Apokope erhalten bleibt: (1) *Wenn er Glück hätte, würde er krank*, (2) *Wenn er Glück hätt', würd' er krank*, (3) *Wenn er Glück hat, wird er krank*.

556 Laut SALTVEIT (1983: 1224) ist „die Form auf *-at* offenbar eine lautgerechte schwache Präteritumform"; analog trete im Alemannischen das „Suffix *-ti* [auf], das ebenfalls lautgerecht dem Dentalsuffix der schwachen Flexion entspricht" und auch zur Konjunktivmarkierung bei starken Verben verwendet wird.

557 Vgl. SCHIRMUNSKI (2010: 578–579); WIESINGER (1989: 56–61); ZEHETNER (1985: 102–103); SALTVEIT (1983: 1224); MERKLE (1976: 70–72). Laut ZEHETNER (1985: 103) kann das Morphem zu „jedem Verb" treten – „außer ‚haben, sein, (tun)'"; allerdings ist die Form [varɐt] für

tiert bei starken Verben aber auch „die endungslose Konjunktivform, die sich durch Um- bzw. Ablaut auszeichnet“ (ZEHETNER 1985: 103) – hierbei wird das Schwa, wie im Bairischen regelhaft, apokopiert ([ta:t] für <täte> bspw.). Die dritte, dialektale Möglichkeit der Konjunktivbildung ist die periphrastische Ausdrucksweise, wobei v. a. *tun* + Infinitiv gebräuchlich ist (MERKLE 1976: 69; WIESINGER 1989: 56; ZEHETNER 1985: 103).

Gerade in Dialekten, in denen kein eigenes Konjunktivmorphem mehr zur Verfügung steht (aufgrund der vollständigen Reduktion von Schwa), sind die Konjunktivformen „durch die lautliche Vermischung mit dem Indikativ zersetzt“, weshalb der Konjunktiv dort fast nur mehr analytisch gebildet auftritt. Überlebt haben v. a. Formen, die „entsprechend dem Charakter des Präteritalvokalismus einen Umlaut als Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Indikativ haben können“; sie kommen dann meist ohne auslautendes Schwa vor (SCHIRMUNSKI 2010: 575–577).[558]

Abb. 90 zeigt die Variation bei <e> im Set der Verbformen der 1. P. Sg. Präs. Deutlich wird, dass die deutschen Erstsprachler Schwa in diesem Kontext meist tilgen – realisiert wird es im Schnitt in nur 10 % der Fälle. Die Mehrheit verwendet konstant die *e*-lose Form (22 gegenüber 13 Sprecher), wohingegen nur zwei Probanden mehrheitlich, aber nicht konstant, Schwa artikulieren (LIC, LUG08). Höhere Werte für Schwa sind indes bei den beiden erfassten fremdsprachigen Sprecherinnen zu verzeichnen, allerdings tilgen auch sie es eher als dass sie es realisieren.

Die nationalen Differenzen und auch die regionalen Variationsmuster sind bei diesem Set vergleichsweise unscheinbar, festzuhalten ist allenfalls, dass fünf von sechs Mittel- / Norddeutschen die Formen mit Schwa produzieren (nur nicht LUG01), während es bei den anderen Gruppen nie mehr als 50 % der Sprecher sind, für die das gilt.[559] Allerdings kann diese Auffälligkeit mit einer anderen Erscheinung in Zusammenhang gebracht werden: Unter rollen- / situationsspezifischem Blickwinkel ist nämlich festzustellen, dass v. a. Lehrende schwahaltige Formen gebrauchen (die fünf angesprochenen Mittel- / Norddeutschen sind allesamt Lehrende). Von elf Lehrenden verwenden sie nur drei nicht (LAC, LEA, LUG); bei den Studierenden sind es umgekehrt nur fünf von 21 Sprechern (drei davon Referenten), die Schwa überhaupt realisieren. Dass v. a. Lehrende häufiger die Explizitlautung nutzen, könnte mit einer stärkeren Standardorientierung zusammenhängen, könnte aber auch der insgesamt höheren Zahl an *e*-Belegen bei den Lehrenden geschuldet sein, wodurch die Wahrscheinlichkeit natürlich steigt, dieses seltenere Merkmal zu erfassen.[560]

<wäre> durchaus gebräuchlich. Vgl. ausführlich zum Konjunktiv im Bairischen auch MAUSER (1998: 342–355).

558 Dies trifft etwa auf das Schwäbische zu (RUSS 1990: 357); vgl. jedoch SALTVEIT (1983: 1224) und seine Bemerkungen zum alemannischen Suffix *-ti*; vgl. auch generell SALTVEIT (1983) zur dialektalen Bildung des Konjunktivs. Vgl. zudem RENN / KÖNIG (2006: 78–79).

559 Die Unterschiede sind signifikant zwischen: OÖ/MNdt (p = 0,020*), Bay/MNdt (p = 0,005**), Al/MNdt (p = 0,038*). Ignoriert werden muss der höhere Schwa-Anteil bei den Salzburger Probanden – er geht auf LIC zurück, die übrigen Salzburger nutzen die Form nicht.

560 Der Unterschied zwischen Leh/WM ist signifikant (p = 0,022*).

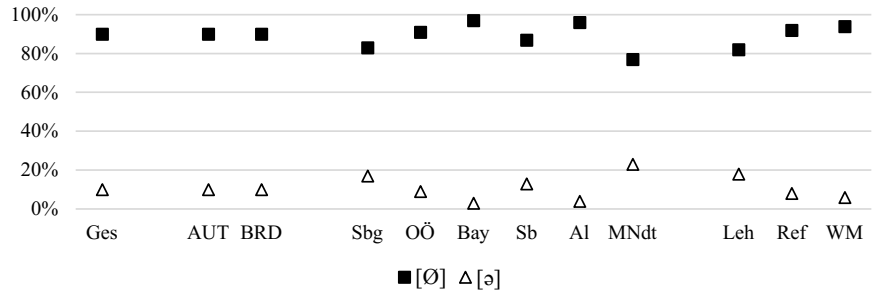

Abb. 90: Kovarianzen bei der Realisierung von <e> in der 1. P. Sg. Präs.

Die Realisierung von <e> in der 1./3. P. Sg. Konj II unterscheidet sich von der in der 1. P. Sg. Präs. unterdessen deutlich. Im Konjunktiv erscheint insgesamt häufiger Schwa – in fast der Hälfte der erfassten Fälle bei den deutschen Erstsprachlern (= 48 %). Auch ist die Variationsbreite größer: Nur zwei Probanden (LAC, LEA04) realisieren das wortfinale Schwa nie, die übrigen Probanden variieren zwischen apokopierten und nicht-apokopierten Formen, wobei fünf Probanden sehr oft letztere artikulieren (LUG09, LIC, LUG01, LAG05, LUI21 mit 80 % oder mehr). Die bairische Konjunktivendung kommt nicht vor.

Auffällig sind gewisse regionale Differenzen (vgl. Abb. 91) – alle mittel- / norddeutschen Probanden benützen Schwa mit 50 % oder mehr, was auch für zwei der drei Alemannen gilt. Bei den bairischen Sprechern sind die Anteile schwahaltiger Formen geringer, allen voran bei den Oberösterreichern, aber auch Altbayern. Demgegenüber fallen die nationalen Unterschiede eher gering aus.[561]

Hervorzuheben sind Distributionsunterschiede indes wieder v. a. unter rollen- / situationsspezifischen Gesichtspunkten – ausgenommen von einer Person (LUG06) präferieren nämlich nur Lehrende und Referierende nicht-apokopierte Formen. Dementsprechend tilgt bloß einer von neun Referenten mehrheitlich die Endung (LUH02). Bei den Lehrenden ist die Variationsbreite größer – während einige kaum die Nullendung umsetzen (LIC, LAG, LUT, LUI, es handelt sich also v. a. um die mittel- / norddeutschen Lehrenden), tun andere dies häufiger (LAC, LAF, LOF). Besonders selten tritt das Schwa studierendenseits in Wortmeldungen auf; fünf von zehn der sich zu Wort Meldenden nutzen [ə] mit 20 % oder weniger (LAG03, LAG04, LEA04, LOF06, LUK01). Sonach deutet sich v. a. bei Studierenden ein – ggf. normativ implementiertes – diaphasisches Variieren an. Es zeigt sich auch bei jenen Referenten (LAG04, LUG09, LUG01, LUI20), die abseits ihres Vortrages Äußerungen tätigen: Bei allen vier sinkt der Anteil der Schwa-Realisierung, bei zweien bis zur Konstanz der Nullendung, sodass sich der Sprachgebrauch in der Referatsdiskussion und in Wortmeldungen im Schnitt nicht unterscheidet. Diese

561 Die nationalen Differenzen sind nicht signifikant. Die regionalen sind signifikant zwischen OÖ/Al (p = 0,024*), OÖ/MNdt (p = 0,004**).

diaphasischen Differenzen können durch Standarderwartungen erklärt werden, die in Vortrags- und wohl auch Lehrendenäußerungen eine Vermeidung der Schwaelision beim Konjunktiv bewirken.[562]

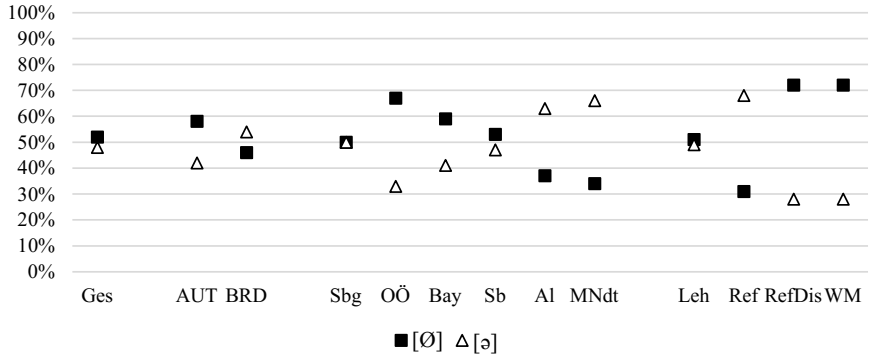

Abb. 91: Kovarianzen bei der Realisierung von <e> in der 1./3. P. Konj. II

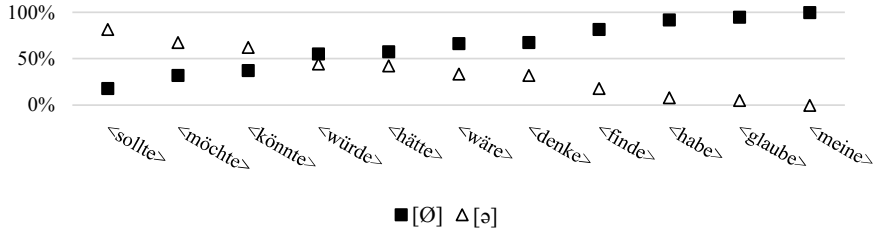

Abb. 92: Lexemspezifik bei der Realisierung von nebentonigem <e>

Die Variation bei nebentonigem <e> differiert, wie gezeigt, je nachdem, ob es sich um eine Instanz der 1. P. Sg. Ind. oder des 1./3. P. Sg. Konj. II. handelt. Weitere lexikalische Kontraste illustriert Abb. 92; sie zeigt durchaus beachtenswerte Differenzen: Während etwa bei <sollte> das Schwa kaum elidiert wird (in ca. 18 % der Fälle bei den deutschen Erstsprachlern), geschieht dies bei <wäre> viel häufiger (66 %). Anhand eines größeren Korpus von Sprechern mit einheitlicherem Variationsverhalten wäre zu untersuchen, ob die Divergenzen ein Artefakt der Erhebung sind oder aber tatsächlich wortformenspezifische Tilgungsraten bestehen.[563]

562 Signifikant sind die Differenzen zwischen Ref/WM (p = 0,001**).

563 Zu untersuchen wäre, worauf diese Unterschiede dann zurückgehen, ob bspw. die Lautumgebung einen Einfluss hat (bei den vorliegenden Lexemen ist die lautliche Umgebung vor Schwa allerdings relativ konstant – abgesehen von <wäre> und <meine> steht immer ein Plosiv vor <e>).

V17 Realisierung des auslautenden <ig>

In weiterer Folge sollen (morpho-)phonetische Sets untersucht werden, die variable Elemente im Konsonantismus in den Blick nehmen, zunächst die Realisierung des Suffixes <ig> (im Wortauslaut).[564] Die Wortformen <zwanzig, dreißig, richtig, wichtig, schwierig> werden hierfür analysiert. Im Standard bzw. im standardnahen Bereich ist dabei v. a. die Qualität des auslautenden Konsonanten von Interesse, wobei sich die Kodizes darin unterscheiden, welche Formen sie vorschreiben:

SIEBS kodifiziert bei <ig> einen auslautenden Frikativ,[565] explizit vermieden werden soll die Artikulation als Plosiv: „Im Silbenschluß und vor Konsonant wird die Nebensilbe *-ig* nicht wie im Oberdeutschen als *-ik* gesprochen, sondern mit Reibelaut als *-ich* (*-ɪç*), wie in *Kranich*“ (SIEBS 1957: 82). Das DAW differenziert derweil bei <ig> zwischen nationalen Varietäten – kodifiziert wird zwar im Abschnitt für die „Standardaussprache in Deutschland“ dieselbe Regel wie im SIEBS (KRECH et al. 2010: 84, 93), in dem zur „Standardaussprache in Österreich“ wird aber vermerkt, dass im Sprachgebrauch ungeschulter Sprecher <ig> „überall nach der Schreibung mit Plosiv als [ig] ausgesprochen“ werde, nur bei geschulten Sprechern sei „nach den Siebschen Empfehlungen frikativische Aussprache als [iç] üblich“; sie werde jedoch zunehmend „individuell zugunsten von [ig] aufgegeben“ (WIESINGER 2010: 247).

Noch feiner differenziert der Duden: Die [ç]-Aussprache sei „bei deutschen Berufssprecher(inne)n, in Norddeutschland und darüber hinaus überregional in ganz Deutschland vor allem in Zahlwörtern sowie in besonders häufigen Adjektiven (in Ostösterreich neben [ɪk])“[566] in Verwendung (Dudenverlag 2015: 462). Plosivische Aussprache trete im Sprechstandard hingegen auf

> allgemein in der Schweiz, Westösterreich, sowie in weiten Teilen Südbayerns[,] in Nordbayern und Baden-Württemberg vorwiegend nur in formellen Situationen (besonders in der Leseaussprache)[,] im mitteldeutschen Raum (vor allem im Westen, seltener im Osten) in formellen Situationen, um die alltagssprachlich verbreitete Aussprache als [ɪʃ]/ [ɪɛ] […] zu vermeiden. (Dudenverlag 2015: 462).

Detailliertere Untersuchungen legen dabei nahe, dass die Aussprache von <ig> stark vom lexikalischen Kontext abhängig ist, mithin weitere Faktoren zu berück-

564 Für die Realisierung von <ig> in anderen Positionen vgl. bspw. KLEINER (2010).

565 Die plosivische Aussprache ist dabei historisch als Ergebnis eines „etwas merkwürdig anmutende[n] Kompromiss[es] zwischen nördlicher frikativer und südlicher okklusiver Variante festgelegt worden“ – während für die Aussprache des <g> generell der süddeutschen plosivischen Aussprachetradition gefolgt wurde und die *g*-Spirantisierung als Nonstandard gewertet wurde (vgl. Kapitel 3.4.3, V32), wird bei <ig> die *g*-Spirantisierung verlangt. Der Versuch, die *g*-Spirantisierung allgemein zu meiden, führe indes gerade bei „jüngeren Sprechern“ zu hyperkorrekten, plosivischen <ig>-Realisierungen, so MÖLLER (2013: 93); vgl. auch KÖNIG (1989a: 117).

566 SPIEKERMANN (2008: 89) stellt ebenso fest, dass – sprecherabhängig – <ig> bei Zahlenwörtern häufiger als Frikativ realisiert wird. KLEINER (2010: 276) spricht gar von einer „massive[n] Differenz zwischen den Kardinalzahlen und den Adjektiven“, die er bei seiner Untersuchung feststellen konnte – allerdings seien die Unterschiede auch regionenspezifisch, vgl. KLEINER (2010: 273–276). Vgl. zur Lexemspezifik auch LENZ (2003: 173).

sichtigen sind (bspw. Buchstabeneffekte, die eher eine plosivische Aussprache evozieren) (KLEINER 2010: 268–279).

Nicht nur im Standardbereich ist zwischen einer frikativischen Aussprache im Norden und einer plosivischen im Süden zu differenzieren[567] – sie zeigt sich auch in der Alltagssprache, wobei sich in Mitteldeutschland zusätzlich ein koronalisierendes Areal findet. Allerdings sei, so der AdA, die Nord- / Südunterteilung durchaus aufgeweicht, insofern „sich nicht nur das standardsprachliche *-ch* im Süden ausgebreitet [hat], sondern deutlich auch das […] *-k* im Norden".[568] Auf größere Unterschiede je nach Wortform (<König, wenig, zwanzig>) weisen die – allerdings auf Selbsteinschätzungen basierenden – Karten indes nicht hin.

Auch dialektal begegnet die Divergenz zwischen der Aussprache von <ig> als [ɪk] oder [ɪç], wobei [ɪʃ] / [ɪɛ] als koronalisierte Variante von [ɪç] auftritt. Die frikativische Realisierung kommt dabei überall dort vor, wo auslautendes <g> generell frikativisiert wird, „das heißt im gesamten nieder-, mittel- und nördlichen oberdeutschen Raum" (KLEINER 2010: 262), allerdings habe sich, so SCHIRMUNSKI (2010: 369), „[s]pirantisches *-g* in der Adjektivendung *-ig* […] viel weiter nach Süden ausgedehnt als in den gewöhnlichen Fällen des auslautenden *-g*".[569] I. d. S. habe nicht nur das Nieder- und „Mitteldeutsche […] überall *-iç*", sondern auch das Südfränkische und z. T. die alemannischen Dialekte, wenngleich nicht allenthalben (AUER 1990: 54). Im Bairischen kommt es dagegen eher zum Konsonantenabfall, neben plosivischen Realisierungen (SCHIRMUNSKI 2010: 370; vgl. zum Bairischen KRANZMAYER 1956: 85; MERKLE 1976: 28).

567 Dies ist auch ein Grund, wieso SPIEKERMANN (2008: 89) die frikativische Realisierung in Süd(west)deutschland als Hyperform analysiert – nicht ohne dann aber festzustellen, dass sie durchaus häufig sei, weshalb sie „als Kennzeichen eines baden-württembergischen Standards in Betracht" komme (SPIEKERMANN 2008: 194). In der von KEHREIN (2012: 271) untersuchten ostoberdeutschen Region Trostberg dominiert unterdies die Realisierung als [ɪk] in standardnahen Situationen, weshalb er sie als „Merkmal des bairischen Regionalakzents" ansieht – er bemerkt allerdings, dass „bei der Standardkompetenzerhebung auch die spirantische Variante" produziert wird.

568 Vgl. AdA (2003 ff.: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f14a-c/). Vgl. für dieselbe Beobachtung im standardnahen Bereich die Karte bei KÖNIG (1989b: 319); sie zeigt, neben der erwartungsgemäßen Nord- / Südverteilung, auch „Fälle von [ɪk] Aussprache im Norden und [ɪç] Aussprache im Süden" (KÖNIG 1989a: 117). Vgl. auch KÖNIG (1997: 255). Spezifisch für das Westmitteldeutsche konstatiert auch LENZ (2003: 173), die plosivische Realisierung sei „ein Kennzeichen der intendierten Standardlautung und nicht der gelockerten Umgangslautung", wo Frikative dominieren. Als Gründe für das Vordringen der Plosiv-Aussprache nach Norden nennt der AdA (2003 ff.: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f14a-c/) einerseits die Inkonsequenz der Norm, die in anderen Auslautkontexten die Realisierung von <g> als Reibelaut nicht zulässt (vgl. Kapitel 3.4.3 zur *g*-Spirantisierung), andererseits „die Orthographie, die verbreitet zu der Annahme führ[t], die Aussprache *Könik* sei die richtige".

569 Dies nach SCHIRMUNSKI (2010: 369–370) „vielleicht aus phonetischen Gründen (geschwächte Stellung und Nachbarschaft des artikulationsähnlichen *-i*) – möglicherweise aber auch in Analogie zur parallelen Entwicklung des bedeutungsnahen Suffixes *-lich*".

Im vorliegenden Kontext treten bei den deutschen Erstsprachlern für <ig> zwei Varianten auf: Die Form mit Plosiv ([ɪk])[570] sowie jene mit palatalem Frikativ ([ɪç]). Die koronalisierte Variante [ɪʃ] ist derweil nur einmalig bei einer fremdsprachigen Studierenden (LUH01) belegt. Wie für eine Universität im süddeutschen Sprachraum zu erwarten, überwiegen insgesamt plosivische Belege (63 % bei den deutschen Erstsprachlern), vgl. Abb. 93.

Es zeigt sich eine klar räumlich distribuierte Formenverwendung: Bei den Österreichern dominiert wenig überraschend der Plosiv, bei den Bundesdeutschen der Frikativ. Neun Probanden variieren nicht und gebrauchen [ɪk] konstant – dabei handelt es sich allesamt um bairische, bis auf zwei Ausnahmen auch österreichische Sprecher. Umgekehrt wird [ɪç] von fünf Probanden konstant produziert, etwas überraschend allerdings von zwei bairischen Sprechern (LUI02, LAG05) neben drei Mittel- / Norddeutschen (LAG, LUH, LUI). Bemerkenswert ist auch, dass die relative Mehrheit der Probanden beide Formen nutzt: V. a. die Sprecher aus Altbayern (LAG07, LAG12, LUH02, LUI20, LUK17), aber auch eine Probandin aus Mittel- / Norddeutschland (LUK), eine aus dem alemannischen Raum (LEA) und immerhin drei aus dem bairischen Österreich (LAF, LIC, LUG). Nichtsdestotrotz dominiert bei Salzburgern und Oberösterreichern [ɪk] eindeutig; bei den südbairischen und mehr noch den altbayrischen Sprechern ist dies weniger der Fall. Die Mittel- / Norddeutschen verwenden fast nur [ɪç].

Die Variation scheint hier also mit der Sprecherherkunft zu korrelieren, von ihr aber nicht determiniert zu werden. I. d. S. ist auch zu vermerken, dass Lehrende und mehr noch Studierende in Referaten [ɪç] präferieren. Gerade bei den Bairischsprechern tritt die Verwendung von [ɪç] fast nur in diesen beiden Gesprächskontexten / -rollen auf: Von zehn bairischen Probanden, die [ɪç] nutzen, sprechen nur zwei Studierende in Wortmeldungen, fünf hingegen in Referaten, dazu kommen drei Lehrende. Unter den neun bairischen Probanden mit konstantem [ɪk]-Gebrauch hingegen sind sechs Studierende in Wortmeldungen und drei Lehrende; kein Referent verwendet konstant [ɪk], alle realisieren zumindest gelegentlich [ɪç], zwei ausschließlich – und das, obwohl nur Bairischsprecher ausreichend auswertbare *token* in den Referaten produzieren. Auch wenn [ɪk] im Sinne eines Gebrauchsstandards ein standardsprachlicher Status im ostoberdeutschen Raum eignen mag, deuten die vorliegenden Daten letztlich doch auf eine gewisse, u. U. normbedingte Orientierung an [ɪç] in formelleren Kontexten hin.[571]

Zu bemerken ist bei <ig> allerdings auch, dass es stärkere lexikalische Unterschiede gibt – vgl. Abb. 94. Die relativen Anteile der <ig>-Varianten der jeweiligen Wortformen legen dabei nahe, dass es weniger lautliche oder morphologische, viel-

570 Formen mit entstimmtem Lenislaut ([ig̬]) werden dieser Form zugerechnet, da eine ohrenphonetische Diskriminierung im vorliegenden Rahmen zumeist nicht möglich ist – vgl. zum Problem auch KLEINER (2010: 265).

571 Die nationalen Unterschiede sind signifikant (p = 0,005**). Signifikante regionale Unterschiede bestehen zwischen OÖ/Bay (p = 0,045*), OÖ/MNdt (p = 0,016**), Bay/MNdt (p = 0,008**). Der Unterschied zwischen Ref/WM ist auch signifikant (p = 0,011*).

mehr semantische Kriterien sind, die die Ausspracheunterschiede bedingen. So erscheint bei den Numeralia wesentlich öfter der Frikativ als bei den Adjektiven.

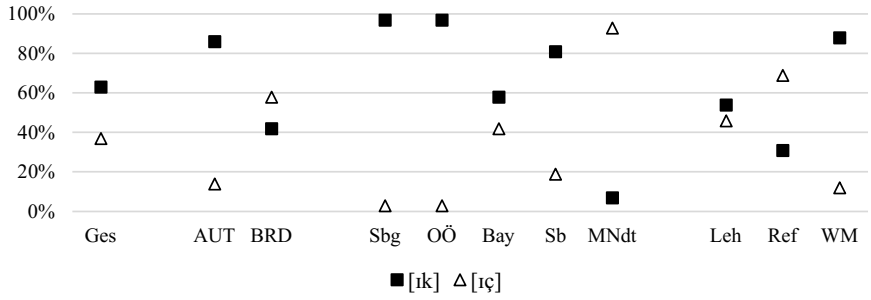

Abb. 93: Kovarianzen bei der Realisierung von auslautendem <ig>

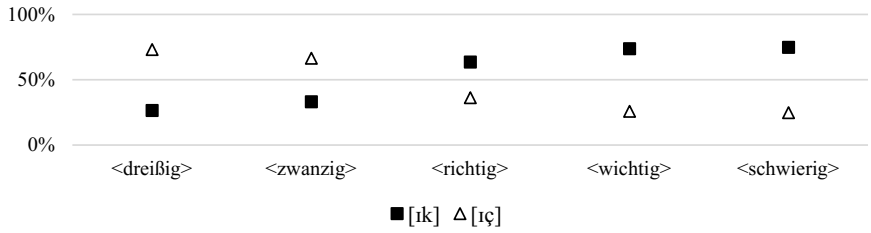

Abb. 94: Lexemspezifik bei der Realisierung von auslautendem <ig>

V18 Realisierung des auslautenden <lich>

Als nächste Variable soll die Realisierung des Derivationssuffixes <lich> in <natürlich, wirklich, eigentlich, wahrscheinlich, nämlich> untersucht werden. Kodifiziert ist für das Suffix die Aussprache [lɪç] (Dudenverlag 2015: 555).[572] Dialektal kommt es, wie bei <ig>, häufiger zum Abfall des /ç/ (SCHIRMUNSKI 2010: 370) – u. a. im Bairischen.[573] Die *l*-Vokalisierung tritt bei [lɪç] hingegen allgemein nicht ein (KRANZMAYER 1956: 120–121). Dafür kann das /ç/ im mitteldeutschen Raum koronalisiert erscheinen (s. o.). Im Niederdeutschen gibt es außerdem unverschobene Varianten.

572 SIEBS kodifiziert die untersuchten Formen als [naty:rlɪç], [nɛ:mlɪç], [va:rʃaɪnlɪç], [vɪrklɪç]; für <eigentlich> gibt es keinen Eintrag; vgl. SIEBS (1957: 172, 173, 227, 230); im DAW sind die Formen vermerkt als [aɪgn̩tlɪç], [naty:ɐlɪç], [nɛ:mlɪç], [va:rʃaɪnlɪç], [vɪrklɪç]; vgl. KRECH et al. (2010: 467, 767, 769, 1043, 1056); der Duden notiert die Formen ähnlich, nur <wahrscheinlich> wird als [va:ɐʃaɪnlɪç] und <eigentlich> als [aɪgn̩tlɪç] angegeben; vgl. Dudenverlag (2015: 624, 622, 905, außerdem 893, 333).

573 Vgl. ZEHETNER (1985: 86); SCHEUTZ (1985b: 170); MERKLE (1976: 170). Für das Alemannische bemerkt AUER (1990: 54) zur /ç/-Tilgung, sie sei „in mehrsilbigen Wörtern, besonders im Suffix -*lich*, […] selten, vgl. etwa *nEmli*, *Erli*“.

Analysiert werden soll <lich> hier indes v. a. aufgrund seiner „Reduktionsfreudigkeit“:

> In [lıç] a very complex articulatory sequencing is needed: [l] requires back lateral opening and central front closure, for the remaining gesture it is the opposite. This reversal of oral structures, particularly when it follows complete oral closure, demands high coordination, and is therefore easily reduced to more homogeneous movements for the sake of articulatory economy. Thus the lateral gesture is removed, and the dorsal tongue elevation, which is combined with it, is integrated into the palatality of the whole syllable. If the closing stricture at the end is relaxed we get an approximant of a rather high front tongue position, instead of a fricative. (KOHLER 2001: 7)

Es werde bei <lich> das /l/, aber auch das /ç/ häufiger reduziert – bei einem Wort wie <eigentlich> (wo auch der Wortstamm Reduktionen unterworfen ist) gebe es überhaupt eine „multitude of phonetic variants“. Sonach kommen Lautalternativen wie [aɪgnɪç] oder [aɪŋlɪç] vor, bei stärkerer Reduktion auch [aɪŋɪ] oder [aɪnɪ] und sogar [aĩĩ] oder [aĩ]. Begünstigt werden die Reduktionen durch die Funktion des Lemmas: „As the lexical item *eigentlich* can become a modal particle, devoid of lexical meaning, this reduction coefficient can be very high hence the large spread and the extreme degree of reductions“ (KOHLER 2001: 7–8). Die Reduktionsvarianten begegnen „within the same speaker under different contextual and prosodic conditions“ – abermals spiele also auch der Formalitätsgrad eine Rolle, welcher Reduktionsgrad auftrete; er unterscheide sich je nach Register (vgl. Kapitel 2.2.4).

Aufgrund der Vielfalt der Reduktionen und der geringeren Belegzahlen werden <natürlich, wirklich, eigentlich, wahrscheinlich, nämlich> nachfolgend zusammen untersucht, wobei zunächst der Entfall des /l/ (= V18a), dann der des /ç/ (= V18b) beim Suffix <lich> fokussiert wird.

Das /l/ in <lich> wird im vorliegenden Kontext verhältnismäßig oft getilgt, vgl. Abb. 95 – bei den deutschen Erstsprachlern geschieht dies in 45 % aller Fälle, bei den fremdsprachigen Sprecherinnen derweil deutlich seltener. Allerdings zeigt sich eine große Variationsbreite auch bei den deutschen Erstsprachlern: Es gibt Probanden, die fast nie Tilgungen vornehmen (bspw. LAG04, LUG01, LAF), andererseits solche, die dies häufig tun (bspw. LOF, LAG12, LOF07).

Dabei zeigen sich kaum nationale Abweichungen, zugleich sind die regionalen moderat[574] – offensichtlich handelt es sich tatsächlich um einen überregional verbreiteten Prozess. Dafür bestehen gewisse diaphasische Differenzen: Bei Referaten wird das /l/ öfter realisiert, nur bei einem Probanden in weniger als der Hälfte der Fälle (LUG09). Bei den Lehrenden artikuliert die Mehrheit überwiegend den Lateral (acht von elf Sprechern). Umgekehrt weisen bei den Wortmeldungen nur vier von zwölf Studierenden einen Anteil von 50 % oder mehr für die Bewahrung des Laterals auf (LUG16 und LUK05 knapp, häufiger LUK01 und LAG02). Letztlich scheint im weniger formellen Kontext Wortmeldung die Lateraltilgung eher zugelassen zu werden. Auch die intrapersonale Varianz beider Referenten, die abseits

574 Weder zwischen den Nationen noch den Regionen bestehen signifikante Unterschiede. Die etwas geringeren Tilgungsraten bei südbairischen, alemannischen und mittel- / norddeutschen Probanden können mit der höheren Anzahl von Lehrenden und Referierenden in diesen Gruppen erklärt werden.

ihrer Vorträge ausreichend Belegmaterial für <lich> produzieren (LUI20, LAG04), weist in diese Richtung – bei beiden ist der Anteil elidierter Formen im Vortrag geringer.[575] Die diaphasischen Differenzen sprechen also für eine normativ induzierte Unterdrückung des /l/-Abfalls im formelleren Kontext.

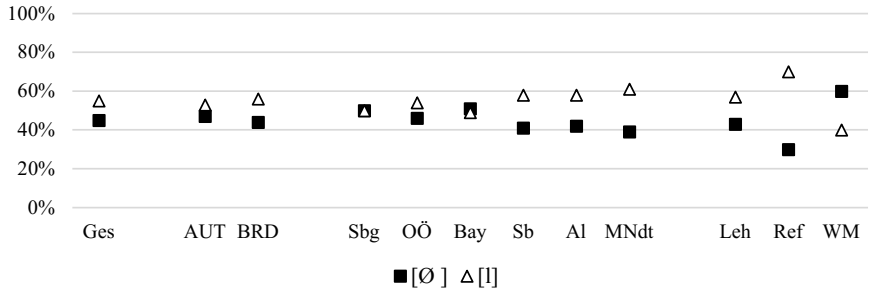

Abb. 95: Kovarianzen bei der Tilgung von /l/ in <lich>

Der Reduktionsprozess beim /ç/ in <lich> unterscheidet sich deutlich von dem beim Lateral, wie Abb. 96 illustriert. Obwohl – oder vielleicht gerade weil – die /ç/-Tilgung auch dialektal verankert ist, wird der auslautende Frikativ nur selten elidiert, bloß in 5 % aller möglichen Fälle bei den deutschen Erstsprachlern. Auch bei den fremdsprachigen Sprechern kommt das Merkmal nur bei einer Sprecherin in geringem Ausmaß vor.

Neun der 31 erfassten Sprecher reduzieren den Frikativ zumindest einmal – mehrheitlich getilgt wird er freilich nie. Auffallend im Vergleich zur /l/-Tilgung ist, dass zwar einige Probanden, die häufig /l/ tilgen, auch /ç/ tilgten (bspw. LUG09, LAG, LUG06, LUI20), aber keineswegs alle (bspw. LOF, LAG12, LAG07); umgekehrt gibt es Sprecher, die zwar /ç/ elidieren, aber /l/ nur in vergleichsweise geringem Ausmaß (besonders der Sprecher LAF, aber auch LUI20, LUG01). Beide Schwächungsprozesse scheinen nicht zusammenzuhängen.[576]

Ähnlich wie oben zeigen sich keine bedeutsamen regionalen Unterschiede, einzelne höhere Werte spiegeln nur Idiosynkrasien singulärer Sprecher, keine Tendenzen über alle Probanden einer Gruppe.[577] Anders als bei der Lateraltilgung bestehen auch keine größeren situations- / rollenspezifischen Differenzen: Zu bemerken ist allenfalls, dass abgesehen von zwei Probanden (LUG06, LUK05) die frikativlosen Formen nur in Referats- und Lehrendenäußerungen vorkommen; dies könnte aber auch damit zusammenhängen, dass von diesen Probanden im Schnitt mehr Beleg-

575 Signifikant sind die Differenzen zwischen WM/Ref (p = 0,019*).

576 Es gibt keinen signifikanten Zusammenhang. I. d. S. konnten bspw. bei <wirklich> Formen notiert werden wie [vɪɐkɪç] (ohne [l]), [vɪɐklɪ] (ohne [ç]) sowie [vɪɐkɪ] (ohne [l] und [ç]).

577 Die Unterschiede sind n. s.

äußerungen produziert werden, womit die Wahrscheinlichkeit steigt, das eher seltene Merkmal zu erfassen.[578]

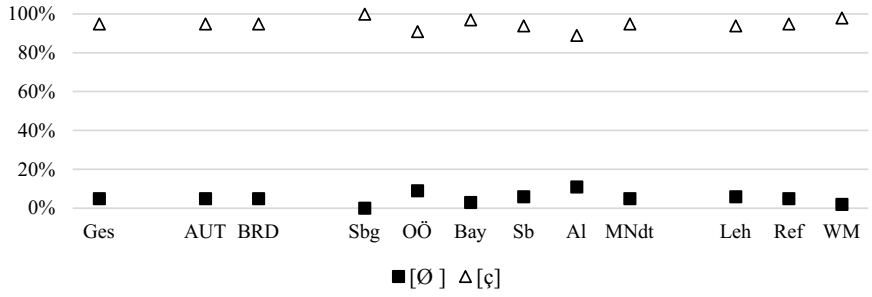

Abb. 96: Kovarianzen bei der Tilgung von /ç/ in <lich>

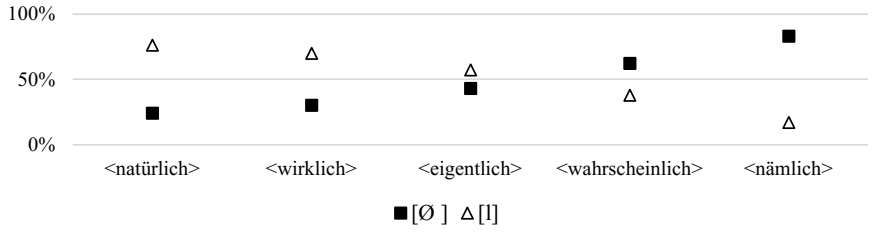

Abb. 97: Lexemspezifik bei der Tilgung von /l/ in <lich>

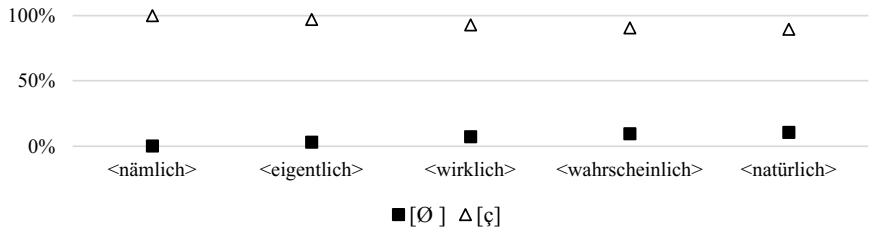

Abb. 98: Lexemspezifik bei der Tilgung von /ç/ in <lich>

Letztlich verhält sich <lich> beim Abfall von /l/ bzw. /ç/ verschieden – v. a. die Lateraltilgung scheint kontextsensitiv zu sein, während die Frikativtilgung im Allgemeinen eher vermieden wird. Zu konstatieren sind dabei allerdings auch größere Unterschiede bei den untersuchten Lexemen, die Abb. 97 und Abb. 98 zeigen. Während

578 Es existieren keine signifikanten Unterschiede zwischen den Gesprächsrollen / -situationen.

v. a. <nämlich> und <wahrscheinlich> mehrheitlich ohne Lateral begegnen, trifft dies auf die anderen drei Lexeme, v. a. <natürlich> und <wirklich> nicht zu. Die genauen Gründe hierfür müssten in einer detaillierteren Untersuchung gefunden werden, es lassen sich aber gewisse silbenstrukturelle Bedingungen dafür plausibilisieren.[579] Aufgrund des selteneren Auftretens fallen die lexikalischen Differenzen bei der Frikativtilgung geringer aus – bloß bei <nämlich> wird der Frikativ immer realisiert, was aber auch der niedrigeren *token*-Zahl dieses Lexems geschuldet sein könnte.

V19 Realisierung des auslautenden <ng>

Als vorletztes übergreifendes Variationsphänomen soll die Realisierung des auslautenden <ng> in <Stellung, Richtung, Anfang, Lösung, Bedeutung> untersucht werden. Die Variable ist mit 220 Vorkommen zwar seltener belegt als andere, soll hier aber dennoch betrachtet werden, u. a., weil es sich um eine graphiebedingte Hyperlautung handelt (ZEHETNER 1988: 42).

Der SIEBS schreibt für auslautendes <ng> die Aussprache ohne Plosiv mit velarem Nasal vor:

> Dies *ŋ* ist zu sprechen […] [f]ür *ng*, und zwar […] im Auslaut von Wörtern und Silben: *lang*, *eng*, *jung*, *Jungfrau*, *England*. Man hüte sich, hier *ŋk* oder *ŋg* zu sprechen (*laŋk*, *ˈɛŋglant*), wie es besonders in Norddeutschland üblich ist. Langsam (*ˈlaŋzaːm*) und lenksam (*ˈlɛŋkzaːm*) müssen deutlich unterschieden werden. (SIEBS 1957: 64)

Auch das DAW kodifiziert [ŋ] für die Aussprache von „<ng> im Auslaut“ (KRECH et al. 2010: 98), ebenfalls der Duden (notiert ist [ʊŋ] für die Endung <ung> bzw. [anˈfaŋ] für <Anfang>; Dudenverlag 2015: 188, 863). Er führt aber auch aus: „Bei wortauslautendem [ŋ] kann v. a. norddt., seltener ostösterr., auch stimmlose plosivische Verschlusslösung, d. h. ein nachfolgendes [k] eintreten: *Ding* [dɪŋk], am häufigsten im Suffix *-ung*: *Achtung* [ˈaχtʊŋk], *Ordnung* [ɔʁdnʊŋk]. Der Plosiv [k] ist oft nur schwach ausgeprägt“ (Dudenverlag 2015: 68). Diese Einschätzung entspricht der KÖNIGS (1989a: 89) zur Realisierung von <ng> in der Standardaussprache: „Beim velaren Nasal treten im Auslaut vor allem im Norden Realisierungen des Typs [ŋg] auf, die nicht selten auch noch fortisiert und behaucht sind […]. Dieses Phänomen ist bei der Nachsilbe <-ung> etwas häufiger als im einsilbigen Wort“ (vgl. auch KÖNIG 1997: 258).[580] Es erkläre sich aus einer „fehlerhafte[n] Orientierung der Aussprache an der Schrift (Schriftlautung)“;[581] SPIEKERMANN (2008: 87)

579 Wird bei <nämlich> und <wahrscheinlich> der Lateral getilgt, verbessert dies die Silbenstruktur der beiden Wortformen, insofern die vorangehende Silbe offen wird ([nɛː.mɪç], [vaːʃaɪ.nɪç]), bei <natürlich> hingegen wird i. a. R. das /r/ vokalisiert, sodass der /l/-Abfall keine silbenstrukturellen Vorteile mit sich bringt ([na.tʏɐ.lɪç] gegenüber [na.tʏɐ.ʔɪç]). Gleiches gilt für <wirklich>, wo ebenfalls das /r/ vokalisiert werden muss, damit die Initialsilbe offen erscheint, die Lateraltilgung kann davon unabhängig eintreten oder nicht (vgl. [vɪɐ.klɪç] gegenüber [vɪɐ.kɪç]).

580 Vgl. zur Verbreitung in Norddeutschland LORENZ (2014: 65); MIHM (2000: 2113) – LORENZ (2014: 142–143) weist allerdings nach, dass der Plosiv auch im Norden nur selten realisiert wird.

581 Vgl. allerdings LORENZ (2014: 65), die das Merkmal auf „niederdeutsche[s] Substrat“ zurückführt. Auch im Mittelhochdeutschen bestand noch ein eigener plosivischer Lautstand, vgl. bspw.

interpretiert es deshalb „als Hyperlautierung“, deren Auftreten einer „formellen Sprechsituation geschuldet ist“. Aufgrund „sehr eingeschränkter Verbreitung“ sei das Merkmal in Süd(-west-)deutschland kein „Kennzeichen des regionalen Standards“ (SPIEKERMANN 2008: 157).

Untersucht wird im vorliegenden Fall, wie auslautendes <ng> realisiert wird – ob als Nasal oder als Nasal-Plosiv-Verbindung. Da deutlich ist, dass überartikulierte Formen von <ng> im vorliegenden Kontext keine Rolle spielen, wird auf eine grafische Darstellung verzichtet. Nur zwei Probanden realisieren – in sehr geringem Umfang – <ng> als [ŋk]: Einerseits ein Salzburger Lehrender (LIC, zweimalig bei 27 Belegen) sowie eine fremdsprachige Studierende (LEA05, einmalig bei sieben Belegen). Die mittel- / norddeutschen Probanden, für die das Merkmal angeblich typisch ist, nutzen ausschließlich den Nasal.

V20 Realisierung des <r>

Als letzte Variable dieser Sektion soll die <r>-Realisierung untersucht werden[582] und zwar anhand des Sets <erst, erste, Art, darf, würde, wirklich, gar, waren, war, wahrscheinlich, zwar>. Erfasst wird damit <r> sowohl nach dem Langvokal <a> als auch nach Kurzvokalen.

Bei ihren Auskünften zur Aussprache des <r> unterscheiden sich die Kodizes. Am striktesten verlangt der SIEBS eine konsonantische Realisierung; ihm folgend

> […] soll *r* im Auslaut und vor Konsonanten nicht so weit geöffnet werden, daß ein vokalähnlicher Laut entsteht, der im Wortinneren, namentlich nach *a* und hellen Vokalen als *ə* erscheint und dann fast ganz verklingen kann: *Kurt*, *Kerze*, *Karte* nicht wie *kʊət*, *ˈkɛətsə*, *ˈkaətə*, das vollends zu *ˈkaːtə* werden kann. Ebenso darf *r* im Auslaut nicht zu einem *a* vokalisiert werden: *Tür*, *mir*, *Mutter* nicht wie *ˈtyːa*, *ˈmiːa*, *ˈmʊta*. (SIEBS 1957: 61)

I. d. S. notiert der SIEBS für alle hier untersuchten Lexeme ein [r]: [eːrstə, vɪrklɪç, aːrt, gaːr, vaːr] usf. (SIEBS 1957: 105, 126, 133, 228, 230).

Im DAW wird stärker differenziert: Es erfolge eine konsonantische Realisierung des *r*-Lautes grundsätzlich „in einfachen Wörtern vor Vokal“, außerdem „nach stimmhaftem Plosiv oder Frikativ vor Vokal“. Eine „reduzierte Form“ der konsonantischen Aussprache wird „nach kurzem Vokal (außer in den nicht akzentuierten

mhd. *an*(*e*)*vanc* (<Anfang>) oder mhd. *læsunge* (<Lösung>) – basisdialektal halten sich auch im Bairischen davon ausgehend z. T. noch plosivische Reflexe (MAUSER 2018: pers. Mitteilung).

582 Nicht weiter unterschieden wird die konsonantische Realisierungsart des *r*-Lautes, weil dies ohrenphonetisch nicht immer möglich wäre – vgl. zu den dbzgl. Schwierigkeiten etwa KÖNIG (1989a: 68) – und der *r*-Laut ohnehin meist vokalisiert erscheint, s. u. Erwähnenswert im vorliegenden Rahmen ist, dass /r/ in einigen bairischen Dialekten (vor Dental) als [χ] oder [ʃ] erscheint, was „auf den reduzierten Vokal folgt oder ihn völlig ersetzt“, bspw. [fɛɐχtɪ, fɛχtɪ] für <fertig>; vgl. dazu auch SCHIRMUNSKI (2010: 438); SCHEUTZ (1985b: 142, 2009: 50–52); SCHEURINGER (1990: 255–256); MAIWALD (2010: 166–167). Dieses Merkmal begegnet aber nur mehr „as relics in individual areas“, so WIESINGER (1990: 459). Auch außerhalb des Bairischen erscheint /r/ bisweilen als [χ] – das gilt v. a. „als rheinische Eigenheit“; vgl. AdA (2003 ff.: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f16a-b/); vgl. auch MÖLLER (2013: 98). Im Kontext dieser Untersuchung begegnen solche *r*-Varianten nicht.

Affixen <er-, her-, ver-, zer-, -er>)“ gesprochen. Vokalisierte Varianten sind u. a. zu artikulieren „nach langem Vokal (außer nach langem <a>)“ (KRECH et al. 2010: 86–87). Das DAW lässt folglich vokalisierte Varianten in grundsätzlich mehr Kontexten zu als der SIEBS, für die untersuchten Lexeme wird aber dennoch prinzipiell ein *r*-Laut veranschlagt: [da:ʁf, vɪʁklıç, a:ʁt, ga:ʁ, va:ʁ usf., jedoch: e:ʁst[583]] (KRECH et al. 2010: 331, 431, 489, 528, 1045, 1056). Allerdings erwähnt das DAW auch „phonostilistische Differenzierungen“, abhängig vom Grad der Artikulationspräzision: Während bei mittlerer bis höher Artikulationspräzision die obigen Regeln gelten, werde in der „Standardaussprache mit sehr hoher Artikulationspräzision“ das <r> häufiger, bspw. auch „in den nicht akzentuierten Präfixen“, konsonantisch realisiert (KRECH et al. 2010: 102–103). Bei „verminderter Artikulationspräzision“ zeige sich dagegen eine „Zunahme von Vokalisierungen und Totalassimilationen“. „Nach langem *a*-Laut“ bestehe sonach auch eine „Tendenz, den *r*-Laut zu elidieren; *r*-Frikativlaute spielen keine Rolle mehr“ (KRECH et al. 2010: 108); ebenfalls liegt

> [n]ach Kurzvokal […] meistens, und zwar in höherem Maße als beim reproduzierenden Sprechen mit mittlerem Spannungsgrad, Totalassimilation des *r*-Lautes vor, daneben gibt es auch Vokalisierungen. *R*-Frikativlaute kommen nur noch sehr selten vor. Bei Totalassimilationen ist der vorangehende Vokal gelängt. (KRECH et al. 2010: 108)

Im Duden finden sich entsprechende Hinweise: Konsonantisch sei der *r*-Laut „vor silbischem und unsilbischem Vokal“. „Nach den kurzen Vokalen“ werden unterdessen konsonantische *r*-Laute sowie bisweilen vokalisierte Varianten verwendet – dabei sei die „vokalische Aussprache sehr weit verbreitet und regional (Norddeutschland, Ostösterreich) auch nach Kurzvokalen viel üblicher […] als konsonantisches *r*“.[584] Weiters sei oftmals bei den „Kurzvokalen vor /r/ (besonders bei [ɪ, ɛ]) eine starke Zentralisierung als Reflex des geschwundenen *r*-Lautes vorhanden und statt Diphthongen treten häufig gedehnte Monophthonge ein“.[585] Auch „[aː] am

583 Der Duden vermerkt hier: „Die Vokalqualität kann in der Position vor [r] mit folgendem Konsonanten in der Standardsprache variieren, bspw. in *Erde*, *Ärztin*, *Barsch*. Im Fall von *erst* – gleichermaßen beim Gebrauch als Partikel, Adverb und in kompositionellen Erweiterungen – ist die Aussprache mit kurzem Vokal, [ɛrst], im südwestdeutschen, ostmitteldeutschen und insbesondere im Schweizer Sprachraum üblich“ – beim Lemma-Eintrag wird allerdings auch „westösterr.“ angeführt, vgl. Dudenverlag (2015: 350).

584 Neben regionalen Faktoren bestimmt aber auch die Qualität des vorangehenden Kurzvokals die Vokalisierungsrate, so KÖNIG (1989a: 78–79): „Je höher, je geschlossener ein Vokal ist, desto größer ist seine Neigung zur Diphthongierung; je tiefer ein Vokal ist, desto geringer seine diesbezügliche Neigung“, wobei die Diphthongierung i. a. R. zum *r*-Schwund führe. Mit AUER (1990: 162) lässt sich fragen, ob gerade wortfinal tatsächlich eine konsonantische Realisierung als standardsprachlich gelten kann – seiner Ansicht nach gilt „[i]m heutigen Deutschen […] die durchgängige Verwendung der nicht-reduzierten Vibrans und auch die deutliche Frikation im absoluten Auslaut (nach Lang- und Kurzvokal) als dialektal, maniert oder als lernersprachliche Interferenz“.

585 „Nach Kurzvokal im Silbenauslaut“ sei „das Eindringen der Vokalisation in diese Position keinesfalls ein Kennzeichen besonderer Schwächung“, wobei es „in einigen Presto-Fällen […] bei Überkürze des Vokals auch zur Totalassimilation des /r/ kommen“ mag. Allerdings trete dann zusätzlich „eine gewisse Velarisierung des Gesamtvokals“ ein, wie „auch die Kürzungen der vokalischen Variante (als zweiter Teil eines ‚Sekundärdiphthongs‘) beträchtlich und damit

Wortende oder vor Konsonant“ werde „sehr oft ohne hörbaren *r*-Reflex gesprochen, d. h. monophthongisch“.[586] Allerdings sei „[i]n Teilen von Süddeutschland, dem ostmitteldeutschen Raum, Westösterreich und vor allem der Schweiz auch in dieser Position […] konsonantisches *r* verbreitet“ (Dudenverlag 2015: 52).[587] In der Lemmaliste des Wörterbuchs seien dann jeweils die häufigsten Formen kodifiziert, d. h. [darf, vɪrklɪç, aber: gaːɐ̯, vaːɐ̯, aːɐ̯t][588] (Dudenverlag 2015: 201, 295, 389, 895, 905), nur bei <erst, erste> werden – aufgrund unterschiedlicher Quantitäten des *e*-Lautes – vokalisierte und unvokalisierte Formen gemeinsam genannt: „[eːɐ̯st], schweiz. vorw., ostmdt./südwestdt./westösterr. auch sonst selten: [ɛrst]“ (Dudenverlag 2015: 350). Nichtsdestotrotz ist laut Duden in allen hier untersuchten Fällen eine Realisierung mit Schwa als standardsprachlich zu werten, mithin in formellen Situationen verbreitet, eine Einschätzung, die bspw. AUER (1990) teilt: „Insgesamt muß man […] wohl davon ausgehen, daß die dominante Form der *r*-Realisierung im Silbenabfall heute die Vokalisierung zu Tiefschwa (*ɐ*) ist“ (AUER 1990: 162).

Auch dialektal sind die *r*-Laute vielfachen Änderungen unterworfen: Die grundsätzliche Tendenz sei der Erhalt „im Wort- oder Silbenanlaut […] aber vielfach mit geänderter Artikulation“, während

> [n]ach Vokal im Silbenauslaut, vor anderen Konsonanten, besonders Vorderzungenlauten […] oder im Wortauslaut […] *r* abgeschwächt [wird], teilweise oder vollständig reduziert und vokalisiert. Dabei verschmilzt es mit dem vorhergehenden Vokal oder bildet mit ihm einen Diphthong und verursacht nicht selten eine Dehnung des vorhergehenden kurzen Vokals; in einigen Fällen wird auch dessen Qualität verändert. (SCHIRMUNSKI 2010: 433)

Im Niederdeutschen ist die Vokalisierung häufig (HAAS 1983: 1113) und in den hochdeutschen Dialekten ist sie „vor Konsonanten (vorwiegend vor Vorderzungenlauten) und im Wortauslaut besonders weit verbreitet in den fränkischen Dialekten“ sowie „im Bairisch-Österreichischen“ und zwar „unabhängig vom Charakter des folgenden Konsonanten“ (SCHIRMUNSKI 2010: 435). Gerade für das Mittelbairische ist eine hohe „Vokalisierungsfreudigkeit“ konstatiert worden. Dort wirke die „ge-

auditiv unauffällig sein“ können, so MEINHOLD (1973: 32). I. d. S. konnten bei der Transkription oft Abgrenzungsschwierigkeiten zwischen totalassimilierten und vokalisierten *r*-Varianten bemerkt werden. Sie werden deshalb nicht unterschieden, sondern der vollen Realisierung des *r*-Lautes gegenübergestellt.

586 MEINHOLD (1973: 32–33) meint hierzu grundsätzlich: „Nach Langvokalen im Silbenauslaut ist die Vokalisierung im Deutschen als obligatorisch anzusehen; Benutzung eines anderen – etwa des vollen – *R*-Allophons wird also vom Hörer als Normverstoß empfunden“. Auch „[n]ach langem /a/ erscheinen häufig Totalassimilationen ohne Kürzung des Vokals. Jedoch werden gerade in dieser Position auch kompensatorische Realisationen voller Allophone (bei Berufssprechern) beobachtet“.

587 Wie KÖNIG (1989a: 85–86) dokumentiert, ist dabei „der Schwund des R nach LV [= Langvokal, P.C.V.] […] doppelt so häufig wie der nach KV [= Kurzvokal, P.C.V.]“. Ausgenommen davon ist [aː], wo der Schwund seltener ist – vgl. dazu auch KÖNIG (1989b: 34, 52).

588 Vgl. zur Kritik an der Kodifikation [aːɐ̯] für [aː] vor <r> KÖNIG (2000: 91).

nerelle Regel“: „*r* wird in der Silbenkoda vokalisiert“[589] (SCHEUTZ 1985b: 141; KRANZMAYER 1956: 122; MOOSMÜLLER 1991: 79; HAAS 1983: 1113; REIFFENSTEIN 1955: 37), wobei – „mit Ausnahme des tiefsten Vokals *a* – generell eine Diphthongierung vor *r* festzustellen ist“. Dies gelte auch „für hochsprachliche Varietäten. Formen mit monophthongischem Vokal vor *r* sind für eine ‚realistische‘ österreichische Variante der Hochsprache kaum vorstellbar“, meint bspw. SCHEUTZ (1985b: 141), der weiter betont: „Die im Auslaut anzutreffende *r*-Vok ist kaum als dialektspezifisches Merkmal anzusehen“. Nach langem Vokal und auch nach den Kurzvokalen werden die Vokalisierungen bis in höchste Lagen realisiert, gerade nach Langvokal seien konsonantische Realisierungen „als Indiz für Hyperkorrektionen und Leseaussprachen anzusehen“, wie auch beim /r/ nach Kurzvokal die Realisierung mit konsonantischem *r*-Allophon „bereits den höchsten Stilebenen an[gehört]“ (SCHEUTZ 1985b: 141–142). Letztlich gebe es beim <r> nur „geringe Unterschiede“ in den verschiedenen Stilebenen bis zum Standard, allenfalls „die Extreme ‚sorgfältige Hochsprache‘ vs. ‚archaischer Dialekt‘“ verhalten sich abweichend (SCHEUTZ 1985b: 147).[590]

Im Südbairischen entwickelte sich /r/ anders als im Mittelbairischen; in „den Binnenmundarten im Westen des Südbair., in Tirol und Kärnten“ sei der „älteste Stand“, d. h. realisiertes konsonantisches /r/, erhalten geblieben (KRANZMAYER 1956: 122; REIFFENSTEIN 1955: 38; SCHATZ 1903: 22)[591] – wobei allerdings „die […] Verselbstlautungen vor unseren Augen deutlich ins Gebiet des erhaltenen *-r-* eindringen“, und, wie schon KRANZMAYER (1956: 123) feststellt, zumindest in den Übergangsarealen nur mehr „die alten Leute am *-r-* festhalten“. Aber „[j]e weiter wir nach Westen und Süden ins *-r-*Gebiet vordringen, desto fester und sicherer werden die älteren Lautungen“. In den (rezenteren) standardnäheren Sprechweisen begegnen heutzutage auch im Süden und Westen verbreitet Vokalisierungen bzw. Tilgungsprozesse beim /r/; laut MOOSMÜLLER (1991: 79–80) sei es etwa „[e]in typisches Kennzeichen für den Innsbrucker Raum […], daß der Liquid getilgt wird“.

Auch das Alemannisch-Schwäbische gilt als eher „vokalisierungsscheu“; dort sei der konsonantische *r*-Laut „[a]m festesten […] erhalten geblieben“ (SCHIRMUNSKI 2010: 436). Zumindest nach Vorderzungenlauten sei /r/ „im zentralen Teil des Schwäbischen“ allerdings auch „geschwächt“, „[i]n der südlichen Gruppe der

589 Einschränkungen im Bairischen betreffen v. a. „Sonderentwicklungen der Verbindung *r* + Dental, die oft zu einer Verhinderung der Vokalisierung […] geführt haben“, so HAAS (1983: 1114); s. o. FN 582.

590 Vgl. dazu auch SCHEUTZ (2009: 44–52). Gewisse Unterschiede im (Mittel-)Bairischen stellt SCHEURINGER (1990: 256) zwischen Österreich und Bayern fest: So sei der „Regelfall […] Schwund oder Vokalisierung des *r*“, allerdings sei das „je nach vorangehendem Vokal unterschiedlich“. Vokale der oberen Reihe sowie palatale Vokale führen allgemein zu einer Vokalisierung mit Tiefschwa, bei den velaren Vokalen dagegen wird /r/ in Österreich eher vokalisiert, in Bayern indes schwindet es; das gelte besonders bei vorangehendem /a/ und stehe unter „dem Einfluß der jeweiligen überregionalen, von München bzw. Wien ausgehenden Umgangssprachen“; vgl. zur Entwicklung von mhd. *a / â* vor *r* auch SCHEURINGER (1990: 223–226).

591 Wobei sich im Südbairischen dann oft die Qualität des vorangehenden Vokals ändert, vgl. SCHATZ (1903: 28–30).

schwäbischen Mundarten […] in der genannten Stellung völlig geschwunden" (SCHIRMUNSKI 2010: 436). AUER (1990: 163–164) teilt diese Einschätzung nur bedingt; basierend auf der Auswertung von Tonbandaufnahmen baden-württembergischer Sprecher resümiert er, es sei „nicht nur im Schwäbischen, sondern sogar in den angrenzenden fränkischen und alemannischen Gebieten (nördlich des Bodensees) […] die erhaltene – gerollte oder einfache – Vibrans die üblichere Aussprache im Silbenabfall" im Basisdialekt, was „in Opposition zur heute üblichen Standardlautung" stehe (AUER 1990: 164; vgl. dazu auch RUSS 1990: 348). In seiner Studie zur Konstanzer Alltagssprache stellt er allerdings fest, dass „Vibranten und Frikative […] quantitativ in der Position vor Konsonant nur eine untergeordnete Rolle" spielen und auch vor Vokalen im Auslaut häufig nicht artikuliert werden (AUER 1990: 173). Gerade bei jüngeren Sprechern nehmen vokalisierte Formen zu, ein Indiz für einen Sprachwandel (AUER 1990: 176–177).

Im vorliegenden Kontext wurde untersucht, ob und in welchem Ausmaß bei den Probanden ein konsonantischer *r*-Laut erscheint oder aber eine Vokalisierung / Tilgung eintritt. Letzteres überwiegt bei Weitem – bei den deutschen Erstsprachlern mit satten 88 % (vgl. Abb. 99). Dabei wird von niemandem – auch nicht den fremdsprachigen Sprechern – die konsonantische Realisierung präferiert. Unterdies sind bei zehn Sprechern (von insgesamt 35) keine konsonantischen /r/-Artikulationen belegt. Nichtsdestotrotz bestehen bei dieser Variable gewisse Unterschiede in Hinblick auf die Sprecherherkunft: So nutzen Mittel- / Norddeutsche (v. a. LUG01, LAG), Alemannen (LUI, LUG06) sowie Südbaiern (LAG02, LAG04, LOF, LUK03) etwas öfter konsonantische Formen. Mittelbairische Probanden verwenden dagegen vokalisierte / getilgte Formen häufiger, wobei besonders die Oberösterreicher und Altbayern herausstechen. Situations- und rollenspezifische Variationsmuster zeigen sich derweil keine, zu erwähnen ist allenfalls, dass bei drei Referenten der Anteil konsonantischer Belege abseits des Referats steigt. Gegenüber den regionalen Unterschieden sind diese Kontraste allerdings marginal.[592] Die Variation bei <r> wird offensichtlich primär regional gesteuert.

Die *r*-Realisierungen wurden hier in unterschiedlichen Lautumgebungen gemeinsam analysiert – wie Abb. 100 belegt, verhält sich die Variable in den verschiedenen Kontexten auch vergleichsweise gleichförmig: In allen Fällen erscheint mehrheitlich kein konsonantisches /r/, sei es nach langem Vokal im absoluten Auslaut wie bspw. in <zwar, war, gar> oder nach Kurzvokal vor Konsonant wie in <wirklich>. Allenfalls wird im letztgenannten Kontext – zumindest bei einigen Lexemen wie <erst, erste, Art, darf>[593] – in etwas geringerem Ausmaß vokalisiert / getilgt.

592 Signifikant sind die Differenzen zwischen: OÖ/Al (p = 0,032*), Bay/Sb (p = 0,013*), Bay/Al (p = 0,002**), Bay/MNdt (p = 0,030*). Die diaphasischen Differenzen sind n. s.

593 Bei <erst(e)> ist allerdings die schwankende Vokalquantität zu beachten – der *e*-Laut erscheint durchaus lang.

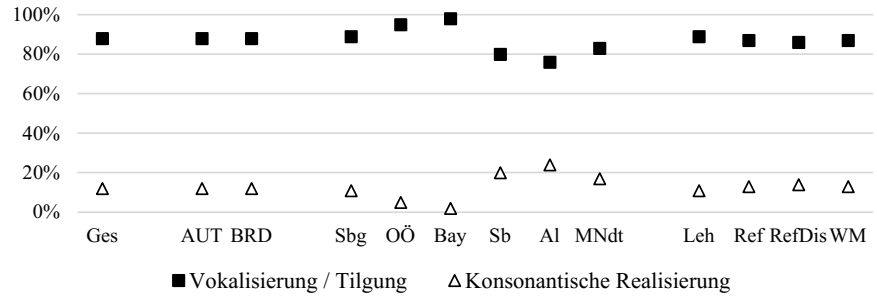

Abb. 99: Kovarianzen bei der Realisierung des <r>

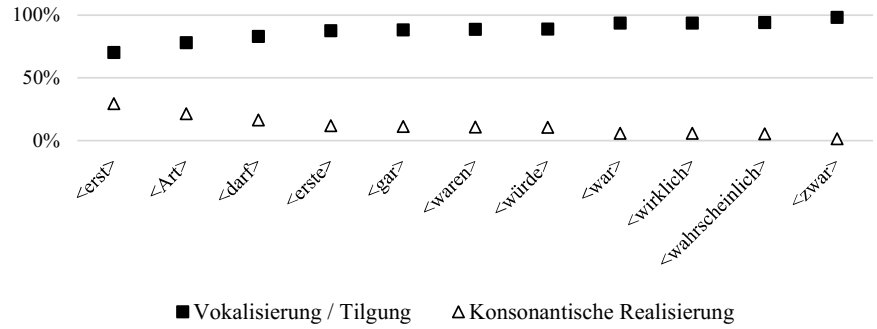

Abb. 100: Lexemspezifik bei der Realisierung des <r>

3.4.3 Regionale Sets

In diesem finalen Abschnitt werden Variationsphänomene fokussiert, die von eingeschränkter regionaler Reichweite sind. Im Unterschied zu den Variablen aus Kapitel 3.4.1 und Kapitel 3.4.2 wird es sich dabei oft um klare(re) Dialekt-Standard-Alternanzen handeln, wobei es um Merkmale des Oberdeutschen und Bairischen, z. T. auch nur des Mittelbairischen gehen wird. Abschließend werden je eine spezifisch westoberdeutsche (V30), eine Tiroler (V31) sowie eine mittel- / norddeutsche Erscheinung (V32) untersucht. Da nicht alle Variablen für alle Sprecher relevant sind, wird die Auswertung jeweils nur jene Probanden berücksichtigen, die aus den einschlägigen Dialekträumen stammen; zeigen jedoch Probanden anderer Räume Varianz, wird dies gleichfalls erwähnt.

V21 Realisierung von <a>

Als erste spezifisch regionale Variable soll die *a*-Realisierung analysiert werden, wobei vier Subsets gesondert besprochen werden: Wortformen, die auf mhd. *â* zurückgehen (= V21a), solche, denen mhd. *a* zugrunde liegt (= V21b) und die Wort-

form <dann>, da hier zusätzlich zur Variation beim *a*-Laut lexikalische Variation mit <nach> (= bair. [nɔ]) untersucht werden kann (= V21c); außerdem wird kurz auf die lexikalische Variation zwischen <wenn> / <wann> (= bair. [vɔn]) eingegangen (= 21d).

Allen vier Kontexten gemein ist, dass im Oberdeutschen, z. T. auch nur im Bairischen, Varianten mit gehobenem (und labialisiertem) mhd. *a*-Laut bestehen. Man spricht auch von „verdumpften" Formen (WIESINGER 1983b: 1106). Bei der Durchführung der *a*-Verdumpfung sind grundsätzlich drei Lautumgebungen zu differenzieren: „erstens: die Entsprechungen für mhd. langes *ā* […]; zweitens: die Entsprechungen für jene mhd. kurzen *a*, die im Nhd. gedehnt worden sind […]; drittens: die Entsprechungen für jene mhd. kurzen *a*, die auch im Nhd. kurz geblieben sind" (KRANZMAYER 1956: 20)[594] – je nach Kontext ergeben sich andere räumliche Distributionen: „Langes *ā* wurde in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der hochdeutschen Mundarten in unterschiedlichem Ausmaß gehoben und gerundet" (SCHIRMUNSKI 2010: 262)[595] – das sei „[e]in nahezu gemein(ober)deutsches Dialektmerkmal" (KNÖBL 2012: 82).[596] Nicht vollzogen wurde die Verdumpfung beim langen mhd. *â* „nur im südlichen Teil des Schweizerischen und in einer kleinen Gruppe ostthüringischer und obersächsischer Mundarten (Weimar – Naumburg) mit dem anschließenden Teil des Ostfränkischen (Schleißingen – Kissingen)" (SCHIRMUNSKI 2010: 262). Sonderentwicklungen treten v. a. vor Nasal auf, bspw. im Schwäbischen, wo der Diphthong [ãɔ̃] vor auslautendem mhd. *n* erscheint, vgl. etwa gãɔ̃ für <gehen> (mhd. *gân*) (KNÖBL 2012: 82). Zu Diphthongierungen bei mhd. *â* kommt es aber auch im Ostfränkischen und Mitteldeutschen, z. T. auch im Bairischen – wobei sich die Diphthonge „auf dem Rückzug befinden und in der Umgangssprache mehr und mehr von den Monophthongen verdrängt werden" (RENN / KÖNIG 2006: 41).[597]

Weit weniger verbreitet sind Hebungen beim sekundär gedehnten sowie beim kurz geblieben mhd. *a*-Laut (WIESINGER 1983b: 1110):

594 Von den hier untersuchten Lexemen erscheinen mit mhd. Kurzvokal: <fast, was, aber, dann, ganz, halt, machen, gemacht, alles, allem, Art, Fall, gegangen, Anfang, zusammen, wann>; ebenfalls kurz, aber mit späterer Dehnung erscheinen: <sagt, sagen, gesagt, sozusagen, gar, Tag, war, habe, gehabt, gerade>; als altlange Vorkommen von mhd. *â* werden untersucht: <Schlag> von mhd. *slâge*, <Frage> von mhd. *vrâge*, <waren> von mhd. *wâren*, <zwar> von mhd. *z(e)wâre*, <nach> von mhd. *nâch*, <wahrscheinlich> gebildet mit mhd. *wâr*; <hat> von mhd. *hât*, <da> von mhd. *dâ(r)*, <lassen> von mhd. *lâzen*; vgl. dazu die jeweiligen Einträge bei LEXER (1872–1878).

595 Bei einigen Lexemen ist die *a*-Verdumpfung auch in die Standardsprache eingegangen, etwa bei *Mond* (von mhd. *mâne*), *ohne* (von mhd. *âne*), Monat (mhd. *mânet*) – vgl. dazu SCHIRMUNSKI (2010: 263); WIESINGER (1983b: 1110). Das Ausmaß der Hebung kann divergieren, <a> kann als [ɑ], [ɔ], [o] erscheinen, z. T. sogar als *u*-Laut in Tirol vor Nasal, vgl. SCHATZ (1903: 32); KRANZMAYER (1956: 47).

596 Vgl. auch WIESINGER (1983b: 1110); MÖLLER (2013: 103); LENZ (2003: 87); KEHREIN (2012: 126).

597 Vgl. SCHEUTZ (2016: 36); SCHIRMUNSKI (2010: 262–263); ROWLEY (1990: 417); KEHREIN (2012: 251); SCHEURINGER (1990: 212); REIFFENSTEIN (1955: 4); RENN / KÖNIG (2006: 41). Zu Diphthongierungen in Bayerisch-Schwaben vgl. KÖNIG / RENN (2007: 38–39).

> Die Hebung und Labialisierung des kurzen *a* hat in den hochdeutschen Mundarten ein viel begrenzteres Gebiet erfaßt als die gleiche Erscheinung beim langen *ā* […]. Das ursprünglich kurze gedehnte *a* wird häufiger gehoben, aber auch dies bleibt hinter dem altlangen *ā* zurück und erreicht gewöhnlich nur die erste Stufe der Hebung. (SCHIRMUNSKI 2010: 291)

Grundsätzlich bleibt mhd. *a* – mit oder ohne allfällige Dehnung – im Nieder- und Mittelfränkischen erhalten, Gleiches gilt für das Alemannische (v. a. im südlichen Schwäbischen und Schweizerdeutschen).[598] Im Ostfränkischen dagegen wird das später gedehnte mhd. *a* verdumpft, das kurze *a* indes nicht oder nur geringfügig zu einem „å" (KNOERRICH 2011: 6; KRANZMAYER 1956: 20; RENN / KÖNIG 2006; WIESINGER 1990: 450). Unabhängig von Länge / Kürze des mhd. *a*-Lautes sei derweil „die Hebung kennzeichnend für das Bairisch-Österreichische"[599] (SCHIRMUNSKI 2010: 292; REIFFENSTEIN 1955: 4; PAUL 2007: 37; SCHEUTZ 2009: 21), wo es aber eine „vielgestaltige Entwicklungsgeschichte von mhd. a / â" gebe mit einer „hochkomplizierten Verteilung der *a*-Realisierungen":[600]

> Bis heute stellt das Feld der *a*-Realisierungen im bairischen Dialektraum den wohl variabelsten und instabilsten Bereich innerhalb des Vokalismus dar, was letztlich auf der seit Jahrhunderten schon existierenden Spannung zwischen […] „Verdumpfung", d. h. Hebung des *a*, und der von der Standardsprache geforderten Aussprache beruht. (SCHEURINGER 1990: 210)

Zu rechnen sei mit starken lexikalischen Idiosynkrasien, sei die *a*-Realisierung doch stark von

> außersprachlichen Faktoren geprägt (wie z. B. der jeweiligen Prestigebehaftetheit einzelner Wörter, ihrer Bewertung als Fremdwort oder deutsches Wort etc.). Dazu kommen sprachinterne Ausgleichsvorgänge wie z. B. Ausgleich innerhalb von Verbalparadigmen oder zwischen nominalen Singular- und Pluralformen, Analogie aus diversen (und oftmals nur spekulativen) Gründen usw. (SCHEURINGER 1990: 210)

SCHEURINGER (1990: 213–214) zufolge besteht räumlich der größere Unterschied zwischen der altbayrischen und der österreichischen *a*-Artikulation, wobei im einen Fall ein „‚dunkleres', velares [ɒ]" ausgesprochen wird, im anderen Fall ein „‚überoffene[s] [ɒ]". Letzteres habe „sich im oberbayerischen Raum um München vor etwa zwei bis drei Jahrhunderten in bestimmten Positionen" entwickelt und wurde –

598 I. d. S. notiert etwa RUSS (1990: 346–347) für das Schwäbische /ɔ:/ als Reflex von mhd. *â*, aber /a:/ für gedehntes mhd. *a*; vgl. auch KÖNIG / RENN (2007: 38–39) sowie AUER (1990: 68), der aber vermerkt, dass gelegentlich auch im Alemannischen mhd. *a* „spontan" verdumpft werde: einerseits bei Formen, zu denen verdumpfte Kurzvarianten existieren (hier wird „wohl in Analogie" verdumpft), andererseits „beobachtet man in einigen Fällen auch spontane kontextfreie Verdumpfung, etwa in *Abɒ*, *bAlt*, *dAnke*, *brAchd* (‚gebracht'). Bekanntlich haben andere deutsche Dialekte (Bairisch) die *a*-Verdumpfung auf die Kurzvokale ausgedehnt; die festgestellte spontane Verdumpfung könnte ein Schritt in diese Richtung sein" (AUER 1990: 69).

599 Deshalb bezeichnet SCHEUTZ (2016: 36) die *a*-Verdumpfung auch als eines der „prominentesten Merkmale" und „als ein kennzeichnendes Merkmal für das gesamte Bairische". Vgl. auch Kapitel 3.3.13.3 zur offensichtlichen Salienz des Merkmals für die Sprecher an der PLUS.

600 Vgl. auch KRANZMAYER (1956: 20); SCHEUTZ (2009: 21). Das Phänomen fungiert trotzdem als wichtiges Abgrenzungsmerkmal zum Alemannischen, vgl. KRANZMAYER (1956: 20); SCHATZ (1903: 31–32); WIESINGER (1990: 450).

„einhergehend mit der sprachlichen Vorbildstellung der Hauptstadt München – in der altbayerischen Verkehrssprache aufgegriffen“,[601] quasi als „‚Überbrückungslaut‘ zwischen den Dialekten und der Standardsprache“. Letztlich sei dadurch in Altbayern „weitaus mehr als im Bairischen Österreichs das ‚Grundgefüge verdumpfter *a*‘ aufgebrochen“ (SCHEURINGER 1990: 214).[602]

Diese Verhältnisse seien auch standardsprachlich relevant, insofern der altbayrische velare(re) [ɑ]-Laut „quantitativ beachtenswerte Übereinstimmungen mit der Standardlautung“ aufweise – er interferiere deshalb mit ihr und werde bei Wörtern mit mittelhochdeutschem *a*-Laut als Normallautung im Standard gebraucht. Beim velareren österreichischen Laut bestehe dementgegen ein deutlicherer „Bruch zwischen Standard- und Substandardebenen“, insofern sich der gehobene, dialektale Laut stärker vom [a] unterscheide.[603] Deshalb ersetze im österreichischen Standard den Verdumpfungslaut ein helles [a], das substandardlich nur bei Entlehnungen[604] und in der Weiterentwicklung von mhd. *ä* bzw. *æ* auftritt (SCHEURINGER 1990: 215–217). Auch der Duden unterscheidet i. d. S. den österreichischen vom altbayrischen Gebrauchsstandard:[605]

> In Altbayern besteht, aufbauend auf dem dialektalen System, auch in regionaler Standardaussprache eine phonologische Distinktion zwischen den sehr hellen [a, aː], die vor allem in jüngeren Entlehnungen verwendet werden (*Akte*, *Asien*, *Masse*), und dunklem [ɑ, ɑː], die in heimischen Wörtern und Wortbestandteilen auftreten. (Dudenverlag 2015: 64)

601 Vgl. allerdings krititisch dazu SCHEUTZ (2009: 22–24), der die [ɑ]-Lautung nicht als neu entwickelte Münchner Eigenheit, sondern vielmehr als basisdialektal im westlichen Bairisch verankerte „Kompromisslautung“ zum alemannischen [a] ansieht, die sich rezent verbreitet; vgl. dazu auch KRANZMAYER (1956: 20). SCHEUTZ (2009: 25) beobachtet dabei, dass v. a. die Lang-, weniger die Kurzvokale vom Wandel betroffen sind. MIHM (2000: 2120) bezeichnet unterdies die Realisierung mit [ɔ] als generelles Merkmal der altbayrischen Umgangssprache.

602 Zumindest dialektal existieren aber auch andere, velarere Varianten; vgl. etwa ZEHETNER (1985: 75): „In eigentlicher Mundart – je nach Gegend und Grad der Mundartlichkeit des Sprechens abgetönt – reicht der Klang des dunklen *a*-Lautes (entsprechend ahd. / mhd. / nhd. *a*) vom dunklen Normal-*a* (das der amerikanischen Aussprache des *o* in Wörtern wie *hot*, *pot* recht nahe kommt) bis zum vollkommenen *o*.“ Vgl. ausführlich zur Komplexität in Altbayern MAIWALD (2010: 6–17); KNOERRICH (2011: 6–53). Vgl. zur Basisdialektalität der [ɔ(ː)]-Lautungen in Bayern und der zunehmenden Verbreitung von [ɑ(ː)] in der altbayrischen Umgangssprache auch SCHEUTZ (2009). Für das Südbairische in Südtirol bemerkt SCHEUTZ (2016: 37, 39), dass es beim verdumpften *a*-Laut bei den „Lautqualitäten eine außerordentlich große Variation (von Ort zu Ort, von Wort zu Wort); teilweise sogar beim gleichen Sprecher im gleichen Wort“ gebe.

603 Zumindest umgangssprachlich existieren laut SCHEUTZ (1985b: 70) aber auch in Österreich Zwischenformen von [a] und [ɔ]. In einer späteren Untersuchung stellt SCHEUTZ (1999: 114) allerdings fest, dass sich diese Entwicklung noch im „Anfangsstadium“ befinde.

604 Die Verdumpfung erfasst, WIESINGER (1990: 453) folgend, nur „original native words as well as […] old loans and names“, während „more recent names have a front [a, aː]“.

605 Vgl. zur Standardsprachlichkeit des „dunklen“ *a*-Lauts in Bayern auch ZEHETNER (1985: 75): „In der in Altbayern üblichen Leselautung, etwa in der Schule, gilt das dunkle *a* (*å*) als regionale Hochlautung; hierzulande das bühnensprachliche ‚reine‘ helle *a* zu verwenden, klänge gestelzt und oft sogar lächerlich. Wer in der Mundart aufgewachsen ist und sich nicht bewußt um eine an der Hochlautung orientierte Aufhellung der *a*-Aussprache bemüht hat, wird sich schon allein dadurch zeitlebens als Bayer ausweisen.“

In Österreich seien dagegen „/a/ und /aː/ häufig nicht zentral, sondern vordere, tiefe, sehr offen artikulierte Vokale mit echter [a]-Qualität“ (Dudenverlag 2015: 64).[606]

Die eindeutige Gleichsetzung von Nonstandard = [ɔ] und Standard = [a] ist allerdings mancherorts auch für Österreich bezweifelt worden. So kann MOOSMÜLLER (1991: 50) zeigen, dass in der standardorientierten Sprechweise in Österreich [ɔ(ː)] für mhd. *a*, *â* „relativ häufig realisiert“ werde, was „darauf zurückzuführen [ist], daß diese Variablen […] einen relativ geringen phonetischen Abstand […] aufweisen“; es könne die verdumpfte Realisierung dadurch „nicht so gut perzipiert werden“, v. a. in „satzunbetonter Stellung“ kommt sie bei „Sprecher/inne/n gehobener Sprachvarietäten“ vor. Ähnlich SCHEUTZ (1999: 113), der über unterschiedliche soziale Gruppen und Kontexte hinweg eine „äußerst stabile Verankerung und Dominanz des dialektalen [ɔ] feststellt“. Eine „Vermeidung dialektaler Formen durch Mittelschicht-Sprecher bzw. generell in formelleren Situationen“ sei „lediglich als marginale Tendenz“ zu beobachten; er konstatiert, „die als ‚markiert‘ anzusehende Variante“ sei „das strikt standardsprachlich konnotierte *a*“, das „nur unter besonderen Bedingungen“ erscheine (SCHEUTZ 1999: 114). I. d. S. zeigt auch VERGEINER (2019: 130–131, 165), dass die *a*-Verdumpfung bei der von ihm untersuchten Salzburger Sprecherin weit öfter realisiert wird als andere vokalische Dialekt-Merkmale.

Im Schwäbischen / Alemannischen zeigt sich indes eher ein Abbau des verdumpften Reflexes von mhd. *â* in standardnäheren Sprechlagen (KEHREIN 2012: 204)[607] – bspw. belegt KNÖBL (2012: 121) in seiner Untersuchung „einen sehr geringen Dialektformenanteil“ bei dieser Variable, die auch ihren „prozesshaften Charakter“ verloren habe und „nur noch bei bestimmten Wörtern auftritt“ (v. a. in Funktionswörtern wie <mal, hast, hat, da> usf.). Für das Westmitteldeutsche zeigt auch LENZ (2003: 91, 95), dass die Variante besonders in formelleren Situationen nicht oder nur selten erscheint.

Im vorliegenden Kontext wird die Verdumpfung der *a*-Laute zunächst für den Lautstand von mhd. *â* anhand der Lexeme <Schlag, Frage, waren, zwar, nach[608], wahrscheinlich, hat, da, lassen> beleuchtet. Die Ergebnisse werden für alle bairischen sowie alemannischen Probanden dokumentiert. Mhd. *a* wird analysiert anhand der altkurzen sowie später gedehnten *a*-Laute in <fast, was, aber, ganz, halt, machen, gemacht, alles, allem, Art, Fall, gegangen, Anfang, zusammen, sagt, sagen, gesagt, sozusagen, gar, Tag, war, habe, gehabt, gerade>. Hier werden die Ergebnis-

606 Vgl. dazu auch WIESINGER (1990: 453); SCHEUTZ (1999: 114); zur Ausbreitung von [ɑ, ɑː] ins Nordbairische vgl. auch ROWLEY (1990: 422).

607 Dass für Alemannen, im Unterschied zum Baiern, die *a*-Verdumpfung leichter kontrollierbar sei, führt KEHREIN (2012: 267–268) auf die von der Vokalquantität abhängige und damit durchsichtigere Distribution verdumpfter Laute im Alemannischen zurück. Bei Bairischsprechern, gerade „der älteren und mittleren Generation“ kommen dagegen „selbst bei größtmöglicher Annäherung an die Standardaussprache überwiegend die dialektalen, verdumpften Varianten“ vor, so KEHREIN (2012: 267).

608 Berücksichtigt wird <nach> zunächst nur in der Funktion als Präposition, nicht als Adverb und Alternative zu <dann>.

se ausschließlich für bairische Probanden systematisch erfasst.[609] Eigens betrachtet wird kurzes mhd. *a* in <dann>, da hier im „hochdeutschen Raum" als lexikalische Alternative „die Wortform <nach>" besteht, die auch als „Konnektor zur Bezeichnung einer zeitlich oder kausal folgenden Relation gebraucht" wird; „[i]n dieser Funktion variiert <nach> mit standardsprachlichem <dann>" (KNÖBL 2012: 121–122).[610] Bei dieser hochfrequenten Wortform könnte die Existenz der dialektalen lexikalischen Alternative einen Einfluss auf die Frequenz der Lautrealisierungen nehmen, weshalb sie gesondert unter die Lupe genommen wird. Zum vierten Kontext <wenn> / <wann> s. u.

Abb. 101 illustriert, dass im Lautstand von mhd. *â* die Verdumpfung insgesamt oft realisiert wird (= 45 % bei den Oberdeutschen), wobei die interpersonale Variationsspanne groß ist. Verantwortlich sind dafür zunächst regionale Faktoren: Alemannen produzieren kaum verdumpfte Laute – nur zwei von fünf Probanden dieser Gruppe (LUH08, LUI21) gebrauchen zu [ɔ:] gehobene Laute und dies in geringem Ausmaß. Anders ist dies bei den Baiern, wobei dort v. a. Oberösterreicher eine hohe Verdumpfungsrate aufweisen: Keiner der zehn Oberösterreicher spricht <a> in den untersuchten Lemmata mehrheitlich unverdumpft aus; bei zumindest einer Probandin (LIC14) konnten ausschließlich verdumpfte *a*-Laute notiert werden. Bei den anderen bairischen Gruppen existieren dagegen jeweils Sprecher, die <a> nicht oder nur selten gehoben artikulieren (LAG06, LAG12 bei den Altbayern; LEA01, LIC bei den Salzburgern; LAG04, LUG20, LAF bei den Südbaiern). Diese regionalen Unterschiede bedingen auch gewisse Kontraste zwischen Deutschen und Österreichern.[611]

609 Bei <gesagt> und <sagt> variiert das <a> auch mit [aɛ] im Alemannischen bzw. im angrenzenden Westbairischen ([(g)saɛt], monophthongiert auch [(g)se:t]) – es handelt sich dabei um eine „Ausprägung eines dialektalen Phonems, das auf mhd. *ei*$_2$ basiert, also dem Laut, der durch Schwund des intervokalischen *g* und folgendem Zusammenzug des Ton- und Nebensilbenvokals bei sog. *egi*-Verben, d. h. bei ahd. zweisilbigen Verben mit der Lautverbindung *-egi-* entstanden ist", so KNÖBL (2012: 80); vgl. auch AUER (1990: 71); RENN / KÖNIG (2006: 84–85). Mhd. *ei*$_2$ entwickelte sich im Bairischen weitgehend zu [a] und kann dann verdumpft erscheinen; vgl. dazu etwa KRANZMAYER (1956: 64–66), z. T. entwickelt es sich aber auch wie mhd. *ei*, vgl. etwa SCHEURINGER (1990: 236). Da die alemannischen Probanden keine Realisierungen mit [aɛ] od. [ɛ] aufweisen und sich auch sonst keine Sonderentwicklungen zeigen, wird der Lautstand als Kontext für die *a*-Verdumpfung mituntersucht.

610 Der Ausdruck <nach> erscheint dabei mit getilgtem Frikativ; die Vokalverdumpfung kann, muss aber nicht durchgeführt sein. Die Form [na] interpretiert KNÖBL (2012: 122) als „Zwischenform", bei „der die Anpassung an die Standardnorm nicht durch den Ersatz der Dialektvariante durch den standardsprachlichen Konnektor <dann>", sondern durch die „standardsprachliche[n] Aussprache der lexikalischen Variante des Dialekt" erreicht wird; im von ihm untersuchten Korpus spielen allerdings weder [na] noch [nɔ] eine größere Rolle, vgl. KNÖBL (2012: 121–122). Neben <nach> wird auch <denn> als Alternative zu <dann> verwendet, vgl. etwa AdA (2003 ff.: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f09/), DiWA (2001 ff.: Kartennr. 273). Im vorliegenden Rahmen konnte diese u. a. nord- / mitteldeutsche Variante nicht beobachtet werden, weshalb sie unberücksichtigt bleibt.

611 Die Unterschiede sind signifikant (in Klammer p) zwischen: Al/Sbg (0,030*), Al/OÖ (0,001**), Al/Bay (0,042*), Al/Sb (0,004**), OÖ/Sbg (0,001**), OÖ/Sb (0,016*). Auch der Unterschied zwischen AUT/BRD ist signifikant (0,036*).

Verdumpfungen im Kontext von mhd. *â* lassen sich in geringem Ausmaß auch bei drei Nicht-Oberdeutschen feststellen: Einerseits beim Mitteldeutschen LUG01 sowie andererseits den fremdsprachigen Sprecherinnen LUH01 und LEA05. Auffällig ist, dass v. a. LEA05 häufiger verdumpft und zwar in allen Kontexten (im Referat, in Wortmeldungen, sogar bei konzeptioneller Schriftlichkeit).

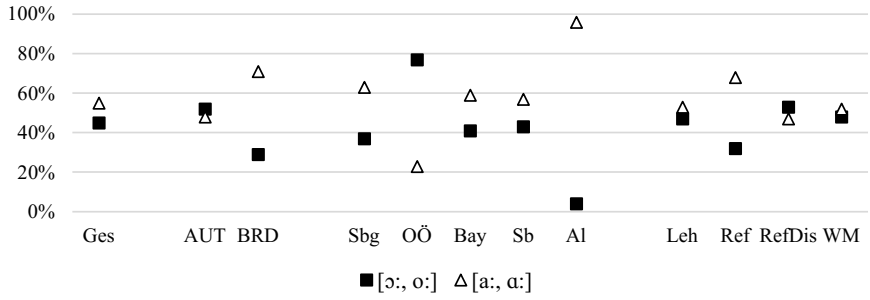

Abb. 101: Kovarianzen bei <a> (< mhd. â) (bei oberdeutschen Probanden)

Neben regionalen Auffälligkeiten zeigen sich solche auch unter rollen- / kontextbezogenen Gesichtspunkten, wobei v. a. die Referenten weniger verdumpfen – bei sieben von neun ist eine starke Dominanz unverdumpfter *a*-Realisierungen feststellbar (nur nicht bei LUG09 und LUH02). Anders ist das bei Wortmeldungen, dort ist die Varianz größer, wobei der Anteil verdumpfter Formen tendenziell höher ist (bei 14 von 27 Probanden sind zu 50 % oder mehr gehobene *a*-Laute belegt). Dazu passt auch, dass im intrapersonalen Vergleich die Referenten in der Referatsdiskussion bzw. in Wortmeldungen eher zur *a*-Verdumpfung neigen (dies gilt für LUG20, LUG09, LUI20, LUI21 sowie LAG04 in der Referatsdiskussion). Referenten scheinen das dialektale Merkmal letztlich – wohl auch aufgrund an sie gerichteter Standarderwartungen – zu meiden. Bei Lehrenden ist die Variationsbreite unterdessen groß – einige realisieren kaum (LAF, LIC), andere sehr häufig verdumpftes <a> (LAC, LUG), wieder andere verwenden beide Formen oft nebeneinander (LOF, LAE).[612]

Als zweiter Kontext soll die Verdumpfung bei Wortformen mit auf mhd. *a* zurückgehendem Lautstand untersucht werden. Wie bei V21a besteht auch bei V21b eine deutliche Variationsbreite im interpersonalen Vergleich: Einige Probanden realisieren keine / kaum verdumpfte Formen (bspw. LAG06, LAG07), wohingegen andere solche (fast) konstant produzieren (LUI03, LAE207, LUI03). Im Schnitt erscheint wie oben in etwa der Hälfte der Fälle die Verdumpfung (= 50 % bei den Baiern).

612 Die Unterschiede sind allerdings n. s. (auch nicht, wenn nur mit den Werten der Baiern gerechnet wird).

Bemerkenswert ist, dass gehobene *a*-Laute wider Erwarten nicht nur bei bairischen Probanden vorkommen: Immerhin bei vier Alemannen (LEA, LUG06, LUH08, LUI21) sowie zwei Mittel- / Norddeutschen sind gehobene *a*-Realisierungen zu notieren. Diese treten allerdings mit wenigen Ausnahmen bei nur zwei Lexemen – <was, aber> – auf, wobei hier die Hebung oft mit einer stärkeren Zentralisierung einhergeht (aber z. T. mit Labialisierung erfolgt, wohl aufgrund der labialen Umgebung). Ähnliches ist auch bei den internationalen Studierenden festzustellen, wobei nur LEA05 (wie oben) in einem größeren Ausmaß verdumpft.

Analog zur Verdumpfung im Lautstand von mhd. *â* stellen sich bei mhd. *a* innerbairische Unterschiede ein, vgl. Abb. 102: Wiederum wird v. a. von Oberösterreichern die Verdumpfung sehr häufig vollzogen (einzig ein Sprecher, LUK09, realisiert sie in weniger als der Hälfte der Fälle). Bei den anderen Gruppen verdumpft die Mehrheit nicht mehrheitlich, bei den Altbayern kommt die Verdumpfung überhaupt nur bei drei von elf Sprechern in verstärktem Maß vor (LAC, LUH02, LUK01).[613]

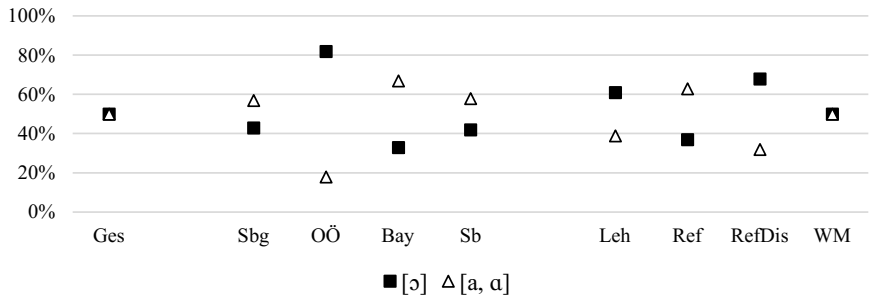

Abb. 102: Kovarianzen bei <a> (< mhd. a) (bei bairischen Probanden)

Daneben sind auch hier wieder – zumindest studierendenseits – intersituative Differenzen verzeichenbar: Wie oben überwiegen im Referatskontext offene Formen (wobei erneut zwei Studierende diesem allgemeinen Trend nicht entsprechen, LUG09 und LUH02). Abermals ist bei Wortmeldungen die Variationsbreite größer, wobei die Mehrheit sich zu Wort meldender Studierender mehrheitlich verdumpft (nur 13 der 29 Studierenden, v. a. Salzburger und Altbayern, verdumpfen in weniger als 50 % der Fälle). Zudem sind wieder intrapersonale Differenzen bei den Referenten zu bemerken – fünf Probanden verwenden gehobene Formen im Vortrag seltener. Bei den Lehrenden ist indes erneut eine große sprecherspezifische Streuung gegeben (wie oben gebrauchen v. a. LAC und LUG oftmals die verdumpften, LAF und LIC die unverdumpften *a*-Laute). Diaphasisch ist schlussendlich also wieder das abweichende Verhalten der Referenten augenfällig (v. a. auch im Kontrast

613 Signifikant sind die Unterschiede zwischen OÖ/Sbg (p = 0,009**), OÖ/Bay (p = 0,005**), OÖ/Sb (p = 0,005**).

zur Referatsdiskussion); insgesamt häufiger verdumpft wird allerdings auch von Lehrenden gegenüber studentischen Wortmeldungen.[614]

Als eigenständiges Subset bei der *a*-Realisierung wird <dann> betrachtet – analysiert werden soll einerseits, inwiefern die verdumpfte Form [dɔn] erscheint, andererseits aber auch, in welchem Ausmaß die dialektale lexikalische Alternative <nach> verwendet wird. Wiederum werden nur bairische Sprecher systematisch berücksichtigt.

Abb. 103 zeigt, dass der Anteil verdumpfter Formen bei <dann> ziemlich genau dem Schnitt beim Lautstand von mhd. *a* entspricht (51 %). Das Auftreten der lexikalischen Varianten [nɔ] / [na] führt sonach nicht zu Idiosynkrasien. Sie treten nur sehr selten (2 %) auf,[615] ihr Gebrauch ist auf zehn Personen beschränkt, wobei bemerkenswerterweise fünf davon nicht aus dem bairischen Sprachraum stammen (drei kommen aus Mittel- / Norddeutschland, eine aus dem alemannischen und eine aus dem nicht-deutschsprachigen Raum). Die Variante hat damit eine größere geographische Reichweite als die Verdumpfung bei <dann>, die nur bei zwei nicht-bairischen Probanden vorkommt (LUG01, LEA05 – diese beiden nicht-bairischen Probanden verwenden sonach in allen drei Kontexten Verdumpfungsvarianten).

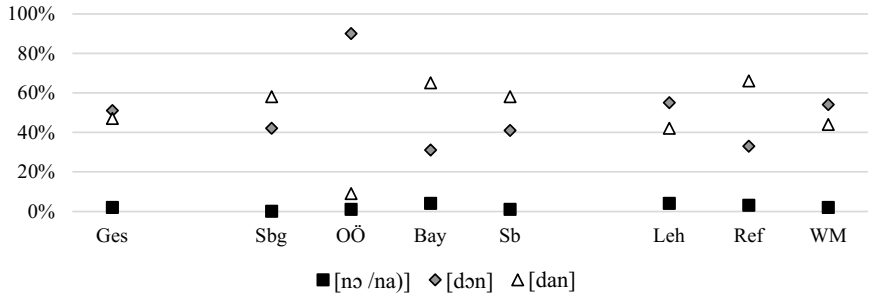

Abb. 103: Kovarianzen bei der Realisierung von <dann> (bei bairischen Probanden)

Bei der *a*-Realisierung in <dann> ist abermals eine große Variationsbreite zwischen den bairischen Probanden festzustellen: Während drei Sprecher keine verdumpften Formen nutzen und sechs sie ausschließlich gebrauchen, realisieren die meisten den Lautstand variabel. Unter regionalen Gesichtspunkten werden verdumpfte Formen dabei erneut durch die Oberösterreicher präferiert (nur ein Sprecher, LAE, nutzt seitens dieser Sprecher nicht ausschließlich oder fast ausschließlich verdumpftes <a>), während unter rollen- / situationsspezifischem Blickwinkel abermals die Referenten zu offenen Formen tendieren (wobei neuerlich LUG09 und LUH02 aus-

614 Die rollen- / situationsspezifischen Differenzen sind n. s.

615 Aus Darstellungsgründen werden die <nach>-Formen nicht weiter nach Verdumpfung unterschieden – i. a. R. sind sie freilich verdumpft.

scheren). Ein vermehrtes Vorkommen geschlossener Varianten ist bei Wortmeldungen beobachtbar (sieben von 14 Sprechern realisieren diese mehrheitlich). Auch die oben festgestellte intrapersonale Variationstendenz begegnet wieder (bei LAG04, LUG20, LUI20 sowie in geringerem Ausmaß bei LUG09). Bei den Lehrenden ist derweil wieder eine breite Streuung gegeben (erneut mit LUG und LAC am standardsprachlichen Pol des Spektrums sowie LIC und LAF am nonstandardsprachlichen). Letztlich ähneln die Kovarianzen damit denen der beiden zuvor betrachteten Subsets, wie auch Abb. 103 zeigt.[616]

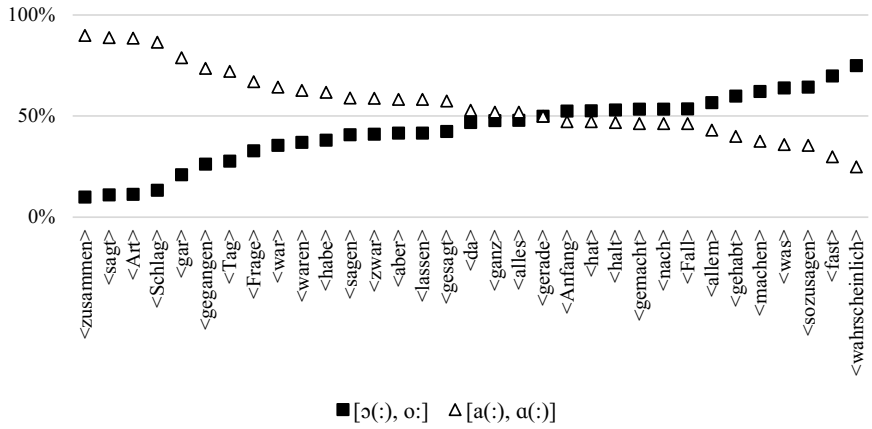

Abb. 104: Lexemspezifik bei der Realisierung von <a> (bei bairischen Probanden)

Die bislang untersuchten Subsets für die Realisierung von <a> gleichen einander stark; nicht verschwiegen werden soll aber, dass gewisse set-interne lexikalische Differenzen bestehen, wie sie Abb. 104 dokumentiert (für die bairischen Probanden). Eine Erklärung dafür, wieso manche Wortformen öfter, manche weniger oft verdumpft werden, kann in der vorliegenden Untersuchung nicht gegeben werden. Klar scheint aber, dass eine solche Erklärung mehrdimensional erfolgen müsste: So kann weder die Funktion (etwa der Unterschied zwischen Auto- und Synsemantika) noch der phonetische Kontext[617] die Differenzen allein erklären.[618] Das gilt auch für den Faktor Frequenz (vgl. die Differenz zwischen den frequenten Lexemen <was, da, hat, habe, war>).

616 Signifikant sind die Unterschiede zwischen OÖ/Bay bei [dɔn] (p = 0,001**) und [dan] (p = 0,002**); zwischen OÖ/Sb bei [dɔn] und [dan] (p = 0,012*). Die diaphasischen Unterschiede sind allerdings jeweils n. s.

617 Vgl. bspw. LENZ (2003: 93) zur Frage, ob in präliquiden Kontexten, besonders vor /r/, die *a*-Verdumpfung seltener auftritt. Im vorliegenden sample zeigen sich dafür allenfalls Tendenzen – auffällig ist allerdings, dass abgesehen von <wahrscheinlich> alle Wortformen mit mhd. *a* / *â* vor /r/ unterdurchschnittlich oft verdumpft werden.

618 Vgl. bspw. die Differenz zwischen <wahrscheinlich> und <war> oder <sagen> und <sozusagen>.

Die Wortform <dann> ist in Abb. 104 nicht enthalten, da bei ihr lexikalische Variation in Rechnung zu stellen ist – allerdings fällt, wie demonstriert, diese durchaus marginal aus. Dass das kein Einzelfall ist, soll nunmehr mit einem zweiten Beispiel zur lexikalischen Variation gezeigt werden, nämlich anhand der Alternanz von <wenn> ⇔ <wann> (bair. verdumpft zu [vɔn]). Beide Junktoren sind im Bairischen funktionsgleich: „Unlike the standard, Bavarian does not distinguish between temporal wann and temporal and conditional wenn, but uses wann in all three cases" (WIESINGER 1990: 455; vgl. auch MERKLE 1976: 191). Dies geht auf die Allolexie beider Wortformen im Mittelhochdeutschen zurück: Mhd. *swenn(e)* und mhd. *swann(e)* konnten jeweils gleichermaßen als temporale wie kausale Konjunktion gebraucht werden (PAUL 2007: 414–415) – noch bis ins 18. Jh. konkurrierten sie miteinander, wobei von einer „primär geographischen Aufteilung der Formen im Sinne jeweils häufigerer (aber funktional miteinander identischer) Verwendung" auszugehen ist, bei der „*wenn* in erster Linie im Westen des deutschen Sprachgebiets vorkam, *wann* vorwiegend in dessen Osten" (SCHEURINGER 1990: 376–377).[619] Gerade im Mittelbairischen ist „*wann* die basisdialektal ältere Form und – bei Vorkommen auch der Form *wenn* – die dialektalere der beiden Formen"; sie habe auch in höheren Substandardlagen Geltung, wobei laut SCHEURINGER (1990: 377) ein deutlicher Kontrast zwischen Österreich und Altbayern bestehe: „In Bayern ist die klare Tendenz zur Durchsetzung der Form *wenn* nach standardsprachlichem Muster erkennbar, während in Österreich bis in höchste Substandardebenen *wann* verwendet wird und *wenn* meist erst bei standardsprachlichem Sprechen aufscheint". Dies zeigt SCHEURINGER (1990: 377–378) anhand des Sprachgebrauchs in Braunau/Inn und Simbach.

Abb. 105 zeigt die Varianz beim Gebrauch von <wann> gegenüber dem der standardkonformen Variante <wenn> in konditionaler Verwendung. Da Variation hier nur bei bairischen Sprechern auftritt, werden auch nur die Ergebnisse für diese aufgeführt. Aber auch bei dieser Sprechergruppe ist die lexikalische Variation bei dieser Variable, ähnlich wie bei <dann>, auf wenige Sprecher begrenzt – nur eine Minderheit benützt konditionales <wann> (acht Probanden), die Mehrheit tut dies nicht (dreizehn Personen). Von den Baiern wird [vɔn] insgesamt in nur 15 % aller Fälle statt [vɛn] konditional gebraucht.

Auch bei der Verwendung von [vɔn] scheint es gewisse Zusammenhänge mit der Probandenherkunft zu geben: So realisiert kein Altbayer die Form und auch bei den vier Südbaiern ist die Form nur bei einem Sprecher (LUG20) belegt und zwar nur in der Wortmeldung, nicht im Referat. Seitens der Oberösterreicher hingegen begegnet die regionale Variante oft: Von sieben Sprechern nutzen sie fünf. Bei den

619 Das DWB beschreibt die räumliche Verteilung wie folgt: „die heutigen mundarten zeigen konjunktionales *wenn* vor allem im südwesten (schweiz., elsäss., schwäb., moselfränk.-siebenbürg., ostfränk.), osten (obersächs., ostfäl., berlin., mecklenb., pomm.) und nordwesten (niedersächs., ostfries., schlesw.-holst.), sonst nur vereinzelt (so findet es sich neben *wann* im bair., thür., fränk., westfäl. und nordfries.)"; vgl. DWB (1854–1961: http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=wenn).

Salzburgern kommt sie bei zwei von vier Probanden vor. Es sind also v. a. Oberösterreicher, die [vɔn] statt [vɛn] nutzen.[620]

Auffälligkeiten gibt es auch unter rollen- / situationsspezifischen Gesichtspunkten: So ist nur bei einem Lehrenden (LAE) und einem Referenten (LUG09) konditional verwendetes [vɔn] dokumentiert. Alle übrigen [vɔn]-Belege stammen aus Wortmeldungen – dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass bei den Wortmeldungen eine Überrepräsentation oberösterreichischer Probanden herrscht. Gleichwohl verwenden auch ein südbairischer (LUG20) sowie zwei Salzburger Sprecher (LAF05, LOF02) in Wortmeldungen [vɔn]. Eine Erklärung dafür ist die größere Dialekttoleranz in Wortmeldungen.[621]

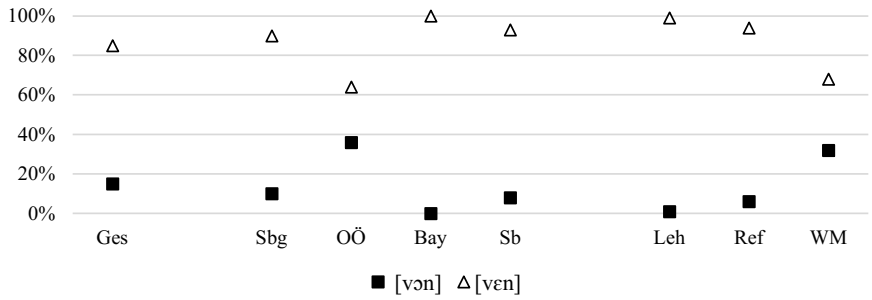

Abb. 105: Kovarianzen bei der Realisierung von <wenn> / <wann> (bei bairischen Probanden)

V22 Realisierung von <o>

Als nächste Variable soll die Realisierung von <o> in <sonst, besonders, genommen, kommen, kommt, gekommen> betrachtet werden – fokussiert wird damit wiederum ein regional beschränktes Merkmal, nämlich die Alternanz von [ɔ] ⇔ [ʊ]. Die *u*-Lautungen basieren dabei auf der Bewahrung des mhd. Lautstandes, während das [ɔ] Produkt einer späteren Lautentwicklung ist:[622]

Bereits in mittelhochdeutscher Zeit werden von Mitteldeutschland ausgehend „die hohen Kurzvokale /i/ /ü/ und /u/ in Stellung vor Nasal, aber auch vor *l*, *r*, plus Konsonant, seltener vor anderen Konsonanten zu /e/, /ö/ und /o/ gesenkt“[623] – zu-

620 Signifikant ist der Unterschied zwischen OÖ/Bay (p = 0,048*).

621 Die Unterschiede sind allerdings n. s.

622 Die Form <sonst> geht zurück auf mhd. *sus* / *sust* / *sunst*, <besonders> auf mhd. *besunder*, <genommen> auf mhd. *genumen* (daneben aber auch schon mhd. *genomen*), <kommen, kommt, gekommen> auf das Paradigma von mhd. *kumen* (daneben auch schon *komen*); vgl. dazu die jeweiligen Einträge bei LEXER (1872–1878).

623 Die gesenkten Vokale sind aber auch in Mitteldeutschland räumlich unterschiedlich distribuiert – so bemerken EBERT et al. (2013: 70): „In den rezenten Mdaa. ist die Senkung konsequent (in offener und geschlossener Silbe) im Nfrk. und Mfrk. durchgeführt, mit Ausnahmen (bes. in offener Silbe) im anschließenden Hess., sporadisch im Shess. und Pfälz., wiederum konsequent im Els. […] und in Teilen des Thür.“.

mindest bei der „Senkung von /u/ und /ü/ vor Doppelnasal und vor einfachem Nasal ohne Folgekonsonanz“ geht diese Entwicklung allgemein in die „nhd. Standardsprache“ ein (PAUL 2007: 86; EBERT et al. 2013: 71; vgl. auch WIESINGER 1983b: 1107 zur Verbreitung).

Aus synchroner Perspektive unterscheiden sich die Dialekte, die die alten Lautstände erhalten, von der Standardsprache und jenen Dialekten, in denen die Senkung vollzogen wurde (vgl. auch SCHIRMUNSKI 2010: 298–306). Erhalten ist mhd. *u* in vielen oberdeutschen Dialekten (v. a. im Bairischen),[624] wo sich ungesenkte Formen sogar lange in der Schriftlichkeit hielten und z. T. zur Zurückdrängung mitteldeutscher Varianten führten (EBERT et al. 2013: 70–71). Wie der AdA für <sonst> zeigt, kommen auch noch heutzutage im süddeutschen Raum (v. a. im Bairischen und Schweizerischen) alltagssprachlich Varianten mit ungesenktem mhd. *o* vor (v. a. im Westen auch Formen mit nach vorne verschobenem und gerundetem Vokal, v. a. in der Schweiz, sowie vorderem, ungerundetem hohen Vokal, v. a. in Tirol).[625] Nach KEHREIN (2012: 268) ist die „Erhaltung von mhd. *u* in bestimmten Lexemen“ (bspw. <sonst>) bei Bairischsprechern gar in „standardnahen Sprechlagen […] vereinzelt anzutreffen“.

Abweichend verhält sich im Bairischen allerdings das Paradigma von <kommen>: In ihm halten sich bis heute – neben *u*-Lautungen – Varianten mit [ɛ] und [ɪ], als Reliktlautungen von „ahd. *quëman*“[626] (KRANZMAYER 1956: 76). Es handle sich hierbei um „Kennformen“ des Bairischen, die als solche aber „basisdialektal nicht im ganzen bairischen Raum vorhanden“ und im Abbau zugunsten der höher bewerteten *u*-Lautung begriffen sind:

> „Über“ dem grundsätzlich basisdialektalen *këmen* liegt im Bairischen die früher „herrensprachliche“, heute verkehrssprachliche Form *kumen* […], die generell mit mehr Prestige belegt ist und darum im weiten Substandardspektrum bairischer Dialekte als „Zielnorm“ gelten kann.

624 KRANZMAYER (1956: 43), vermerkt, dass mhd. *u* im Bairischen prinzipiell erhalten bleibe, vor Nasal sei nur eine „starke Neigung zu offene[r]“ Aussprache sowie „zur vorübergehenden Diphthongierung zu *-uon-*“ festzustellen; vgl. auch SCHEURINGER (1990: 190); MERKLE (1976: 29). Vgl. zur Bewahrung im Alemannischen etwa KÖNIG / RENN (2007: 82–83). Überraschend ist, dass KRANZMAYER (1956) <genommen> bei seiner Besprechung von mhd. *o* in pränasaler Stellung anführt und vermerkt: „Unter Dehnung entsteht in der Mitte und im Osten von Nord- und Südtirol *-u-*; vereinzelt reicht dieses *-u-* weiter nach Osten als *ū* aus mhd. *â* und aus (nhd. gedehntem) *a* vor Nasenlaut“. Bei <genommen> begegne die gesenkte Aussprache „fast in ganz Österreich“, wobei „ausgenommen Tirol und Oberösterreich […] *genummen* mehr städtisch, *genommen* mehr dörflich-bäuerlich“ sei (KRANZMAYER 1956: 37). Auch MAIWALD (2010: 60) leitet die Form von mhd. *o* vor Nasal ab, wobei sie die im Norden und Osten Oberbayerns auftretenden *u*-Lautungen „auf eine Angleichung der Lautung an Formen wie ‚geschwommen‘, ‚gesponnen‘ rückführt“. Eine Herleitung von mhd. *genomen* statt *genumen* erscheint angesichts dieser weiten Verbreitung aber unplausibel – mit SCHIRMUNSKI (2010: 304) ist die Wortform eher als Beispiel für die Bewahrung von mhd. *u* zu sehen, nicht als Sonderentwicklung von mhd. *o*; vgl. zur mhd. Form auch LEXER (1872–1878: http://www.woerterbuchnetz.de/Lexer?lemma=nemen).

625 Vgl. AdA (2003 ff.: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f23a-c/).

626 Das Präsens-Paradigma ist dabei: *i kim – du kimst – er / se kimt – mia këmen – ëß kemt(s) – se këment*; das Partizip ist *këmen*, vgl. SCHEURINGER (1990: 336); KÖNIG / RENN (2007: 82).

> […] Heute sind es insbesondere die Stadtdialekte der größeren Städte im bairischen Raum, die auch in ihrer Grundschicht nur mehr diese Form aufweisen. (SCHEURINGER 1990: 337)

SCHEURINGER (1990: 338–342) zeigt, dass es in Braunau/Inn und Simbach in höheren Substandardebenen tatsächlich zu einem Frequenzanstieg der Formen mit [ʊ] kommt, allerdings begegnen besonders im altbayrischen Untersuchungsgebiet häufiger noch solche mit [ɛ] und [ɪ].[627]

Im vorliegenden Kontext wird bei <o> ausschließlich von bairischen Probanden variiert, weshalb die anderen Probandengruppen ausgeklammert werden. Die Lautungen mit [ʊ] und [ɪ] werden aus Darstellungsgründen zusammengefasst (*i*-Lautungen konnten nur in sehr geringem Ausmaß bei <kommt> notiert werden, *e*-Lautungen kommen überhaupt nicht vor). Auch bei bairischen Probanden dominieren Realisierungen mit [ɔ], wie Abb. 106 zeigt, Formen mit ungesenktem mhd. Vokal erscheinen in nur etwas mehr als 20 % der möglichen Fälle. Zehn von zwanzig bairischen Probanden variieren nicht und nutzen ausschließlich den standardkonformen Laut. Bei den übrigen Sprechern ist eine größere Variationsbreite feststellbar – sie reicht von einem nur geringfügigen Gebrauch ungesenkter Formen (LUI21, LAF, LUG) hin zu einer häufigeren bis konstanten Verwendung (LUG09, LAC, LUK01).

Unter regionalen Gesichtspunkten ist zu vermerken, dass die drei Tiroler Probanden die ungesenkten Formen gar nicht benützen – LAF ist der einzige Südbaier, bei dem hohe Vokale nachgewiesen werden können – wenn auch nur mit geringem Anteil. In diesem Sinne bestehen regionale Kontraste zwischen Süd- und Mittelbairern. Ferner gibt es situations- / rollenspezifische Zusammenhänge: Die Mehrheit der Referenten nutzt ausschließlich [ɔ] (vier von sieben Probanden), ein häufigerer Gebrauch ungesenkter Formen ist nur bei einem Referenten nachweisbar (LUG09). Bei den sechs Lehrenden sind hohe Vokale nur geringfügig häufiger belegt, zwei Lehrende variieren nicht (LIC, LOF), aber zwei produzieren [ʊ] / [ɪ] in höherem Ausmaß (LAC, LAE). Bei den Wortmeldungen werden von fünf der sieben Probanden hohe Vokale öfters realisiert. Dass i. d. S. die dialektalen Vokale eher in Wortmeldungen gebraucht werden, könnte mit einer höheren Normtoleranz in dieser Situation zusammenhängen.[628]

Wie Abb. 107 zeigt, prägen bei dieser Variable von Neuem lexikalische Differenzen die Variantenbesetzung: Am häufigsten erscheinen ungesenkte Formen bei <sonst>, am seltensten bei <besonders> und <genommen>; auch innerhalb des Paradigmas von <kommen> bestehen Differenzen (hier treten – neben Formen mit [ʊ] – auch die mit [ɪ] auf: [kɪmp]). Angesichts der größeren individuellen Unterschiede und z. T. geringer Belegzahlen könnten diese Kontraste aber nur ein Artefakt der Erhebung sein – sie müssten andernorts an einem größeren Korpus geprüft werden.

627 Vgl. zur Realisierung von <gekommen> auch den DiWA (2001 ff.: Kartennr. 277) – die Karte zeigt für den bairischen Raum neben Formen mit erhaltenem mhd. *u* vereinzelt solche mit *e*-Laut.

628 Ungesenkte Formen werden i. d. S. v. a. von Probanden genutzt, die bereits andernorts durch eine häufigere Nutzung regionaler Varianten aufgefallen sind. Die Unterschiede sind n. s.

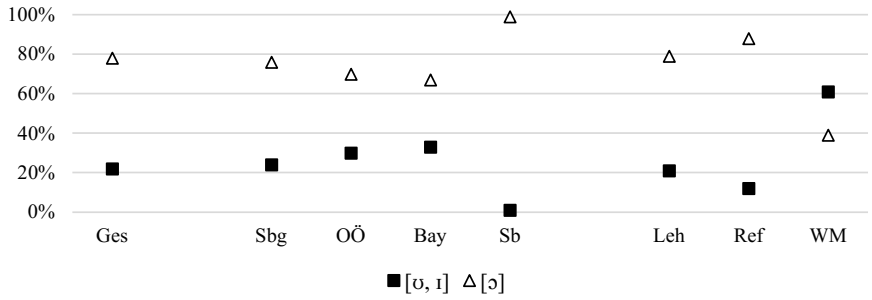

Abb. 106: Kovarianzen bei der Realisierung von <o> (bei bairischen Probanden)

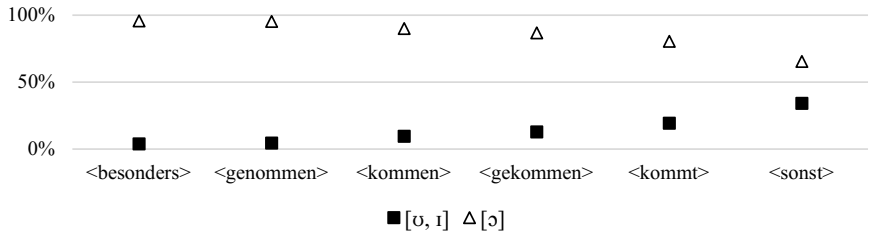

Abb. 107: Lexemspezifik bei der Realisierung von <o> (bei bairischen Probanden)

V23 Realisierung von <ei>

Fokussiert wird als nächste Variable die Realisierung von <ei> in <einfach, zwei, keine, kein, weiß, heißt, meine>.[629] Der untersuchte Lautstand geht auf den mhd. Diphthong *ei* zurück. Standardsprachlich wird dieser gesenkt zu [aɛ], wobei es zum Vokalzusammenfall mit dem diphthongierten mhd. *î* kommt (PAUL 2007: 103).

Der Dialekt weist z. T. andere Entwicklungen auf (PAUL 2007: 103; vgl. auch DiWA 2001 ff.: Kartennr. 438, 460), die gerade im mittel- und süddeutschen Raum z. T. noch alltagssprachlich relevant sind:[630]

> Mhd. *ei* […] ist in den hochdeutschen Mundarten teilweise zu einem langen Vokal monophthongiert worden ($\bar{e} - \bar{ę} - \bar{a}$), teilweise als Diphthong erhalten geblieben. Der nördliche, größere Teil des Mitteldeutschen, der sich ans Niederdeutsche anschließt, hat ebenso wie dieses $\bar{e}$ (*stēn, hēs*). […]. Der Hauptteil des Oberdeutschen hat Diphthonge verschiedenen Typs bewahrt." (SCHIRMUNSKI 2010: 284)[631]

629 Bei <weiß> und <meine> sind die Verbformen gemeint (von <wissen>, <meinen>).

630 Vgl. etwa AdA (2003 ff.: Karte *weiß*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f25b/); LENZ (2003: 110–111); außerdem EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-58).

631 LENZ (2003: 114–115) weist nach, dass das Vorkommen monophthongischer Realisierungen im Westmitteldeutschen in formelleren, standardorientierten Situationen stark eingeschränkt ist;

Im Alemannischen erscheinen Zwielaute wie [aɪ], [æɪ], [ɔɪ], [ɔɛ],[632] „[d]azu kommen […] sekundäre Reduktionen zu Monophthongen“ (AUER 1990: 115). Rezente Untersuchungen zeigen, dass diese standarddivergenten Formen im Alemannischen vom Abbau begriffen sind[633] – es komme zur Konvergenz mit der Standardlautung, nicht zuletzt, weil „die Vorderzungendiphthonge mehr dem Standard zuneigen als die hinteren Diphthonge“ (AUER 1990: 116). Dabei treten lexikalische Idiosynkrasien auf, die basisdialektalen Lautungen bleiben besonders „im Bereich des Funktionswortschatzes“ erhalten, so etwa bei „‚kein‘, pronominale[m] ‚ein‘ und ‚einfach‘“ (KNÖBL 2012: 123). Die lexemspezifische Beibehaltung regionaler Formen kann soziosymbolisch gedeutet werden (AUER 1990: 118–119): Die „Reduzierung der lexikalischen Basis bestimmter Standard-Dialekt-Entsprechungen“ sei eine „typische Form des Dialektwandels (und vielleicht auch -abbaus), der nicht mit ‚Dialektverlust‘ gleichgesetzt werden sollte“. Es sei ein „‚Vorteil‘ der Entwicklung […], daß eine komplexe phonologische Klassenbildung, die einem mhd. Lautstand entspricht, aufgegeben werden kann […]. Andererseits bleibt die Möglichkeit erhalten, mit lexikalischen Mitteln lokale Zugehörigkeit auszudrücken“ (AUER 1990: 120).

Im bairischen Raum wird mhd. *ei* weitgehend zum Diphthong [ɔa]; er sei „[c]harakteristisch“ für fast alle „bairischen Bauernmundarten“ (KRANZMAYER 1956: 58)[634] und eine „Kennlautung des Bairischen“ (SCHEURINGER 1990: 412; RENN / KÖNIG 2006: 57). Daneben existieren aber auch „*ā*-Mundarten innerhalb des Bairischen“, v. a. in „Wien und mit ihm zum großen Teil“ in der „österreichische[n] Stadt- und Verkehrsmundart“, aber auch in (Süd-)Kärnten oder einigen Tiroler Tälern komme der Monophthong vor (KRANZMAYER 1956: 60; vgl. auch SCHIRMUNSKI 2010: 285; SCHEURINGER 1990: 412; zu Tirol vgl. SCHATZ 1903: 40). Während „in Altbayern die Lautung [oᵃ] unangefochten bis in höchste Substandardebenen [gelte], wo – wie auch in Österreich – der Geltungsbereich der schon standardsprachlichen Lautung [ai] beginnt“ (SCHEURINGER 1990: 414),[635] verbreite sich in Österreich, aufgrund der Verwendung in Wien, der Gebrauch der *a*-Lautung:

> Die Geltung der Lautung in Wien verleiht ihr von Anbeginn hohes Prestige und damit auch Vorbildhaftigkeit im bairischen Raum insbesondere Österreichs, wo v. a. in diesem Jahrhundert im Zuge der rapiden wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen die Lautung als Teil einer überregionalen Verkehrssprache etabliert wird und damit auf weiten Strecken auch auf die Basisdialekte einzuwirken beginnt. Soweit zum gegenwärtigen Zeitpunkt übersehbar, betrifft dies

LANWER (2015: 175, 232) tut dasselbe für Norddeutschland, wenngleich er lexikalische Unterschiede dabei belegt. Vgl. zur Entwicklung in Norddeutschland allgemein LANWER (2015: 135).

632 Vgl. dazu auch SCHIRMUNSKI (2010: 284–285); AUER (1990: 70–71, 114–115); RUSS (1990: 347); KNÖBL (2012: 77); KÖNIG / RENN (2007: 50–51); RENN / KÖNIG (2006: 56–57).

633 Vgl. dazu auch die Ergebnisse von KNÖBL (2012: 123) und AUER (1990: 117).

634 Vgl. auch SCHEURINGER (1990: 235); ZEHETNER (1985: 81); REIFFENSTEIN (1955: 3); MERKLE (1976: 11–12). Lexemabhängig tritt auch die Lautung [ai] auf, bspw. bei <Fleisch>, dies v. a. „[u]nter Einfluß der Standardlautung und wohl unter altem kirchensprachlichem Einfluß“, so SCHEURINGER (1990: 237); vgl. auch WIESINGER (1990: 451); ZEHETNER (1985: 81).

635 Vgl. dazu auch KNOERRICH (2011: 196–244). Vgl. allerdings ZEHETNER (1985: 82–83), der gerade bei diesem Diphthong ein „Eindringen“ standardsprachlicher Varianten in die dialektale Rede beobachtet.

> den größten Teil der Fläche Österreichs mit Ausnahme der beiden westlichsten Bundesländer Vorarlberg und Tirol. (SCHEURINGER 1990: 413)

Einen entsprechenden Lautwandel beobachten auch andere: Bereits SCHEUTZ (1985b: 242–243) stellt fest, dass das „als weniger stark dialektal empfundene ‚Wiener' *a* […] sich als ein Merkmal umgangssprachlicher Sprechweise immer stärker überregional durchzusetzen beginnt",[636] wobei das nicht heißt, „daß *a* als ‚Hochspracheform' konnotiert und statt *ai* eingesetzt wird"; in formelleren Kontexten nehme sowohl der Gebrauch des bairischen Diphthongs als auch der des Monophthongs stark ab (vgl. auch VERGEINER 2019: 138; VERGEINER / WALLNER / BÜLOW i. Dr.; WIESINGER 2014: 103). Andernorts betont SCHEUTZ (1999: 118) jedoch, dass [a:] durchaus „als mögliche ‚Kompromißvariante' zur stärker standardsprachlich konnotierten *ai*-Lautung" dienen könne.

Dabei sind satzphonetische Bedingungen mitzuberücksichtigen (MOOSMÜLLER 1991: 42–44): So werde der *a*-Laut oft ungedehnt und somit reduziert realisiert, was gerade in unbetonten Stellungen im Hinblick auf die Isochronie artikulatorische Vorteile bringen kann. Nachgezeichnet wird von MOOSMÜLLER (1991: 44) dabei die paradoxe Situation, dass in Wien die Variante dialektal konnotiert ist und daher in formellen Situationen gemieden wird,[637] wohingegen sie in anderen österreichischen Städten als Orientierungspunkt diene und nur die „eigenen dialektalen Merkmale tabuisiert" werden.[638] Neben regionalen, situativen und satzphonetischen Bedingungen hänge das Vorkommen der Variante [a:] von weiteren phonetischen und lexikalischen Faktoren ab: So sei nicht nur in „Positionen vor Nasal" eine häufigere Verwendung monophthongischer Formen feststellbar (SCHEURINGER 1990: 416), sondern es trete generell lexikalische Diffusion auf, wie bei einem vor sich gehenden Sprachwandel erwartbar (BYBEE 2015: 39–41; vgl. ausführlich BÜLOW et al. 2019). Die *a*-Realisierungen betreffen dabei „in der Hauptsache […] einige wenige Wörter […]: Die Zahlwörter *ein*(*s*), *zwei* und das (kommentarankündigende) (*ich*) *mein*(*e*) sind die bevorzugten Kandidaten" (SCHEUTZ 1999: 118).

Auch in der Lautposition von <ei> wird im gewählten lexikalischen Set – bis auf zwei Ausnahmen (den Vorarlberger LUH08; die fremdsprachige Studierende LEA05) – nur von bairischen Probanden variiert. Allerdings zeigt sich, dass auch bei ihnen die Realisierung mit steigendem Diphthong weithin überwiegt (= 75 %); der Monophthong und der fallende Diphthong erscheinen in etwa demselben, mar-

636 I. d. S. zählt etwa MIHM (2000: 2123, 2120) den Monophthong zur österreichischen Umgangssprache, den steigenden Diphthong zur altbayrischen.

637 Vgl. bspw. MARTIN (1996: 153) zum Wiener Substandard, wo die *a*-Realisierung am unteren „Ende des Kontinuums" verortet wird, da mit „hoher Wahrscheinlichkeit [die] Standardform realisiert" wird.

638 Zu unterscheiden ist die Entwicklung von mhd. *ei* zu [a:] von der sogenannten „Wiener Monophthongierung", bei welcher der Diphthong [aɛ] generell durch einen [æ:]-Laut ersetzt wird; vgl. WIESINGER (1990: 466); SCHEUTZ (1985b: 80). Der rezente Prozess breitet sich aus: So können MOOSMÜLLER / SCHEUTZ (2013: 177–178) auch für die Stadt Salzburg eine Zunahme – gerade bei jungen Sprechern – feststellen. Realisierungen mit [æ:] werden hier wie [aɛ] gewertet, u. a., weil eine eindeutige ohrenphonetische Unterscheidung nicht allenthalben möglich ist.

ginalen Ausmaß ([a:] = 16 %; [ɔa] = 9 %). Neun Probanden benützen [aɛ] konstant, bei einer Sprecherin (LIC14) konnten indes nur [a:]-Belege notiert werden; die übrigen Sprecher besetzen den Lautstand variabel.

Die Lautproduktion der bairischen Probanden divergiert regional: So artikuliert nur ein Südbaier (Tiroler) nicht konstant die Form [aɛ] (LOF), wobei er interessanterweise [aɛ] mit [a:] abwechselt. Auch von altbayrischer Seite wird die Variable v. a. als steigender Diphthong realisiert, drei der sieben Sprecher variieren nicht (LAG05, LAG06, LUK17). Bei den übrigen alterniert [aɛ] erwartungsgemäß v. a. mit [ɔa], allerdings gebrauchen auch zwei Sprecher [a:], wenngleich mit geringem Formenanteil (LUI20, LUK01). Am öftesten verwenden Oberösterreicher [a:]-Belege – immerhin fünf der sieben Sprecher nutzen die Form häufiger, d. h. mit 20 % oder mehr. Nur ein oberösterreichischer Proband realisiert konstant [aɛ] (LUK09). Ähnliches gilt für die Salzburger (LIC), wenngleich bei ihnen der Anteil der [a:]-Belege geringer ausfällt. Nichtsdestotrotz kommt auch bei den Salzburger Probanden [a:] öfter vor als [ɔa] (drei Probanden verwenden [ɔa], fünf [a:]). Abb. 108 zeigt in diesem Sinne, dass sich die Verwendung von [ɔa] bei den mittelbairischen Probandengruppen kaum unterscheidet, während die Form bei den Südbairischsprechern praktisch nicht vorkommt; auch [a:] spielt bei diesen keine Rolle, was für die Altbayern genauso gilt. Die Variante [a:] indes wird von den Oberösterreichern am häufigsten gebraucht, aber auch bei den Salzburgern ist die Form öfters belegt.[639]

Neben regionalen machen sich diaphasische Kontraste bemerkbar: Nur zwei der acht Referenten zeigen überhaupt Varianz (LUG09 und LUH02), beim Rest ist [aɛ] konstant in Verwendung. Dagegen wird bei den Wortmeldungen der Lautstand mehrheitlich variabel umgesetzt; nur drei von zwölf Studierenden weisen bei ihren Wortmeldungen keine Alternanz auf. Dieser Unterschied zwischen Wortmeldungen und Referaten ist mit der bereits angesprochenen höheren Dialekttoleranz in Wortmeldungen erklärbar[640] – allerdings gilt es zu berücksichtigen, dass bei den Referaten v. a. Altbayern und Südbaiern erfasst sind, bei den Wortmeldungen hingegen hauptsächlich Salzburger und Oberösterreicher. Bei den Lehrenden ist der Formengebrauch insgesamt variabler, einige realisieren [aɛ] (fast) konstant (LAF, LIC, LOF), andere gebrauchen regionale Varianten öfters (LAC, LAE, LUG).

Oben wurde erwähnt, dass bei der Realisierung von <ei> lexikalische Idiosynkrasien häufiger dokumentiert wurden; Abb. 109 zeigt, dass solche auch im vorliegenden Rahmen zu veranschlagen sind. Das Lexem <einfach> wird fast immer mit [aɛ] realisiert (und fast nie mit [a:], auch wenn der Vokal pränasal steht). Bei <zwei> spielt die Realisierung mit [a:] keine Rolle, dafür kommt [ɔa] vor. Auch bei <keine, kein, heißt, weiß> ist dieser Diphthong belegt, nicht aber bei <meine>; hier wird deutlich öfter [a:] verwendet.

639 Signifikant sind die Unterschiede (in Klammer p) bei der Realisierung von [a:] zwischen Sbg/Bay (0,035*), Sbg/Sb (0,038*), OÖ/Bay (0,026*), OÖ/Sb (0,024*); bei [aɛ] zwischen OÖ/Bay (0,038*), OÖ/Sb (0,042*).

640 Signifikant ist der Unterschied nur bei der Verwendung der Form [a:] (p = 0,039*).

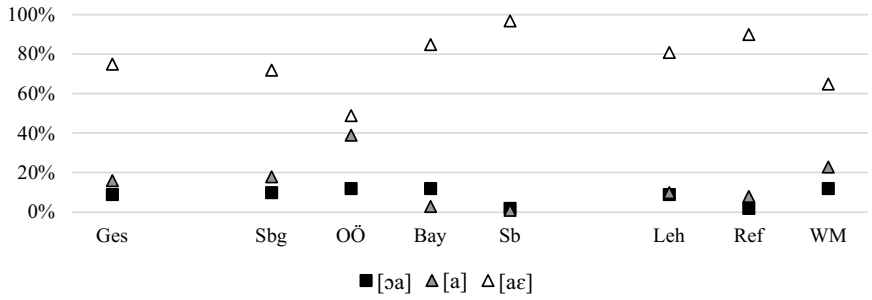

Abb. 108: Kovarianzen bei der Realisierung von <ei> (bei bairischen Probanden)

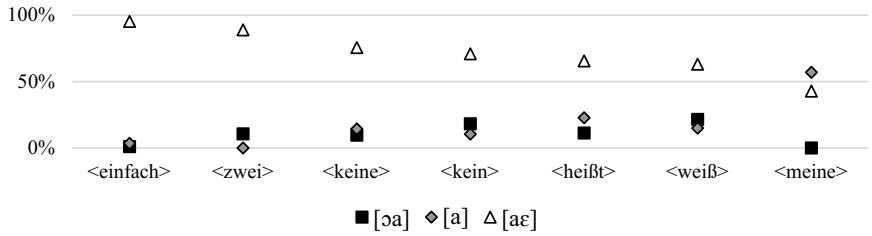

Abb. 109: Lexemspezifik bei der Realisierung von <ei> (bei bairischen Probanden)

V24 Realisierung von <ie, u, ü>

Als nächste Variable wird die Realisierung von <ie, u, ü> in <wie, müssen, muss, gut, tun, Buch> untersucht. Im Mittelhochdeutschen erscheinen diese Lexeme mit den fallenden Diphthongen *uo* (*muoz*, *guot*, *tuon*, *buoch*), *üe* (*müezen*) sowie *ie* (*wie*) (vgl. die jew. Einträge bei LEXER 1872–1878). Bereits in mittelhochdeutscher Zeit werden die Diphthonge im Rahmen der neuhochdeutschen Monophthongierung zu den hohen Langvokalen [i:, y:, u:] gewandelt (PAUL 2007: 78, 44). Die Entwicklung setzte im 11./12. Jh. im (West-)Mitteldeutschen ein und wurde in die Standardsprache übernommen (<e> blieb bei <ie> allerdings als Dehnungsgraphie erhalten und wurde analogisch auch auf andere Wortformen mit [i:] übertragen; vgl. KÖNIG / RENN 2007: 58). Da die vormaligen mhd. Langvokale *î*, *û*, *iu* etwa zur selben Zeit diphthongiert wurden, kam es standardsprachlich nicht zum Phonemzusammenfall, allerdings trat ein solcher mit den z. T. gedehnten altkurzen Vokalen ein (METTKE 2012: 69; PAUL 2007: 79).

Während in der Standardsprache der Prozess konsequent umgesetzt ist und auch im Niederdeutschen prinzipiell Monophthonge erscheinen ([e:] korrespondiert mit mhd. *ie*, [o:] mit mhd. *uo* sowie [ø:] mit mhd. *üe*), ergibt sich „[b]ei den hochdeutschen […] Mundarten ein äußert vielgestaltiges Bild, je nachdem, ob die Diphthonge erhalten geblieben oder ob sie in verschiedenen Typen monophthongiert worden sind“ (SCHIRMUNSKI 2010: 280). Monophthongiertes [i:] und [u:] begegnen

dabei v. a. in den mitteldeutschen Dialekten, wobei mhd. *üe* durch Entrundung mit [iː] zusammenfällt.[641] Der Diphthongerhalt indes ist charakteristisch für den oberdeutschen Raum (AUER 1990: 125; KNÖBL 2012: 79; PAUL 2007: 35), und zwar das Bairische ebenso wie das Alemannische (vgl. RENN / KÖNIG 2006: 62; SCHIRMUNSKI 2010: 280–282; das Ostfränkische indes hat z. T. [iː] und [uː]; vgl. KRANZMAYER 1956: 56).[642]

Im Schwäbischen wird der Lautstand von mhd. *ie* und *üe* basisdialektal grundsätzlich als [ɪə], der von *uo* als [uə] realisiert (KNÖBL 2012: 79; RUSS 1990: 341); in Bayerisch Schwaben erscheint der „eingleitende Zentralvokal" allerdings „tiefer: [uɐ], [ɪɐ]" (AUER 1990: 126; KÖNIG / RENN 2007: 56–57).[643] In seiner Studie zur Konstanzer Stadtsprache stellt AUER (1990: 127) gleichwohl fest, dass „die dialektale Lautung" bei dieser Variable „bereits in der Minderzahl" ist; der Lautwandel sei dabei für vordere Vokale weiter fortgeschritten als für hintere (AUER 1990: 126–127). Allerdings stelle sich abermals lexikalische Diffusion ein, wobei für die hier untersuchten Lexeme folgende Abbauhierarchie eruiert wird (beginnend beim Lexem mit der remanentesten Dialektlautung): <tun> > <gut> > <wie> > <muss> > <müssen> (AUER 1990: 130). Interpretiert wird diese Hierarchie als Ausdruck der *token*-Frequenz – häufigere Wortformen erhalten eher den Diphthong. Zumindest für den Lautstand von mhd. *uo* sei aber auch der phonetische Kontext relevant – so begünstige eine „offene Silbe im Wortauslaut und vor Vokal […] die Standardformen" (AUER 1990: 132).

Das Bairische erhält die mhd. Diphthonge als [ɪɐ] und [uɐ].[644] Ausnahmen gibt es im Nordbairischen, wo die mhd. Laute meist „zu den sogenannten ‚gestürzten' Zwielauten *ei* und *ou*" umgebildet worden sind (KRANZMAYER 1956: 56; KEHREIN 2012: 251; RENN / KÖNIG 2006: 62–64) und in Niederösterreich, wo als Reflex von mhd. *uo* [ʊɪ] auftreten kann. Im Allgemeinen wird den fallenden Diphthongen dabei eine geringe soziostilistische Wertigkeit attestiert – sie kommen laut WIESINGER (2014: 103) bereits in der (österreichischen) Umgangssprache nicht mehr vor[645] und sind MOOSMÜLLER (1991: 41) zufolge in standardintendierter Sprechweise nur „sehr

641 Im westlichen Mitteldeutsch begegnen auch [eː] und [oː] für mhd. *ie* und *uo*. In einigen mitteldeutschen Dialekten bleiben die Diphthonge erhalten oder entstehen durch sekundäre Diphthongierung neu; vgl. SCHIRMUNSKI (2010: 280–282); MÖLLER (2013: 105).

642 Für die untersuchten Wortformen vgl. bspw. DiWA (2001 ff.: Kartennr. 148, 243, 325, 414, 430); vgl. auch WIESINGER (1983a: 1080).

643 AUER (1990: 126) erwähnt allerdings auch „Sonderformen" für <müssen> und <tun>; diese erscheinen als „dOnd" und „mOnd". RUSS (1990: 357–358) notiert als Formen für das Schwäbische „miəse" (neben „misə); bei <tun> notiert er [do] neben [dõ̃ã̃] (Infinitiv) sowie [deːn] (Präs. Plural).

644 Vgl. KRANZMAYER (1956: 57–58); SCHIRMUNSKI (2010: 280, 282–283); ZEHETNER (1985: 44); WIESINGER (1990: 447); SCHEURINGER (1990: 233–235); für Tirol vgl. bspw. SCHATZ (1903: 45); für Salzburg REIFFENSTEIN (1955: 3). Für Altbayern KNOERRICH (2011: 280–339). Mhd. *ie* erscheint vor Nasal auch gesenkt als [ɛɐ], mhd. *uo* als [ɔɐ], vgl. SCHEURINGER (1990: 233–234); bei <tun> gebe es neben dem Auftreten von [uɐ] / [ɔɐ] auch Sonderentwicklungen zu [ɛɐ] im Sinne eines „Analogieumlauts", vgl. SCHEURINGER (1990: 235).

645 MIHM (2000: 2120) zählt die Diphthonge jedoch (zumindest in Altbayern) zur Umgangssprache.

selten“ zu hören, nicht zuletzt weil die Diphthonge „perzeptuell sehr gut von den hochsprachlichen Monophthongen […] zu unterscheiden“ sind. Sie werden „eher vermieden und höchstens zu rhetorischen Zwecken eingesetzt“ (MOOSMÜLLER 1991: 42; vgl. auch KEHREIN 2012: 260; SCHEUTZ 1985b: 237; VERGEINER 2019: 134).

Auch bei dieser Variable konnte Varianz nur bei den bairischen Probanden beobachtet werden – die anderen Gruppen artikulieren konstant Monophthonge und bleiben deshalb bei der nachfolgenden Analyse ausgespart. Deutlich wird, dass indes auch die Baiern monophthongische Realisierungen im untersuchten Lautstand präferieren. Diphthonge werden in nur 16 % aller möglichen Fälle realisiert. Die Mehrheit (16 von 31 Sprechern) setzt konstant Monophthonge um, der Rest zeigt Varianz, wobei fünf Probanden mehrheitlich Diphthonge produzieren.

Unter regionalem Blickwinkel ist zu bemerken, dass abermals v. a. die Südbaiern die Dialektlautung meiden (nur zwei der sieben Probanden nutzen den Diphthong, LAG02 und LUG16), während sie bei Oberösterreichern häufiger zutage tritt (bloß LUK09 gebraucht nie Diphthonge). Auch vier Altbayern nutzen sie verstärkt, während vier konstant Monophthonge produzieren. Bei den Salzburgern sind ausschließlich bei einer Sprecherin (LAE207) die Diphthonge öfter in Verwendung, drei von sechs Salzburgern variieren derweil nicht. Das Ausmaß diphthongischer Realisierungen ist bei den Südbaiern also am geringsten, aber auch bei den Salzburgern kommen sie seltener vor, während sie bei Oberösterreichern und Altbayern etwas häufiger sind[646] – vgl. auch Abb. 110.

Unter rollen- / situationsspezifischen Gesichtspunkten treten neuerdings gewisse – allerdings eher verhaltene[647] – Kontraste zwischen Studierenden in Referats- und Wortmeldungsäußerungen auf: Die Mehrheit der Referenten gebraucht konstant Monophthonge (Varianz zeigen drei von acht Referenten, LUG09, LUH02 und LUI20). Bei den Wortmeldungen besteht Konstanz bei der Hälfte der Sprecher (neun von achtzehn Probanden); Probanden, die Diphthonge realisieren, tun dies dabei öfter (vier Sprecher verwenden sie sogar mehrheitlich). Die intrapersonale Varianz jener Referenten, die auch abseits des Vortrages ausreichend Belegformen produzieren, weist indes in keine eindeutige Richtung (bei zwei Sprechern, LUI20 und LAG04, bleiben die Anteilswerte konstant; bei LUG09 ist eine Zunahme diphthongischer Realisierungen abseits des Referats festzustellen). Vergleichsweise selten kommt der Diphthong auch bei Lehrenden vor – nur zwei Sprecher (LAC, LAE) nutzen hier Dialektformen oft.

Auch bei dieser Variable kommt es zu größeren lexikalischen Divergenzen, die Abb. 111 illustriert. Sie zeigt, dass gerade bei <muss> und mehr noch bei <gut> häufiger ein Diphthong aufscheint. Umgekehrt wird <wie> fast immer mit Monophthong realisiert (ähnlich <müssen>). Dies könnte durchaus als Bestätigung dafür gewertet werden, dass der Vorderzungendiphthong [ɪɐ] stärker abgebaut wird als der Hinterzungendiphthong [uɐ]; allerdings zeigen sich gerade bei den Lexemen

646 Die Unterschiede sind n. s.
647 Die Differenzen sind n. s.

mit <u> Unterschiede. Die oben zitierte Hierarchie mit <tun>, <gut> und <wie> an der Spitze findet sich hier jedenfalls nur bedingt belegt.

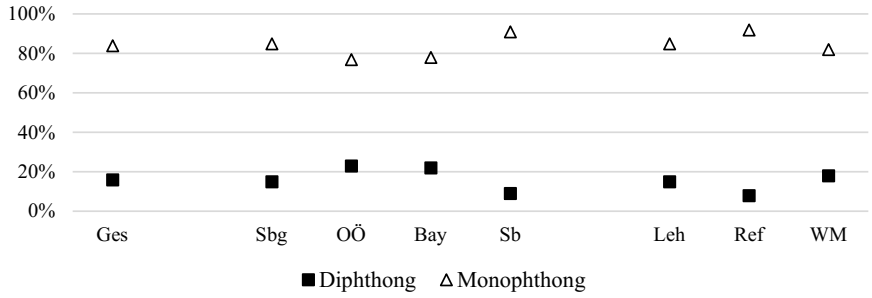

Abb. 110: Kovarianzen bei der Realisierung von <ie, u, ü> (bei bairischen Probanden)

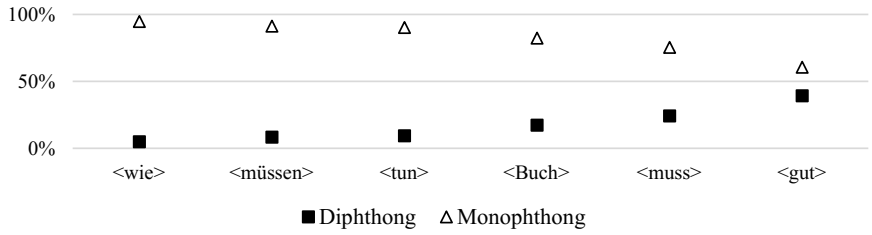

Abb. 111: Lexemspezifik bei der Realisierung von <ie, u, ü> (bei bairischen Probanden)

V25 Realisierung von <ö> und <eu>

Als Nächstes wird die Realisierung von <ö> und <eu> in den Wortformen <möchte, gehört, können, könnte> sowie <heute, Leute, euch> behandelt. Diese Formen werden gemeinsam besprochen, weil ihnen jeweils derselbe Lautwandel zugrunde liegt, nämlich die Entrundung labialer mhd. Vokale in vielen Dialekten, nicht aber der Standardsprache (<heute, Leute, euch> gehen zurück auf mhd. *hiute*, *liut*, *iuch*[648];

648 Als lexikalische Alternative existiert zu <euch> die Pronominalform [ɛnk], die gemeinsam mit ihrem Nominativ [e:s] oft als „Schibboleth für das Bairische" angesehen wird (SCHEURINGER 1990: 272; vgl. auch RENN / KÖNIG (2006). [ɛnk] und [e:s] können allerdings nicht als alleingültige Dialektlexeme gelten, wie WIESINGER (1990: 451) betont: „In fact, even in the Middle Ages, the[y] […] were regarded as rural and peasant so that ihr and euch continued to be used in the language of the upper class". Zur soziostilistischen Markierung von [ɛnk] vermerkt SCHEURINGER (1990: 272–273), die Form sei zwar „noch bekannt, jedoch veraltet und im normalen Alltagsgespräch nicht mehr vorhanden"; sie trage „[w]ie kaum eine andere Form […] im bairischen Raum die Markierung ‚bäuerlich'". Weniger stark markiert sei die Grundform [e:s]. Vgl. dazu auch MERKLE (1976: 123). Vgl. zu den Formen auch MAUSER (1998: 226–230). Im vorliegenden Kontext kommen weder [e:s] noch [ɛnk] vor.

<möchte, gehört, können, könnte> auf mhd. *möhte*, *gehœren*, *können* / *künnen* / *kunnen,* sowie *könde* / *kunde*[649] / *konde*; vgl. dazu die jew. Einträge im LEXER 1872–1878).[650] Durch die Entrundung kommt es u. a. zu folgenden Dialekt- / Standardkorrespondenzen: [øː, œ] ⇔ [eː, ɛ]; [ɔɪ] ⇔ [aɛ]; [yː, ʏ] ⇔ [iː, ɪ] (RENN / KÖNIG 2006: 37). Während das Plattdeutsche dabei häufiger gerundete Vokale bewahrt (SCHIRMUNSKI 2010: 256; WIESINGER 1983c: 1102–1103), werden diese im Hochdeutschen i. a. R. palatalisiert.[651] Ausgenommen davon sind nur „im Norden das Ripuarische, in der Mitte das Ostfränkische einschließlich des südlichen Ausläufers des Thüringischen (Ruhla), im Süden das Oberalemannische“ (SCHIRMUNSKI 2010: 255).[652]

Besonders im Bairischen ist die Umlautentrundung „im 13. Jh. ohne Widerstand vor sich gegangen“.[653] Insofern fielen mhd. *œ* bzw. *ö* grundsätzlich mit den *e*-Lauten zusammen, mit denen sie sich z. T. gemeinsam weiterentwickelten (KRANZMAYER 1956: 39). So kam es zu Diphthongierungen des Langvokals im Nord- und Südbairischen entsprechend dem Wandel bei mhd. *ê* (zu [ɛɐ] im Südbairischen, zu [ɛɪ] im Nordbairischen).[654] Auch bei <ö> aus kurzem mhd. *ö* stellten sich nach der Entrundung Weiterentwicklungen ein, die analog zu mhd. *e* in den jeweiligen Dialekten verlaufen, etwa die Diphthongierung zu [ɪɐ] bei Sekundärdehnung im Nordbairischen wie in großen Teilen des Mitteldeutschen (KRANZMAYER 1956: 34, 39, 44, 48; RENN / KÖNIG 2006: 38–39; SCHIRMUNSKI 2010: 289, 297).

Bei <eu> aus mhd. *iu* kommt es zur Entrundung (*iu* > *î*) und zur Diphthongierung übereinstimmend mit den übrigen Fällen von mhd. *î* (i. a. R.: *î* > [aɪ]). In Dialekten, in denen die Diphthongierung unterbleibt, erscheint ein entrundeter Monophthong (SCHIRMUNSKI 2010: 276). Allerdings gibt es bei <eu> vielfach Sonderentwicklungen (LENZ 2003: 116; RENN / KÖNIG 2006: 53–55), etwa den Wandel von ahd. *iu̯* zum Diphthong *ui* im Schwäbischen, der teilweise auch in den „bairischen Mundarten, die sich an das Schwäbische anschließen“, vorkommt (z. T. wird dort auch standardkonformes [ɔɪ] realisiert) (vgl. KRANZMAYER 1956: 52; SCHIRMUNSKI 2010: 278–279). KNÖBL (2012: 79–80) stellt unterdies fest, [ʊɪ] werde im Schwäbischen „nicht nur von der standardsprachlichen Form [ɔɪ], sondern auch von der dialektalen, allerdings

649 Bei <könnte> ist i. d. S. auch die Realisierung mit [ʊ] möglich ([kʊnt]), wie sie etwa KELLER (1979: 228) notiert. Sie tritt im vorliegenden Fall nicht auf.

650 Allerdings ist mit AUER (1990: 155) anzunehmen, dass es sich dabei um einen Prozess handelt, der nicht auf gerundete mhd. Laute beschränkt ist, sondern gegenwärtig bspw. auch Fremdworte oder Standardentlehnungen erfasst.

651 Vgl. auch WIESINGER (1983c: 1103); PAUL (2007: 86); KÖNIG / RENN (2007: 46–47); RENN / KÖNIG (2006: 37); DiWA (2001 ff.: Kartennr. 196, 519); zum Alemannischen vgl. AUER (1990: 62–63); KNÖBL (2012: 83); RUSS (1990: 346); vgl. zum Mitteldeutschen LENZ (2003: 116).

652 Im Alemannischen ist, wie KNÖBL (2012: 83) hervorhebt, die „Umlautbewahrung bzw. Entrundung“ auch „[e]ine wichtige Sprachscheide zwischen süd- und nordalemannischen Dialekten“; vgl. dazu auch AUER (1990: 156).

653 Die Datierung des Prozesses divergiert allerdings, vgl. etwa AUER (1990: 155); PAUL (2007: 86); RENN / KÖNIG (2006: 37).

654 Vgl. auch KNOERRICH (2011: 116); RENN / KÖNIG (2006: 47–49). Diphthongierungen finden sich auch im Schwäbischen, dort „entwickelte sich entrundetes mhd. *œ* wie *ê* zum [ae]-Diphthong“ (KNÖBL 2012: 83).

standardnäheren diphthongischen Ersatzform [ɔɪ] bedroht“ und sei nur mehr als „Reliktlautung“ erhalten (vgl. dazu auch KÖNIG / RENN 2007: 61).

Auch im bairischen Raum gibt es – nicht zuletzt aufgrund z. T. unterschiedlicher Entwicklungen bereits in vormhd. Lautstand – viele Varianten für mhd. *iu* (neben [ɔɪ] und [ʊɪ] bspw. [ɪʊ], [ɪɔ], [ɛɔ]; vgl. ausführlich KRANZMAYER 1956: 51–56) wodurch „[d]ie Lautverhältnisse […] auf den ersten Blick verworren“ erscheinen (KRANZMAYER 1956: 51). Allerdings ist die Formenvielfalt für die rezenten Dialektverhältnisse nur noch bedingt relevant, denn

> durch seit Jahrhunderten einwirkenden Einfluß des Fränkisch-Mitteldeutschen („fränkische Regel“) sind in den modernen Landschaften des Bairischen die ursprünglichen basisdialektalen Vertretungen […] schon zu einem großen Teil durch verkehrssprachliche Lautungen abgelöst bzw. gerade im Abbau begriffen. (SCHEURINGER 1990: 239)

Dabei ist „[d]ie schwerste Bedrohnis für die *-iu*-Reihe […] seit der Neuzeit […] der Ersatz durch ‚verkehrs-‘ und ‚schriftsprachliches‘ *ai*“ (KRANZMAYER 1956: 52).[655] Der Zwielaut ist in den gegenwärtigen bairischen Dialekten als „gewöhnliche“ entrundete Variante für mhd. *iu* anzusetzen (MERKLE 1976: 15; WIESINGER 1990: 452; ZEHETNER 1985: 54–55; KNOERRICH 2011: 340–341; REIFFENSTEIN 1955: 10).

Soziostilistisch können entrundete Realisierungen als eher markiert gelten.[656] So meint WIESINGER (1990: 452) zwar, „[f]ront rounded vowels do not appear again until elevated colloquial speech“; in einem späteren Beitrag heißt es aber, „die durchgängige dialektale Umlautentrundung“ werde „in der US [= Umgangssprache, P.C.V.] und ST [= Standardsprache, P.C.V.] als ‚primäres‘ Dialektmerkmal streng gemieden“ (WIESINGER 2014: 102). SCHEUTZ (1985b: 236) konstatiert, dass die „entrundeten dialektalen hohen Vorderzungenvokale“ im Vergleich zu anderen Dialektmerkmalen „weitaus weniger akzeptiert (bzw. bereits weitaus stärker abgebaut)“ sind; sie weisen von den von ihm analysierten „Beispielen die geringste Durchschnittsrealisierung“ auf. Eine spätere Studie zur Entrundung bei <eu>, <ö> und <ü> erbringt zwar ein ähnliches Ergebnis, weist allerdings „eine sehr ausgedehnte Variationsamplitude“ nach (je nach sozialer Gruppe, aber auch Situation kommen die entrundeten Vokale unterschiedlich oft vor). Relevant ist indes auch der Hinweis, dass sich die einzelnen Entrundungsprozesse in ihrer Abbausensitivität unterscheiden – „sehr deutlich ist eine regelmäßige, von *ɔɪ* über *ø* nach *y* ansteigende Tendenz zur Vermeidung der dialektalen Varianten zu sehen“; dabei sei allerdings auch für die entrundete Realisierung von [ɔɪ] eine „strikte Dialektkonnotation“ evident (SCHEUTZ 1999: 115–117; vgl. auch VERGEINER / WALLNER / BÜLOW i. Dr.).[657]

655 Laut AUER (1990: 156) hat die nhd. Standardsprache „die Entrundung ab dem 16. Jh. wieder rückgängig gemacht (Rückrundung)“; geblieben seien nur wenige entrundete Formen, wie etwa mhd. *kriusel* > *Kreisel* oder mhd. *eröugen* > *ereignen*; vgl. dazu auch METTKE (2012: 72–73). Nichtsdestotrotz waren die delabialisierten Formen lange Zeit mit hohem Prestige versehen, vgl. etwa SCHIRMUNSKI (2010: 255).

656 Vgl. auch KEHREIN (2012: 260). Das gilt ebenfalls für das Mitteldeutsche – vgl. etwa LENZ (2003: 120, 124, 127).

657 Vgl. zur lexikalischen Diffusion bei entrundeten Formen auch LENZ (2003: 120, 127).

AUER (1990: 160) bestätigt dies nur teilweise. Für ihn ist die Entrundung „eine soziodialektologische Mustervariable“: Sie sei nicht nur „gut kontrollierbar“, sondern es spielen auch „[p]honologische oder morphologische Kontexte […] bei der Rundung keine Rolle“. Für die von ihm untersuchte Konstanzer Stadtsprache hält er fest, dass „die Entrundung nur bei sehr konservativen Informanten häufig“ sei: „Viele Sprecher verwenden die nicht-labialen Vordervokale nur noch in Kookkurrenz mit anderen deutlichen Dialektmerkmalen im selben Wort“ (AUER 1990: 62, vgl. auch 157).

Die geringe soziostilistische Wertigkeit bestätigt sich im vorliegenden Kontext durchaus. Wie bei den vorherigen Variablen tritt auch hier nur baiernseitig Varianz auf, wobei die dialektalen Formen neuerdings eher selten belegt sind – sie kommen in 21 % der möglichen Realisierungskontexte vor, vgl. Abb. 112. Acht Sprecher mit ausreichend realisierten Lautständen verwenden das Merkmal, bei zwölf konnte es nicht notiert werden. Allerdings nutzen es zwei Sprecher konstant (LAC, LUK01).

Unter regionalen Gesichtspunkten ist festzuhalten, dass wiederum kein Südbaier die Dialektform verwendet, während sie bei Oberösterreichern abermals öfters im Gebrauch ist – nicht dokumentiert ist sie bloß bei einem Sprecher (LUG); bei den Altbayern ist indes eine große Variationsspanne festzustellen – so benützen zwei die Form konstant, vier dagegen nie, nur eine Person (LUI20) nutzt beide Formen, wobei die ungerundete Variante nie in seinem Vortrag, nur danach vorkommt – ein Hinweis auf mögliche diaphasische Unterschiede. I. d. S. realisiert im Referat generell nur ein Referent (LUG09) delabialisierte Varianten, die übrigen fünf Referenten tun dies nicht. In den Wortmeldungen verwenden sie derweil vier von sechs Studierenden. Bei den Lehrenden gebrauchen zwei (LAC, LEA) die Dialektform, die übrigen vier Lehrenden nutzen nur gerundete Varianten. Letztlich scheint die Dialektform in Referaten und Lehrendenäußerungen eher vermieden zu werden – es scheint plausibel, dafür unterschiedliche Standarderwartungen verantwortlich zu machen.[658]

Abb. 113 zeigt abermals lexikalische Idiosynkrasien in der Formenbesetzung. Dabei scheint nicht (ausschließlich) die jeweilige Entrundungsart relevant, zumal <eu> in <Leute, euch> zwar am seltensten, bei <heute> aber am häufigsten entrundet erscheint. Die „internen“ lexikalischen Differenzen bei <eu> bzw. <ö> – also zwischen <Leute, euch> ⇔ <heute> einerseits bzw. <möchte, gehört> ⇔ <können, könnte> andererseits – könnten bspw. mit der *token*-Frequenz zu tun haben. Zumindest bei den im Korpus häufigeren *token* wird die Dialektlautung eher bewahrt.

658 Weder nach Herkunft noch den Gesprächsrollen / -situationen sind die Differenzen jedoch signifikant.

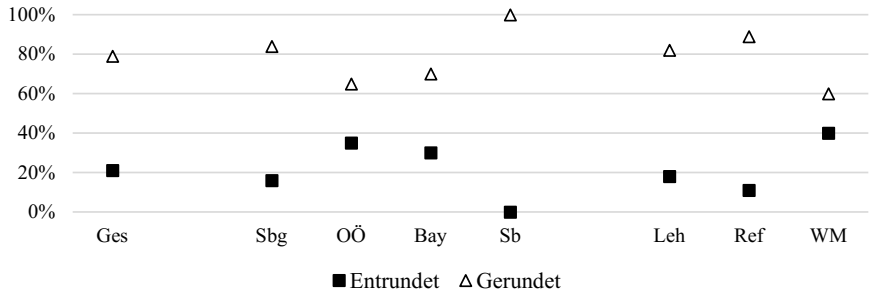

Abb. 112: Kovarianzen bei der Realisierung von <ö> / <eu> (bei bairischen Probanden)

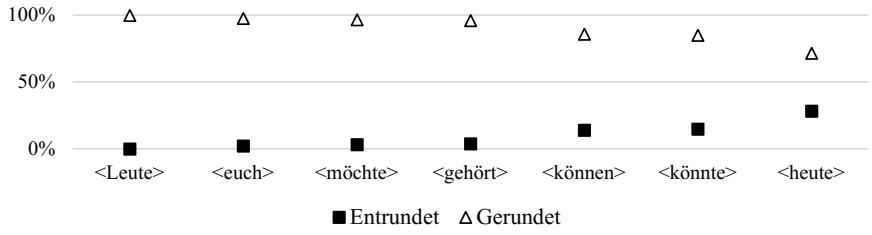

Abb. 113: Lexemspezifik bei der Realisierung von <ö> / <eu> (bei bairischen Probanden)

V26 Realisierung des prätonischen <ge>

Als Nächstes wird eine Variationserscheinung in der Nebentonsilbe betrachtet, nämlich die Abschwächung des Partizippräfixes <ge> bei <gegangen, genommen, gegeben, gestellt, gekommen, gewesen, gesehen, gesagt, gemacht, gehabt, gehört>. Im vorliegenden Kontext ist dabei v. a. die Reduktion durch Synkopierung relevant.

Während im Niederdeutschen die Synkopierung i. a. R. unterbleibt, unterscheiden sich die hochdeutschen Dialekte darin, ob / in welchen Lautumgebungen sie das prätonische Schwa elidieren. Differenzieren lassen sich grob die folgenden Areale:[659]

659 Vgl. für das Bairische KRANZMAYER (1956: 85–86); WIESINGER (1989: 63–67, 1990: 493); ZEHETNER (1985: 99); MERKLE (1976: 56–57); für das Schwäbische KNÖBL (2012: 90); RUSS (1990: 355); vgl. für die diatopische Varianz bei <gewesen> auch DiWA (2001 ff.: Kartennr. 128); bei <gesagt> DiWA (2001 ff.: Kartennr. 132). Mit KRANZMAYER (1956: 85) kann man die „Raumbilder in die zeitliche Entwicklung umprojizieren“: Diachron wurde – ausgehend vom östlichen Donauraum – „zunächst vor *s*, *h* und *f* vortonisches Schwa getilgt, dann vor *w*, *j*, *l*, *r*, *n* sowie *m* und zuletzt vor den Plosiven *d*, *g*, *p*, *t*, und *k*“; vgl. auch WIESINGER (1989: 67).

- „[D]as Mittel- und Niederfränkische, das Nieder- und Oberhessische, die ostmitteldeutschen Mundarten“ – sie „bewahren das *ə* unabhängig vom Charakter des folgenden Konsonanten“.[660]
- „Im Südhessischen und Pfälzischen fällt das reduzierte *ə* vor stimmlosen Spiranten und *h* aus“.
- „Im Südfränkischen, Ostfränkischen und Niederelsässischen kommt zu den schon erwähnten Fällen des *ə* noch die Stellung vor Sonoren und vor dem stimmhaften Reibelaut *w* hinzu“.
- „Im Schwäbischen, Oberelsässischen und Bairischen fällt das vortonige *ə* auch vor Verschlußlauten aus: bei Zusammentreffen des anlautenden *g*- mit dem folgenden Verschlußlaut, [sic!] fällt das Präfix völlig ab“.[661] (SCHIRMUNSKI 2010: 214–215)

Allerdings gibt es z. T. Sonderentwicklungen in einzelnen Gebieten: Bspw. unterbleibt im Südbairischen die Synkope oftmals, vor Plosiven und Affrikaten in ganz Kärnten und Teilen Tirols; auch vor Halbvokalen, Liquiden und Nasalen ist Schwa z. T. erhalten (WIESINGER 1989: 63–64; SCHATZ 1903: 56–57).

Die Synkope im Präfix ist nicht nur dialektal verbreitet: Im süddeutschen Raum wird sie auch auf umgangssprachlicher Ebene konsequent umgesetzt (MIHM 2000: 2120)[662] – wie die Karte von EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-73) zeigt, etwa bei <gefallen> ausnahmslos. In den Normkodizes ist das Verbalpräfix indes als [gə] kodifiziert (vgl. Dudenverlag 2015: 392; KRECH et al. 2010: 69), wobei diese Form auch in Österreich die Standardvariante sei, wie etwa WIESINGER (2010: 245) betont. Diese Einschätzung ist jedoch umstritten:

Wenngleich das Phänomen „mit zwar weitläufigem, aber doch ursprünglich begrenztem Erscheinungsgebiet“ auftritt, so könne es doch „durch seine silbensparende Wirkung sprechsprachliche ‚Vorteile‘ verschaffen“ und daher „über das regionale Ursprungsgebiet bzw. in vertikaler Richtung über den dialektal-regiolektalen Sprechlagengebrauch hinaus Gebrauch finden“, so KNÖBL (2012: 136). Seine Untersuchung zum Schwäbischen zeigt, dass die Synkope auch im formellen Sprachgebrauch vorkommt, weshalb er sie als zumindest „fakultatives Merkmal“ standardsprachlicher Sprechweise beschreibt. Differenzen bestehen dabei u. a. in Abhängigkeit von der Folgekonsonanz (so finden vor nicht-plosivischen Konsonanten und Vokalen häufiger Synkopen statt; KNÖBL 2012: 137).

Anders SPIEKERMANN (2008: 154–155), der ebenfalls den Sprachgebrauch in formellen Situationen in Südwestdeutschland untersucht: Er befindet, dass das

660 In Nord- und Mitteldeutschland erscheint [g] dafür zum Teil spirantisiert als [j], laut SCHIRMUNSKI (2010: 372) ist die Spirantisierung „in der Vorsilbe *ge*-“ sogar „am häufigsten“; vgl. auch MÖLLER (2013: 91, 94). Zur Spirantisierung s. u., V32.

661 Allerdings wird das Schwa bspw. in Substantiven wie <Gedanke> nicht elidiert – i. d. S. scheint die Synkope auch „mit der jeweiligen synchronen morphologischen Funktion zu korrelieren“ (SCHEUTZ 1985b: 106); vgl. auch AUER (1990: 76); KEHREIN (2012: 132).

662 Für WIESINGER (2014: 105) gilt dies aber nicht vor Plosiven: „Das „Präfix *ge*- fehlt vor Plosiven bis in die US [= Umgangssprache, P.C.V.] und tritt vor Frikativen, Nasalen und Liquiden als *g*- bis in die US auf“.

Merkmal vergleichsweise selten realisiert wird – für ihn ist es daher kein Kennzeichen des dortigen Standards. Ähnliches ergibt nicht nur die Studie von VERGEINER (2019: 146), sondern auch die von KEHREIN (2012: 204, 260) zum Bairischen.

BEREND (2005: 159–160) indes konstatiert, dass die Schwatilgung „ein typisch spontansprachliches" Merkmal sei und nur „in der Vorlesesprache in der Regel nicht vorkommt". Spontansprachlich begegne es in Süddeutschland oft auch in formellen Situationen und sei daher dem dortigen Gebrauchsstandard zuzuweisen; es falle dabei freilich „im öffentlichen Sprachgebrauch mehr auf als z. B. die norddeutsche Spirantisierung. Das hängt vermutlich damit zusammen, dass süddeutsche Merkmale grundsätzlich weniger als standardsprachgemäß angesehen werden" (BEREND 2005: 160–161).

Für SCHEUTZ (1985b) ist die Reduktion des prätonischen Schwa ebenfalls nicht per se nonstandardsprachlich (zumindest in Österreich): „Ebenso klar wie das obligatorische Fehlen des Schwa im Dialekt ist die hochsprachliche Konnotation des erhaltenen Schwa im Präfix /ge/ = ‚Part.Perf.'", allerdings seien „[i]n einer ‚abgeschwächten' Hochsprachevariante […] durchaus Kombinationen von getilgtem Präfix und sonstiger beibehaltener Hochspracherealisierung […] möglich", zu denen SCHEUTZ (1985b: 106) bemerkt: „[F]ür mich besitzt eine solche Varietät die besondere Konnotation einer Art ‚Honoratiorenösterreichisch'". Kookkurrenzrestriktionen gibt es nur im „umgekehrte[n] Fall" von erhaltenem Schwa und „sonstiger Dialektrealisierung" – das sei „grundsätzlich undenkbar" (SCHEUTZ 1985b: 107). Eine spätere Untersuchung von SCHEUTZ (1999: 122) zeigt, dass die Reduktionen nicht nur schichtspezifisch und je nach Formalitätsgrad von Situation zu Situation unterschiedlich oft begegnen, es bestehe auch „ein deutlicher Unterschied zwischen der einfachen Schwa-Reduktion vor Nicht-Plosiven und der totalen Präfix-Reduktion vor Plosiven". Relevant sei außerdem die morphologische Funktion des *ge*-Präfixes, lasse sich doch nachweisen, „daß das verbale Partizip wesentlich häufiger reduziert erscheint als andere morphologische *ge*-Funktionen", wobei eine „größere[n] Generalität der *ge*-Tilgung bei Partizipien" konstatiert werden könne, „die auch daran erkennbar ist, daß Reduktionsformen z. T. sogar bei neuen Wörtern auftreten (cf. *gsœɐ̯ft*, *gfakst* ‚*gesurft*, *gefaxt*')". Allerdings „konzentrieren" sich auch im Verbparadigma die Reduktionen „auf immer weniger lexikalische Fälle – meist hochfrequente Wörter, deren soziostilistische Akzeptanz offenbar überdurchschnittlich groß ist" (SCHEUTZ 1999: 122) – ein klarer Fall „lexikalische[r] Diffusion" (SCHEUTZ 1999: 123).

MOOSMÜLLER (1991: 60–63) beschreibt den Wegfall des Schwa als phonologischen Prozess, bei dem drei Lautkontexte zu unterscheiden seien: Vor Frikativ, vor Vokal und vor Plosiv. Sie stellt fest, dass vor Vokalen die Tilgung weniger oft in standardorientierter Rede auftritt – sie führt dies auf die silbenstrukturellen Folgen zurück: Durch die Tilgung entstehe eine CV-Struktur, die „nur mehr schwer auf ein zugrundeliegendes Präfix schließen lässt". Anders sei dies vor Plosiven, hier

sei der „Wegfall gut perzipierbar“ und werde deshalb auch allgemein vermieden.[663] Nur vor Frikativen sei der Prozess häufiger, bilden sich doch „Konsonantencluster, wodurch es zu einer Verstärkung des Anlautes der prominenten Silbe kommt“. Allgemein werde in Westösterreich (Innsbruck, Salzburg) die Synkope am häufigsten vollzogen, am seltensten in Wien. Die Untersuchung von MARTIN (1996: 149) weist derweil ein häufiges Vorkommen synkopierter Partizip-II-Formen auch in Wien nach, wobei die Synkopierung „der Häufigkeit ihres Vorkommens wegen der Hochsprache zugeordnet“ wird.

Analysiert wird nachfolgend, ob das Schwa erscheint oder nicht – wie bemerkt, kommt es bei einigen Verben, je nach Lautumgebung des Präfixes, zur Durchführung weiterer Prozesse; diese bleiben aus Darstellungsgründen ausgespart. Im vorliegenden Kontext zeigen Alemannen wie Baiern Varianz bei dieser Variable, weshalb beide Gruppen systematisch berücksichtigt werden. Es variieren außerdem ein Mitteldeutscher (LUG01) und eine internationale Studierende (LEA05).

Abb. 114 illustriert, dass das Schwa in den ausgewählten Lexemen mehrheitlich realisiert wird (63 %), in etwa einem Drittel der Fälle kommen aber reduzierte Anlaute vor. Das Merkmal ist damit vergleichsweise häufig. Dabei besteht eine große interpersonale Variationsbreite: Während drei Probanden nur reduzierte Formen artikulieren (LAC, LUK05, LUK10), produzieren fünf bloß schwahaltige Formen (LAG04, LAG05, LIC, LUH08, LUI21). Alle übrigen Sprecher variieren. Variationssteuernd scheint dabei abermals die Probandenherkunft zu sein: So gebrauchen alle Alemannen mehrheitlich den Nebentonvokal, zwei von vier konstant. Bei den Südbaiern wird nur bei einem von vier Sprechern mehrheitlich das Schwa getilgt (LOF), während zwei Sprecher (LAG04, LUG20) das volle Präfix (nahezu) konstant verwenden. Stärker variabel ist der Formengebrauch der Mittelbaiern – besonders bei den Oberösterreichern sind reduzierte Formen oft vertreten (nur ein Sprecher, LUG, realisiert hier hauptsächlich die vokalhaltige Vorsilbe, die übrigen sechs Oberösterreicher nehmen mit 30 % oder mehr Synkopen vor).[664] Nicht zuletzt diese regionalen Differenzen führen auch zu einem Unterschied zwischen den oberdeutschen Probanden dies- und jenseits der deutsch-österreichischen Grenze.[665]

Nicht minder auffällig ist die Variantendistribution unter situativen / rollenspezifischen Vorzeichen: So sind insbesondere bei den Referenten weniger oft synkopierte Varianten belegt, sechs der neun Referenten benützen sie nicht oder nur sehr selten (≥ 5 %) und kein Referent artikuliert mehrheitlich synkopierte Vorsilben; bei den Wortmeldungen ist dies bei fünf von neun Sprechern der Fall, nur eine Person produziert hier konstant den ungetilgten Anlaut (LUH08). Dies ist abermals ein Hinweis, dass sich die Referenten an unreduzierten, standardnäheren Formen ent-

663 Während die Vorsilbe vor Plosiven überhaupt abfällt, besteht vor anderen Konsonanten eine „Neigung zur Angleichung des *g*-“ an den Artikulationsort des Folgelauts, so KRANZMAYER (1956: 86) – vgl. bspw. [gnɔmɐ] > [dnɔmɐ] für <genommen> oder [gmɔχt] > [bmɔχt] für <gemacht>.

664 Signifikant ist die Differenz bei OÖ/Al (p = 0,042*).

665 Der Unterschied ist n. s.

sprechend der normativen Erwartungen orientieren.[666] Bei den Lehrenden ist unterdessen wieder die Varianz am größten, einige realisieren ausschließlich oder mehrheitlich reduzierte Formen (LAC, LOF, LAE), andere dagegen nutzen öfter die unreduzierten Varianten (LIC, LUG, LAF).

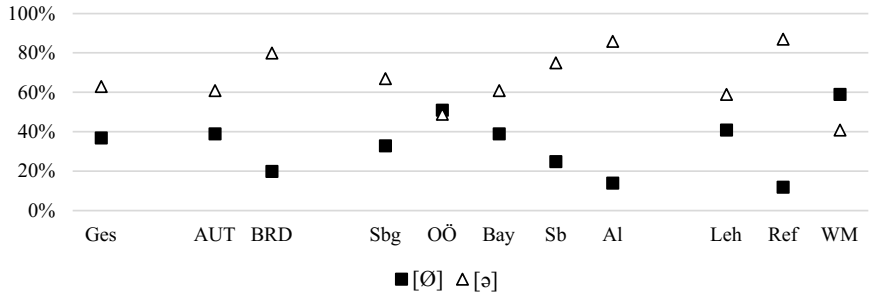

Abb. 114: Kovarianzen bei der Realisierung von <ge> (bei oberdeutschen Probanden)

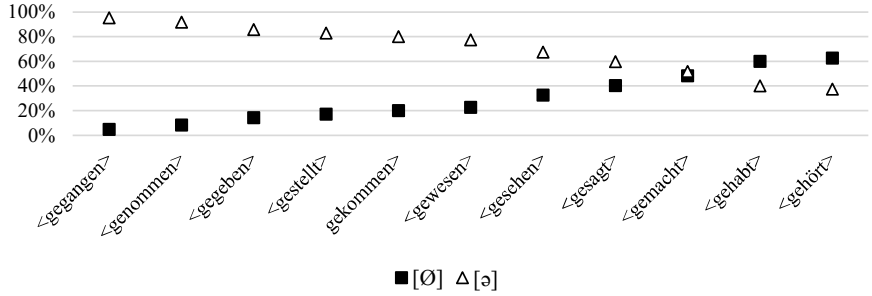

Abb. 115: Lexemspezifik bei der Realisierung von <ge> (bei oberdeutschen Probanden)

Hinzuweisen ist beim untersuchten Set auch wieder auf eine gewisse Lexemspezifik, die Abb. 115 darstellt. Abermals bestätigen sich die Angaben der einschlägigen Forschung nur z. T.: So befinden sich die Formen mit plosivisch anlautendem Stamm zwar allesamt unter den Formen, die eher selten synkopiert werden (<gegangen, gegeben, gekommen>), allerdings wird bisweilen auch pränasal (<genommen>) und vor Frikativ (<gestellt>) seltener reduziert. Bemerkenswert hoch sind indes die Werte für die Tilgung vor <h> bei <gehabt, gehört>, obwohl die Synkope einen (salienten) Anlautplosiv zur Folge hat ([k$^{(h)}$apt, k$^{(h)}$œʁt]).

666 Dafür spricht auch, dass bei LUI20 im Vergleich zum Vortrag in der Referatsdiskussion der Anteil reduzierter Formen ansteigt. Signifikant ist die Differenz zwischen WM/Ref ($p = 0{,}014$*).

V27 Realisierung des wortfinalen <n>

Nachfolgend und abschließend werden noch Merkmale im Konsonantismus thematisiert, den Beginn macht die Elidierung des postvokalischen Nasals im Auslaut bei Einsilblern, konkret bei <schon> (= V27a), <man> (= V27b), <von> (= V27c) und <kann> (= V27d). Der Nasalschwund ist hier zunächst als dialektaler Prozess zu beschreiben, der in einer ganzen Reihe von Mundarten auftritt: „Die Schwächung des *-n* im Wortauslaut führt zu seinem völligen Abfall in den südlichen, insbesondere den oberdeutschen Dialekten“ (SCHIRMUNSKI 2010: 446; vgl. auch RENN / KÖNIG 2006: 59). Der Gang der Entwicklung, mithin ihre räumliche Verbreitung ist allerdings „vielfältig und […] verwickelt“. Ursprünglich schwand „auslautendes *-n* unmittelbar nach dem Hauptdruckvokal […] im ganzen Oberdeutschen“, außerdem wurde der Nasal elidiert, „abgesehen von einigen nicht apokopierenden Mundarten, auch wenn einfaches *-n* sekundär in den Auslaut trat“; dasselbe gilt für mhd. *-nn-* im absoluten Auslaut, nicht aber im sekundären.[667] In manchen Orten wurde der Nasal jedoch restituiert, in großen Teilen des Südbairischen[668] etwa (KRANZMAYER 1956: 113).[669]

Die Nasaltilgung geht im „lexikalischen Silbenabfall“ nicht nur oft mit einer „kompensatorische[n] Dehnung eines ursprünglich kurzen Vokals“ einher, häufig führt sie auch zu einer Nasalierung des davor stehenden Vokals, v. a. „bei vorausgehendem Tiefenvokal“ (AUER 1990: 53; vgl. auch KNÖBL 2012: 88). Die aus dem Nasalschwund resultierende Nasalierung kann jedoch schwinden (KRANZMAYER 1956: 114), v. a. bei „hochzungigen Vokalen“ (SCHEURINGER 1990: 249).

Ausführlich beschreibt SCHEUTZ (1985b: 148–157; vgl. auch SCHEUTZ 1985a: 239–240, 2009: 33–34) den Nasalierungsvorgang und ihren Zusammenhang mit der Tilgung: Die Nasaltilgung sei das Endprodukt eines Prozesses „wechselseitige[r]

667 In den vorliegenden Lexemen stand der Nasal im absoluten bzw., aufgrund von Variation im Mittelhochdeutschen, sekundären Auslaut – vgl. mhd. *schôn* / *schône*; *von* / *vone*; *kan*; *man*; vgl. die entsprechenden Einträge bei LEXER (1872–1878).

668 Vgl. dazu auch WIESINGER (1990: 459): „While South Bavarian retains the simple word-final n, it is lost in Central Bavarian with nasalization of the preceding vowel […]. The retention of -n only occurs in South Tyrol and in the neighboring central North Tyrol, in East Tyrol and in Carinthia without the lower Carinthia Lavant valley“. Vgl. für Tirol ausführlicher SCHATZ (1903: 22).

669 Vgl. auch DiWA (2001 ff.: Kartennr. 324, 480, 351): Bei <schon> erscheinen dort im größten Teil des oberdeutschen Raums Formen ohne Nasal, bei <von> sind indes ausschließlich Formen mit Nasal notiert (Formen ohne Nasal kommen nur im Hessischen vor). Bei <man> erstrecke sich das Gebiet mit getilgtem Nasal weit ins Mitteldeutsche hinein, nur im Niederdeutschen ist [n] eingetragen. SCHIRMUNSKI (2010: 618) betont, „[d]er für das Oberdeutsche kennzeichnende Abfall des auslautenden *-n* […] wird am konsequentesten in den alemannischen Dialekten durchgeführt“ und auch KNÖBL (2012: 88) vermerkt, dass in „weiten Teilen des westlichen hochdeutschen Gebiets […] Nasale in silbenauslautender Stellung, und zwar gleichermaßen in der Ton- wie auch Nebensilbe“ schwinden. Für MIHM (2000: 2121) sind nasalgetilgte Formen sonach auch ein Merkmal der schwäbischen Umgangssprache allgemein. AUER (1990: 53) hebt unterdessen hervor, dass „die silbenfinale *n*-Tilgung unter Hauptakzent“ im rezenten Alemannischen „weniger produktiv“ und „auf eine Gruppe allerdings recht häufiger Wörter eingeschränkt“ sei; Erwähnung finden <schon> und <von>. RUSS (1990: 358) notiert für das Schwäbische auch bei <kann> die Form ohne Nasal mit Ersatzdehnung und ohne Nasalierung ([kɔ:]); vgl. dazu auch SCHIRMUNSKI (2010: 618).

Angleichung“ des Nasals und des vorangehenden Vokals im Zuge einer „‚kompensatorische[n]‘ Vokalnasalisierung“. Sie finde (fast) nur im Wortauslaut bei dentalem Nasal nach Vokalen im Hauptton statt. Grundsätzlich trete in den meisten Sprachen in dieser Position eine regressive Nasalierung des Haupttonvokals auf – dialektal führe diese Assimilation zur Schwächung und schließlich zum Schwund des Nasals unter Beibehaltung des nasalierten Vokals (dem dann Phonemstatus zugewiesen werden kann). Synchron sei allerdings eine „völlige[n] Unproduktivität dieses Vorganges“ zu konstatieren, „der Entlehnungen aus der Hochsprache nicht affiziert“. Hinsichtlich möglicher Wandelvorgänge formuliert SCHEUTZ (1985b: 157) zwei „Abbauhypothesen“: Einerseits die „Denasalierung der Nasalvokale“ ohne Restitution des Nasals, andererseits die „[s]ukzessive Ersetzung dialektaler Wörter mit Nasalvokal durch die jeweiligen hochsprachenäheren Wortformen“. In der österreichischen Umgangs- und Standardsprache sei mit Zweiterem zu rechnen,[670] in städtisch beeinflussten Ausgleichsdialekten mit Ersterem:

> Während im BD [=Basisdialekt; P.C.V] und VD [= Verkehrsdialekt; P.C.V] vor primärem mhd. Nasal der vorangehende Monophthong oder Diphthong nasaliert wird und auslautendes *n* in der Nasalierung aufgegangen ist, schwindet im Stadtdialekt der niederen und neuen mittleren und höheren Sozialschichten die Nasalierung ohne Restituierung des auslautenden *n*. Erst die US stellt das auslautende *n* wieder her […]. (WIESINGER 2014: 103–104)

Zu unterscheiden ist der dialektale Prozess der Nasaltilgung von der sprechsprachlichen Elision des finalen Nasals bei besonders frequenten Wörtern: „In einigen Wörtern mit /n/ im Auslaut“ komme es beim Allegrosprechen nämlich auch in standardnäheren Lagen „häufig zum völligen Verlust des /n/, so bei ‚man, ‚nun‘“ (MEINHOLD 1973: 36). Gleich anderen sprechsprachlichen Merkmalen ist das Vorkommen dieser Allegroformen grundsätzlich nicht weiter regional beschränkt, vielmehr treten sie als Kürzungen performanzbedingt auf (i. a. R. rhythmusbedingt). I. d. S. ist etwa für BEREND (2005: 150) die Nasaltilgung bei <man> und <schon> Teil des Sprechstandards ohne besondere regionale Auftretensbedingungen.

Letztlich kann sonach etwa [ʃɔ] einerseits als Dialektlautung (denasalierter Nasalvokal nach kompensatorischer Vokalnasalisierung) oder sprechsprachlich gebildete, „spontane“ Reduktionsvariante des Standards analysiert werden. Zu bemerken ist allerdings, dass die Nasaltilgung in die Kodizes (bislang) nicht eingegangen ist. Kodifiziert sind für die hier untersuchten Wortformen ausschließlich Varianten mit Nasal: [kan], [man], [fɔn][671] sowie [ʃo:n] (mit den Reduktionsformen [ʃɔn],[672] [ʃən], [ʃn]) im Duden (Dudenverlag 2015: 76, 495, 577, 768, 890) bzw. DAW (KRECH et al. 2010: 636, 721, 909, 1039).[673]

670 SCHEUTZ (2009: 34) folgend ist dies v. a. auch ein (sich ausbreitendes) Kennzeichen der „Münchner Stadtsprache“.

671 KOHLER (1995: 216) erwähnt hier als schwache Form außerdem [fn].

672 Vgl. zur Vokalquantität auch den AdA (2003 ff.: http://www.atlas-alltagssprache.de/schon/).

673 Auch KÖNIG (1989a: 89) vermerkt: Bei „[n], [m] und [ŋ] gibt es kaum Abweichungen von der in den Aussprachewörterbüchern vorgesehenen Norm“, thematisiert werden nur nebentoniges <en> und <ng> (s. o.).

Analysiert wird in der vorliegenden Untersuchung für jede Wortform einzeln, ob der Nasal erscheint oder nicht. Zunächst wird das Adverb <schon> betrachtet; da die Nasaltilgung bei diesem Lexem auch bei nicht-oberdeutschen Sprechern auftritt, wird die Analyse für alle Sprecher durchgeführt. Abb. 116 stellt dar, dass bei den deutschen Erstsprachlern insgesamt in rund einem Drittel aller Vorkommen <schon> mit offener Silbe realisiert wird (= 34 %). Während bei den fremdsprachigen Sprecherinnen das Merkmal nicht belegt ist, ist die Variationsbreite unter den deutschen Erstsprachlern groß – nur acht Probanden variieren nicht, wobei zwei ausschließlich die Variante ohne, sechs die Form mit Nasal artikulieren. Alle übrigen Versuchspersonen alternieren mehr oder minder stark.

Zu vermerken sind dabei zunächst herkunftsbedingte Unterschiede: Die Form kommt, wie zu erwarten, bei Mittel- / Norddeutschen vergleichsweise selten vor – nur bei drei von sechs Sprechern dieser Gruppe tritt sie auf (LAG, LUG01, LUK), wobei sie jeweils weniger als ein Viertel der Formen ausmacht. Das gilt auch für Südbaiern und Alemannen – auch hier wird bis auf eine Ausnahme (LOF) immer mehrheitlich oder konstant die [n]-lose Variante produziert. Bei den Mittelbaiern ist die Variabilität größer, wobei insbesondere Oberösterreicher durch ihre Tilgungsfreudigkeit herausstechen: Von acht Sprechern realisieren bloß zwei mehrheitlich nasalhaltige Formen (LAE, LUK09), der Rest nutzt v. a. die elidierten Varianten – bis auf eine Ausnahme (LUG) mit je mehr als 75 % Anteil.[674] Mit den regionalen Differenzen geht auch ein klarer nationaler Unterschied einher.[675]

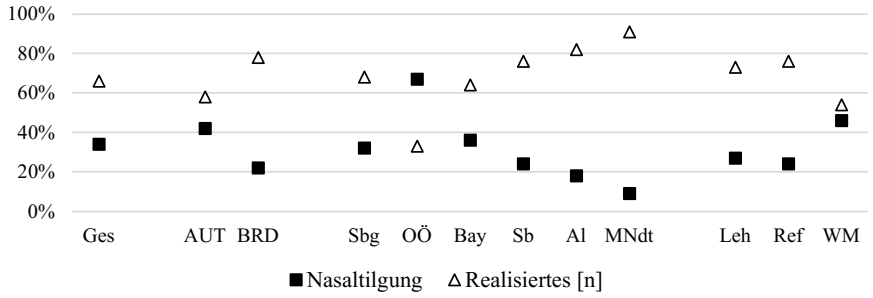

Abb. 116: Kovarianzen bei der Realisierung von <schon>

Die herkunftsbedingten Kontraste korrelieren mit situations- / rollenspezifischen Differenzen: Prinzipiell fällt zwar auf, dass Studierende in Wortmeldungen häufiger nasallose Formen verwenden, allerdings sind hierfür (fast) ausschließlich Oberösterreicher verantwortlich (bloß eine nicht-oberösterreichische Sprecherin, LOF02, benützt mehrheitlich nasallose Formen, aber vier von fünf Oberösterreichern tun dies in ihren

674 Signifikant sind die Unterschiede bei OÖ/Sb (p = 0,045*), OÖ/Al (p = 0,048*), OÖ/MNdt (p = 0,008**).

675 Die Unterschiede sind signifikant (p = 0,036*).

Wortmeldungen). Bei den Referaten herrscht [ʃɔn] vor – sechs von acht Referenten realisiert mit über 80 % die Vollform mit Nasal (Ausnahmen sind neuerdings LUG09 und LUH02). Bei den Lehrenden ist die Variationsbreite abermals am größten, wobei die Aussprache mit Nasal dominiert (nasallose Varianten werden aber von drei Lehrenden, LAC, LOF und LUG, mehrheitlich produziert).[676]

Die Realisierung des wortfinalen Nasals bei <man> ähnelt in vielerlei Hinsicht der bei <schon> – vgl. Abb. 117 – allerdings wird hier insgesamt noch öfter der Nasal elidiert (52 % bei den deutschen Erstsprachlern). Im Unterschied zu <schon> gebraucht außerdem eine der fremdsprachigen Studierenden die Form (LEA05), während die beiden anderen konstant [man] verwenden. Seitens der deutschen Erstsprachler nutzen vier ausschließlich [man], fünf ausschließlich [ma].

Wie bei <schon> gibt es auch bei <man> regionale Kontraste – neuerlich sind es die Mittel- / Norddeutschen, die in geringerem Ausmaß [n]-lose Formen artikulieren, zwei von fünf Sprechern realisieren sie gar nicht und die übrigen Mittel- / Norddeutschen nur im niederschwelligen Bereich, allein LUG01 produziert sie in der Referatsdiskussion häufiger. Auch bei den Alemannen und Südbaiern wird von einer Mehrheit überwiegend [man] verwendet – jeweils mit einer Ausnahme (LEA, LOF). Seitens der Mittelbaiern gebrauchen derweil 17 von 21 Sprechern nasallose Varianten, dies ohne deutliche Unterschiede zwischen den Einzelregionen.[677] Mit den regionalen Differenzen gehen auch hier gewisse nationale einher (p = 0,017*).

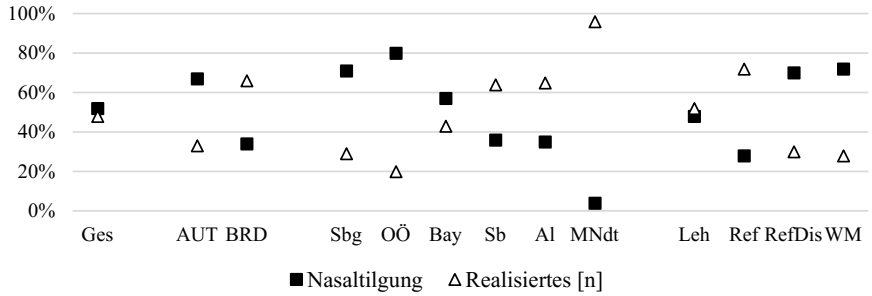

Abb. 117: Kovarianzen bei der Realisierung von <man>

Stärker ausgeprägt als bei <schon> – und weniger von regionalen Über- / Unterrepräsentanzen beeinflusst – sind bei [man] die situations- / rollenspezifischen Differenzen, zumindest die zwischen Studierenden in Referaten einerseits, Wortmeldungen andererseits:[678] Nur bei drei von zwölf Studierenden kommen bei Wortmel-

676 Die Differenzen sind n. s.

677 Signifikant unterscheiden sich Sbg/MNdt (p = 0,016*), OÖ/MNdt (p = 0,003**), Bay/MNdt (p = 0,048*).

678 Der Unterschied zwischen Ref/WM ist signifikant (p = 0,007**); dies gilt auch, wenn nur die bairischen Probanden getestet werden (p = 0,019*).

dungen mehrheitlich Vollformen vor, alle übrigen tendieren zu reduzierten Varianten, meist sehr stark (darunter nicht nur oberösterreichische Probanden, sondern auch solche aus anderen Regionen wie LUG18, LOF02 oder LUK10). In den Referaten wird dagegen von sechs Sprechern fast ausschließlich die nasalhaltige Vollform gebraucht (Ausnahmen sind abermals LUG09, LUH02 sowie LUI20). Indizien für diaphasisches Variieren liefern weiters die intrapersonalen Divergenzen der Studierenden, die in zwei Kontexten erfasst sind: Zumindest bei zweien steigt der Anteil reduzierter Formen abseits des Vortrags (LUG01, LUI20; bei einem Sprecher, LUG09, bleibt er gleich). Wie oben sind bei den Lehrenden derweil größere individuelle Unterschiede festzustellen, zu berücksichtigen ist freilich, dass die Mittel- / Norddeutschen in dieser Gruppe überrepräsentiert sind.

Anders als <schon> und <man> verhält sich <von> – hier realisieren bis auf drei Ausnahmen (den Mittel- / Norddeutschen LAG, den Alemannen LUI21 und die fremdsprachige Studentin LUH01) nur Baiern nasalelidierte Formen – i. d. S. werden auch nur die Baiern systematisch analysiert.

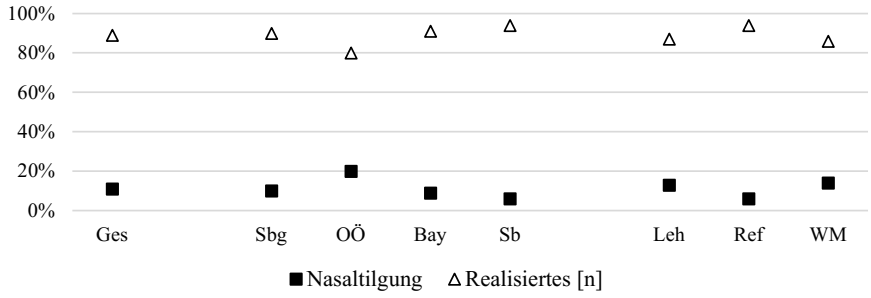

Abb. 118: Kovarianzen bei der Realisierung von <von> (bei bairischen Probanden)

Abb. 118 zeigt, dass im Vergleich zu <man> und <schon> bei <von> deutlich seltener die Form mit geschwundenem Nasal realisiert wird (11 % bei den Baiern). Acht Bairischsprecher nutzen das Merkmal überhaupt nicht, nur ein Sprecher gebraucht es mehrheitlich (LUK05, allerdings bei geringer *token*-Frequenz). Herkunftsbedingte Unterschiede treten kaum zutage: Höhere Anteile [n]-getilgter Formen (≥ 20 %) kommen sowohl bei Oberösterreichern (LIC14, LUG, LUK05), Salzburgern (LAF06, LAF05, LUF06), Altbayern (LUH02, LUK01) als auch Südbaiern (LAF) vereinzelt vor. Dasselbe gilt in Hinblick auf die Situationen / Rollen: Zwar werden von einigen Lehrenden / Referenten / Studierenden in Wortmeldungen nasallose Formen öfter produziert, konstante oder fast konstante Realisierungen dominieren aber allenthalben. Letztlich scheinen innerhalb der bairischen Sprecher-

gruppe v. a. individuelle Variationsmuster / -präferenzen bei diesem seltenen Merkmal variationsbestimmend zu sein.[679]

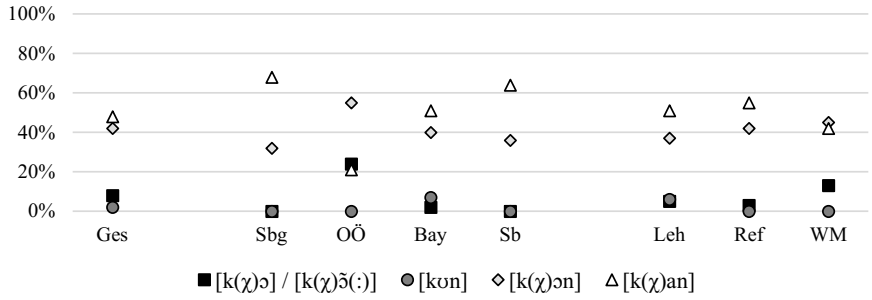

Abb. 119: Kovarianzen bei der Realisierung von <kann> (bei bairischen Probanden)

Noch einmal anders als bei <schon, man, von> verhält sich die Variation bei <kann>: Bei dieser Wortform spielen auch andere Varianten eine Rolle: So erscheint <kann> z. T. mit affriziertem /k/ (das Merkmal wird später besprochen, s. u., V31, und bleibt hier außen vor), außerdem mit *a*-Verdumpfung (s. o., V21), der Vokal kann überdies noch weiter gehoben als [ʊ] realisiert werden.[680] Das Auftreten der nasallosen Form ist dabei von einer dialektalen Realisierung im Haupttonsilbenvokalismus abhängig. Auch dieses Merkmal wird nur für bairische Probanden besprochen, Nicht-Baiern realisieren es nicht.

Auch bei den bairischen Probanden findet die nasallose Form nur bei sechs Probanden Verwendung: Dabei handelt es sich nicht nur um Sprecher, die auch sonst stärker Dialektmerkmale benützen, es handelt sich auch ausnahmslos um Oberösterreicher, abgesehen von einem Altbayern (LAC). Bei den Oberösterreichern ist das Merkmal aber öfters belegt, nur ein Sprecher (LAE206) nutzt es nicht. Die Elision beim Nasal von <kann> scheint i. d. S. in erster Linie regional gesteuert zu sein – allenfalls könnten diaphasische Faktoren erklären, wieso das Merkmal in Wortmeldungen oberösterreichischer Sprecher (LIC14, LUK05) eher begegnet als im Referatskontext (LUG09) oder den Lehrendenäußerungen (LUG, LAE).[681]

Auch wenn die Wortformen <man>, <schon>, <von> und <kann> gleichermaßen vom Nasalabfall betroffen sind, beeinflussen doch unterschiedliche Variationsmuster das Auftreten des Merkmals; Abb. 120 zeigt die Kontraste in der Formen-

679 Bei <von> bestehen keine signifikanten Unterschiede.

680 Die Form ist als Beibehaltung von mhd. *u* zu interpretieren (SCHEUTZ 2018: pers. Mitteilung) – der mhd. Infinitiv lautet *kunnen*, die 3. P. Sg. zwar *kan*, durch analogischen Ausgleich wird daraus aber *kun*, vgl. LEXER (1872–1878: http://www.woerterbuchnetz.de/BMZ?lemma=kan); vgl. auch DWB (1854–1961: http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=koennen).

681 Signifikant sind die Unterschiede zwischen Sbg/OÖ (p = 0,038*), Bay/OÖ (p = 0,041*), Sb/OÖ (p = 0,038*). Die Differenzen bei den Realisierungen von [k(χ)an] und [k(χ)ɔn] sind n. s. Die situations- / rollenspezifischen Differenzen sind hinsichtlich der *n*-Realisierung ebenfalls n. s.

realisierung zusammenfassend für die Bairischsprecher. Bei <schon> und insbesondere <man> sind Tilgungen häufiger; sie sind nicht nur auf bairische Probanden beschränkt, sondern scheinen regulär auch bei Sprechern mit anderer Herkunft vorzukommen, sodass hier das Wirksamwerden sprechsprachlicher Allegroregeln plausibel ist. Dass die bairischen – aber auch alemannischen – Sprecher nichtsdestotrotz häufiger die nasallosen Formen realisieren, erklärt sich wohl aus der Verankerung der Formen im Dialekt dieser Sprecher. Anders verhalten sich <von> und v. a. <kann>: Die nasallosen Realisierungen werden hier wohl nicht (nur) als sprechsprachliche Allegroformen, sondern tatsächlich als Dialektstrukturen gebraucht. Ihr Auftreten ist stärker regional begrenzt, im Falle von <von> v. a. auf die Baiern, bei <kann> auf die Oberösterreicher.

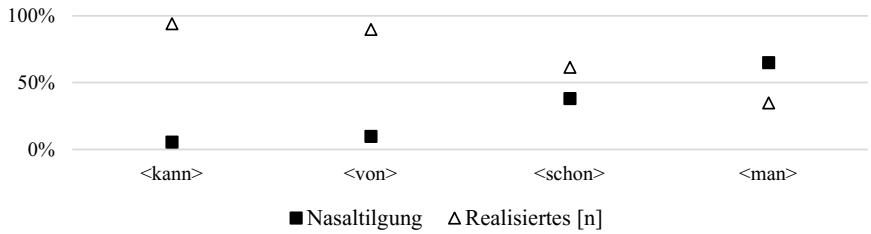

Abb. 120: Lexemspezifik bei auslautendem <n> (bei bairischen Probanden)

V28 Realisierung des auslautenden <ch>

Ein wesentliches Merkmal, durch das sich die „binnendeutschen Mundarten von der Hochsprache abheben", ist die Konsonantenschwächung – dazu zählt eine Reihe von Lenisierungs- und Tilgungsprozessen, die u. a. zum „Schwund eines Verschluß- oder Reibelautes" am „Silben- oder Wortende" führten (ZEHETNER 1985: 85). Dies tritt bspw. bei den Einsilblern <ich> (= V28a), <noch> (= V28b) und <sich> (= V28c) auf, wo der wortfinale Frikativ in mehreren Mundarten eliminiert wird. Diese Frikativtilgung soll hier (primär) behandelt werden (vgl. dazu auch bereits V9 in Kapitel 3.4.1.3).

Bei der wortfinalen Tilgung der Allophone /ç/ bzw. /χ/ handelt es sich allerdings nicht um einen Prozess, der synchron durch Ausnahmslosigkeit gekennzeichnet wäre. Auch wenn vormals alle finalen /ç/ bzw. /χ/ getilgt wurden, bestehen in den rezenten Dialekten Idiosynkrasien darin, bei welchen Lexemen der frikativische Auslaut getilgt ist, bspw. im Mittelbairischen:

> Die Entwicklung des Spiranten spätahd. *h* und des velaren Frikativs spätahd. *ch* – letzterer Produkt der hochdeutschen Lautverschiebung – ist im älteren Mittelbairischen im Inlaut v. a. in intervokalischer Position und im Auslaut – ausgenommen spätahd. *ch* im sekundären Auslaut – dadurch gekennzeichnet, daß sie ursprünglich geschwunden sind und erst im Zuge von „Modernisierungen" wort- und gegendweise in unterschiedlichem Ausmaß restituiert wurden. (SCHEURINGER 1990: 246; vgl. auch SCHEUTZ 1985b: 170, 2009: 54–55, AUER 1990: 54; REIFFENSTEIN 1955: 35)

Die Frikativtilgung ist bei den in diesem Abschnitt untersuchten Wortformen <ich, sich, noch> unterschiedlich weit verbreitet; dabei treten jeweils noch weitere Variationserscheinungen auf:

- Bei <ich> bestehen im Niederdeutschen unverschobene Formen mit Plosiv: „*ik* mit der Variante *ek*“, außerdem „*iek*“ sowie als Erweiterung auch „*ikə*“ – dabei greifen die verschobenen Formen weiter ins Niederdeutsche als bei anderen Lexemen, d. h. über die Benrather Linie hinaus. Im Hochdeutschen ist zum Teil der Vokal gewandelt: Er wird teilweise gedehnt ([i:]) und kann im Mitteldeutschen diphthongiert ([aɛç]) oder gesenkt ([ɛç]) sein. Zu diesen Formen existieren jeweils „geschwächte Varianten“ wie [əç, ç, ɪ] (SCHIRMUNSKI 2010: 512–513). Im Oberdeutschen werden diese „reduzierte[n] Form[en] mit Abfall des auslautenden *ç* auch für die starke Stellung verallgemeinert: *ī* (*i*) ist hier überall die allgemeine Form des Pronomens, mit Ausnahme des nördlichen Elsaß (bis Straßburg) und des nördlichen Ostfränkischen“ (SCHIRMUNSKI 2010: 513).[682] Die dialektalen Verhältnisse spiegeln sich noch heute in der Alltagssprache, wie der AdA dokumentiert: So seien rein vokalische Formen von <ich> im gesamten oberdeutschen Raum verbreitet; dagegen finden sich nur „ganz im Norden noch ein paar verstreute Meldungen mit niederdeutschem Lautstand […] [sowie] ein derartiges Gebiet um Berlin“. Alltagssprachlich relevant im „Rheinland und Rhein-Main-Gebiet sowie in Sachsen“ sind außerdem koronalisierte Varianten. Mit Lautersatz im Hauptton tritt das Personalpronomen unterdies kaum auf.[683]
- Ähnlich wie bei <ich> verläuft die Entwicklung bei <sich> – wobei die frikativische Variante weiter im Norden verbreitet ist (im Altsächsischen existierte prinzipiell kein Reflexivpronomen, es wurde aus dem Hochdeutschen entlehnt und z. T. ans Niederdeutsche angepasst, z. T. lautverschoben übernommen). Im Oberdeutschen ragt die frikativlose Form weniger weit nach Westen (SCHIRMUNSKI 2010: 516–517).[684] Alltagssprachlich sind frikativlose Formen v. a. im bairischen Raum gebräuchlich (dort z. T. auch mit *e*-Laut realisiert[685]), Koronalisierungen begegnen wiederum im Mitteldeutschen, ansonsten dominiert [sɪç] (EICHHOFF 2000: Kartennr. 4-63).

682 Vgl. zur Verbreitung der Varianten von <ich> auch DiWA (2001 ff.: Kartennr. 143); vgl. zur Entstehung der oberdeutschen Pronomen aus schwachen Formen auch KNÖBL (2012: 91–92). Vgl. zur Längung MAUSER (1998: 225).

683 Vgl. AdA (2003 ff.: Karte ich, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f25c/); EICHHOFF (2000: 4-62).

684 Für das von ihm untersuchte Alemannische hält AUER (1990: 54) die Tilgung für ausgeschlossen, ebenso KNÖBL (2012: 132); für die Verbreitung vgl. auch DiWA (2001 ff.: Kartennr. 459). Die Formen <ich> und <noch> dagegen seien im Alemannischen von der Frikativtilgung betroffen, so KNÖBL (2012: 132) – AUER (1990: 54) bezeichnet sie gar als „[t]ilgungsanfällig“. Im Bairischen kann bei allen untersuchten Wortformen bzw. überhaupt allen „Schwachdruckwörtern des Satzes, wie *auch, ich, mich, dich, sich*“ „der Schwund […] [als] so gut wie gemeinbair.“ gewertet werden (KRANZMAYER 1956: 103); vgl. auch WIESINGER (1990: 454), ZEHETNER (1985: 85–86); MERKLE (1976: 22).

685 Vgl. zur basisdialektalen Verankerung etwa MAUSER (1998: 219–220).

– Bei <noch> ist der Frikativabfall wieder vollumfänglicher im Oberdeutschen verbreitet (vgl. DiWA 2001 ff.: Kartennr. 217). Das Lexem unterscheidet sich allerdings insofern von den bislang besprochenen, als <ch> hier nicht auf germ. *k* zurückgeht[686] – i. d. S. erscheint auch im Niederdeutschen überall der Frikativ. Der Vokal wird i. a. R. als *o*-Laut artikuliert.

Frikativlose Varianten können letztlich für alle drei Variablen (u. a.) im Bairischen und ausgenommen <sich> auch im Alemannischen als verbreitet gelten. Studien zum rezenten Variantengebrauch belegen dabei, dass die frikativlosen Formen dabei durchaus auch in höheren Sprachlagen Verwendung finden:

KNÖBL (2012: 133) dokumentiert zwar „eine große Variationsbreite", insofern es „auffällige Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprechern" bei der Produktion frikativloser Varianten gebe, insgesamt begegne aber ein „relativ hohe[r] Dialektformenanteil" auch in formellen Kontexten. Lexikalische Differenzen betreffen v. a. die Realisierung von <auch> im Unterschied zu <ich, mich, dich, gleich, noch>, wobei <auch> häufiger frikativlos erscheint (s. u. dazu).[687]

SCHEUTZ (1985b: 170) konstatiert grundsätzlich:

> Der /X/-Abfall erweist sich nicht zuletzt deshalb als interessantes Merkmal, als davon auch Wörter betroffen sind, die sehr häufig gebraucht werden und einen pragmatischen „Sonderstatus" einnehmen […]. Während der /X/-Abfall in „normalen" Wörtern bereits obsolet geworden ist, tritt er bei den […] Personalpronomina sogar noch in ziemlich formellen Sprechstilen auf.

Auch andernorts wird von ihm betont: „Obgleich dies ein stark dialektal konnotiertes Merkmal ist, gibt es mehrere Wörter, die bis in höchste Stilebenen die dialektalen Formen beibehalten; insbesondere gilt dies für *ich*, *mich*, *dich*, *noch*, *doch*, deren ‚pragmatischer' Sonderstatus ihren Sprachwandel mitzubestimmen scheint" (SCHEUTZ 1985b: 249) – er sieht darin einen Paradefall lexikalischer Diffusion (vgl. dazu auch SCHEUTZ 1985a: 247; VERGEINER 2019: 162–163). Seine Untersuchung weist nichtsdestotrotz einen relativ hohen „Switchkoeffizienten" für das Merkmal nach: Die regionale Lautung werde in formelleren Situationen vergleichsweise stark abgebaut, komme nur in informellen Situationen häufiger vor (SCHEUTZ 1985b: 237). MOOSMÜLLER (1991: 53–54), die als Beispiel für „die dialektale input-switch-Regel /ıç, dıç, mıç, sıç/ ⇔ /i:, di:, mi:, si:/" die Realisierung von <ich> bespricht, bemerkt ebenfalls, dass die frikativlose Form in formellen Settings „seltener realisiert wird", ungeachtet dessen, dass „die stadtspezifischen Unterschiede […] beträchtlich" sind. In Wien werden frikativlose Formen dabei kaum,[688] in Innsbruck etwas häufiger

686 Vgl. zur Etymologie das DWB (1854–1961: http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=noch); vgl. auch SCHIRMUNSKI (2010: 424).

687 Anders jedoch KEHREIN (2012: 204) – er bezeichnet die Frikativtilgung in der von ihm untersuchten alemannischen Region als „kontrollierbare dialektale Variante", die in standardnäheren Sprechlagen nicht mehr vorkomme. Auch im Bairischen werde die Form in eindeutig standardorientiertem Sprechen gemieden (KEHREIN 2012: 260).

688 MARTIN (1996: 145, 149) bestätigt das eher seltene Vorkommen in Wien und ordnet die frikativgetilgte Variante von <ich> der Umgangssprache zu. Auch für WIESINGER (2014: 105) ist frikativloses <ich> ein substandardsprachliches Merkmal. Laut MIHM (2000: 2120) sind die

benützt. Innerhalb des Satzes werde die dialektale Variante „hauptsächlich in unbetonter Stellung realisiert". VERGEINER / WALLNER / BÜLOW (i. Dr.) weisen gleichfalls nach, dass in formelleren Situationen frikativlose Formen bei Einsilblern zwar häufig, aber weniger oft als in informellen Situationen Verwendung finden.

Aufschlussreiche Befunde zur Frikativtilgung liefert auch LANWER (2015): Er weist nach, dass der Reibelaut allegrosprachlich und ohne dialektale Basis gekürzt werden kann. I. d. S. stellt er für die norddeutsche Alltagssprache fest, dass Nullrealisierungen „gut belegt" seien, wenn auch „im Vorkommen […] weitestgehend auf den absoluten Auslaut von frequenten Einsilbern" beschränkt und dort v. a. auf die „unakzentuierte[r] sowie klitische[r] Position" – dies betreffe vorrangig <ich> (LANWER 2015: 182), aber auch <noch> (und <auch>) (LANWER 2015: 183).[689] Koronalisierte und lautverschobene Varianten kommen demgegenüber nur im Osten seines Untersuchungsgebiets vor (LANWER 2015: 287–289).

Als erste Wortform wird das Pronomen <ich> untersucht. Varianz tritt hier nur im Auslaut auf und zwar bei allen Probandengruppen, auch den Mittel- / Norddeutschen – das Variationsverhalten der Sprecher wird deshalb vollständig dokumentiert.

Vier Realisierungsformen sind für den Auslaut belegt: Der stimmlose palatale Frikativ [ç] und seine koronalisierte alveolo-palatale Variante (wiedergegeben mit [ɕ]); außerdem der postalveolare Frikativ [ʃ] sowie die Nichtrealisierung nach Tilgung ([Ø]). Von größerer Relevanz bei den deutschen Erstsprachlern sind der Reibelaut [ç] (= 59 %) sowie die Nichtrealisierung (= 40 %); [ɕ] begegnet nur bei wenigen bundesdeutschen Studierenden (LAG06, LUK17, LUI21, LUK01), wobei es auch bei diesen jeweils die nicht-dominante Form ist, sodass sie insgesamt als marginal gelten kann (1 %). Das mit flacher Friktionsenge und weiter vorne artikulierte [ʃ] kommt nur bei einer fremdsprachigen Probandin vor (LUH01).

Die Variationsbreite zwischen der [ç]-Realisierung und der Auslauttilgung ist indes groß – sechs Probanden nutzen ausschließlich frikativlose Varianten, sieben die frikativhaltige Form. Die übrigen Sprecher variieren mehr oder minder stark, wobei von einer Mehrheit überwiegend die Variante mit [ç] umgesetzt wird. Abb. 121 dokumentiert dabei deutliche nationale Differenzen: Bundesdeutsche nutzen die Nullvariante seltener, dafür die mit [ç] häufiger sowie [ɕ] ausschließlich.[690] Dahinter stehen kleinräumige Kontraste:

Erwartungsgemäß verwenden die Mittel- / Norddeutschen weniger frikativlose Formen: Neben zwei Probanden, bei denen nur frikativhaltige Formen auftreten (LUH, LUT), sind bei dreien frikativgetilgte Formen im niederschwelligen Bereich belegt (LAG, LUI, LUK); einzig LUG01 gebraucht sie öfter. Für die Mittel- / Norddeutschen scheint die Variante ohne Frikativ letztlich einen anderen Status innezuhaben als für andere Sprecher – es scheint sich um eine „echte" (= spontane) Re-

„reduzierten Kleinwörter" vom Typ [i:] für <ich> ein Merkmal der süddeutschen Umgangssprache, auch im Schwäbischen, vgl. MIHM (2000: 2121).

689 Für <ich> fungiert auch proklitisches [ç] als Reduktionsform; vgl. Dudenverlag (2015: 75) – wie allerdings MACHA (1991: 182) zeigt, ist die Form vergleichsweise selten. Im vorliegenden Korpus tritt sie nicht auf.

690 Die Unterschiede sind signifikant bei [Ø] (p = 0,001**), [ç] (p = 0,003**) und [ɕ] (p = 0,015*).

duktion zu handeln, eine primär satzphonetisch bedingte Allegroform und keine Übernahme aus dem Dialekt.

Auch die oberdeutschen Probanden unterscheiden sich, in welchem Ausmaß sie die frikativlosen Varianten gebrauchen: V. a. die Oberösterreicher präferieren sie, nur bei zwei Lehrenden (LUG, LAE) ist [ɪ] nicht die mehrheitlich realisierte Form, bei den übrigen Sprechern der Gruppe schon. Anders ist das bei Alemannen und Altbayern: Hier ist die Nullvariante nur bei einer Minderheit mehrheitlich belegt (bei den Alemannen nur bei einem von fünf Sprechern, nämlich LUG02; bei den Altbayern bei drei von zehn, nämlich LAC, LUK01 und LUH02). Bei Südbaiern und Salzburgern ist die Varianz derweil größer. Seitens der fremdsprachigen Probandinnen gebraucht einzig eine Sprecherin (LEA05) die Form ohne Frikativ.[691]

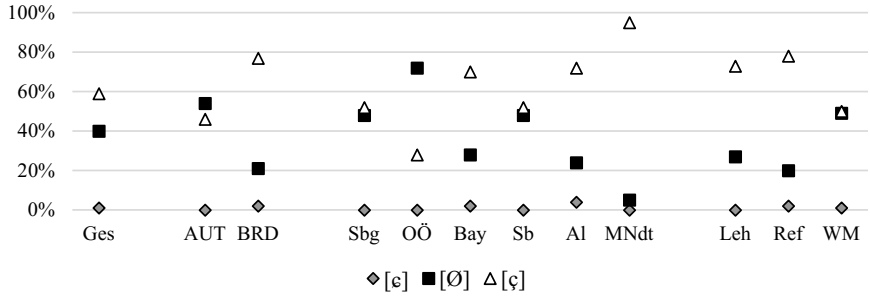

Abb. 121: Kovarianzen bei der Realisierung von <ch> in <ich>

Gewisse Differenzen haben unterdessen auch in Abhängigkeit von der Gesprächssituation bzw. -rolle Bestand: So produzieren bei den Referaten nur zwei deutsche Erstsprachler mehrheitlich frikativlose Varianten (LUG09, LUH02), bei den übrigen acht wird jeweils mit deutlichem Überhang das [ç] artikuliert (jeweils > 75 %); bei den Wortmeldungen ist das Verhältnis indes ausgeglichener: Von den 28 erfassten Studierenden realisieren 14 mehrheitlich oder konstant <ich> mit [ç], für 14 gilt das nicht. In Wortmeldungen tritt also öfter die getilgte Variante auf.[692] Berücksichtigt werden muss dabei freilich, dass Oberösterreicher (und Salzburger) bei den Wortmeldungen überrepräsentiert sind, sodass die diaphasischen Kontraste ggf. durch die diatopischen verstärkt werden (dafür spricht, dass keiner der sieben oberösterreichischen Studierenden in Wortmeldungen überwiegend [ç] realisiert, aber fünf von sechs Altbayern). Bei den Lehrenden dominieren Formen mit Frikativ, nur zwei Sprecher neigen zu frikativlosen Formen (LAC, LOF); auch hier sind jedoch regionale Überrepräsentanzen zu berücksichtigen – v. a. von Mittel- / Norddeut-

691 Signifikant (in Klammer p) differieren bei [Ø] OÖ/Bay (0,009**), OÖ/Al (0,019*), OÖ/MNdt (0,000***), Sb/MNdt (0,009**); bei [ç] OÖ/Bay (0,011*), OÖ/Al (0,019*), OÖ/MNdt (0,000***), Sb/MNdt (0,009**).

692 Signifikant ist die Differenz bei [Ø] zwischen Ref/WM (p = 0,044*).

schen. Anzunehmen ist, dass auch hier wieder die Probandenherkunft der dominante variationssteuernde Faktor ist.

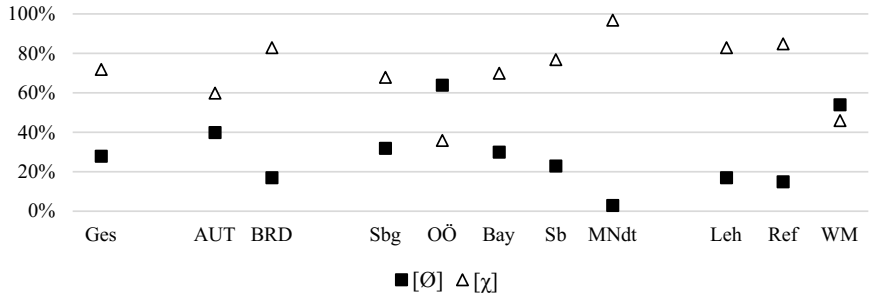

Abb. 122: Kovarianzen bei der Realisierung von <ch> in <noch>

Die Variation bei <noch> ähnelt der von <ich> – allerdings konnten hier nur zwei Varianten für <ch> notiert werden: der Frikativ einerseits, die Nullrealisierung andererseits. Wie Abb. 122 darstellt, dominiert neuerdings die Realisierung mit Frikativ bei den deutschen Erstsprachlern – allerdings deutlicher als bei <ich>. So erscheint in nur 28 % der Fälle der Auslaut getilgt. Für immerhin 14 Probanden ist die frikativhaltige Variante eine Konstante, vier Sprecher artikulieren nie [χ]. Deutlich werden auch hier wieder interpersonale Differenzen, die zunächst national (p = 0,022*) und regional bedeutsam sind.[693]

Erwartungsgemäß sind dabei abermals bei Mittel- / Norddeutschen kaum frikativgetilgte Formen dokumentiert, von den sechs Sprechern variieren bloß zwei (LAG, wiederum stärker LUG01). Von beiden erfassten Alemannen wird die Form mit Frikativ immer produziert. Bei den Altbayern ist die Varianz groß: Während drei Sprecher (sehr) oft frikativlose Formen nutzen (LUK02, LAC, LUK01), ist dies bei den sechs anderen kaum bzw. nie der Fall. Es sind unterdessen neuerlich die Oberösterreicher, die am stärksten Gebrauch von der Tilgungsvariante machen – wie oben sind nur bei den Lehrenden (LUG, LAE) mehrheitlich Vollformen belegt, die übrigen Sprecher tendieren zur Form ohne Frikativ. Wie oben realisiert auch eine internationale Studierende (LEA05) die frikativlose Form auffallend oft.

Analog zu <ich> treten Unterschiede zwischen den Gesprächsrollen / -situationen auf: So produziert eine Mehrheit der Studenten in Wortmeldungen (sechs von zehn) mehrheitlich frikativlose Varianten, bei den Referaten sind es nur zwei Sprecher (erneut LUG09, LUH02). Freilich sind dbzgl. erneut deutliche herkunftsbezogene Divergenzen festzustellen – so nutzen die drei Altbayern (LAG07, LAG12, LUI05) in ihren Wortmeldungen fast nie die frikativlose Variante, die Oberöster-

693 Signifikant sind die Unterschiede zwischen OÖ/MNdt (p = 0,009**) und Sb/MNdt (p = 0,019*).

reicher (LUK05, LAG11, LIC14) aber fast immer. Bei den Lehrenden ist die Vollform i. a. R. dominant – nur ein Sprecher (LAC) gebraucht sie nicht mehrheitlich.[694]

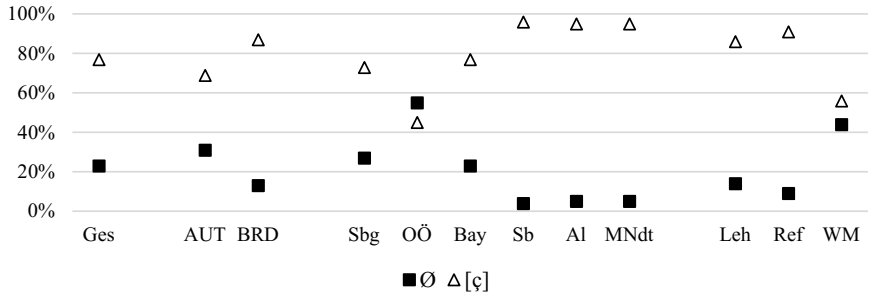

Abb. 123: Kovarianzen bei der Realisierung von <ch> in <sich>

Noch seltener als bei <noch> und <ich> wird bei <sich> der Frikativ getilgt – wobei auch hier wieder deutsche Erstsprachler aller Gruppen Varianz zeigen, weshalb das auftretende Variationsverhalten vollständig dokumentiert wird. Insgesamt erscheint in nur etwa 23 % der Fälle die Form [sɪ] / [zɪ], 13 deutsche Erstsprachler und alle fremdsprachigen Sprecherinnen verwenden die Variante nie, eine Person (LUK05) benützt sie konstant.

Wiederum ist die Variation regional auffällig: Bloß zwei von fünf Mittel- / Norddeutschen gebrauchen die frikativgetilgten Formen, jeweils im niederschwelligen Bereich (LAG, LUT). Auch bei den vier Alemannen sind sie nur bei zwei Sprechern belegt (LEA, LUI21), bei den Südbaiern überhaupt nur bei einem von vier (LAF). Anders bei den Mittelbaiern – hier kommt bei den meisten [sɪ] vor: Bei den Altbayern bei fünf von acht (nicht bei LAG05, LAG12 und LUK17), bei den Salzburgern bei vier von fünf (nicht bei LIC) und bei den Oberösterreichern überhaupt bei allen Sprechern – gerade bei diesen neigt sogar die Mehrheit zur frikativlosen Form (vier von sieben Sprechern). Letztlich findet [sɪ] somit zuvorderst bei Mittelbaiern und dort abermals Oberösterreichern Verwendung, vgl. Abb. 123.[695]

Unterdies zeigt auch diese Variable diaphasische Differenzen: Bei Referaten wird von allen Sprechern mehrheitlich die frikativische Form realisiert, von fast allen sogar konstant, nur bei zwei Personen (LUG09, LUH02) kommt etwas häufiger die Variante ohne auslautenden Reibelaut vor. Bei den Wortmeldungen ist [sɪ] / [zɪ] dagegen öfter belegt, bei immerhin der Hälfte der Sprecher (sechs von zwölf) mehrheitlich. Allerdings produzieren auch bei den Wortmeldungen zwei Alemannen (LUG06, LUH03) die Form ohne Frikativ nicht, dafür die Mittelbaiern. Dass mittelbairische Sprecher in ihren Referaten derweil (fast) nie diese Form realisieren

694 Die Unterschiede sind n. s.

695 Signifikant sind die Unterschiede zwischen OÖ/Sbg (p = 0,012*), OÖ/Al (p = 0,006**), OÖ/MNdt (p = 0,005**).

(LAG05, LUI02, LUK17 und LUI20), deutet durchaus auf Vermeidungstendenzen hin.[696] Bei den Lehrenden spielt die frikativlose Form insgesamt eine geringe Rolle, auch bei den mittelbairischen Probanden (selbst LAC, der ansonsten stark Dialektlautungen nutzt, gebraucht hier fast in gleichem Ausmaß frikativhaltig auslautende Varianten). Es scheint plausibel, dass nicht nur Referierende, sondern auch Lehrende frikativlose Formen bei <sich> meiden. Diese diaphasischen Kontraste sind damit Ausdruck einer größeren Toleranz in studentischen Wortmeldungen gegenüber der – gerade auch im Vergleich zu <ich> und <noch> – etwas selteneren sowie areal beschränkteren Variante [sɪ] / [zɪ].[697]

V29 Realisierung des <l>

Untersucht wird als Nächstes die Realisierung des <l> – wobei v. a. auf Vokalisierungs-, aber auch Tilgungsprozesse geachtet wird. Hierzu wird in zwei lexikalischen Sets einerseits das <l> nach Hinterzungen- (bei <allem, alles, sollte, soll, Fall, halt>; V29a) und andererseits nach Vorderzungenvokalen (bei <Bild, Film, will, viel, gestellt, stellen, spielt, selbst, selber, Beispiel>; V29b) in den Blick genommen. Eigens analysiert werden außerdem die besonders frequenten Einzellexeme <weil> (= V29c) und <also> (= V29d), wo lexikalische Idiosynkrasien zu erwarten sind (VERGEINER 2019: 143).

In den deutschen Dialekten verhält sich der Lateral meist unauffällig: Er „gehört im Deutschen zu den beharrsamsten Lauten. Nur wo Velarisierung oder Palatalisierung erfolgt, kann er sich zum Vokal entwickeln“. Velarisierungen begegnen dabei v. a. im Niederdeutschen (z. T. auch im Mitteldeutschen) und der Schweiz, die palatalisierende *l*-Vokalisierung indes ist „für das Bairisch-Österreichische kennzeichnend“ (SCHIRMUNSKI 2010: 431). Im Unterschied zu den übrigen Vokalisierungsgebieten wird der Lateral hier nicht zu einem *u*-, sondern zu einem *i*-Laut (HAAS 1983: 1111–1112; REIN 1974: 21). Innerhalb des Bairischen dient die Vokalisierung als Abgrenzungsmerkmal des Mittelbairischen gegenüber dem Nord- und Südbairischen, wo der Lateral bewahrt wird.[698] Die *l*-Vokalisierung erweist sich dabei als „eines der prägendsten, wenn nicht überhaupt das prägendste und auffälligste Kennzeichen des Mittelbairischen innerhalb des gesamten deutschen Sprachgebietes“ (SCHEURINGER 1990: 390–391; vgl. auch REIN 1974: 22), wobei es am Rand des Vokalisierungsgebietes durchaus Übergangszonen gibt: In ihnen erscheint /l/ als palatalisierter Approximant [ʎ] (KRANZMAYER 1956: 120; vgl. dazu auch die Karte bei REIN 1974: 25). Das eigentliche Vokalisierungsgebiet erstreckt sich auf

696 Auffälligerweise artikuliert auch der Alemanne LUI21 im Referatskontext frikativlose Formen, im intrapersonalen Vergleich steigt auch bei ihm der Anteil frikativloser Formen in der Referatsdiskussion an.

697 Die Differenzen sind jeweils signifikant für Leh/WM (p = 0,027*), Ref/WM (p = 0,017*); sie sind zwischen Ref/WM auch dann noch signifikant, wenn nur mittelbairische Sprecher getestet werden (p = 0,011**).

698 Vgl. WIESINGER (1990: 459); SCHIRMUNSKI (2010: 432); KEHREIN (2012: 252); SCHEUTZ (1985b: 131, 2009: 41); vgl. auch die Karte bei ZEHETNER (1985: 56).

> Niederösterreich (ohne die Grafschaft Pitten und ohne den nördlichsten Rand des Waldviertels) mit dem nördlichsten Burgenland, Oberösterreich (ohne den äußersten Nordwesten des Mühlviertes), die Gegend um Maria Zell und das steir. Ennsgebiet, das Land Salzburg mit dem kärntn. Katschtal, das tirol. Unterinngebiet, Oberbayern (ohne den Südwesten) und Niederbayern. (KRANZMAYER 1956: 120)

Die *l*-Vokalisierung betrifft grundsätzlich den postvokalischen Lateral einerseits im absoluten Auslaut, andererseits vor Konsonant; anlautend und postkonsonantisch bleibt er erhalten (SCHEUTZ 1985b: 126, 2009: 41; SCHEURINGER 1990: 252).[699]

Hinsichtlich des in diesen Stellungen realisierten Vokalisierungsprodukts kann das Vokalisierungsgebiet in zwei Areale ausdifferenziert werden – einerseits in einen „westmittelbairischen Teil, wo durch die *l*-Vok generell Diphthonge entstehen", vgl. bspw. [sɔːɪ] <soll>, [bʊɪd] <Bild>; andererseits einen „ostmittelbairischen Teil, wo das vokalisierte *l* mit einem voraufgehenden vorderen Vokal zu gerundeten Monophthongen verschmilzt", vgl. bspw. [sɔːɪ] <soll>, aber [by:d] <Bild> (SCHEUTZ 1985b: 132; vgl. auch HAAS 1983: 1112; WIESINGER 1990: 463). Dies sind allerdings nur „idealtypische[n] Ausprägungen west- bzw. ostmittelbairischer *l*-Vok-Varianten", neben denen „eine beträchtliche Anzahl von regionalen Misch- und Übergangstypen existiert, die sich nicht unbedingt durch das vorhandene Phoneminventar, sondern durch die teilweise unterschiedliche Besetzung dieses Inventars unterscheiden" (SCHEUTZ 1985b: 132). Letztlich sei die *l*-Vokalisierung dadurch einer der „komplexesten und aufgrund seiner räumlichen Differenzierung nur schwer in den Griff zu bekommenden Dialektmerkmale des Mittelbairischen" (SCHEUTZ 1985b: 126; vgl. zu Aussprachevarianten / -kombinationen auch REIN 1974: 23).

Auch SCHEURINGER (1990: 391) betont, es seien „insbesondere die Palatalvokale, die eine geographisch vielfältige Gliederung der *l*-Vokalisierung begründen"; er unterscheidet mehrere rezent bedeutsame Typen, die von ihrem sozialen Prestige her nicht gleichartig seien:

- Der ostmittelbairische Typ („Typ Wien") sei mit seinen labialisierten Vorderzungenvokalen ([fy:] <viel>, [pø:ts] <Pelz>, [gø:t] <Geld>) „in extralinguistischer Sicht der im gesamtmittelbairischen Vergleich ‚potenteste', d. h. sein Verbreitungsgebiet auch gegenwärtig weiter ausdehnende Typ mit (in Österreich) hohem Prestige in überregionalen Substandards";[700] er gelte im größten Teil des österreichischen Mittelbairischen.
- Nur in Salzburg (allerdings nicht der Stadt selbst) sowie Teilen Oberösterreichs (im Innviertel) sei noch der „Typ Salzburg" verbreitet, „mit monophthongisch

699 Allerdings mit Ausnahmen – bspw. im Schwachton, aber auch nach vokalisiertem /r/ bleibe der Lateral oft erhalten; vgl. SCHEUTZ (1985b: 131); zu weiteren Ausnahmen und Realisierungsmöglichkeiten vgl. gleichfalls SCHEUTZ (1985b: 128–131).

700 Vgl. dazu auch SCHEUTZ (2009: 42–43). Laut WIESINGER (2014: 103) werde allerdings in der Umgangssprache „die Liquidenvokalisation […] weitestgehend rückgängig gemacht". MIHM (2000: 2120, 2123) rechnet die *l*-Vokalisierung derweil der bayrischen und die *l*-Vokalisierung nach *a*-Lauten der österreichischen Umgangssprache zu. Auch EICHHOFF (2000: Kartennr. 4-60) zeigt ein umgangssprachliches Vorkommen der *l*-Vokalisierung im gesamten mittelbairischen Raum (bei <Salz>).

ungerundeten Palatalvokalen“ (bei mhd. *ël* erscheine allerdings der Diphthong: [fi:], [pe:ts], aber [gɛɪt]).[701]

– In Altbayern dominiere der diphthongierende „Typ München“, in dem das vokalische Erstglied nur bei [ɪ] entfrontet / gerundet wird ([fʊɪ] <viel>, aber [pɛɪts] <Pelz>, [gɛɪt] <Geld>). Es sei v. a. dieser Typ, der „heute in der altbayerischen Verkehrssprache wirkt und hohes Prestige als Zielnorm besitzt“.[702]

Basisdialektale Formen, die von den dominanten Typen (v. a. Wien bzw. München) abweichen, werden zunehmend durch diese ersetzt (SCHEURINGER 1990: 391–394).[703]

Laut SCHEUTZ (1985b: 237) ist der soziostilistische Status der *l*-Vokalisierung grundsätzlich hoch – es handle sich um eines der remanentesten Dialektmerkmale, das auch in formellen Settings häufiger erscheint, im Gegensatz etwa zu vokalischen Dialektstrukturen (s. o.). Er führt dies „nicht zuletzt auf ihren von den Vokalalternationen partiell unterschiedlichen phonologischen Status zurück“ (SCHEUTZ 1985b: 239) – die *l*-Vokalisierung sei „phonetisch plausibel“:[704] Sie tritt in vielen Sprachen auf und verläuft dabei stets gerichtet (von /l/ zu /i/, nie umgekehrt), wobei Labiale generell durch einen instabilen Charakter gekennzeichnet und sprachübergreifend zu Variations- und Wandelprozessen neigen (SCHEUTZ 1985a: 241–242). Allerdings könne diese Plausibilität

> nur für den diachron allmählich fortschreitenden Prozeß *l* > *ɫ* > *jɫ* > *ɪ* gelten […]: So berechtigt es ist, diesen Sprachwandelvorgang als phonetisch plausibel anzusehen, so wenig gilt dies für synchrone Variation. Der Wandelvorgang ist abgeschlossen, der Sprecher vollzieht den phonetischen Prozeß nicht mehr nach. (SCHEUTZ 1985b: 138–139)

Der Versuch, synchron einen Prozess /l/ > /i/ zu postulieren „unterschlägt genau jene Zwischenstufen, auf die es in einem aktuell vor sich gehenden Veränderungsprozess ankommt“ (SCHEUTZ 1985a: 244). Dem widerspreche nicht, dass es im Mittelbairischen eine gewisse Produktivität der *l*-Vokalisierung zu geben scheint (so tritt im vorliegenden Rahmen etwa das erst im 19. Jh. entlehnte Substantiv <Film> *l*-vokalisiert auf: [fy:m]);[705] hierbei wirke „offensichtlich synchron eine Silbenstrukturbeschränkung im Bairischen, nach der in der Silbenkoda kein *l* vorkommen darf, es sei denn als Gelenkkonsonant“ (SCHEUTZ 1985a: 244, 1985b: 139).

701 Vgl. dazu auch SCHEUTZ (2009: 41–42). Zur *l*-Vokalisierung in Salzburg vgl. REIFFENSTEIN (1955: 17–19).

702 Vgl. auch SCHEUTZ (2009: 43–44).

703 Die Daten von SCHEURINGER (1990: 395) zum Sprachverhalten in Braunau/Inn und Simbach belegen zumindest für Braunau „in frappierender Weise den enormen Druck vonseiten der von Wien ausgehenden österreichischen Verkehrssprache hinsichtlich der Aufnahme des prestigeträchtigeren ostmittelbairischen *l*-Vokalisierungstypus“ – v. a. bei höheren Schichten und jüngeren Sprechern dominiere diese Lautung eindeutig. In Simbach hingegen sei „der Druck vonseiten der höher bewerteten Zielform nicht so groß“ und lokalere Varianten werden eher verwendet, wenngleich auch sie im Rückgang sind; vgl. SCHEURINGER (1990: 395–403).

704 Wie SCHEUTZ (1985a: 241) betont, müsse man aber von der „Rundung hoher und mittlerer Vordervokale absehen, für die sich keine plausible Erklärung finden läßt“.

705 Für SCHEURINGER (1990: 65) ist es ein Ausdruck der „soziale[n] Wertigkeit der *l*-Vokalisierung“, dass sie „im Bairischen derart internalisiert erscheint, daß sie sogar neu aufgenommene Wörter erfaßt“.

Dafür, dass es sich nicht um einen synchronen Prozess handle, spreche auch die auftretende lexikalische Diffusion (SCHEUTZ 1985b: 244). Diese hänge an Kriterien wie Vorkommenshäufigkeit, Funktion eines Lexems usf., weshalb Wortformen wie <weil, halt, also> oftmals noch in (formellen) Situationen vokalisiert werden, in denen dies ansonsten kaum noch geschieht. Insgesamt sei von einem „sehr komplizierte[n] Beziehungsgeflecht von phonologischen, semantischen und pragmatischen Bedingungen und Interdependenzen“ bei der diaphasischen Durchführung der *l*-Vokalisierung auszugehen (SCHEUTZ 1985a: 245–251, 1985b: 249). Lautliche Interdependenzen betreffen dabei v. a. die „Stellung des *l* nach [ɔ]“ – nicht aus unmittelbar artikulatorischen Gründen, sondern weil sich der verdumpfte *a*-Laut als abbauresistent erweise, was die Vokalisierung begünstige, die an eine dialektale Realisierung des Vokals gebunden sei (SCHEUTZ 1985b: 248; zur Abbauresistenz der *a*-Verdumpfung s. o., V21).

SCHEUTZ (1985b) wendet sich gegen Positionen wie die von REIN (1974) oder MOOSMÜLLER (1991), die die *l*-Vokalisierung zwar als prinzipiell regional beschränkten, gleichwohl synchron operierenden phonologischen Prozess ansehen – während in einer phonologischen „Tiefenstruktur“ /l/ verankert sei, werde durch phonologische Regeln eine Oberflächenform mit Vokalisierung generiert (vgl. hierfür bspw. den Regelapparat bei REIN 1974: 30; MOOSMÜLLER 1991: 56, 58). Betont wird auch hier, dass der Prozess phonetisch motiviert sei – er wirke als „Artikulationserleichterung, bei der der schwer zu artikulierende Lateral substituiert wird“, gehe aber einher mit einer „Perzeptionsverschlechterung“, weshalb er „von Sprecher/inne/n gehobener Sprachvarietäten eher vermieden“ werde.

Bemerkenswert an der Studie von MOOSMÜLLER (1991: 56–60) ist, dass sie feststellt, dass ausgerechnet im südbairischen Raum (untersucht für Innsbruck) die *l*-Vokalisierung in formellen Kontexten auftritt, während sie im mittelbairischen Raum eher gemieden werde.[706] Für sie ist das südbairische Ergebnis „eindeutig als eine Orientierung an die vermeintliche Norm im Zentrum Wien bzw. als Anpassung an den prestigereicheren mittelbairischen Sprachgebrauch zu interpretieren“. Dementgegen werde der Prozess am stärksten „dort unterdrückt, wo er ‚beheimatet‘ ist“, also im mittelbairischen Raum selbst, wo er als „dialektal perzipiert“ werde. Bei Velarvokalen komme der Prozess allerdings allgemein selten vor – außer in unbetonter Stellung. Dies erkläre, wieso unbetonte Partikel, wie <also> oder <halt>, eher vokalisiert werden, wobei <also> sogar vokalisiert werden könne, ohne dass die *a*-Verdumpfung umgesetzt ist (MOOSMÜLLER 1991: 56–60).

Weil der Lateral schwer zu artikulieren ist, ist er auch in standardnäheren Lagen außerhalb des Mittelbairischen von gewissen Schwächungsprozessen betroffen. Häufig ist allegrosprachlich eine Velarisierung des <l>, ein

> Vorgang auf dem Wege zur Vokalisation. Artikulatorisch bleibt anscheinend der aplikal-alveolare Kontakt aus. Dies führt aber nicht dazu, daß ein wahrnehmbares vokalisches Allophon an

706 Das zeigt KEHREIN (2012: 260) auch für Altbayern – bei eindeutig standardorientiertem Sprechen komme die /l/-Vokalisierung nicht mehr vor. Vgl. zu einem ähnlichen Befund für Österreich VERGEINER (2019: 142).

> die Stelle des /l/ tritt (wie im Bairischen), sondern die /l/-Charakteristik bleibt weitgehend erhalten, obwohl ein diphthongischer Eindruck des vorangehenden Vokals besteht, ähnlich wie bei der Velarisierung des Vokals durch ein vokalisches R-Allophon. (MEINHOLD 1973: 34)

Besonders vor /s/ komme es zu einer solchen „(Quasi-)Vokalisation" bzw. weiterführend zur „Totalassimilation des /l/" und zwar „sogar dann, wenn nach /l/ die Silbengrenze liegt: also [asɔ]" für „also" oder „[as] für ‚als' […] als Prestoform". Totalassimilationen kommen oft auch beim /l/ im Wortauslaut nach Langvokal / Diphthong in „häufig benützten, semantisch wenig gewichtigen Wörtern" vor (wie etwa <(ein)mal> oder <weil>). In formelleren Gesprächsstufen werden diese Schwächungen allerdings eher gemieden und es trete „bereits durchgehend [die] Lentoform auf" (MEINHOLD 1973: 35–36; vgl. auch KÖNIG 1989a: 89).

Nachfolgend wird zunächst das lexikalische Set mit <l> nach Velarvokalen besprochen. Neben der *l*-Realisierung als Liquid kommt hier die *l*-Vokalisierung durch Diphthongierung mit [ɪ] vor. Sie wird ein einziges Mal von einem Nichtmittelbaier artikuliert (vom Südbaier LAF). Allerdings wird auch von den mittelbairischen Sprechern meist ein konsonantischer Lateral realisiert – in etwa einem Drittel der Fälle kommt es zur *l*-Vokalisierung. Acht Sprecher vokalisieren überhaupt nie, zwei hingegen konstant (LIC14, LUH06).

Dabei bestehen regionale Unterschiede, vgl. Abb. 124: Die Gruppe der Altbayern ist in ihrem Variationsverhalten neuerdings geteilt – während die Mehrheit nie vokalisiert (fünf Sprecher), realisieren die übrigen drei Probanden vokalisierte Formen mit 50 % oder mehr (LAC, LUH02, LUK01). Durch die mittelbairischen Österreicher wird insgesamt mehrheitlich vokalisiert: Nur drei von zwölf produzieren nie vokalisierte Formen (die beiden Lehrenden LUG und LIC sowie LUK10). Besonders oft vokalisieren Oberösterreicher, alle erfassten Sprecher dieser Gruppe – abgesehen von einem Lehrenden (LUG) – weisen eine Vokalisierungsrate über 33 % auf. Bei keinem Salzburger ist dies derweil der Fall.

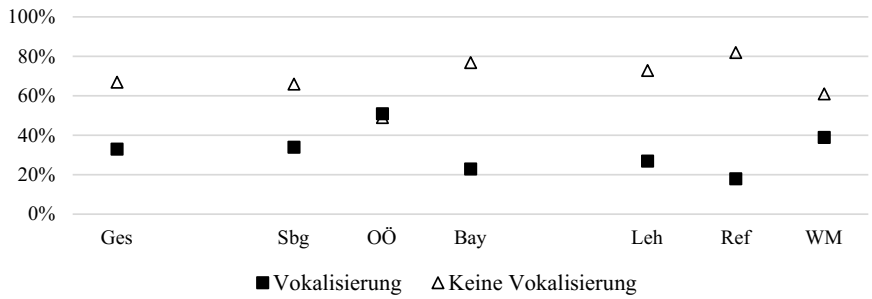

Abb. 124: Kovarianzen bei der Realisierung des <l> bei hinteren Vokalen (bei mittelbairischen Sprechern)

Der geringen Probandenanzahl halber ist die Aussagekraft zum rollen- / situationsspezifischen Variieren eingeschränkt. Festzustellen ist dennoch, dass drei von fünf

Studenten in Referaten konstant konsonantische *l*-Belege produzieren, aber nur vier von zwölf in Wortmeldungen. Unterdies ist zu berücksichtigen, dass es sich bei diesen nicht-vokalisierenden Probanden (ausgenommen LUK10) jeweils um Altbayern handelt, die allgemein weniger vokalisierungsfreudig sind. Sieht man von einem Lehrenden (LAC) ab, ist dennoch auffällig, dass Vokalisierungsraten mit 50 % oder mehr nur bei Wortmeldungen auftreten.[707]

Bei der Vokalisierung nach Palatalvokalen bestehen, wie erwähnt, unterschiedliche Formen. Im vorliegenden Kontext begegnet einerseits die vorherrschende, ostmittelbairische monophthongische Realisierungsweise, andererseits die westmittelbairische diphthongische (vgl. Abb. 125). Dabei dominieren auch bei den Palatalvokalen grundsätzlich nicht-vokalisierte Formen, sieben Probanden realisieren nur diese; 78 % der Belege erscheinen so. Bei den vokalisierten Varianten treten derweil deutlich häufiger monophthongische Realisierungen auf (16 %) – der Anteil diphthongischer Varianten beschränkt sich auf 6 %. Bemerkenswerterweise verwenden aber nicht nur Sprecher aus Altbayern (LAC, LUK01), sondern auch solche aus (Ober-)Österreich Diphthonge in geringem Anteil (LAE, LUG, LUK05). Und während der monophthongische Typ zwar v. a. bei Österreichern belegt ist, produzieren ihn in kleineren Anteilen auch drei Studierende aus Altbayern (LUH02, LUI20, LUK01). Kann das Sprachverhalten der Oberösterreicher als Bewahrung basisdialektal verankerter Formen gewertet werden, stellt die Verwendung monophthongischer Formen durch die altbayrischen Studierenden womöglich eine Anpassung an den gebräuchlichsten Typ im Studienort dar. Interessanterweise nutzen auch zwei Südbaiern (LOF, LAF) vokalisierte Formen, wobei sie sich ebenfalls am dominanten ostmittelbairischen Typ orientieren.

Wie beim <l> nach hinteren Vokalen gibt es auch hier regionale Unterschiede[708] – neuerlich vokalisiert ein Teil der Altbayern nicht (vier von acht Sprechern), höhere Vokalisierungsanteile begegnen bei dieser Gruppe nur bei zwei Personen (LAC, LUK01). Stärker vokalisiert wird dagegen abermals von den Oberösterreichern: Nur ein Proband verwendet konstant Liquide, die übrigen Sprecher dieser Gruppe gebrauchen dagegen mehr oder minder stark vokalisierte Formen. Auch alle Salzburger nutzen – wenngleich in geringerem Ausmaß – vokalisierte Formen. Unter kontext- / rollenspezifischen Gesichtspunkten ist zu vermerken, dass nur einer von sechs Referenten häufiger vokalisiert (> 15 %) (LUG09), bei den Wortmeldungen trifft dies auf vier von acht Sprechern zu. Lehrende erweisen sich hier als vokalisierungsfreudiger, nur ein Sprecher (LIC) artikuliert weniger als 15 % vokalisierte Belege, die übrigen drei Lehrenden deutlich mehr, wozu noch die beiden südbairischen Lehrenden kommen. Dass Studierende in Referaten indes weniger oft als in Wortmeldungen bzw. Lehrende vokalisieren, könnte auf eine gewisse Standardorientierung der Referenten hinweisen.[709]

707 Die Differenzen sind allenthalben n. s.

708 Signifikant differieren OÖ/Bay beim Realisierungsanteil gerundeter Monophthonge ($p = 0{,}020$*).

709 Die Unterschiede sind für die Gesprächsrollen / -kontexte n. s.

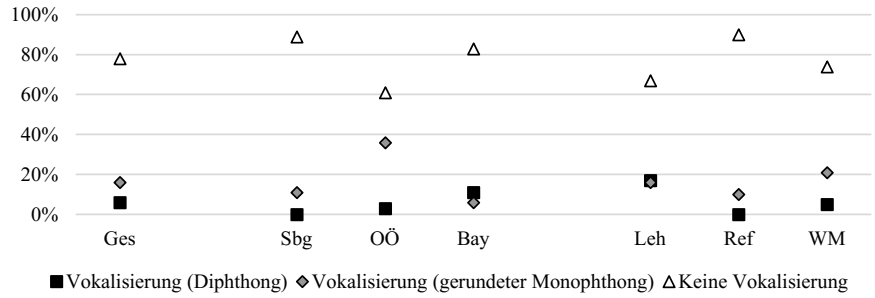

Abb. 125: Kovarianzen bei der Realisierung des <l> bei vorderen Vokalen (bei mittelbairischen Sprechern)

Vokalisierungen treten bei den bislang besprochenen Kontexten nur bei Mittelbaiern auf, sieht man von den erwähnten Südbaiern ab, deren Sprachverhalten sich jedoch als Übernahme mittelbairischer Merkmale deuten lässt. Anders ist das bei den beiden nachfolgend besprochenen Lexemen, bei denen sich die Varianz auch auf weitere Probandengruppen erstreckt, weshalb das Sprachverhalten aller Probanden dokumentiert und besprochen wird. Den Anfang macht <weil> – die *l*-Vokalisierung führt hier zur Lateraltilgung (= [vaɛ]).

Über alle deutschen Erstsprachler gerechnet erscheint bei <weil> zu 71 % der Lateral, vgl. Abb. 126. Sechs Probanden realisieren ihn immer, der Rest variiert – dabei ist das Vorkommen lateralloser Varianten nicht auf Mittelbaiern beschränkt: Zwei von drei Alemannen, drei von fünf Mittel- / Norddeutschen und drei von vier Südbaiern realisieren das Merkmal; sogar bei den fremdsprachigen Sprecherinnen begegnet es. Zwar wird <weil> bei diesen Gruppen letztlich immer mehrheitlich – zumeist deutlich –mit [l] artikuliert, nichtsdestoweniger unterscheidet sich das Verhalten des Lexems doch deutlich von beiden bisher besprochenen *l*-Sets. Offensichtlich ist die Lateraltilgung bei <weil> allegrosprachlich überregional gebräuchlich, sodass die regionale Verankerung im Mittelbairischen weniger stark ins Gewicht fällt. Dafür spricht auch, dass die Realisierungsanteile mittelbairischer Sprecher nicht allzu sehr von denen anderer Gruppen differieren: Zumindest bei den Altbayern und Salzburgern kommen mehrheitlich [l]-haltige Formen vor, nur je ein Sprecher pro Gruppe neigt zu den vokalisierten Formen (LAG06, LAF05). Einzig die Oberösterreicher gebrauchen sie abermals deutlich öfter, von sechs Probanden fünf mehrheitlich, bloß eine Person (LUK09) nicht. Für diese Sprechergruppe scheint die regionale Verankerung – mitsamt der insgesamt größeren Präferenz oberösterreichischer Sprecher für regionale Formen – eine größere Rolle zu spielen.[710]

Vergleichsweise gering sind die Unterschiede nach Situation / Rolle. Auffällig ist jedoch die etwas erhöhte Realisierungsrate nicht-getilgter Vollformen in Referaten (Konstanz bei drei Sprechern: LAG04, LUI21, LUK17), wobei nur ein Proband

710 Allerdings sind die regionalen Unterschiede – wie die nationalen – n. s.

mehrheitlich vokalisiert (der Oberösterreicher LUG09). Von zehn Studierenden, die sich zu Wort melden, gebraucht dagegen bloß ein Sprecher konstant nicht getilgte Formen (LUK09), vier dafür ausschließlich vokalisierte Varianten (darunter zwei Oberösterreicher). U.U. manifestieren sich hier Vermeidungstendenzen hinsichtlich reduzierter <weil>-Varianten im Referat. Auch bei den Lehrenden sind die Anteile für die Vollform hoch, nur ein Oberösterreicher (LAE) nutzt sie nicht mit 50 % oder mehr.[711] Dabei sind jedoch auch Interdependenzen mit der Sprecherherkunft (v. a. in Form der Überrepräsentanz Mittel- / Norddeutscher) zu berücksichtigen.

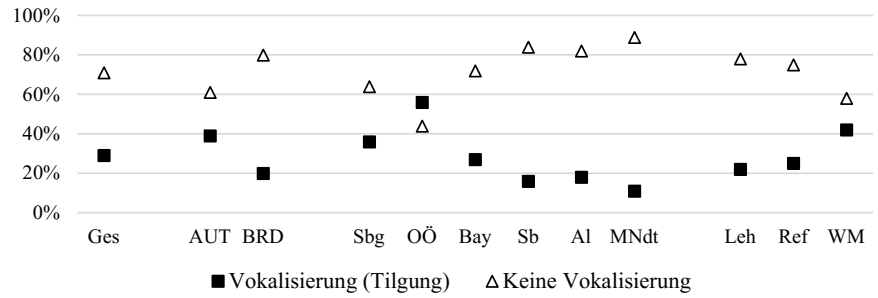

Abb. 126: Kovarianzen bei der Realisierung des <l> bei <weil>

Ähnlichkeiten mit <weil> hat <also>, wobei sich hier eine insgesamt größere Variantenvielfalt bemerkbar macht: <also> kann mit *a*-Verdumpfung auftreten (s. o., V21), gleichfalls mit *l*-Vokalisierung (zu [ɪ]) sowie *l*-Tilgung (wobei dann der *a*-Laut nicht verdumpft wird). Es dominiert die Realisierung ohne Lateral: [aso] erscheint bei den deutschen Erstsprachlern in mehr als der Hälfte der Fälle (57 %), wobei die Variante auch von den fremdsprachigen Sprecherinnen stark genutzt wird. Die unverdumpfte, nicht-vokalisierte Form [also] kommt derweil in 20 % der Fälle vor, [ɔɪso] in 15 %, [aɪso] in 8 %. Besonders marginal ist die Form [ɔlso], die nur je einmal bei zwei Personen (LUG und LUG09) Verwendung findet. Letztlich ist die Variationsbreite der Probanden groß, wobei reduziertes [aso] von fünf Sprechern konstant gebraucht wird (LAG02, LAG06, LAG10, LOF06, LUH03).

Abb. 127 zeigt zunächst die Dominanz von [aso] über alle Kontexte und Gruppen hinweg. Nationale Kontraste bestehen v. a. beim Anteil der Vollform [also] und im Ausmaß, in dem verdumpfte und vokalisierte Formen auftreten. So nutzen Bundesdeutsche öfter [also] und – wenig überraschend – Österreicher öfter Formen mit gehobenem *a*-Laut oder vokalischem Lateral.[712] Regional fällt auf, dass Mittel- / Norddeutsche am ehesten zur Vollform neigen – für eine Reihe dieser Sprecher ist nichtsdestotrotz [aso] dominant (drei Sprecher verwenden [aso] mehrheitlich;

711 Die Unterschiede nach Rolle / Situation sind n. s.

712 Diese Unterschiede sind signifikant bei [also] (p = 0,002**), dem Anteil verdumpfter Formen (p = 0,006**) und beim Anteil vokalisierter Formen (p = 0,021*).

LAG, LUI und LUT). Andere Varianten treten bei dieser Gruppe nicht auf. Dasselbe gilt für die Alemannen, bei denen der Gebrauch der lateralgetilgten Form noch häufiger belegt ist – bei drei von vier Sprechern wird sie mit über 75 % realisiert (nur nicht bei LUH08). Größer ist die Variantenvielfalt der Baiern – wenngleich auch bei diesen [aso] sehr oft artikuliert wird, kommen daneben die verdumpften und vokalisierten Varianten vor. Bei den südbairischen Probanden ist bemerkenswerterweise die vokalisierte, unverdumpfte Form [aɪso], nicht aber deren verdumpftes Gegenstück [ɔɪso] verbreitet (v. a. bei LAF und LAG04). Auch bei drei Altbayern tritt diese Form öfters auf, wiewohl drei andere Altbayern verstärkt [ɔɪso] gebrauchen (LAC, LUK01, LUG04). Dasselbe gilt für die Salzburger, die daneben [aso] besonders häufig verwenden (nur für zwei von acht Sprechern ist es nicht die frequenteste Variante; LIC und LAF05); besonders selten begegnet bei den Salzburgern [also] – nur zwei Personen (LIC und LAF06) nutzen die Form in nennenswertem Ausmaß, fünf Probanden produzieren sie gar nicht. Bei den Oberösterreichern ist sie nur bei einem Sprecher (LAE) belegt; hier ist [ɔɪso] sehr frequent, das von allen realisiert wird.[713]

Die ausgeprägten regionalen Unterschiede und die vielen Varianten erschweren die Interpretation der situations- / rollenspezifischen Variationsstrukturen – einigermaßen deutlich fallen jedoch die Differenzen zwischen den Studierendenäußerungen in Referaten einerseits, Wortmeldungen andererseits bei [also] aus: Während in Referaten immerhin bei fünf von zehn Sprechern [also] mit 50 % oder mehr auftritt, ist dies bei den Wortmeldungen nur bei zwei von 23 Sprechern der Fall. Offensichtlich besteht in den Referaten eine gewisse Orientierung an der Vollform.[714] Auch bei Lehrenden wird im Vergleich zu studentischen Wortmeldungen häufiger [also] und weniger oft [aso] artikuliert: Während elf Studierende in den Wortmeldungen zu mehr als 75 % [aso] realisieren, trifft dies nur auf zwei der zwölf Lehrenden zu. Rollen- / situationsbezogene Zusammenhänge betreffen also v. a. die Realisierung von [also] und [aso], wobei in Wortmeldungen die lateralgetilgte Form häufiger, die unverdumpfte, nichtvokalisierte Vollform seltener erscheint.[715]

713 Signifikant (in Klammer p) sind hier u. a. die Unterschiede zwischen OÖ/Sbg bei der Realisierung der Form [ɔɪso] (0,004**); beim Ausmaß der *l*-Vokalisierung generell (0,036*); bei der Verdumpfung generell (0,002**); zwischen OÖ/Bay bei [also] (0,001**); bei [ɔɪso] (0,008**); bei der Verdumpfung generell (0,008**); zwischen OÖ/Sb bei [ɔɪso] (0,001**); bei [also] (0,019*); beim Ausmaß der *l*-Vokalisierung (0,004**); bei der *a*-Verdumpfung (0,001**). Signifikante Unterschiede bestehen außerdem bei [also] zwischen OÖ/MNdt (0,000***); Sbg/MNdt (0,001**); Sbg/Bay (0,043*). Keine Signifikanzen liegen vor bei der Reduktionsvariante [aso].

714 Dafür spricht auch, dass bei zwei von vier Referenten – LAG04 und LUG05 – im intrapersonalen diaphasischen Vergleich der Anteil von [also] abseits des Referats sinkt (bei LUI20 bleibt er auf geringem Niveau in etwa gleich, bei LUG09 finden sich weder im Referat noch abseits davon Belege für [also] – dafür steigt der Anteil von [ɔɪso] in der Referatsdiskussion).

715 Signifikant sind die Differenzen zwischen Leh/WM bei [also] (p = 0,004**); zwischen Ref/WM bei [also] (p = 0,002**) und bei [aso] (p = 0,017*).

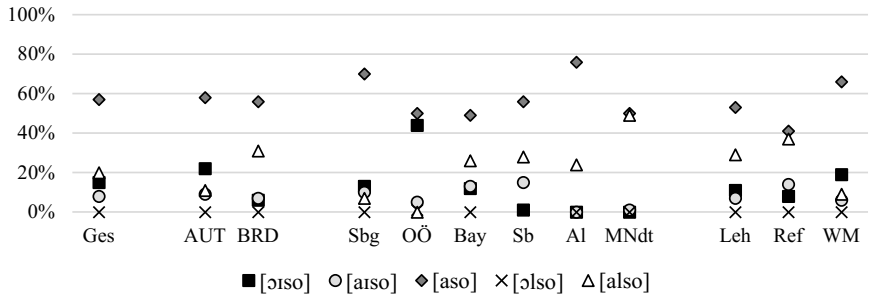

Abb. 127: Kovarianzen bei der Realisierung von <also>

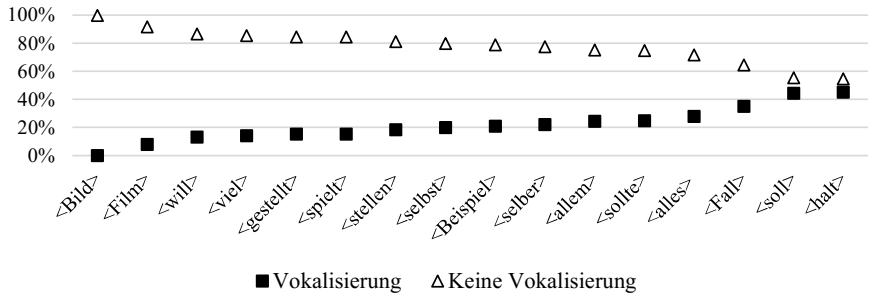

Abb. 128: Lexemspezifik bei der Vokalisierung des <l> (bei mittelbairischen Sprechern)

Aufgrund des abweichenden Verhaltens der beiden zuletzt besprochenen Lexeme und der sich aufdrängenden Frage, was überhaupt als Vokalisierung gewertet werden kann (fraglich ist etwa der Status der Lateraltilgung bei <weil>), werden in Abb. 128 nur die Lexeme der beiden zuerst untersuchten Sets aufgenommen, um lexikalische Idiosynkrasien darzustellen. Abb. 128 dokumentiert dabei deutliche lexikalische Differenzen in der Lautrealisierung – und legt nahe, dass die Vokalisierung z. T. vom phonetischen Kontext abhängt: So wird vor *i*-Laut am seltensten vokalisiert, gefolgt vom *e*-Laut – das könnte damit zusammenhängen, dass diese beiden Umgebungen im Ostmittelbairischen zu gerundeten Monophthongen führen. Diese dürften salienter sein als die *i*-haltigen Diphthonge, die allgemein bei <a> und <o> erscheinen und die Qualität des prälateralen Vokals nicht verändern. Womöglich wird die Vokalisierung deshalb nach *e*- und *i*-Lauten stärker gemieden.

V30 Realisierung von <st, zt>

Abschließend sollen noch drei Variablen besprochen werden, die Variationserscheinungen erfassen, die im Mittelbairischen des Universitätsstandortes nicht beheimatet sind – analysiert werden soll, welche Rolle solche „mitgebrachten" Varianten im Variationsverhalten an der PLUS spielen. Als Erstes wird hierzu die Re-

alisierung von <st> in <fest, fast, selbst, sonst, nächste, erst, erste> bzw. von <zt> in <letzte> untersucht; fokussiert wird die Variation zwischen [ʃt] ⇔ [st], die besonders für westoberdeutsche Sprecher relevant ist.

In der neuhochdeutschen Standardsprache werden <st> / <sp> grundsätzlich nur im Anlaut als [ʃt] / [ʃp] realisiert (ausgenommen Lehngut und der Anlaut nach Konsonant), im offenen und gedeckten Auslaut hingegen erscheinen allgemein [st] / [sp].[716] Die Basisdialekte weichen davon z. T. ab: Für das Niederdeutsche einerseits ist „die Bewahrung des anlautenden stimmlosen *s* vor Konsonant kennzeichnend", was sich bis in standardsprachliche Lagen hält (SCHIRMUNSKI 2010: 420) – nach Duden ist das aber „heute nur noch in der älteren Generation vereinzelt üblich" (Dudenverlag 2015: 70).[717] Wichtiger für den hier untersuchten Raum ist die *s*-Palatalisierung, wie sie v. a. „[i]m südwestlichen Teil des Hochdeutschen" vorkommt. Hierbei entsprechen <st> / <sp> „auch im In- und Auslaut" [ʃt] / [ʃp]. Während die in- und auslautende Aussprache von [ʃp] im gesamten Oberdeutschen auftritt, ist in- und auslautendes [ʃt] insbesondere ein Kennzeichen des Alemannischen, hat sich aber „auch auf den südlichen Teil der fränkischen Dialekte ausgedehnt" sowie auf weitere ans Alemannische angrenzende Regionen, bspw. Teile des Südbairischen (SCHIRMUNSKI 2010: 421; vgl. dazu auch RENN / KÖNIG 2006: 68–69).[718]

Während v. a. in Deutschland die Palatalisierung „als typischer ‚Alemannismus' oder gar als ‚alemannisches Schibboleth' wahrgenommen" wird (KNÖBL 2012: 87; KEHREIN 2012: 123), ist in Österreich die Palatalisierung besonders stark mit Tirol assoziiert:

> Fragt man in Kärnten, in der Steiermark und in Salzburg nach dem, was den Nachbarn am Tiroler Dialekt am meisten auffällt, so erhält man prompt zur Antwort, daß die Tiroler statt unseres inlautenden -*st* etwa in *gaist* „Geist", *dr peste* „der beste", *meßtn* „mästen" ihrer Art entsprechend *gaiššt*, *dr peššt*e, *mešštn* einsetzen." (KRANZMAYER 1965: 47; vgl. ähnlich HORNUNG / ROITINGER / ZEILLINGER 2000: 114)

Allerdings gibt KRANZMAYER (1965: 47) zu bedenken, dass dies eine vereinfachende Sichtweise sei: So tritt nicht in Gesamttirol die Palatalisierung auf (im östlichen Unterinntal, etwa ab Schwaz, komme sie nicht mehr vor; vgl. auch SCHATZ 1903: 23) und z. T. begegnet sie auch außerhalb Tirols im Bairischen, „im Westen von Oberbayern",[719] aber auch „im obersten Salzburger Pinzgau und im Westen von Oberkärnten" trete sie auf, „besonders in der ältesten Bauerngeneration" (KRANZMAYER 1965: 47; vgl. auch KRANZMAYER 1956: 90; WIESINGER 1990: 479). Zu berücksichtigen bei der regionalen Verbreitung der Palatalisierung sind weiters verschiedene Isoglossen „[f]ür die verschiedenen Wörter mit *st* in der Wurzel oder in Flexionsendungen" – hier fallen „die Grenzen nicht immer zusammen" (SCHIRMUNSKI 2010:

716 Vgl. KRECH et al. (2010: 80, 82); Dudenverlag (2015: 120); SIEBS (1957: 68, 70); SCHIRMUNSKI (2010: 417); SPIEKERMANN (2008: 69); KEHREIN (2012: 123–124).

717 Vgl. auch AdA (2003 ff.: Karte *spitzer Stein*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/stein/).

718 Vgl. auch SPIEKERMANN (2008: 69); KNÖBL (2012: 87); vgl. gleichfalls die Karte für <fest> im DiWA (2001 ff.: Kartennr. 353); vgl. ebenfalls die Karte zu <sonst> im AdA (2003 ff.: Karte *sonst*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f23a-c/).

719 Vgl. dazu auch MAIWALD (2010: 142–143).

421). Gerade „in der Gruppe ‚Konsonant + *s* + Konsonant'" tritt im Gesamtbairischen verbreiteter eine palatalisierte Lautung auf (bspw. bei <Durst, Wurst, zuerst, anders(t)>; vgl. ZEHETNER 1985: 87).[720] Wie etwa die Karte von EICHHOFF (1978: 113) zeigt, ist bei <erste> eine palatalisierte Aussprache sogar bis weit in den mitteldeutschen Raum hinein verbreitet, Ähnliches gilt etwa für <anders> (EICHHOFF 2000: Kartennr. 4-69). Nichtsdestotrotz sind „Tirol und Schwaben, vom Osten aus betrachtet, tatsächlich die Kerngebiete für d[a]s -*šť*-" (KRANZMAYER 1956: 90).

Bei der *s*-Palatalisierung handelt es sich um einen Prozess, der die Wahrnehmbarkeit der „Elemente im Silbenanstieg/-abfall" hervorhebt, also letztlich um eine „dissimilierende Fortisierung […], die nicht artikulatorisch, sondern nur perzeptorisch begründet werden kann" (AUER 1990: 60). Für die Anwendung der Palatalisierung gibt es gewisse Einschränkungen: So tritt i. a. R. keine Palatalisierung ein, wenn eine Morphemgrenze zwischen Frikativ und Plosiv besteht (bspw. bei <isst>). Sie wird zumeist auch nicht bei Fremdworten umgesetzt, ist allerdings möglich, wenn deren „fremder" Charakter verblasst ist (vgl. bspw. [kataʃtʀoːfə] für <Katastrophe>). Indessen sind „[d]ie Anwendungsbedingungen für die *s*-Palatalisierung" auch dann gegeben, „wenn zugrundeliegend folgendes /d/ tilgbar ist, so etwa in der 2. Ps. Sg. des Verbs" (AUER 1990: 59; vgl. auch V6, <ist>). Relevant ist außerdem, dass die Regel „im Zweifelsfall auf dem dialektalen lexikalischen Input operieren muß"– deshalb wird bspw. der *s*-Laut in <jetzt> nicht palatalisiert, da die dialektale Inputform nicht auf <st> lautet: /ɛtsɐ(t)/ (AUER 1990: 59; s. o. V12). Dementgegen erscheint sehr wohl [lɛtʃtɐ] für <letzter> – wie dieses Beispiel illustriert, kann grundsätzlich auch „der *s*-Lautanteil von Affrikaten vor Dentalplosiv palatalisiert sein" (KNÖBL 2012: 113).

Rezente Untersuchungen zur *s*-Palatalisierung liegen v. a. für den alemannischen Raum vor und konstatieren ein häufiges Auftreten des Merkmals dort (KEHREIN 2012: 205) – vgl. bspw. AUER (1990: 58): „Die Wahrscheinlichkeit der *s*-Palatalisierung in den in der Orthoepie nicht erlaubten Kontexten ist unter allen Sprechern ziemlich groß (meist 90 – 100 %, bei standardnahen Sprechern bis auf ca. 60 % sinkend)". Dabei wird sie, wie er an anderer Stelle bemerkt, zwar von vielen „Sprechern eindeutig als Dialektmerkmal eingestuft, kann jedoch von vielen auch in sehr formellen Situationen nicht gänzlich vermieden werden" – das sei nicht zuletzt ein Indiz dafür, dass „Bewußtsein und Kompetenz […] nicht immer identisch" sind (AUER 1990: 218). Auch die Untersuchung von KNÖBL (2012: 114–116) weist ein prinzipiell häufiges Vorkommen palatalisierter Formen nach, insbesondere in der Verbendung der 2. P. Sg. (was mit ihrer pragmatischen Funktion, der direkten Adressierung, in Zusammenhang gebracht wird).

Aufgrund ihrer Frequenz wird die *s*-Palatalisierung nicht nur der alemannisch-schwäbischen Umgangssprache (MIHM 2000: 2121), sondern sogar dem dortigen Regionalstandard zugeschrieben (BEREND 2005: 151):

720 Allerdings ist die Palatalisierung in den angeführten Belegen nicht abgrenzbar von der gemeinbairischen Entwicklung von [s] zu [ʃ] nach /r/, wie etwa in bair. [feːʃn] <Ferse>; vgl. WIESINGER (1990: 453); KEHREIN (2012: 258); MERKLE (1976: 27) – auch dieses Merkmal wird bei stärkerer Standardorientierung gemieden (KEHREIN 2012: 260).

> Es lässt sich ein größeres alemannisches Gebiet ausmachen, in dem das Merkmal mindestens von der Mehrheit der Sprecher gebraucht wird. […] [D]ies sind gute Argumente, um die /s/-Palatalisierung […] als Merkmal eines Regionalstandards innerhalb des alemannischen Sprachgebiets anzusehen. (SPIEKERMANN 2008: 152)

Analysiert wird in der Folge das Auftreten palatalisierter Formen im ausgewählten Set bei alemannischen und Tiroler Sprechern. Vertreter anderer Probandengruppen werden angeführt, soweit sie hier Varianz zeigen.

Abb. 129 dokumentiert, dass das Merkmal grundsätzlich selten belegt ist: Sowohl eine Mehrheit der Tiroler als auch der Alemannen verwendet es nie. Nur ein einziger Tiroler Studierender (LAG02) gebraucht palatalisiertes [ʃt] – ein einziges Mal. Die übrigen drei Tiroler (LAG04, LOF, LUG20) meiden es. Auch drei der fünf Alemannen nutzen die Form nicht (LUG06, LUH03, LUI21) – bloß LEA und LUG02 variieren hier, wobei LUG02 die einzige Sprecherin mit erhöhtem Formenanteil ist; sie ist auch schon bei V6 (vgl. Kapitel 3.4.1.2) durch ihre häufigere Realisierung von [ɪʃ] aufgefallen.

Nur vordergründig bemerkenswert ist, dass einige Probanden anderer Regionen palatalisierte Formen benützen – zu erinnern ist daran, dass sich das Palatalisierungsgebiet lexemspezifisch über den alemannisch-westbairischen Kernbereich hinaus erstreckt. Bei den in Abb. 129 rechts dargestellten Sprechern beschränken sich die palatalisierten Lautungen i. d. S. auf zwei Wortformen: <erst> (je ein Beleg bei LAE und LUG09) und <anders> (je ein Beleg bei LUG09, LUK01, LEA05). Bei den übrigen Lexemen begegnen bloß bei Alemannen und Tirolern – sehr sporadische – [ʃt]-Belege.

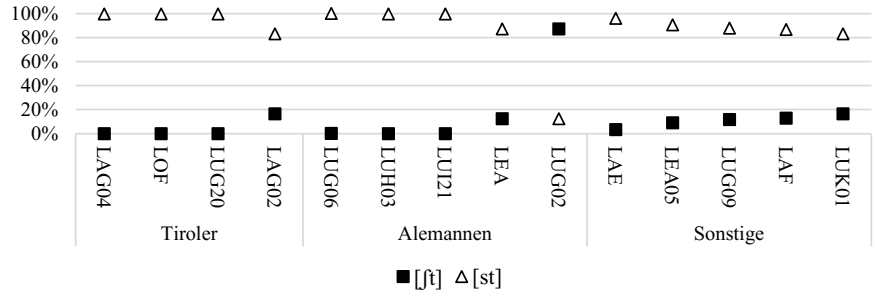

Abb. 129: Interpersonale Varianz bei der Realisierung von <st> / <zt>

V31 Realisierung von <k>

Als vorletzte Variable soll die <k>-Realisierung anhand eines Sets aus zwölf Wortformen analysiert werden (<kann, können, könnte, kommt, kommen, gekommen, kein, keine, kennen, wirklich, zurück, denke>). Fokussiert wird dabei die u. a. in Tirol verbreitete *k*-Affrizierung.

Die affrizierten *k*-Laute sind ein Produkt der zweiten Lautverschiebung: Während die Tenues postvokalisch im Gesamthochdeutschen gewandelt wurden, ist nur

bei germ. /*t/ die Verschiebung im Anlaut, in der Gemination und nach Sonoranten zur Affrikate /*ts/ gemeinhochdeutsch; /*p/ erscheint in diesen Kontexten nur im Oberdeutschen konsequent zu /*pf/ verschoben (WOLF 1983: 1117) und bei /*k/ findet sich die Verschiebung zu /*kχ/ überhaupt „nur in der südlichsten Zone der oberdeutschen Mundarten (Alpenmundarten) – im Oberalemannischen (im wesentlichen Schweizerischen), Südbairischen und Südösterreichischen". Dabei sind allerdings die „Reflexe des *k* […] in diesen Dialekten je nach den phonetischen Bedingungen stark differenziert" (SCHIRMUNSKI 2010: 352; vgl. dazu auch PAUL 2007: 120). Während bspw. in der Schweiz rein frikativische *k*-Reflexe begegnen (KEHREIN 2012: 121), haben „die südbairischen und südösterreichischen Mundarten" die „Affrikate *kx* in allen Stellungen" (SCHIRMUNSKI 2010: 354).[721] Affrizierungen treten dort jedoch nicht nur bei „historisch zugrunde liegendem *k*" auf, sondern generell bei /k/, sogar bei Lehn- und Fremdwörtern.[722] In den ursprünglichen /kχ/-Kontexten sei die Affrizierung aber „deutlicher" ausgeprägt und „durchgängig" vorhanden (SCHEUTZ 2016: 55).

Ursprünglich war [kχ] im Bairischen weiter verbreitet – Schwächungsprozesse führten jedoch zur sukzessiven Rückentwicklung, sodass affrizierte Formen heutzutage auf den konservativen Süden bzw. Südwesten beschränkt sind (KRANZMAYER 1956: 107–108; PAUL 2007: 34). Wie andere südbairische Merkmale auch zeigt die *k*-Affrizierung im Bairischen aber eine deutliche „north-south graduation" mit einem breiten Übergangsgebiet (WIESINGER 1990: 457–458; KEHREIN 2012: 252; SCHEUTZ 2009: 36–38) – neben dem eigentlich affrizierten /k/ als [kχ] oder [kç][723] v. a. in Tirol, aber auch in angrenzenden Regionen in Bayern,[724] Kärnten und Salzburg begegnen in den nördlich und östlich anschließenden Gebieten lenisiertes [gx] (in großen Teilen Salzburgs ohne das Flachgau, z. T. auch in Oberbayern) sowie aspiriertes [k^h] (in Kärnten und der Steiermark).[725] Durch Konsonantenabschwächung lenisiertes [g] sei dagegen für den größten Teil des Mittel- aber auch Nordbairischen typisch.[726]

721 Die Karten bei KLEIN / SCHMIDT (1969) zeigen jedoch, dass es durchaus innertiroler Differenzen in der Verbreitung affrizierter Formen je nach Lautstand gibt, vgl. etwa den Unterschied zwischen anlautendem /k/ in <Kirche> im Vergleich zu in-/auslautendem /k/ in <Birke, wirken> oder zur Realisierung des (auslautverhärteten) /g/ in <Berg, Pflug> bei KLEIN / SCHMIDT (1969: Kartennr. 5, 10, 17, 40, 45); vgl. zur Affrizierung von (absolut) auslautendem /g/ in den Tiroler Hochtälern auch SCHATZ (1903: 17); vgl. auch SCHIRMUNSKI (2010: 368); KRANZMAYER (1956: 85). Am Beispiel Südtirols stellt auch SCHEUTZ (2016: 55) „eine beachtliche Variations- und Schwankungsbreite" beim Auftreten des Merkmals fest.

722 Vgl. dazu anschaulich SCHATZ (1903: 14–15).

723 Zumindest WIESINGER (1990: 479) behauptet, dass die frikativische Komponente nicht immer velar realisiert wird.

724 Vgl. dazu auch MAIWALD (2010: 132–139); RENN / KÖNIG (2006: 67); KÖNIG / RENN (2007: 70–71).

725 Wobei die Behauchung / Affrizierung auch stellungsabhängig ist: So erscheine in Kärnten der Plosiv im Lautstand von ahd. *kχ* an- und inlautend behaucht, in finaler Stellung aber aspiriert; vgl. WIESINGER (1990: 477).

726 Vgl. WIESINGER (1990: 457–458); KRANZMAYER (1956: 107–108); REIFFENSTEIN (1955: 34); vgl. allerdings auch SCHEUTZ (1985b: 161–162, 2009: 36), der für anlautende „Palato-

Auch wenn sie sonach nicht auf Tirol begrenzt ist, wird die *k*-Affrizierung – wie die *s*-Palatalisierung – in Österreich als genuin Tiroler Merkmal (bzw. Stereotyp) wahrgenommen. Sie sei „[n]icht weniger bekannt und verbreitet“ und gebe im Verbund mit anderen salienten Strukturen (wie eben der *s*-Palatalisierung, der Velarisierung von [ç] oder der Entwicklung von altlangem und gedehntem mhd. *â* zu [u:]) „der Tiroler Mundart ihren unverwechselbaren Charakter“ (HORNUNG / ROITINGER / ZEILLINGER 2000: 115). Nachfolgend wird die Affrizierung – ungeachtet ihres komplexeren Raumbildes – nur für Tiroler Probanden systematisch analysiert; Sprecher anderer Regionen werden angeführt, sofern sie hier Varianz zeigen.

Abb. 130 illustriert, dass die *k*-Affrizierung kein ausschließliches Tiroler Merkmal ist; zwar tritt sie bei drei von fünf Tirolern auf, daneben aber auch beim Kärntner LAF, beim Salzburger LIC sowie beim Altbayern LAC – und interessanterweise sogar beim Oberösterreicher LUG. Während LAF, LIC und LAC aus Übergangsgebieten stammen, in denen Affrikaten durchaus verbreitet sind, ist der Befund zu LUG überraschender.[727]

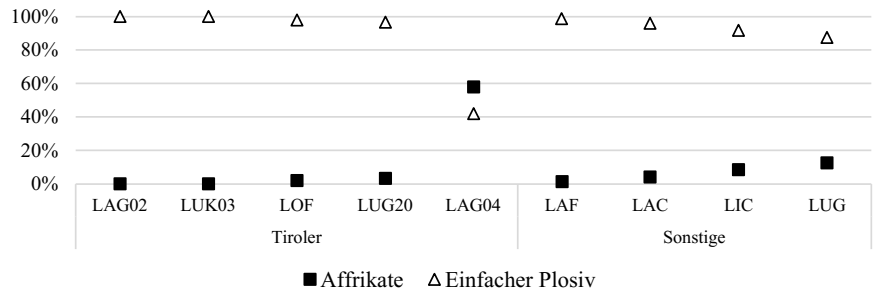

Abb. 130: Interpersonale Varianz bei der Realisierung von <k>

Insgesamt dominieren bei (fast) allen Sprechern nicht-affrizierte Formen, Affrikaten werden nur von LAG04 mehrheitlich realisiert. Dies ist bemerkenswert, da die Sprecherin regionalen Formengebrauch ansonsten eher meidet – eventuell kann LAG04 diese Artikulationsweise nur schwer kontrollieren, was für die anderen Tiroler Sprecher derweil weniger ein Problem sein dürfte. Wie bei der Palatalisierung kann letztendlich festgehalten werden, dass die Mehrzahl der Sprecher die Verwendung der „mitgebrachten“ Dialektform zu scheuen scheint.

Velarplosive“ auch im Mittelbairischen einen Fortis-Lenis-Kontrast konstatiert. Vgl. außerdem SIMMLER (1983: 1125); SCHEURINGER (1990: 242).

727 Auffällig ist, dass die affrizierten Belege der Nichttiroler nur bei <kann> auftreten (sowohl mit als auch ohne *a*-Verdumpfung sowie Nasaltilgung: [kχan], [kχɔn], [kχõ:]). Auch bei Tirolern wird diese Wortform öfter affriziert.

V32 Realisierung von <g>

Als letzte Variable wird die Realisierung von <g> und hierbei die v. a. mittel- / norddeutsche *g*-Spirantisierung analysiert. Betrachtet wird /g/ im absoluten Auslaut und vor /t/[728] in den Wortformen <gesagt, sagt, liegt, Tag, Schlag>.

In vielen deutschsprachigen Regionen wird <g> frikativisch realisiert. Basisdialektal ist das Verbreitungsgebiet der spirantischen Aussprache besonders im Auslaut und präkonsonantisch (außer vor Liquiden) weithin ausgedehnt (MÖLLER 2013: 93), wobei die geografische Diffusion komplex ist. Laut SCHIRMUNSKI (2010: 336) sei von einem „äußerst bunten Bild[es]" auszugehen, wodurch es „überhaupt kaum möglich [ist], die genaue Grenze für auslautendes spirantisches *-g* zu ermitteln, denn sie löst sich in eine große Zahl selbstständiger Lautlinien für einzelne Wörter und Wortgruppen auf". Prinzipiell ist die Spirantisierung von <g> im Auslaut aber v. a. im Niederdeutschen häufig – dort erscheinen gemeinhin „in finaler postvokalischer, post- und praekonsonantischer Position […] stimmlose (palatale Fortis-)Frikativa".[729] Innerhalb des Hochdeutschen betrifft die Frikativisierung zuvorderst das Mitteldeutsche, aber auch das Ostfränkische und Nordbairische (SIMMLER 1983: 1123; vgl. auch LANWER 2015: 160–161; LENZ 2003: 148–149).[730]

V. a. in Mittel- und Norddeutschland ist die *g*-Spirantisierung unterdessen nicht nur dialektal verankert, sondern auch alltagssprachlich gebräuchlich (LORENZ 2014:

728 Auch in- und anlautend (vor Vokal) tritt die Spirantisierung auf, wobei im Anlaut der „stimmhafte spirantische Mittelzungenlaut *j*-" vorkommt (SCHIRMUNSKI 2010: 362–363); vgl. auch MÖLLER (2013: 91–93); LANWER (2015: 153–154). Im vorliegenden Kontext konnte anlautendes [j] statt [g] nirgends notiert werden.

729 Als Varianten können bei der *g*-Spirantisierung – stellungsabhängig – unterschiedliche Phone auftreten: [ʃ] / [ʒ] genauso wie [χ] / [ɣ] oder [ç], vgl. LENZ (2003: 150).

730 Laut SCHIRMUNSKI (2010: 366) begegnet die *g*-Spirantisierung auch weiter südlich im Bairischen; so haben laut ihm „der größte Teil des Mittelbairischen und des Mittelösterreichischen ein schwaches stimmloses *x* im Wortin- und -auslaut"; bei den „südösterreichischen und südbairischen Mundarten" hingegen sei vielfach „explosives *-g* im Wortauslaut erhalten geblieben" (SCHIRMUNSKI 2010: 368); zu Frikativisierungen im Bairischen vgl. auch ZEHETNER (1985: 85). Diese Darstellung deckt sich allerdings nicht mit der einschlägigen Literatur, bspw. KRANZMAYER (1956: 84–85): Auch er thematisiert Frikativisierungen bei <g> – allerdings weisen seine Darstellungen dem Merkmal eine eher untergeordnete Stellung im bairischen Konsonantismus zu; intervokalisch sei bei <g> nur im Nordbairischen eine frikativische Aussprache gebräuchlich. Für das Bairische ist bei <g> neben der Realisierung als entstimmter Lenisplosiv im In-, v. a. aber im Auslaut die Tilgung häufiger; vgl. auch ZEHETNER (1985: 85); WIESINGER (1990: 462); MAIWALD (2010: 124–131). Auch andere Darstellungen zum (Mittel-)Bairischen vermerken Frikativisierungen bei <g> (im Unterschied zu <b>) nicht oder nur am Rande, vgl. etwa SCHEURINGER (1990: 242). Im Alemannischen ist das Merkmal ebenfalls selten, wie etwa AUER (1990: 54) für Konstanz zeigt. In standardnäherer Sprechweise kann auch SPIEKERMANN (2008: 150, 152) es für Baden-Württemberg kaum nachweisen.

60–63),[731] wobei sie als wichtiges „Identitätsmerkmal“ fungiert (LENZ 2003: 149). Sie bleibe sogar bei intendierter Standardsprache erhalten:[732]

> In der Spontansprache […] ist die Variante häufig belegt und es zeigen sich großräumige regionale Unterschiede zwischen Norden und Süden: Spirantisierte Varianten […] kommen im Norden großräumig vor; nichtspirantisierte Varianten […] nur im Süden. […] Das Merkmal wird gewöhnlich als norddeutsches Schibboleth, also als typisches Kennzeichen mit hohem regionalen Symptomwert angesehen, ist aber […] auch in Mitteldeutschland und Ostfranken ein häufig belegtes Merkmal des gesprochenen Standards. (BEREND 2005: 159–160; vgl. auch LAMELI 2004: 168; LENZ 2003: 151, 154–155; MACHA 1991: 164)[733]

Trotz ihrer weiten Verbreitung wird die *g*-Spirantisierung in den Kodizes nicht allenthalben als normkonform anerkannt – ausgenommen in der Endung <ig> (LENZ 2003: 148; MACHA 1991: 157; MÖLLER 2013: 93; vgl. auch V17 in Kapitel 3.4.2). I. d. S. warnt bereits SIEBS (1957: 78): „Vor allem aber hüte man sich vor der mittel- und niederdeutschen Aussprache des *g* als palatalen oder velaren Reibelaut“. Während das DAW dieser Kodifizierungspraxis folgt (KRECH et al. 2010: 93), notiert der Duden:

> Die auch als *g*-Spirantisierung bezeichnete Erscheinung ist alltagssprachlich im ganzen Nord-, Mittel- und im nördl. Süddeutschen verbreitet. Ihr heutiges Vorkommen in standardsprachlichen Kontexten ist tendenziell auf häufige Wörter (*Tag*, *Zeug*, *-burg*) bzw. Wortformen (v. a. *-gt* in verbalen Endungen wie (*ge*)*kriegt*, (*ge*)*sagt*) und Spontansprache begrenzt. (Dudenverlag 2015: 68)

Nachfolgend wird das Merkmal für die mittel- und norddeutschen Sprecher, für die es als besonders typisch gilt, untersucht; da andere Probanden keine Varianz zeigen, werden sie ausgespart. Abb. 131 dokumentiert, dass auch dieses „mitgebrachte“ Merkmal verhältnismäßig selten vorkommt und eher vermieden zu werden scheint: Zwar realisieren es vier von sechs Probanden, jedoch nur in geringem Ausmaß. Am stärksten nutzt der Referent LUG01 die Form, während die mittel- / norddeutschen Lehrenden sie nur in wenigen Fällen gebrauchen.

731 Vgl. hierzu etwa die Karte im AdA (2003 ff.: Karte *Tag*, *Zeug*, unter: http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f15a-b/). Auch LANWER (2015: 181, 235, 285) stellt eine starke Verankerung dieses Merkmals in der rezenten Alltagssprache in Norddeutschland fest; dasselbe tut MACHA (1991: 161–162) für das Ripuarische; vgl. auch MÖLLER (2013: 94). Die Untersuchung von LORENZ (2014: 164) stellt indes ein eher seltenes Vorkommen fest – Spirantisierungen seien „unter jungen Ostwestfalen nicht mehr verbreitet“, lautet ihr Befund.

732 Vgl. allerdings KÖNIG (1989a: 109), der bemerkt, dass „[d]ieser ‚Aussprachefehler‘“ den Sprechern „bewußt“ sei und daher nur „in weniger formalen Sprachstufen […] sehr häufig spirantisiert“ werde. Vgl. zur hohen Salienz des Merkmals auch LORENZ (2014: 139).

733 Dass in Standardnähe in Mittel- / Norddeutschland spirantische Realisierungen auftreten, merkt bereits SCHIRMUNSKI (2010: 372) an: „Spirantische Aussprache des intervokalischen und des auslautenden *g* ist sowohl in Nord- als auch besonders in Mitteldeutschland bis heute als lokale Aussprachеweise der Literatursprache erhalten geblieben und wird weitgehend auch weiterhin beibehalten“ – wobei sich erst Ende des 19. Jh. die Befürworter der plosivischen Realisierung, nach einer „äußerst heftige[n] Polemik über die richtige Aussprache des *g*“, gegen jene durchgesetzt haben, die eine frikativische Realisierung als gemeindeutsche Norm durchsetzen wollten; vgl. dazu auch MACHA (1991: 157–158).

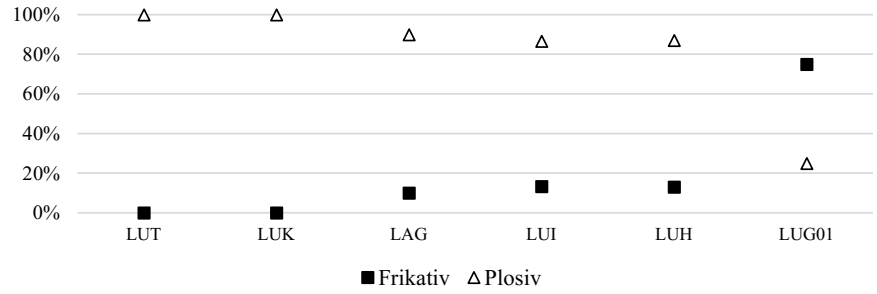

Abb. 131: Interpersonale Varianz bei der Realisierung von <g>

Auch wenn der Status der frikativisierten Variante hoch sein mag, scheint sie an der PLUS eher eine untergeordnete Rolle zu spielen. Die auftretenden Variationsmuster entsprechen denen bei der *k*-Affrizierung und der *s*-Palatalisierung, die ebenfalls eher gemieden werden. Nichtsdestotrotz gibt es einzelne Studierende, die jeweils dem allgemeinen Trend zuwiderhandeln (LUG02 bei der *s*-Palatalisierung, LAG04 bei der *k*-Affrizierung, LUG01 bei der *g*-Frikativisierung) – womöglich geschieht dies aus Kompetenzgründen (LAG04), u. U. aber auch aufgrund einer gesteigerten Orts- oder Landschaftsloyalität, mithin einer verminderten Standardorientierung (LUG02, LUG01).

3.4.4 Diskussion

Nachdem die Ergebnisse zu den einzelnen Variablen nunmehr en detail durchbesprochen worden sind, sollen nachfolgend die wesentlichsten übergreifenden Tendenzen der Variablenanalyse dargestellt werden, bevor in Kapitel 4 die Befunde aller drei Analyseschritte noch einmal zusammengeschaut und aufeinander bezogen werden. Im ersten Abschnitt wird auf die Variation zwischen schwachen und starken Formen eingegangen (Kapitel 3.4.4.1), die insbesondere in Kapitel 3.4.1, z. T. aber auch in Kapitel 3.4.3 (bei V27, V28, V29) thematisch wurde. In Kapitel 3.4.4.2 werden die überregionalen Reduktions- und Schwächungsprozesse, die in Kapitel 3.4.2 primär im Fokus standen, den stärker regional beschränkten Alternanzen aus Kapitel 3.4.3 gegenübergestellt. Die darauffolgenden Abschnitte werden die kovariativen Resultate behandeln: Zunächst in Hinblick auf die Herkunft, dann auch auf die bislang ausgeblendeten Faktoren Fakultätszugehörigkeit und Geschlecht (Kapitel 3.4.4.3). Anschließend wird noch einmal auf die Gesprächsrollen / -kontexte eingegangen (Kapitel 3.4.4.4). Abschließend wird ein Aspekt berücksichtigt, der sich in Kapitel 3.3 als wesentlich erwiesen hat: Die Frage der Anpassung ans Gegenüber. Hierzu wird in Kapitel 3.4.4.5 nicht nur das Sprachverhalten der fremdsprachigen Sprecherinnen, sondern auch der Sprachgebrauch ihnen gegenüber – auch im Vergleich zum Sprachgebrauch mit Bundesdeutschen – analysiert. Das Ka-

pitel beschließt ein Vergleich der objektsprachlichen Befunde mit den Perzeptionsurteilen der Untersuchungsteilnehmer.

3.4.4.1 Schwache Formen

Insbesondere in Kapitel 3.4.1 wurde die Bedeutung schwacher Varianten augenfällig – Prestoformen spielen eine wichtige Rolle im Variationsverhalten der Probanden an der PLUS und kommen häufig anstelle der unreduzierten Lentoformen vor. Tab. 6 zeigt die wesentlichen Reduktionsformen im Korpus und ihre jeweiligen vollen (Standard-)Varianten (gereiht nach Frequenz der Reduktionsformen, s. u.).

Variable		**Vollform**	**Reduktionsformen**	
V6	<ist>	[ɪst]	[ɪs]	[s]
V12	<jetzt>	[jɛtst]	[jɛts]	[(ɛ)ʦ(t)]
V2	<das>	[das]	[dəs]	[s]
V10	<nicht>	[nɪçt]	[nɪç]	[nɛt], [nɪt]
V27b	<man>	[man]	[ma]	
V8	<haben>	[ha:bn̩], [ha:bm̩]	[ham]	[hɔm]
V29d	<also>	[alsɔ], [alzɔ]	[aso], [azo][734]	
V3b	<eine>	[aɪnə]	[nə]	[ɐ]
V1	<der>	[dɛɐ]	[dɐ]	
V3a	<ein>	[aɪn]	[n]	[ɐ]
V7	<sind>	[sɪnt], [zɪnt]	[sɪn], [zɪn]	[san]
V5	<es>	[ɛs]	[s]	
V4	<wir>	[vɪɐ]	[vɐ]	[mɐ]
V27a	<schon>	[ʃɔn]	[ʃɔ]	
V28a	<ich>	[ɪç]	[ɪ]	
V29c	<weil>	[vaɛl]	[vaɛ]	
V28b	<noch>	[nɔχ]	[nɔ]	
V28c	<sich>	[sɪç], [zɪç]	[sɪ], [zɪ]	
V9	<auch>	[aɔχ]	[aɔ]	[a:]
V11	<und>	[ʊnt]	[ʊn]	[ʊ], [nt], [n]

Tab. 6: Reduktionsformen

Es konnten vielfach mehrere Reduktionsvarianten pro Vollform registriert werden. Dabei handelt es sich einerseits um Varianten, die unterschiedlich stark reduziert sind (bei <ist>, <jetzt>, <das>, <und>), zum anderen können bei einigen Lexemen aber auch Regionalismen als Allegroformen dienen (etwa bei <nicht>, <haben>, <ein(e)>, <sind>, <auch>; auch [mɐ] für <wir> kann so interpretiert werden, vgl. Kapitel 3.4.1, V4).

734 Bei <also> wird die vokalisierte Form nicht als Reduktionsform gewertet.

Abb. 132 illustriert, dass die Reduktionsformen im Korpus unterschiedlich oft vorkommen (die rechts in Tab. 6 stehenden Formen werden in Abb. 132 als Reduktionsformen II dargestellt): Einige Lexeme werden fast immer reduziert (bspw. <ist>), andere nur selten (bspw. <und>). Diese Lexemspezifik hängt wohl u. a. mit phonetischen Bedingungen zusammen – bspw. scheint /t/ eher in /st/ abzufallen als bei /nt/ (vgl. den Kontrast zwischen <ist>, <jetzt> ⇔ <sind>, <und>; vgl. dazu auch MACHA 1991: 170; MÖLLER 2013: 99). Tilgungen, die zu einer (C)V-Struktur führen, scheinen weniger frequent als solche, deren Resultat eine (C)VC-Struktur ist (vgl. bspw. die eher niedrigen Tilgungsraten bei <sich>, <noch>, <weil>, <ich>, <schon>, <wir>; allerdings sind Elisionen bei <man> häufiger). Auch der Schwächungsgrad scheint eine Rolle zu spielen – v. a. stärkere Elisionen, die in rein konsonantischen Formen resultieren, kommen weniger oft vor (vgl. die Varianten II bei <ist>, <jetzt>, <das> sowie Variante I bei <ein> gegenüber <eine>; vgl. ferner die Reduktion von <es>).

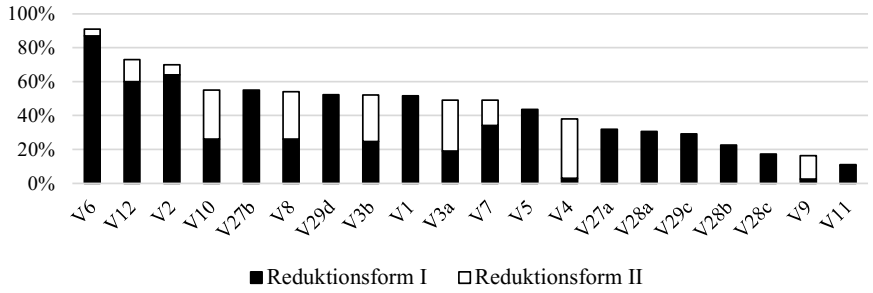

Abb. 132: Anteile reduzierter Formen

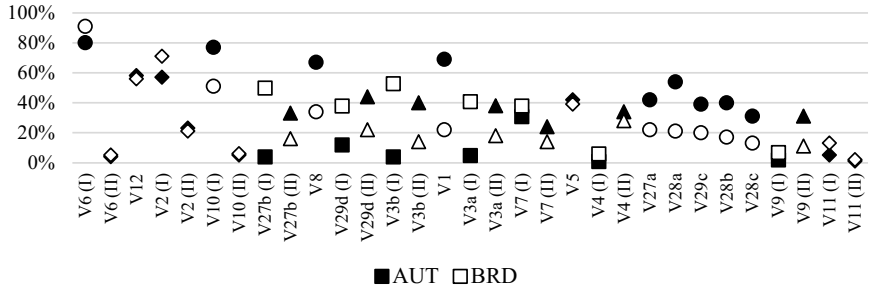

Abb. 133: Diatopische Variation bei reduzierten Formen

Nicht zuletzt dadurch, dass teils mehrere Allegrovarianten pro Variable existieren, ist die Variation zwischen Voll- und Reduktionsformen aber auch diatopisch variabel – Abb. 133 illustriert dies für die Varianz zwischen österreichischen und

bundesdeutschen Sprechern (unter Abstraktion aller weiteren regionalen Unterschiede, die besonders bei der Gruppe der Bundesdeutschen gewichtig sind).[735]

Abb. 133 dokumentiert, dass bei Wortformen, bei denen reduzierte regionale Varianten existieren, Österreicher eher dazu tendieren, diese zu verwenden (Dreieck in der Abb.), nicht die vermeintlich (!) überregionalen Alternativformen, die v. a. durch bundesdeutsche Sprecher genutzt werden (liegendes Quadrat). Auch sonst tendieren die österreichischen Probanden dazu, reduzierte Varianten zu gebrauchen, nämlich immer dann, wenn diese dem dialektalen Formenbestand entsprechen (Kreis), während die Unterschiede ansonsten gering sind (stehendes Quadrat). Die Alternanz zwischen vollen und reduzierten Varianten ist sonach gerade bei den Österreichern im Korpus nicht unabhängig vom regionalen Formeninventar zu sehen (vgl. für ähnliche Überlegungen zum Ripuarischen MACHA 1991: 187; vgl. auch Dudenverlag 2015: 77).

Reduzierte Formen werden oft als Bestandteile des Standards angesehen (vgl. bspw. BEREND 2005: 149) – trotz ihrer zweifellos arealen Komponente ist dies bei einer entsprechend pluriarealen Standardauffassung respektive im Rahmen eines Gebrauchsstandards sicherlich sinnvoll. Nichtsdestotrotz wird auch in der einschlägigen Literatur darauf hingewiesen, dass die Variation zwischen Lento- und Allegroformen als Registervariation innerhalb des Standards kontextsensitiv ist (bzw. sein kann). Allegroformen werden dann in formellen Situationen eher gemieden (vgl. bspw. KOHLER 1995: 220; vgl. auch Kapitel 2.2.4) – Entsprechendes zeigt sich auch für das vorliegende Korpus, vgl. Abb. 134.

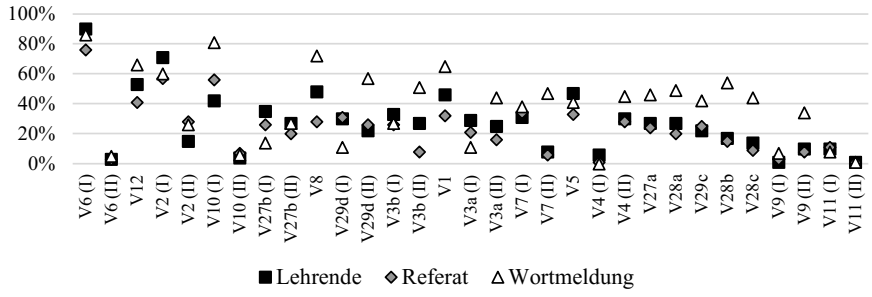

Abb. 134: Diaphasische Variation bei reduzierten Formen

In Wortmeldungen werden Reduktionsformen eher gebraucht als in Lehrendenäußerungen und v. a. bei Referaten. Besonders stark trifft dies auf Variablen zu, deren reduzierte Formen aus dem Dialektinventar stammen und / oder die äquivalent zum (bairischen) Dialektinventar sind. Aufschlussreich vor diesem Hintergrund ist der

735 Eingeklammertes (I) steht dabei für die „Reduktionsformen I“, (II) für die „Reduktionsformen II“ in Abb. 132.

diaphasische Vergleich jeweils gesondert für die Gruppe der Bundesdeutschen bzw. die der Österreicher, wie ihn Abb. 135 und Abb. 136 zeigen.

Abb. 135 dokumentiert, dass gerade bei den österreichischen Sprechern deutliche diaphasische Differenzen bestehen – v. a. zwischen Referaten und Wortmeldungen. Im ersteren Kontext werden meist wesentlich weniger reduzierte Varianten verwendet, ausgenommen bei Formen, die seitens der Österreicher / generell seltener belegt sind. Wortmeldungen zeichnen sich dagegen durch einen überdurchschnittlich hohen Reduktionsformengebrauch aus. Weniger drastisch sind die diaphasischen Kontraste bei bundesdeutschen Sprechern, wie Abb. 136 darstellt: Hier sind die Differenzen einerseits geringer, folgen andererseits nicht so deutlichen Tendenzen – während bei manchen Variablen in Wortmeldungen mehr Allegroformen gebraucht werden (<also>, <man>, <der>, <weil,>, <noch>), gilt dies bei anderen in Referaten (<haben>) oder Lehrendenäußerungen (<jetzt>, <nicht>, <ein>).

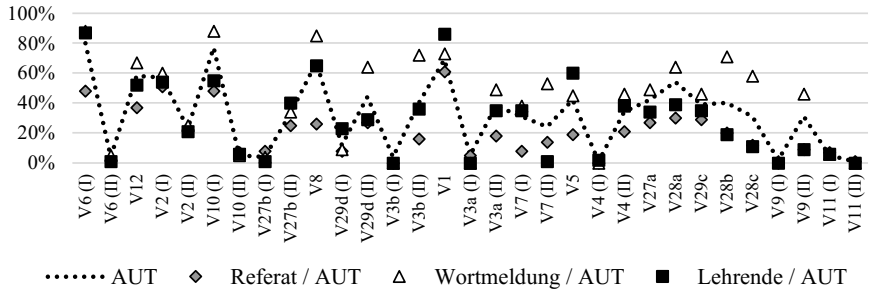

Abb. 135: Diaphasische Variation bei reduzierten Formen / Österreicher

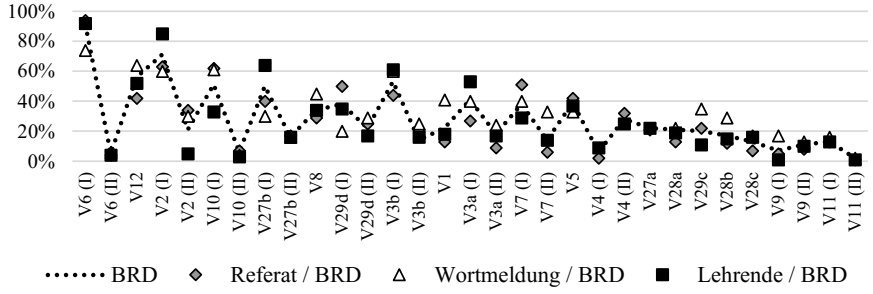

Abb. 136: Diaphasische Variation bei reduzierten Formen / Bundesdeutsche

Letztlich kennzeichnet die Alternanz zwischen vollen und schwachen Formen somit – wie andere Variationsphänomene im Korpus auch – ein komplexes Zusammenspiel aus Diatopie und Diaphasie. Im vorliegenden Rahmen kann – zumindest für die Gruppe der Österreicher – davon ausgegangen werden, dass schwache Formen für

die diaphasische und damit potentiell normbezogene Variation relevant sind, ein Befund, der mit den Interviewäußerungen und den dort stark an der Explizitlautung orientierten Standardkonzepten zusammenpasst (vgl. bes. Kapitel 3.3.13.1).

3.4.4.2 Regionale und sprechsprachliche Sets

Ein wesentliches Resultat der Variablenanalyse ist, dass regionale Variation an der PLUS eine Rolle spielt; dabei zeigen sich u. a. folgende Tendenzen:

- Regionale Varianz ist in standardnahen Lagen bedeutsam, bspw. bei der Verwendung schwacher Formen (s. o.).
- Es begegnen aber auch Regionalismen, die als eindeutige Nonstandardmerkmale zu beschreiben sind, bspw. bair. [ʊ] statt ssp. [ɔ] (V22), bair. [ɔa] für ssp. [aɛ] (V23) oder obdt. [iɐ, uɐ] für ssp. [i:, y:, u:] (V24). Die Verwendung solcher Formen ist auf gewisse Sprechergruppen beschränkt, v. a. bairische Probanden bedienen sich kleinräumigerer, standarddivergenter Varianten. Solche Formen kommen sonach an der PLUS vor, allerdings vergleichsweise selten – in keinem der in Kapitel 3.4.3 untersuchten Sets sind bei den variierenden Probandengruppen mehrheitlich regionale Formen belegt, immer überwiegt die standardsprachliche Lautung und dies i. a. R. deutlich.
- Stärker noch als für den Lautbereich gilt dies bei den morphologischen oder lexikalischen Alternanzen, die untersucht wurden – sie werden entweder überhaupt nicht realisiert (bspw. der Konjunktivmarker [ɐt], V16), oder nur mit niedriger Frequenz (bspw. die bairische Bildungsweise der Lokaladverbien, V14, oder <nach> für <dann> bzw. <wann> für <wenn>, V21). Soweit dies aus den wenigen betrachteten nicht-lautlichen Strukturen gefolgert werden kann, scheint regionale Variation im phonetisch-phonologischen Systembereich eine gewichtigere Rolle einzunehmen als in der Lexik oder Morphologie. Zumindest für die Lexik entspricht dieser Befund den Erwartungsäußerungen, die in Kapitel 3.3 besprochen wurden – immer wieder wird von den Untersuchungsteilnehmern betont, standardabweichende Lautungen eher zu tolerieren als lexikalische Varianten (vgl. bspw. Kapitel 3.3.4).
- Für die lautliche Variation ist nichtsdestotrotz die Relevanz lexikalischer Faktoren evident – Lexeme, die vom selben Lautprozess betroffen sind, verhalten sich oft stark unterschiedlich. Lexikalische Diffusion ist zweifellos eine relevante Erscheinung (vgl. dazu auch SCHEUTZ 1985: 245; LENZ 2003: 195; STEINER 1994: 184; BÜRKLI 1999: 311; vgl. auch MACHA 1991: 171–175), wobei sie durch jeweils unterschiedliche Worteigenschaften erklärt werden kann: Oben wurde bspw. immer wieder die Rolle der Frequenz, Lautumgebung oder Funktion diskutiert (vgl. dazu auch VERGEINER 2019: 163–164 sowie ausführlich BÜLOW et al. 2019).
- Wie zu erwarten – und dies ist nicht nur der vorgenommenen Variablenauswahl geschuldet – sind die in Salzburg angestammten, meist auch gemein(-mittel-)bairischen oder -oberdeutschen Varianten häufiger anzutreffen als anderweitige Dia-

lektalismen. Ausführlich thematisiert wurde, welche Varianten für die jeweiligen Variablen landschaftlich verankert sind – oftmals begegneten in solchen Fällen dann nur die in Salzburg / im (Mittel-)Bairischen verbreiteten Formen neben standardsprachlichen Alternativen, während v. a. die nord- / mitteldeutschen, z. T. auch alemannischen Merkmale in den seltensten Fällen belegt sind. Fraglich ist, woran dies liegt: Eine Möglichkeit ist zweifellos, dass diese Strukturen im Repertoire der entsprechenden Sprecher überhaupt nicht oder nur randständig vorhanden sind – auf einige der niederdeutschen Formen trifft dies mit hoher Wahrscheinlichkeit zu. Bei anderen Phänomenen, bei denen auch die einschlägige Literatur auf ihre alltagssprachliche Verankerung hinweist (bspw. LANWER 2015; MÖLLER 2013; KNÖBL 2012; AUER 1990), kann aber auch plausibilisiert werden, dass sie gemieden werden. Solche Vermeidungstendenzen können auch für die letzten drei Variablen – *s*-Palatalisierung (V31), *k*-Affrizierung (V32) und *g*-Spirantisierung (V33) – geltend gemacht werden. Nicht geklärt werden kann allerdings im Rahmen dieser Untersuchung, ob solche Varianten von den Probanden spezifisch in der universitären Lehre / an der PLUS / am Universitätsstandort vermieden werden (vgl. zum Dialektabbau im Zuge von Ortswechseln etwa AUER 1997: 150) oder allgemein beim standardorientierten Sprechen (vgl. bspw. die Befunde von BEREND 2005: 163–165; vgl. auch Kapitel 2.2.4).

– Nichtsdestoweniger ist festzuhalten, dass an der PLUS Formen benützt werden, die im Studienort nicht regional verankert sind, d. h. solche, die „mitgebracht" werden. Dabei handelt es sich i. a. R. um Varianten, die im näheren Umfeld Salzburgs gebräuchlich sind (bspw. die altbayrische Form der *l*-Vokalisierung bei vorderen Vokalen, V29) und / oder um solche, deren vertikale Geltung höher ist (bspw. bundesdeutsche schwache Formen).

Die stärker standarddivergenten, mithin kleinräumigeren Merkmale stehen in deutlichem Kontrast zu den in Kapitel 3.4.2 untersuchten Variationserscheinungen: Hier wurden zumeist Reduktions- und Schwächungsprozesse in der Silbenperipherie bzw. im Nebenton fokussiert, die zwar überregional verbreitet sind, deren standardsprachlicher Status aber umstritten ist – zumindest in der hochsprachlichen Normierungstradition –, bzw. deren geschwächte / reduzierte Varianten einem niedrigeren Standardregister zuzuweisen sind (s. o., V13, V14, V15, V16, V18, V20). Letztlich werden die sprechsprachlichen Prozesse allesamt sehr häufig, z. T. sogar (fast) konstant umgesetzt.

Eine Gegenüberstellung der überregional verbreiteten Lenisierungsvarianten mit den Regionalismen zeigt Abb. 137 – aus Gründen der Vergleichbarkeit werden dabei bloß die Werte für mittelbairische Sprecher einbezogen. Augenfällig wird, dass die gesamtdeutsch üblichen, sprechsprachlichen Formen (weiß) wesentlich öfter vorkommen als die regionalen Varianten (schwarz) (vgl. zu einem ähnlichen Befund bspw. SPIEKERMANN 2008: 173). Ausgenommen von diesem globalen Trend sind nur V15a bzw. V15c (die Schwatilgung nach Nasal bei <en>) – hier ist das Ausbleiben der Synkope allerdings nicht auf einen häufigeren Gebrauch der bairischen Alternative [ɐ], sondern auf eine Präferenz für die schwahaltige Endung zurückzuführen, möglicherweise auch wegen der sich doch deutlich zeigenden, dia-

topischen Markierung der Schwatilgung als „Nordvariante“.[736] Dass regional beschränkte stärker als überregional verbreitete, sprechsprachliche Formen gemieden werden, wird besonders klar bei Variablen, bei denen beide Variantenarten miteinander konkurrieren: Hier werden stets letztere bevorzugt.[737]

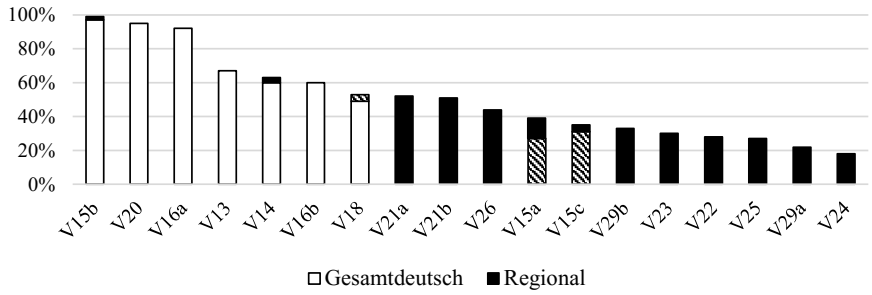

Abb. 137: Realisierungsanteile regionaler und sprechsprachlicher Formen (bei mittelbairischen Sprechern)

Zur hohen Frequenz sprechsprachlicher Variationsformen tragen gewiss sowohl die hohe vertikale als auch die horizontale Geltung bei. Eine Rolle spielt möglicherweise auch, dass die Formen zur Ausspracheökonomie beitragen – dass dieser Aspekt aber nicht der entscheidende ist, sieht man an V26 (der Synkope bei <ge>) oder V29 (der *l*-Vokalisierung). Diese jeweils regional beschränkten Lenisierungserscheinungen finden – ungeachtet ihrer phonetischen Plausibilität – wesentlich seltener als die überregionalen Prozesse Verwendung und unterscheiden sich frequenzmäßig nicht sonderlich von Varianten, die auf Lautersatz im Hauptton beruhen (vgl. zu ähnlichen Befunden SCHEUTZ 1985a; VERGEINER 2019: 160).

Nicht nur bei regionalen Formen, die deutlicher nonstandardsprachlich markiert sind, auch in Hinblick auf sprechsprachliche Varianten sind situative Faktoren variationssteuernd. Selbst wenn die sprechsprachlichen Varianten der Standardsprache zugeschlagen werden können, scheinen sie doch in den formelleren Kontexten (besonders Referaten) stärker vermieden zu werden – hier ist zumindest die Rede von Registervariation im Standard angemessen (vgl. dazu auch KRECH et al. 2010: 98–99; KOHLER 1995: 201–202; KNÖBL 2012; vgl. auch Kapitel 2.2.4).

736 Um dies zu verdeutlichen, ist der Balken auch schwarz-weiß eingefärbt, zur Einfärbung bei V18 vgl. FN 737.

737 Dies ist der Fall bei V15, wo die Schwaelision bei der Endung <en> mit der Realisierung als [ɐ] alterniert; bei V14, wo die Anlautreduktion mit der bairischen Art der Adverbialbildung konkurriert; bei V16b, wo die Schwatilgung und die bairische Konjunktivendung [ɐt] variieren – ein Merkmal, das überhaupt nie vorkommt. Auch der Unterschied bei der Tilgung von /l/ gegenüber /ç/ bei auslautendem <lich> kann so interpretiert werden, insofern die /ç/-Elision im Bairischen vielfach obligatorisch ist.

Abb. 138 illustriert dies für die mittelbairischen Sprecher: Während Studierende in Referaten i. a. R. weniger oft sprechsprachliche Prozesse (links) gleichwie regionale Varianten (rechts) gebrauchen, ist in Wortmeldungen genau das Umgekehrte der Fall. Ausgenommen hiervon sind jene Varianten, die gruppenunabhängig entweder fast immer oder fast nie erscheinen sowie abermals V15a / V15c. Das Sprachverhalten der mittelbairischen Lehrenden ähnelt dem der Referenten, allerdings werden von ihnen v. a. regionale Formen etwas häufiger gewählt.

Auch wenn sprechsprachliche Prozesse grundsätzlich überregional verbreitet sind, werden sie doch in unterschiedlichem Ausmaß je nach Sprecherherkunft implementiert – am deutlichsten zeigt sich das bei V15a / V15c, also der Schwatilgung bei <en> vor Nasal, die besonders Österreicher nur selten umsetzen.

Bei den Regionalismen sind die diatopischen Divergenzen stärker erwartbar: Sie treten einerseits zwischen jenen Sprechergruppen, in deren Herkunftsregionen eine Variante verbreitet ist, und allen übrigen Personen auf – es kommt also nur in seltenen Fällen zur Merkmalsübernahme (vgl. zur Übernahme von Varianten im Zuge von Ortswechseln etwa AUER 1997b: 151; LORENZ 2014). Diese Kontraste sind i. a. R. kategorisch und entsprechen den Erwartungen von „zugereisten" Sprechern, sie dürften sich aufgrund der identitätssignalisierenden Funktion regionaler Formen diese nicht aneignen (vgl. Kapitel 3.3.5).

Auffällig ist, dass es daneben quantitative Differenzen auch in Bezug auf Sprechergruppen gibt, in deren regionalen Varietäten Varianten grundsätzlich gleichermaßen verankert sind. Große Differenzen bestehen dabei fast immer unter Probanden des oberdeutschen Raums, insofern Bairischsprecher Regionalismen nutzen, die die Alemannen meiden (bspw. bei V24 oder V25) oder nur in wesentlich niedrigerer Frequenz gebrauchen (bspw. bei V21a oder V26). Aber auch bei der Gruppe der Baiern – ja selbst den Mittelbaiern – variieren die Formenanteile. Diese und andere regionale Verschiedenheiten werden im nachfolgenden Abschnitt ausführlicher behandelt.

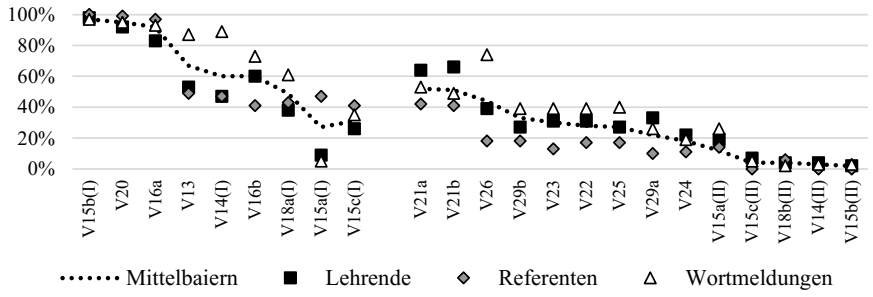

Abb. 138: Diaphasische Variation bei regionalen und sprechsprachlichen Formen (bei mittelbairischen Sprechern)

3.4.4.3 Kovarianzen I: Herkunft, Fakultät, Geschlecht

In den beiden vorangegangenen Abschnitten wurden für einzelne Variationsbereiche und Sprechergruppen bereits einige Kovarianzen vorweggenommen; hier und im nächsten Abschnitt sollen die Kovarianzen für alle Variablen noch einmal systematisch überblickt werden, v. a. um das Ausmaß der Standardorientierung der jeweiligen Sprechergruppen einschätzen zu können. Dazu werden die Frequenzwerte der Varianten betrachtet, die jeweils am standardnächsten sind oder (bei den schwachen Formen und sprechsprachlichen Prozessen), die dem höchsten Standardregister entsprechen, mithin jene, die in der deutschen Kodifizierungstradition präferiert werden / wurden.[738] In der Darstellung werden diese Varianten nach ihrer anteiligen Frequenz im Korpus gereiht.

Abb. 139 zeigt die Unterschiede zwischen Österreichern und Deutschen – abgebildet werden die Variablen, bei denen grundsätzlich alle Gruppen (auch Mittel- / Norddeutsche) Varianz zeigen.

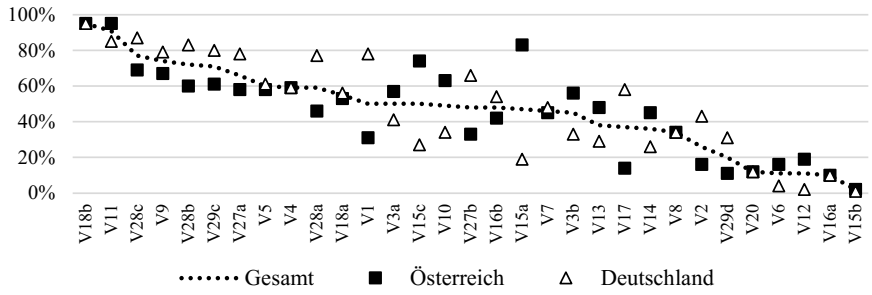

Abb. 139: Kovarianzen nach Herkunft (Nation)

Wie die Abbildung dokumentiert, bestehen größere Kontraste zwischen Österreichern und Deutschen:

- Österreicher realisieren eher die Vollformen mit auslautendem [t] ([ʊnt], V11; [ɪst], V6; [jɛʦst], V12; [nɪçt], V10), außerdem die vollen Indefinitartikel ([aɪn], V3a; [aɪnə], V3b). Bei ihnen sind weiters [ən] nach Nasal im Auslaut (V15a bzw. V15c) und die vollen Adverbien (V13, V14) öfters belegt.
- Bundesdeutsche neigen stärker zu den unreduzierten Kurzwörtern mit /ç, χ/, /l/ und /n/ ([siç], V28c; [aɔχ], V9; [noχ], 28b; [vaɛl], V29c; [ʃɔn], V27a; [iç], V28a; [man], V27b; [also], V29d) sowie zu den vollen Definitartikeln [deːʁ] (V1) und [das] (V2). Sie gebrauchen darüber hinaus den schwahaltigen Konjunktivmarker (V16b) sowie frikativisches <ig> (V17) öfter.

738 Es handelt sich dabei um die Varianten, die in den Abbildungen in Kapitel 3.4.1, Kapitel 3.4.2 und Kapitel 3.4.3 jeweils rechts(-außen) dargestellt sind.

– Geringere Differenzen gibt es bei der Artikulation von vollem [ɛs] (V5), [viːɐ] (V4), [sɪnt] (V7) und [haːbm / haːb(ə)n] (V8), außerdem bei der Tilgung von /ç/ und /l/ bei <lich> (V18a, V18b), bei der *r*-Vokalisierung (V20), bei der Schwatilgung in der Präsensendung (V16a) sowie bei <en> nach oralen Lauten (V15b).

Nur wenige dieser Unterschiede beruhen freilich auf „echten" nationalen Varianten (am ehesten lässt sich dies für V15a / V15c sowie V1 argumentieren, s. o.). Wie sich nämlich immer wieder gezeigt hat, gibt es v. a. innerhalb der Gruppe der Bundesdeutschen, aber auch bei den Österreichern größere intranationale regionale Verschiedenheiten (vgl. auch Kapitel 2.2.4 zur Frage national bestimmter Varietäten – die vorliegenden Daten verdeutlichen, dass „Staatlichkeit" nur einer, und nicht der zentralste Faktor bei der diatopischen Variation im Deutschen ist; vgl. bspw. SCHEURINGER 1996: 152).

Abb. 140 dokumentiert dies zunächst für die Deutschen,[739] Abb. 141 anschließend für die Österreicher.

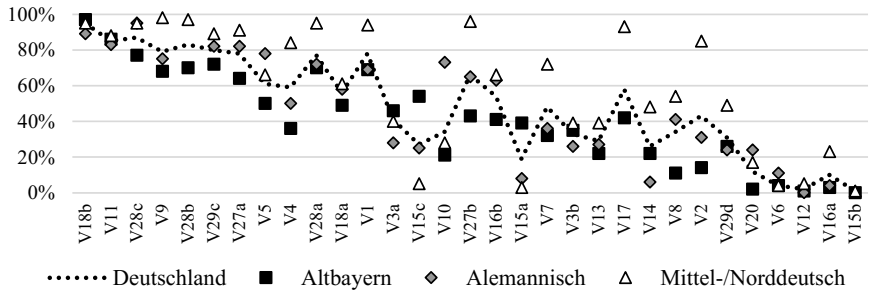

Abb. 140: Kovarianzen nach Herkunft: Regionale Unterschiede / BRD

Bei den deutschen Probanden zeigt sich ein durchaus erwartbares, charakteristisches Nord-Süd-Gefälle (vgl. bspw. HOCHHOLZER 2004: 327–329; MIHM 2000: 2107–2108; BEREND 2005: 163–165): Mittel- / norddeutsche Sprecher verwenden dabei, wie die Abbildung darstellt, in den meisten Fällen eher als die übrigen Probandengruppen die höherregisterigen, standardsprachlichen Varianten, v. a. Altbayern tun dies seltener, die Alemannen changieren vielfach dazwischen. Das Bild entspricht den Befunden der Fragebogen- und Interviewanalyse, wo immer wieder herausgestrichen wurde, dass Mittel- / Norddeutsche die stärksten Standarderwartungen haben, den rigidesten Standardbegriff vertreten, mithin entsprechend zu handeln angeben – offenbar reflektiert dies die variative Realität der PLUS.

Innerhalb Österreichs orientieren sich Südbaiern und Salzburger eher an der Standard- bzw. Explizitlautung, Oberösterreicher dafür seltener. Gerade das abweichende Variationsverhalten der Oberösterreicher konnte oben immer wieder registriert werden. Es zeigt sich v. a. auch in Bezug auf die spezifisch regionalen Vari-

739 Bei den Alemannen wurde der österreichische (= Vorarlberger) Sprecher herausgerechnet.

ablen aus Kapitel 3.4.3, die oben ausgeklammert wurden, da hier i. a. R. nur Bairischsprecher variieren – vgl. dazu aber Abb. 142.

Oberösterreicher nutzen bei den untersuchten „Dialektvariablen" immer unterdurchschnittlich oft die Standardlautung – das bestätigt die stärkere Dialektloyalität oberösterreichischer Sprecher (SCHEURINGER 1990: 94–95; SOUKUP 2009: 99), auf die bereits in Kapitel 3.1.2.1 eingegangen wurde und die auch in den Interviews thematisch wird (vgl. 3.3.6). Sie entspricht den Selbstauskünften in den Fragebögen.

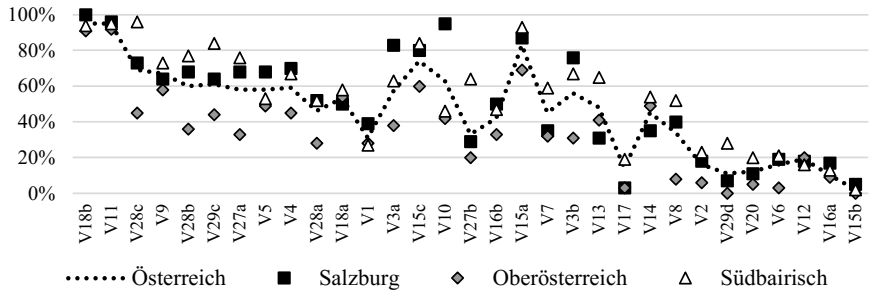

Abb. 141: Kovarianzen nach Herkunft: Regionale Unterschiede / AUT

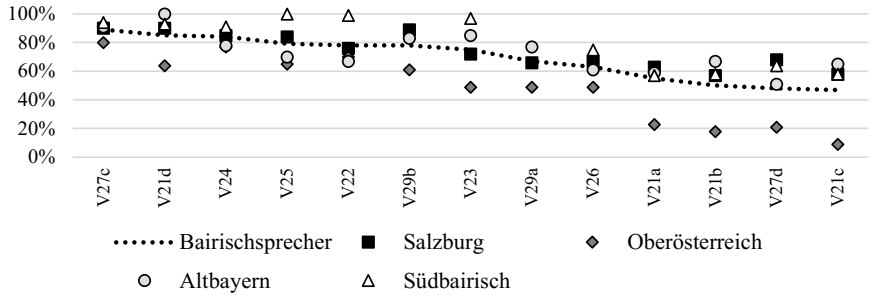

Abb. 142: Kovarianzen nach Herkunft: Unterschiede beim Gebrauch regionaler Formen / bairische Probanden

Auffällig ist noch ein weiterer Aspekt: Während sich Altbayern und Salzburger variativ ähnlich gebärden, gebrauchen insbesondere Tiroler und Kärntner – zumindest bei einigen Variablen – öfter die Standardlautung und zeigen auch eine Tendenz zu höherregisterigen Formen. Das ist durchaus unerwartet (vgl. bspw. DE CILLIA 2018: 82). Es liegt womöglich daran, dass sie sich als Südbaiern im Universitätsstandort zwar auf bairischem, aber doch auf *mittel*bairischem (und damit „fremdem") Terrain bewegen und deshalb stärker standardsprachlich zu sprechen versuchen (bzw. weniger dialektal). Das würde auch erklären, wieso Tiroler Probanden die *s*-Palatalisierung gar nicht und die *k*-Affrizierung kaum verwenden. Dass es entsprechende Er-

wartungen gibt, wurde in Kapitel 3.3 gezeigt (vgl. bspw. Kapitel 3.3.4 zu den Erwartungen, verständlich zu sprechen und den entsprechenden Einschätzungen, der Tiroler / Kärntner Dialekt sei unverständlich, vgl. gleichfalls Kapitel 3.3.13.3).

In der Besprechung oben wurden die fakultätsspezifischen Kontraste bislang ausgeklammert – dies geschah, weil entsprechend der Analysen in Kapitel 3.2 und 3.3 keine größeren Unterschiede zu erwarten waren. Inwiefern dies zutrifft, weist Abb. 143 für die KGW, NW und RW zusammenfassend aus (wegen der wenigen Belege wird die KTH ignoriert).[740]

Insbesondere die Probanden der KGW und NW verhalten sich variativ ähnlich und entsprechen meist dem Durchschnitt. Stärkere Abweichungen zeigen Sprecher der RW – hier gilt es allerdings zu berücksichtigen, dass an der RW nur Österreicher erfasst sind. Entsprechend den gesamtösterreichischen Tendenzen (s. o.) nutzen RWler überdurchschnittlich oft die Endung [ən] nach Nasal (V15a bzw. V15c), die Vollformen [nɪçt] (V10) und [jɛtst] (V12) sowie die nichtreduzierten Pronominaladverbien (V13). Eine stärkere Standardorientierung der RW-Sprecher lässt sich aus den Daten jedenfalls nicht ablesen, auch wenn ihnen eine solche in den Interviews z. T. zugeschrieben wird, mithin sie auch manch ein RWler selbst beansprucht (vgl. besonders Kapitel 3.3.6). Auch die vermeintliche Dialektaffinität der NWler, die im Fragebogenteil aus den Selbstauskünften geschlussfolgert wurde (vgl. Kapitel 3.2.9), zeigt sich nicht. Letztlich gibt es nur wenige belastbare Indizien, dass sich die Fakultätszugehörigkeit variationsentscheidend auswirkt.

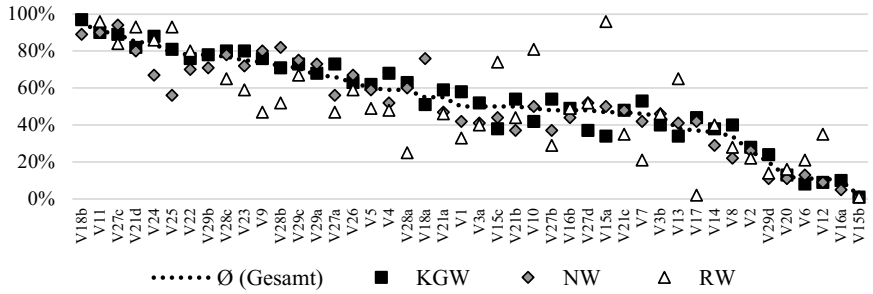

Abb. 143: Kovarianzen nach Fakultätszugehörigkeit

Ähnliches gilt für die Unterschiede nach Geschlecht, die Abb. 144 illustriert. Nur bei wenigen Variablen differieren Männer und Frauen in nennenswertem Ausmaß voneinander. Wo Unterschiede zutage treten, sind die Divergenzen eher das Resultat der Probandenverteilung unter regionalen Gesichtspunkten. Es lässt sich in keinem Fall ein systematischer geschlechtsspezifischer Unterschied erkennen – bei manchen

740 Bei den spezifisch regionalen Variablen (= V21a, V21b, V21c, V21d, V22, V33, V24, V25, V26, V27c, V27d, V29a, V29b) werden hier und in der Folge nur die Werte für Bairischsprecher angegeben.

Variablen verwenden männliche, bei anderen weibliche Gewährspersonen mehr standardnahe Vollformen. Wie auch schon bei den Fragebögen (vgl. Kapitel 3.2.9), lassen sich in diesem Sinne für die behauptete stärkere Normorientierung weiblicher Sprecher (LABOV 2004: 7–8; TRUDGILL 1972) kaum Hinweise finden.

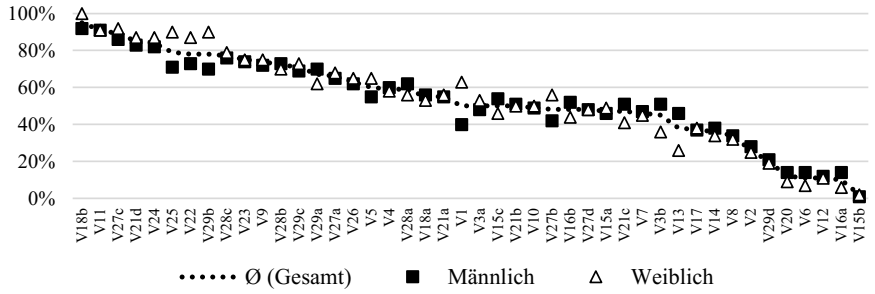

Abb. 144: Kovarianzen nach Geschlecht

3.4.4.4 Kovarianzen II: Gesprächsrolle / -situation

Bei der Besprechung der einzelnen Variablen wurde immer wieder betont, dass mit den jeweiligen Gesprächsrollen / -situationen deutliche Differenzen im Variationsverhalten einhergehen. Studierende in Referaten, großteils auch Lehrende orientieren sich, so wurde gezeigt, an der Standard- und Explizitlautung, während insbesondere bei studentischen Wortmeldungen, aber auch in der Referatsdiskussion nach Vorträgen, eher regionale und / oder geschwächte Varianten vorkommen – dass dem so ist, illustriert Abb. 145 deutlich.

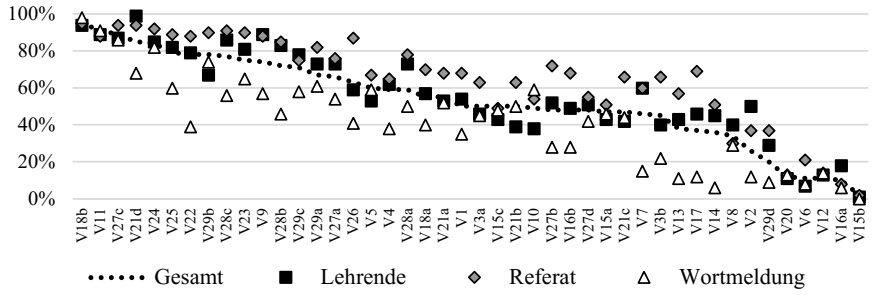

Abb. 145: Kovarianzen nach Gesprächsrolle/-situation

Wenn auch bei manchen Variablen regionale Über- / Unterrepräsentanzen zu berücksichtigen sind und nicht alle Unterschiede statistisch signifikant sind, so dokumentiert Abb. 145 doch einen konsistenten Trend mit einer klaren Kovarianz der

Varianten. Gerade bei den Studierenden werden diese kovariativen Resultate nicht nur durch die interpersonalen, sondern vielfach auch durch die intrapersonalen, diaphasischen Vergleiche gestützt, die Abb. 146 darstellt.

In die Abbildung sind die Frequenzunterschiede bei der Variablenrealisierung jener Studierenden eingetragen, die in zwei Situationen (oder mehr) sprechen – notiert sind also die intrapersonalen Differenzen zwischen der Vortragssituation und der anschließenden Referatsdiskussion (oben) sowie zwischen Referat und Wortmeldung (unten). Die Werte beziehen sich abermals auf die jeweils nicht-regionalen Vollformen, wobei links immer der Anteilswert für das Sprechen im Referat steht. Deutlich erkennbar ist, dass nicht-regionale Vollformen in Referaten häufiger belegt sind und die Anteilswerte intrapersonal beim Sprechen in der Referatsdiskussion respektive bei Wortmeldungen gemeinhin sinken (vgl. die schwarzen Pfeile). Obgleich es Abweichungen gibt (vgl. die grauen Pfeile), weist auch diese Abbildung einen eindeutigen Trend nach, mithin Regelmäßigkeiten im Variationsverhalten.

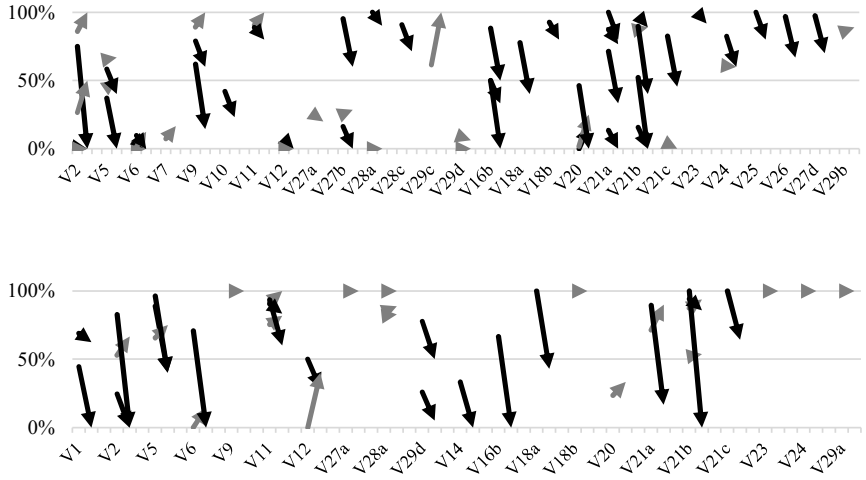

Abb. 146: Intrapersonale diaphasische Variation, zwischen Referat und Referatsdiskussion (oben) sowie zwischen Referat und Wortmeldung (unten)

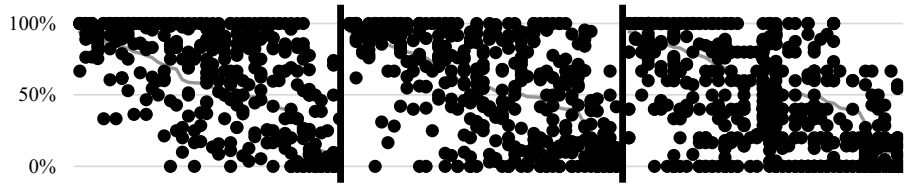

Abb. 147: Interindividuelle Unterschiede bei Studierenden in Referaten (links), Lehrenden (Mitte) und Studierenden in Wortmeldungen (rechts)

Trotz dieser vergleichsweise klaren Tendenzen darf nicht übersehen werden, dass sich im vorliegenden Datenmaterial auch ein bedeutendes Ausmaß an Sprecherspezifik niederschlägt (vgl. zu ähnlichen Befunden etwa MACHA 1991; MILROY 1987: 131; BÜLOW / VERGEINER i. Dr.): Gewisse Probanden weichen immer wieder – bei einzelnen Variablen, aber auch systematisch bei mehreren – von den erwartbaren Mustern ab; einen Eindruck davon vermittelt Abb. 147, die die interindividuelle Varianz beim Sprechen in Referaten (links), Lehrendenäußerungen (Mitte) und Wortmeldungen (rechts) visualisiert.

In Abb. 147 sind jeweils die tatsächlich gemessenen Frequenzwerte für die nicht-regionalen, nicht-gekürzten Formen bei den einzelnen Sprechern notiert (die Reihenfolge der Variablen ist dieselbe wie bei Abb. 145). Was sich zeigt, ist eine sehr große Streuung, die die tatsächlich auftretende Variationsbreite versinnbildlicht. Obgleich sich bei den Lehrenden und Referenten eine gewisse „Verdichtung" im Bereich oberhalb der Durchschnittsrealisierung ergibt, und bei Studierenden in Wortmeldungen unterhalb davon, ist das Variationsverhalten doch alles andere als homogen.

Dass gar beim selben Sprecher, der in derselben Gesprächsrolle spricht, das Variationsverhalten divergiert, zeigt Abb. 148 für den Lehrenden LAE, der in zwei LVs erfasst ist.

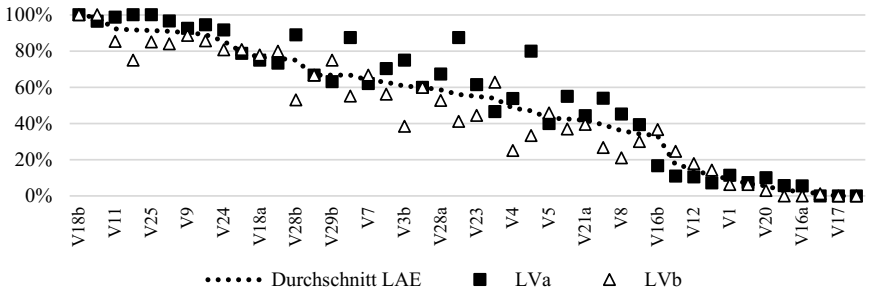

Abb. 148: Intraindividuelle Variation bei LAE

Wie Abb. 148 darstellt, verwendet LAE in einer der LVs (LVa) eher als in der anderen die nicht-regionalen, nicht-reduzierten Formen; er agiert dort also standardnäher, registerhöher – womöglich, weil es sich bei LVa um eine Vorlesung handelt, in der weitgehend monologisch vorgetragen wird, während LVb eine VU (Vorlesung mit Übungscharakter) ist, die er insgesamt interaktiver gestaltet.

Letztlich können wohl auch solche Aspekte – die Art der LV, ihre Teilnehmerzahl und Interaktivität – neben der Sprecherherkunft die interindividuellen Differenzen im Variationsverhalten, die Abb. 147 zeigt, erklären helfen. Aus Platzgründen kann darauf nicht weiter eingegangen werden. Nur ein Aspekt, der v. a. in der Inhaltsanalyse häufiger thematisiert wurde, nämlich der Sprachgebrauch von und mit Fremdsprachigen – sowie Bundesdeutschen –, soll im nächsten Abschnitt noch beleuchtet werden.

3.4.4.5 Sprachgebrauch von und mit fremdsprachigen Sprecherinnen

In der Inhaltsanalyse, besonders in Kapitel 3.3.2, wurde gezeigt, dass es an der PLUS die Erwartung gibt, in Gegenwart von fremdsprachigen Sprechern standardnäher zu sprechen – dies wird als Akt der Anpassung, nicht unbedingt an deren produktive, wohl aber rezeptive Kompetenzen verstanden, der meist mit dem Wert der Verständlichkeit legitimiert wird. Weil auch davon ausgegangen wird, dass Bundesdeutsche Substandard nicht oder nur schlecht verstehen, existieren entsprechende Erwartungen auch ihnen gegenüber. Diese sind allerdings weniger stark ausgeprägt, mithin bestehen sogar gegenläufige Erwartungen, dass Bundesdeutsche lernen sollten, mit dem hiesigen Sprachgebrauch umzugehen, schließlich sei man in Salzburg und nicht in Deutschland (vgl. Kapitel 3.3.3). Fraglich ist, ob / wie diese Erwartungen das tatsächliche Sprachverhalten beeinflussen, also Normen im definierten Sinne sind.

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist Abb. 149: Dort sieht man zum einen, wie in der Gegenwart von fremdsprachigen Sprechern gesprochen wird (DaF+), andererseits, wie gesprochen wird, wenn diese nicht anwesend sind (DaF-) – die Werte beziehen sich dabei auf studentische Wortmeldungen. Der DaF+-Wert wurde als Durchschnittswert für die Anteile standardnaher bzw. höherregisteriger Formen von deutschen Erstsprachlern aus den LVs LV-LEA und LV-LUH errechnet, in denen Fremdsprachige Referate halten (LEA02, LEA05, LUH01). Anzunehmen ist, dass durch die Referatssituation die fremdsprachigen Sprecherinnen besonders exponiert sind, sodass die entsprechenden Erwartungen salient werden und die Norm, so sie existiert, getriggert wird (vgl. Kapitel 2.1.2.9). Im Wert DaF- sind die Frequenzen für standardnahe bzw. hochregisterige Variantenrealisierungen erfasst, die sich bei den studentischen Wortmeldungen anderer LVs zeigen – in diesen LVs treten keine fremdsprachigen Sprecher in Erscheinung, die tatsächliche oder vermeintliche Norm dürfte also inaktiv sein.

Um zu untersuchen, wie in Gegenwart von Bundesdeutschen gesprochen wird, wurden zwei Gruppen gebildet (BRD+ bzw. BRD-) – hier beziehen sich die Werte ebenfalls auf studentische Wortmeldungen, allerdings nicht auf solche, die in Gegenwart / Abwesenheit bundesdeutscher Referenten erfolgen, sondern auf solche, die an bundesdeutsche Lehrende adressiert sind (bzw. bei BRD- an österreichische). Da beim Altbayern LAC keine Wortmeldungen erfolgen, handelt es sich dabei immer auch um Nicht-Baiern (um die Alemannin LEA und die Mittel- / Norddeutschen LAG, LUH, LUT, LUI und LUK). Ausgewertet wurden nur die Anteilswerte österreichischer Studierender – anzunehmen wäre, dass sich diese in Gegenwart bundesdeutscher Lehrender standardnäher gebaren, also bspw. weniger regionale Formen nutzen.

Abb. 149 demonstriert, dass es keinen größeren Effekt auf den Sprachgebrauch österreichischer Studierender hat, ob sie sich in LVs mit bundesdeutscher oder österreichischer LV-Leitung zu Wort melden: Die Werte streuen jeweils um die

Durchschnittsrealisierung in Wortmeldungen insgesamt.[741] Anders ist dies jedoch in Gegenwart der fremdsprachigen Referentinnen: Hier kommt es bei vielen Variablen zu einem markanten Anstieg standardnaher / hochregisteriger Formen – zum einen werden gewisse regionale Merkmale vermieden (etwa Entrundungen, V25; *a*-Verdumpfungen, V21a / V21b; synkopierte <ge>-Präfixe, V26), andererseits werden aber auch eher Lento- statt Allegroformen gewählt (bspw. bei <es>, V5; <auch>, V9; <nicht>, V10; <ich>, V28a; <ein>, V3a; <man>, V27b). Das lässt sich als Anpassung an die fremdsprachigen Sprecherinnen interpretieren und deutet darauf hin, dass die entsprechenden Erwartungen tatsächlich umgesetzt werden. Für die Erwartungen gegenüber Bundesdeutschen zeigt sich derlei nicht – womöglich ein Resultat der gegenläufigen Erwartungen, mithin ein Ergebnis der durchaus konfliktreichen Situation zwischen Deutschen und Österreichern, auf die in Kapitel 3.3.3 kurz eingegangen wurde (vgl. auch ausführlich VERGEINER i. Dr.).

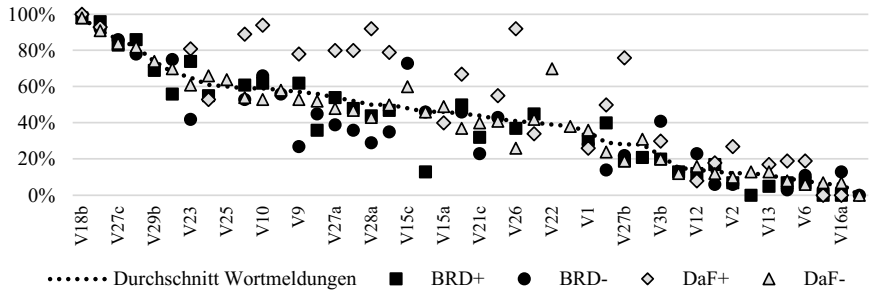

Abb. 149: Sprachverhalten in Lehrveranstaltungen mit und ohne fremdsprachige Referenten bzw. mit und ohne bundesdeutsche Lehrveranstaltungsleitung

Der Sprachgebrauch mit fremdsprachigen Sprechern ist also standardnäher – nachfolgend soll kurz untersucht werden, inwiefern dies auch für den Sprachgebrauch der fremdsprachigen Sprecher selbst gilt, bzw. ob / inwiefern sie variieren und inwiefern diese Varianz mit der von deutschen Erstsprachlern vergleichbar ist. In der Variablenanalyse wurde das Variieren der fremdsprachigen Sprecherinnen zwar erwähnt, floss aber nicht in die Berechnung der Kovarianzen ein. Dies geschah, weil angenommen wurde, dass sich die fremdsprachigen Sprecherinnen variativ anders gebärden (vgl. bspw. KNÖBL 2012).[742] Ein solches abweichendes Verhalten zeigt sich in der Tat. Es besteht zunächst darin, dass fremdsprachige Sprecherinnen viel

741 Zu berücksichtigen ist, dass in den Wert BRD+ auch der Wert für DaF+ einfließt – die fremdsprachigen Studierenden halten ihre Referate nämlich jeweils unter bundesdeutscher LV-Leitung. Würden LV-LEA und LV-LUH ausgeklammert, wären die Werte bei BRD+ noch niedriger.

742 KNÖBL (2012) untersucht (u. a.) eine französische Erstsprachlerin in Schwaben – dabei stellt er fest, sie zeige „eine klare Präferenz standardsprachlicher Formen, und zwar in sprechsprachlicher Ausprägung“ (KNÖBL 2012: 187). Dem ersten Befund kann für die hier untersuchten Sprecherinnen zugestimmt werden, dem zweiten jedoch nicht.

öfter als der Durchschnitt der deutschen Erstsprachler die standardsprachlichen und hochregisterigen Formen wählen – Abb. 150 illustriert dies deutlich.

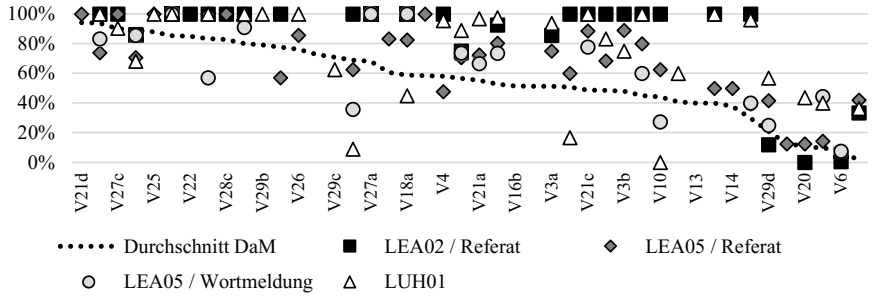

Abb. 150 Sprachgebrauch der fremdsprachigen Sprecherinnen

Die fremdsprachigen Sprecherinnen – v. a. LEA02 – gebrauchen vielfach die standardsprachigen Vollformen konstant; sie nutzen auch Explizitlautungen, die von Erstsprachlern kaum verwendet werden, in relevantem Ausmaß (bspw. die Endung [ən] nach oralen Lauten, V15b; [ə] in der Präsensendung der 1. P. Sg, V16a; die Vollform [also], V29d). Unterdessen kommen bei mindestens einer Sprecherin (LUH01) auch lernersprachliche Abweichungen vor, insofern sie /ç/ meist koronal-alveolar als [ʃ] artikuliert: [ɪʃ] statt [ɪç] (V28a), [nɪʃt] statt [nɪçt] (V10) oder [lɪʃ] statt [lɪç] (V18). Das kann durch Interferenzfehler mit ihrer L1 erklärt werden, in der /ç/ keinen Phonemstatus hat. Daneben nutzt LUH01 in gewissem Ausmaß auch schwache Formen; besonders häufig sind solche indes bei LEA05 belegt, die dabei sogar regionale Formen öfter gebraucht (und auch anderswo; bspw. V23, V26), vgl. dazu auch Abb. 151.

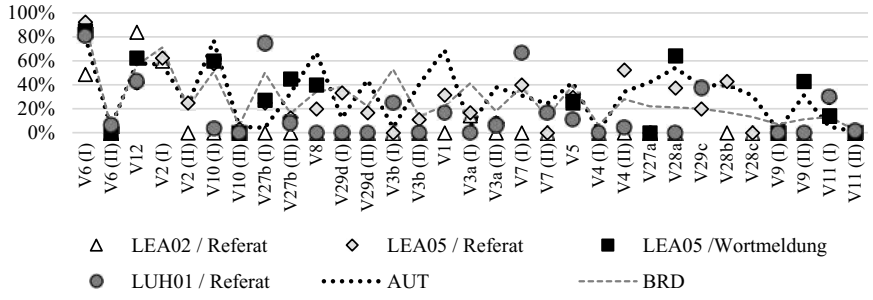

Abb. 151: Gebrauch schwacher Formen durch die fremdsprachigen Sprecherinnen

Im Unterschied zu LEA02, die praktisch keine Reduktionsformen verwendet, und LUH01, die dies nur bei wenigen Lexemen tut, entspricht die Frequenz schwacher Formen bei LEA05 durchaus der der deutschen Erstsprachler. Dabei neigt sie zu

den regionalen Formen, die von Österreichern präferiert werden (bspw. [ɪ] für <ich>, [a] für <auch>, [nɛt] für <nicht>). LEA05 weicht damit deutlicher von den in Kapitel 3.3.5 herausgearbeiteten Erwartungen ab, die besagen, man dürfte sich keine „fremden" regionalen Formen aneignen – sie ist die einzige Sprecherin im Korpus, bei der dies in größerem Ausmaß dokumentiert ist. In einigen Fällen zeigt sich bei LEA05 sogar, dass sie die Formen kontextsensitiv gebraucht: So sind die von der Standardsprache bzw. dem höheren Standardregister abweichenden Strukturen eher in ihren Wortmeldungs- als ihren Referatsäußerungen zu finden – das entspricht dem Muster, das in Kapitel 3.4.4.4 für die intrapersonale, diaphasische Variation deutscher Erstsprachler herausgearbeitet wurde.

Auch wenn sich die fremdsprachigen Sprecherinnen sonach generell eher standardnah verhalten – was den Fragebogenergebnissen entspricht (vgl. Kapitel 3.2.2, Kapitel 3.2.6) –, bestehen schlussendlich doch gewisse Kontraste zwischen ihnen. Sie hängen wohl (auch) mit dem Ort / der Dauer des Deutscherwerbs zusammen: Während LEA02, bevor sie an die PLUS gekommen ist, bereits länger in Deutschland studiert hat, ist Salzburg der Ort, an dem LEA05 am längsten im deutschen Sprachraum gelebt hat – dies könnte erklären, wieso sie sich sprachlich stärker an die österreichischen Sprachgepflogenheiten angepasst hat. LEA02 und LEA05 sind im Unterschied zu LUH01 keine Austauschstudenten – sie halten sich bereits länger im deutschen Sprachraum auf und beherrschen Deutsch auf höherem Niveau, weshalb sie keine lernersprachlichen Eigentümlichkeiten bei den Untersuchungsvariablen (mehr) zeigen.

3.4.4.6 Sprecherperzeption

Zum Abschluss des Kapitels sollen noch kurz die Perzeptionsurteile, auf die in Kapitel 3.1.1.1 hingewiesen wurde, besprochen und den Ergebnissen der Variablenanalyse gegenübergestellt werden. Diese Urteile beruhen auf den Kurzfragebögen, die von allen Teilnehmern der jeweils aufgenommenen LVs auszufüllen waren; eine Frage darin lautete: „Wo ordnen Sie die Sprache in dieser LV zwischen Standard und Dialekt ein?"; der Sprachgebrauch war auf einer fünfstufigen Skala zu evaluieren, wobei die beiden Pole des vorgegebenen Spektrums als „standardnah" (in der Folge der Wert 5) und „dialektnah" (in der Folge 1) tituliert wurden. Einzuschätzen war einerseits der „Vortrag des Lehrenden / der Lehrenden" sowie „Präsentationen / Referate von Studierenden", wobei auch anzugeben war, auf welchen Referenten sich die Beurteilungen jeweils beziehen. Die Ergebnisse zeigt Abb. 152.

Im vorliegenden Rahmen ist natürlich von Interesse, inwiefern diese Wahrnehmungsurteile mit den variablenanalytischen Befunden korrelieren, nicht zuletzt, weil, wie in Kapitel 3.3.13 thematisiert, auch das Varietätenverständnis der Teilnehmer relevant ist, wenn es um Normorientierungen in Hinblick auf die Varietätenwahl geht. In Kapitel 3.4.4.4 wurde bereits kurz LAEs Sprachgebrauch in den beiden von ihm geführten LVs beleuchtet – der Unterschied, den Abb. 148 zwischen LVa und LVb darstellt, zeigt sich auch bei den Bewertungen. LVa (= 3,6), in der LAE mehr standardsprachliche Vollformen nutzt, wird auch als standardnäher

evaluiert als LVb (= 2,8). Die Differenzen beim Sprachgebrauch der fremdsprachigen Studentinnen, die in Kapitel 3.4.4.5 zusammengefasst wurden, finden sich auch in Abb. 152 wieder – so wird LEA02, die, wie gezeigt, fast nur standardsprachliche Vollformen nutzt, am standardnächsten von allen Studierenden eingeschätzt (= 4,8), während LEA05, die durchaus regionale und sprechsprachliche Varianten gebraucht, weit weniger standardsprachlich verortet wird (= 3,8). Auffällig ist, dass auch LUH01s Sprachgebrauch als weniger standardsprachlich evaluiert wird (= 3,5) – das könnte mit ihren salienten lernersprachlichen Abweichungen zusammenhängen (nicht nur im lautlichen Bereich, sondern v. a. auch in der Morphosyntax).

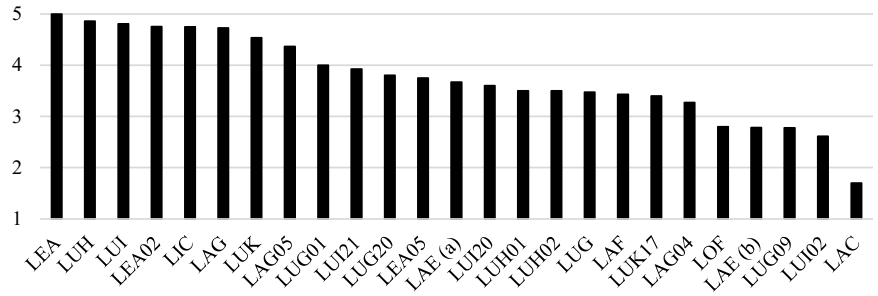

Abb. 152: Perzeptionsurteile über die Lehrenden und Referenten

Aufschlussreich an obiger Abbildung ist, dass fast alle Sprecher – seien es Lehrende oder Referenten – als eher standardnah eingestuft werden (nur vier Sprecher sowie LAE in einem Kontext werden als näher am Dialektpol eingeschätzt). Auch dies entspricht der objektsprachlichen Analyse, bei der Lehrende wie Referenten als vergleichsweise standardnah erscheinen. Allerdings werden in den Perzeptionsurteilen Lehrende standardnäher verortet als Studierende (im Schnitt: Lehrende = 3,9; Studierende = 3,6) und insbesondere Bundesdeutsche standardnäher als Österreicher (im Schnitt: Bundesdeutsche = 4; Österreicher = 3,3). Aus den objektsprachlichen Analysen in Kapitel 3.4.4.3 und Kapitel 3.4.4.4 lässt sich dies nicht unbedingt folgern. Nachfolgend sollen die Einzelergebnisse genauer mit den objektsprachlichen Daten abgeglichen werden, um die Differenzen präziser bestimmen und ggf. erklären zu können – dazu werden zunächst die Lehrenden, dann die Studierenden fokussiert.

Die Alemannin LEA wird insgesamt am standardnächsten eingeschätzt (= 5,0); der standardnächste Österreicher ist LIC (= 4,8), er wird etwa gleich bewertet wie der Bundesdeutsche LAG (= 4,7). Als insgesamt eher standardfern wird LOF taxiert (= 2,8), am standardfernsten ist den Perzeptionsurteilen nach derweil LAC (= 1,7). Abb. 153 zeigt die Anteilswerte dieser fünf Lehrenden jeweils für die standardsprachlichen bzw. registerhohen Varianten in der objektsprachlichen Analyse.

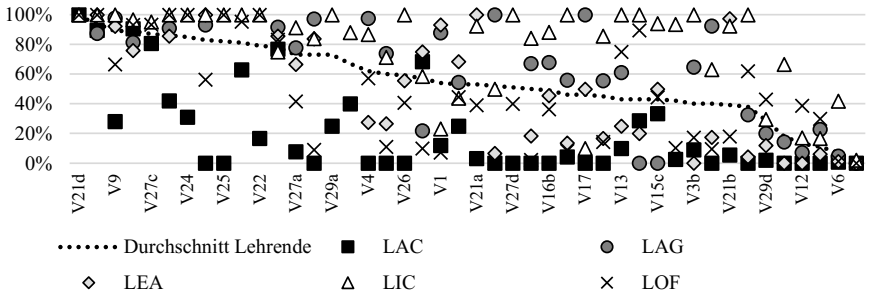

Abb. 153: Objektsprachliche Daten: Lehrende

Die Standardferne von LAC zeigt sich in den objektsprachlichen Daten deutlich: Er realisiert weit weniger oft als der Durchschnitt der Lehrenden die entsprechenden standardsprachlichen bzw. registerhohen Varianten; vielfach nutzt er sie überhaupt nicht und präferiert stattdessen regionale und dialektale Formen. Auch LOF erweist sich als vergleichsweise wenig standardorientiert, auch hier stimmen die objektsprachlichen mit den perzeptiven Daten weitgehend überein. Selbiges gilt für LIC und LAG in Hinblick auf ihre Wertung als standardnah: Sie gebrauchen i. a. R. überdurchschnittlich oft die jeweiligen Voll- bzw. Standardvarianten, unterdurchschnittlich häufig verwenden sie bloß Strukturen, die als Kennzeichen der nationalen bzw. regionalen Formen der Standardsprache beschrieben werden können (LIC produziert wie fast alle Österreicher weniger oft die Vollform [dɛɐ̯] bei V1 und präferiert [ɪk] statt [ɪç] bei V17; LAG dagegen tilgt öfters das Schwa zwischen Nasalen bei V15a bzw. V15c, er elidiert außerdem häufiger das /l/ bei V18a). Überraschend ist angesichts der objektsprachlichen Befunde unterdies die Taxierung von LEA als standardnächste Probandin: Ihr Sprachregister ist im Vergleich zu anderen Lehrenden nicht überdurchschnittlich standardnah ausgeprägt. Vielmehr realisiert sie verhältnismäßig oft gekürzte Varianten (v. a. im Bereich schwacher Formen, bspw. [dəs] bei V2; [n] bzw. [nə] bei V3; [mɐ] bei V4) und artikuliert auch eindeutig regionale Merkmale (bspw. die Schwatilgung im Präfix bei V26; die *s*-Palatalisierung bei V31).

Von den deutschsprachigen Studierenden wird LUI02 am dialektalsten eingeschätzt (= 2,6), gefolgt von LUG09 (= 2,8). Auch LAG04 wird eher als unterdurchschnittlich standardsprachlich gewertet (= 3,3). Den höchsten Wert erzielt demgegenüber LAG05 (= 4,4). Abb. 154 zeigt, welche Anteilswerte diese Sprecher bei den standardnächsten bzw. register-höchsten Varianten erzielen.

Vor dem Hintergrund der objektsprachlichen Daten wird zunächst LUG09s Wert nachvollziehbar: Tatsächlich nutzt er oftmals nicht die standardnächsten bzw. register-höchsten Varianten, ganz im Gegenteil fällt er immer wieder durch einen verstärkten Gebrauch von Nonstandardmerkmalen auf (bspw. verwendet er die vokalischen Nonstandardlautungen bei V21 – V26 immer mit hohen Anteilen, i. a. R. mit 50 % oder mehr). Nicht nachvollziehbar ist aber, dass ausgerechnet LUI02 noch dialektaler positioniert wird – der Referent artikuliert zwar einige Nonstandardmerk-

male (besonders die *a*-Verdumpfung, V21), bewegt sich damit aber im Durchschnitt der Referenten insgesamt. Tatsächlich unterdurchschnittlich ist bei ihm nur der Realisierungsgrad der Vollformen [dɛɐ] bei V1 und [also] bei V29d. Ansonsten zeichnet sich sein Sprachgebrauch durch eine überdurchschnittlich häufige Nutzung standardnaher und register-hoher Varianten aus – oft ist sie sogar konstant. Ähnliches gilt für LAG04 – auch sie weist bei vielen Variablen überdurchschnittlich hohe Werte für Lento- und Standardvarianten auf, die einzigen beiden Nonstandardmarker, die sie überdurchschnittlich oft verwendet, sind verdumpfte und affrizierte Realisierungen der Wortform <kann> (V27d), wie sie überhaupt öfters das /k/ affriziert (V32). Vermutlich trägt dieses saliente Tiroler Stereotyp dazu bei, dass sie nicht als standardnah eingeschätzt wird. Der Sprecher LAG05 dagegen verhält sich variativ weitgehend unauffällig. Er gebraucht etwas häufiger als andere Sprecher register-hohe Varianten, v. a. aber nutzt er kaum Nonstandardmerkmale, sieht man von der – allerdings auch unterdurchschnittlich häufigen – Verdumpfung bei <a> ab.

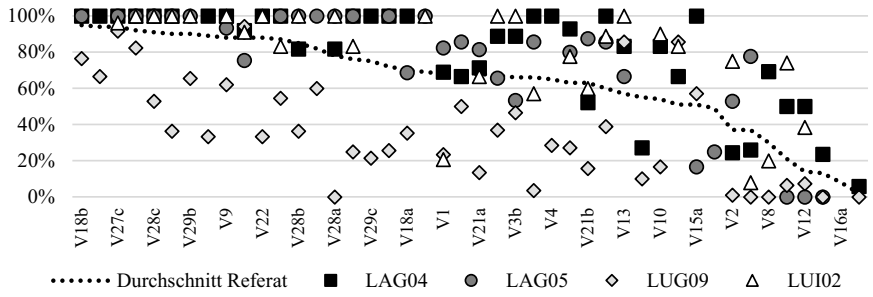

Abb. 154: Objektsprachliche Daten: Studierende

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die Perzeptionsurteile zwar in vielen Fällen mit den objektsprachlichen Befunden übereinstimmen – allerdings keineswegs immer. Folgende Gründe können das erklären:

– Zu berücksichtigen sind die jeweiligen Standardbegriffe, vor deren Hintergrund das Sprachverhalten beurteilt wird – wie in Kapitel 3.3.13.1 gezeigt, haben viele Personen ein stark von der bundesdeutschen Explizitlautung geprägtes Standardkonzept; ggf. erklärt dies, wieso Bundesdeutsche insgesamt standardnäher evaluiert werden. Dass die fremdsprachige Studierende LUH01 auf einer Skala zwischen Standard und Dialekt in der Mitte platziert wird, hängt unterdies wohl weniger damit zusammen, dass sie Dialektformen gebraucht (was sie nicht tut), sondern eher damit, dass sie gewisse lernersprachliche Strukturen nutzt, die als Abweichung vom korrekten (= standardsprachlichen) Sprachgebrauch empfun-

den werden. I. d. S. haben wohl auch gewisse Standardideologien einen Einfluss auf die Perzeptionsurteile (bspw. Standardabweichungen = Dialekt).[743]

- Zu beachten ist die Salienz einzelner Merkmale – so sind gewiss nicht alle besprochenen Formen gleich zu gewichten. Vielmehr können einzelne, saliente Regionalismen – wie die *k*-Affrizierung bei LAG04 – die Wertungen beeinflussen, wenngleich ansonsten standardnah gesprochen wird; andere Systembereiche wären hierbei gleichfalls zu berücksichtigen, bspw. die syntaktische Ebene (vgl. dbzgl. auch LAMELI 2004: 124; KEHREIN 2012: 88).
- Hervorzuheben ist, wer wen beurteilt: Studierende evaluieren im vorliegenden Fall einerseits ihre Lehrenden, andererseits andere Studierende. Zwischen Lehrenden und Studierenden gibt es aber Statusunterschiede – diese können dafür verantwortlich gemacht werden, dass Lehrende standardnäher gewertet werden als Studierende, obwohl es dafür objektsprachlich nur wenige Anhaltspunkte gibt.
- Die Studierenden sind sowohl mit dem Sprachgebrauch anderer Studierender als auch dem der Lehrenden aus anderen Kontexten und LV-Einheiten bekannt. Möglich und auch wahrscheinlich ist, dass sie sich in ihrem Bewertungsverhalten nicht nur vom jeweils aktuellen Sprachgebrauch in den Referaten / Lehrendenäußerungen, sondern auch vom Gesamteindruck, den sie vom variativen Handeln einer Person haben, leiten lassen. Gerade bei LUI02 könnte dies erklären, wieso er als verhältnismäßig standardfern eingeschätzt wird – bereits nach dem Referat bzw. in der Referatsdiskussion, so zeigen die vorliegenden Aufnahmen, spricht er wesentlich weniger standardorientiert. Auch wenn sich die Bewertungen nur auf das Referat beziehen sollten, könnte das doch das Bewertungsverhalten beeinflusst haben.
- Das Testdesign an sich weist noch weitere Probleme auf: Die Sprecher werden jeweils von unterschiedlichen Personen beurteilt, die nicht repräsentativ oder randomisiert, sondern nach Verfügbarkeit ausgewählt wurden; außerdem ist die Stichprobe insgesamt klein (im Schnitt 11 Bewerter; min: 4, max: 24).

Angesichts all dieser, auch methodischen Probleme überrascht die verhältnismäßig hohe Übereinstimmungsrate zwischen objektiven und perzeptiven Daten sogar.

3.4.4.7 Zusammenschau

In diesem Abschnitt wurde das tatsächliche Variationsverhalten von 60 Lehrenden und Studierenden an der PLUS mittels einer Variablenanalyse untersucht. Hierfür wurden 32 Variablen v. a. in Hinblick auf die lautliche Variation betrachtet. Gezeigt hat sich:

- Sprachliche Variation kommt in der Lehre der PLUS vor. Sie betrifft dabei unterschiedliche Bereiche: Besonders frequent sind Allegroformen und überhaupt sprechsprachliche Reduktionsprozesse, die zumindest teilweise regionale und

743 U. a. um solchen Verzerrungen vorzubeugen, hätte die Skala „geeicht" werden müssen (vgl. auch KEHREIN 2012: 87).

fast immer diaphasische Markierungen (als Informalitätsmarker) zu tragen scheinen. Daneben sind auch stärker standarddivergente Regionalismen belegt. Hierbei handelt es sich i. a. R. um lokal verankerte, oberdeutsche / bairische / mittelbairische Strukturen. Varianten werden zwar auch „mitgebracht" – v. a. solche aus den umgebenden Regionen und / oder standardnäheren Lagen –, saliente nicht-(mittel-)bairische Formen scheinen aber durchaus vermieden zu werden. Soweit dies aus dem vorliegenden Datenmaterial abschätzbar ist, ist lautliche Variation dabei bedeutender als lexikalische und / oder morphologische, allerdings hat die Analyse der lexikalischen Sets, die vom jeweils selben Lautersatz / Prozess betroffen sind, auch die Rolle lexikalischer Faktoren für die lautliche Variation demonstriert (= lexikalische Diffusion).

- Ein wesentlicher variationssteuernder Faktor ist die Probandenherkunft – i. d. S. zeigen sich vielfach diatopisch induzierte Differenzen, für die weniger der Faktor Nation als vielmehr die Dialektregion konstitutiv zu sein scheint: Binnendeutsch besteht ein charakteristisches Nord-Süd-Gefälle, wobei sich besonders die Sprechweise der Mittel- / Norddeutschen an (register-hohen) Standardformen orientiert, während v. a. Altbayern vermehrt dialektnähere Formen gebrauchen. Ihr Sprachverhalten (z. T. auch das der Alemannen) ähnelt stärker dem Bairisch-Österreichischen. Innerösterreichisch sind die Differenzen geringer, allerdings weisen zuvorderst Oberösterreicher ein höheres, Südbaiern ein geringeres Maß an Dialektalität auf. Entsprechen die bundesdeutschen Unterschiede auch den Selbstauskünften im Fragebogen, überrascht das südbairische Ergebnis etwas – womöglich orientieren sich südbairische Sprecher aber deshalb stärker am Standard, weil ihr Dialekt stärker vom in Salzburg verbreiteten Mittelbairisch abweicht (und auch so wahrgenommen wird; vgl. Kapitel 3.2.3).
- Fakultätszugehörigkeit und Geschlecht scheinen demgegenüber weit weniger relevant für die Variation. Aus den Daten lässt sich die Hypothese, dass sich eine der Fakultäten oder eines der Geschlechter durch ein höheres / geringeres Ausmaß an Standardsprachlichkeit auszeichnet, kaum plausibilisieren. War eine solche Annahme bereits nach der Analyse der Fragebögen und Interviews fragwürdig, kann sie nach der objektsprachlichen Untersuchung wohl verworfen werden.
- Bedeutsam sind dagegen die Kontraste, die sich je nach Gesprächsrolle / -situation zeigen: Im vorliegenden Korpus bestehen deutliche diaphasische Differenzen, wobei in studentischen Referaten und Lehrendenäußerungen häufiger, in studentischen Wortmeldungen (und auch nach den jeweiligen Referaten in der Referatsdiskussion seitens der Referenten) seltener standardsprachliche und register-hohe Formen gebraucht werden. Dies lässt sich nicht nur aus dem interpersonalen, sondern auch dem intrapersonalen Abgleich des Sprachgebrauchs von Sprechern in verschiedenen Gesprächsrollen / -situationen erschließen. Das Variationsverhalten entspricht dabei den Erwartungen, die in der Fragebogen- und Interviewanalyse herausgearbeitet wurden. Nichtsdestotrotz wird es durch die Gesprächsrollen / -situationen nicht determiniert: Es zeigen sich immer wieder bedeutsame Unterschiede innerhalb einzelner Sprechergruppen, mithin ist, wie an einem Lehrenden demonstriert wurde, auch die Varietätenverwendung

bei ein und demselben Sprecher in ein und derselben Gesprächsrolle in mehreren Situationen variabel.

- Dass die Teilnehmerkonfigurationen der LVs variativ relevant sind, wurde ebenfalls belegt: Zumindest, wenn fremdsprachige Sprecher prominent in Erscheinung treten, verhalten sich deutsche Erstsprachler standardnäher und register-höher. Dies kann als Anpassung an die variativen Kompetenzen des fremdsprachigen Visavis entsprechend hierzu bestehender Erwartungen gedeutet werden. Zu einer analogen Anpassung an Bundesdeutsche kommt es im vorliegenden Datenmaterial indes nicht.
- Die objektsprachlichen Interpretationen des Variationsverhaltens decken sich in vielen Aspekten mit den Perzeptionen durch die LV-Teilnehmer. Zwar gibt es gewisse Differenzen, allerdings können diese auf die Eigenheiten der Erhebung sowie des Datentyps rückgeführt werden.

4 FAZIT

Das Ziel dieser Untersuchung war es, Normen zur Varietätenwahl in der Hochschullehre freizulegen – der Zugang sollte dabei empirisch erfolgen, d. h. aus meta- und objektsprachlichen Daten sollte abgeleitet werden, inwiefern es an der PLUS Normen gibt, die regeln, wann eine bestimmte Varietät gewählt werden soll / darf / nicht darf. Dabei wurden Normen zur vertikalen Variation zwischen Dialekt und Standard unter die Lupe genommen. Untersucht wurden Vertreter aller vier Fakultäten der PLUS, mithin Lehrende und Studierende mit unterschiedlicher L1 und Herkunft – versucht wurde, die universitäre Lehre und ihre Akteure möglichst vollumfänglich abzudecken. Die PLUS, eine Hochschule von kleinerer Größe, nichtsdestoweniger um ein internationales Profil bemüht, grenznah bei Deutschland gelegen, bot dabei ein ideales Untersuchungsumfeld – kommt es dort doch vielfach zum Varietätenkontakt, sodass sich die Frage stellt, ob / wie ihr Vorkommen geregelt wird.

Um Normen aufzudecken, war es zunächst nötig, einen für die Ziele dieser Arbeit adäquaten Normbegriff zu entwickeln. Aus den theoretisch-konzeptionellen Überlegungen in Kapitel 2.1 wurde ein praxeologisches (Sprach-)Normverständnis gewonnen, das Normen als Form von Handeln fasst (WITTGENSTEIN 2003) – genauer gesagt, als Handlungszusammenhang, bei dem sozial geteilte Erwartungen / Wertungen als Gründe für Akteure innerhalb sozialer Netzwerke fungieren, auf eine gewisse Weise zu handeln; dies lässt Gleichförmigkeiten im Handeln entstehen, die ohne das Vorliegen der Erwartungen / Wertungen nicht zustande gekommen wären. Ein großer Vorteil dieser Normkonzeption ist, dass sie einen empirischen Zugang zu diesem prinzipiell nur schwer operationalisierbaren Phänomen erlaubt (GLOY 1995), indem sie klare Kriterien für den Existenznachweis von Normen bereitstellt: Das Bestehen sozialer Erwartungen und Wertungen sowie von Handlungsregelmäßigkeiten muss plausibilisiert und Letzteres auf Ersteres rückbezogen werden.

In dieser Arbeit musste nachvollziehbar gemacht werden, dass Personen gewisse Varietäten wählen, weil es entsprechende Handlungserwartungen und -wertungen gibt. Der Argumentation in Kapitel 2.1.3 folgend wurde dabei für einen triangulären Zugriff plädiert: Aus Befragungsdaten lassen sich normative Diskurse und daraus die normativen Erwartungen / Wertungen ableiten; Handlungsregelmäßigkeiten sind demgegenüber am validesten aus Beobachtungsdaten zu erschließen. Da einschlägige linguistische Arbeiten zum Themenkomplex ‚Norm' für gewöhnlich entweder nur objekt- oder nur metasprachliche Daten berücksichtigen, wurde in dieser Arbeit ein innovativer Zugang zum Untersuchungsgegenstand gewählt, der sich erst bewähren musste.

In Kapitel 3.1.2 wurde ein methodisches Vorgehen entwickelt, dem die empirische Untersuchung folgte: Bei der Fragebogenanalyse wurden 1.026 Online-Fragebögen von Lehrenden und Studierenden quantitativ auf normative Erwartungen / Wertungen hin untersucht, außerdem auf ihre Zusammenhänge mit dem Sprach-

gebrauch sowie weiteren sprecherbezogenen Variablen – damit sollte ein erstes Bild der an der PLUS verbreiteten normativen Systeme gewonnen werden. Qualitativ vertieft wurden diese Befunde durch die inhaltsanalytische Auswertung von 123 Leitfadeninterviews mit Akteuren an der PLUS (Lehrende, Studierende und Verwaltungsmitarbeiter), wobei nicht nur die Erwartungs- und Bewertungsäußerungen selbst, sondern auch weitere normbezogene Aspekte in den Blick genommen wurden: Fragen der Geltung etwa, der Kontrolle / Sanktionierung, Normenkonflikte usf.

Die Variablenanalyse fokussierte das tatsächliche Variieren auf der Dialekt-Standard-Achse. Dass hierfür Sprecher unterschiedlicher Variationsräume größtenteils außerhalb ihrer Herkunftsregionen betrachtet werden sollten, stellt dabei durchaus ein Novum für die gemeinhin auf wenig mobile, ortsfeste Sprecher fokussierte Variationslinguistik dar – das variablenlinguistische Vorgehen musste deshalb angepasst werden: Regelmäßigkeiten in der primär lautbezogenen Variation wurden für 32 lexembasierte Variablen – hochfrequente Einzelwörter ebenso wie lexikalische Sets mit gewissen gemeinsam alternierenden Strukturen – vermessen. Untersucht werden sollte, ob tatsächlich den normativen Erwartungen entsprechend gehandelt wird. Da beim Vergleich der metasprachlichen mit den objektsprachlichen Daten mit konzeptionellen Schwierigkeiten bei einschlägigen Begriffen wie ‚Dialekt', ‚Umgangssprache' oder ‚Standardsprache' zu rechnen war, wurde der Variablenanalyse eine inhaltsanalytische Auswertung des Varietätenverständnisses der Untersuchungsteilnehmer vorgeschaltet. Nachfolgend sollen die wesentlichen Befunde der einzelnen Analyseschritte zusammengeschaut werden.

Es wurde gezeigt, dass nicht jede Varietätenwahl gleichermaßen akzeptiert wird. Bewährt hat sich dbzgl. v. a. die Relevanz des Formalitätskriteriums (vgl. bereits LABOV 1978) – gerade im Vergleich zu eher informellen und / oder alltagssprachlichen Situationen, in denen eine eher dialektale respektive umgangssprachliche Sprechweise erwartet (und nach den Selbstauskünften auch verwendet) wird (vgl. zu ähnlichen Befunden etwa STEINEGGER 1998), scheinen an der PLUS und ihrer Lehre stärkere Standardpräferenzen vorzuherrschen. Etliche Studierende sind dabei der Überzeugung, sie müssten in der asymmetrischen Interaktion mit Lehrenden generell – oder zumindest in studienbezogenen Gesprächen – eher standardnah agieren, und auch Lehrende interpretieren eine solche Sprechweise häufig als Teil ihrer Rolle. Begründet wird das mit Formalität und Professionalität, aber auch damit, dass der Standard Wissenschaftssprache sei.

Nichtsdestoweniger wird an der PLUS keine ausschließliche Standardsprachlichkeit propagiert – ein streng „monovarietärer Habitus" (DANNERER / MAUSER 2016: 180), der alle Varietäten abseits des Standards marginalisieren würde, besteht offenbar nicht: Erfolgt eine entsprechende Unterteilung, so zeigt sich, dass es entgegen bisweilen begegnender Einschätzungen (vgl. dazu bspw. DANNERER 2018b: 169, 174–175) durchaus universitäre Situationen gibt, in denen Dialekt und / oder Umgangssprache gebilligt oder sogar präferiert werden (zumindest von einem Teil der Probanden). Dabei handelt es sich etwa um studentische Wortmeldungen und Sprechstundengespräche, wohingegen bei Referaten und auch mündlichen Prüfungen in stärkerem Maße eine Standardwahl eingefordert wird.

Gerade bei Referaten bestehen nicht nur dbzgl. Wertungen / Erwartungen (und Erwartungserwartungen) von Lehrenden und Studierenden, sondern auch Sanktionserwartungen. Allerdings hat sich gezeigt – auch andernorts – dass die Umsetzung der meisten Erwartungen, wenn überhaupt, nur sehr milde kontrolliert und durchgesetzt wird: Zwar werde seitens vieler LV-Leiter ein von den Erwartungen abweichendes Sprechen als solches markiert und dann negativ gewertet, zumeist aber nur implizit (bspw. durch verständnissicherndes Nachfragen) oder ex post in Einzelgesprächen. Unmittelbar benotungsrelevant sei die Varietätenwahl aber letztlich nicht, beteuern alle interviewten Lehrenden, die sich dazu äußern, obschon einige Studenten davon ausgehen. Etliche Lehrende lassen auch überhaupt keine Sanktionen auf Erwartungsbrüche folgen bzw. halten sich für ungeeignet, solche zu zeitigen (bspw. weil sie Fremdsprachige oder Bundesdeutsche sind). Studierende treten als Sanktionsträger v. a. gegenüber ihren Mitstudierenden in Erscheinung, wobei nicht nur für sie Spott / Auslachen ein relevanter Sanktionsmechanismus zu sein scheint. Dafür, ihre Erwartungen gegenüber Lehrenden durchzusetzen, sehen die meisten Studierenden indes keine Handhabe. Varietätenwahlbezogene Sanktionen scheinen generell, zumindest den Auskünften der Probanden nach, an der PLUS eher die Ausnahme als die Regel zu sein, was auch erklären könnte, wieso kaum jemand angibt, Schwierigkeiten oder gar Diskriminierungen wegen seiner Varietätenwahl erlebt zu haben. Nichtsdestotrotz werden die entsprechenden Erwartungen zur Varietätenwahl als sozial gültig herausgestellt und von den meisten anerkannt.

Entscheidend für die Akzeptabilität einer Varietätenwahl ist zuvorderst der Formalitätsgrad der Situation, häufiger werden aber auch didaktische, somit instrumentelle Werte – primär der Wert der Verständlichkeit (vgl. dazu auch STEINEGGER 1998) – zur Erwartungslegitimation bemüht. Gesprochen werden soll so, dass das Gesprochene verstehbar ist; für die meisten impliziert dies, es solle zu starker Dialekt gemieden bzw. die Standardsprache angestrebt werden, wenngleich manche Probanden mit dem Wert der Verständlichkeit legitimieren, dass auch der Dialekt Verwendung finden dürfe. Zunächst und zumeist wird der Dialektgebrauch an der PLUS jedoch über andere Werte – bspw. Authentizität, Identität oder Diversität – legitimiert: Der Dialektgebrauch erlaube es Sprechern, ihr wahres Selbst zu zeigen, dementsprechend „natürlich“ und „echt“ zu agieren. Außerdem tragen nonstandardsprachliche Varietäten zur Vielfalt bei, was für etliche Sprecher ein Wert an sich ist, aber auch als Ausdruck herrschender Freiheit verbucht wird. Nicht wenige Sprecher, Studierende wie Lehrende, plädieren für eine möglichst große Freizügigkeit in sprachlicher Hinsicht (vgl. dazu auch VERGEINER akz.).

Der Rekurs auf solche Werte verrät durchaus positive Einstellungen zum Dialekt, infolgedessen eine gewisse Dialektloyalität bei etlichen Probanden – demgegenüber bestehen jedoch auch negative Dialektideologien und -einstellungen, die den Dialekt als falsche und verzerrte, z. T. sogar schädliche Form des Sprechens abwerten, als primär verständnishemmenden Sprachgebrauch. Letztlich zeigt sich eine ambivalente Haltung zum Dialekt, wie sie auch aus anderen Untersuchungen bekannt ist (vgl. bspw. SOUKUP 2009; BELLAMY 2012; MOOSMÜLLER 1991). Wie v. a. der Fragebogen nahelegt, scheinen Personen mit stärkeren Standardpräferenzen eher geneigt, eine solche defizitorientierte Sichtweise auf den Dialekt zu teilen, während

Sprecher von Nonstandardvarietäten bzw. solche, die ihn stärker akzeptieren, dies seltener tun. Die normativen Strukturen der Probanden – seien es konkrete Erwartungen / Wertungen, Ideologien, Einstellungen oder Werte – sind am Ende nicht unabhängig voneinander, sondern auf vielfältigste Weise untereinander verwoben. Insbesondere der Fragebogen hat darüber hinaus sichtbar gemacht, dass auch die Sprachkompetenzen, der Sprachgebrauch und die Sprachgebrauchserwartungen / -wertungen miteinander verbunden sind: Wer eine Varietät als angemessen akzeptiert, verwendet sie eher (bzw. gibt das an) und ist oft kompetent(er) in ihr.

Dass oftmals betont wird, die Sprachwahl solle verständlich sein, führt zu entsprechenden Erwartungen in Gegenwart von fremdsprachigen Sprechern, mithin Bundesdeutschen. Da nicht davon ausgegangen werden könne, dass sie regionale Sprechweisen verstehen, müsse man sich an ihre rezeptiven Kompetenzen anpassen und sich ihnen gegenüber standardnäher verhalten (vgl. zu ähnlichen Ergebnissen ENDER / KAISER 2009; STEINEGGER 1998). Wie die variablenanalytische Untersuchung des tatsächlichen Variationsverhaltens gezeigt hat, scheinen diese Erwartungen bei fremdsprachigen Sprechern auch tatsächlich umgesetzt zu werden: Die untersuchten Studierenden mit deutscher L1 sprechen tatsächlich standardnäher, wenn fremdsprachige Sprecher in ihrer Nähe sind und die entsprechenden Erwartungen salient sind. Es lässt sich somit von einer Norm im definierten Sinne sprechen: Es kommt zu Regelmäßigkeiten im Sprachgebrauch, von denen plausibel ist anzunehmen, dass sie mit Erwartungen / Wertungen zusammenhängen.

Anders ist dies in Bezug auf das Sprechen mit Bundesdeutschen: Hier führen die Erwartungen / Wertungen zu keinem entsprechenden Handeln, zumindest lassen sich keine dbzgl. Handlungsregelmäßigkeiten nachweisen. Sonach kann nicht darauf geschlossen werden, dass es sich um tatsächliche Normen an der PLUS handelt, den Erwartungen / Wertungen zum Trotz. Dass die Erwartungen / Wertungen nicht umgesetzt werden, hat möglicherweise damit zu tun, dass auch gegenläufige Erwartungen / Wertungen Bundesdeutschen gegenüber bestehen, wie auch das Verhältnis zwischen Österreichern und Deutschen an der PLUS (und darüber hinaus; vgl. KAISER 2006) konfliktreich(er) zu sein scheint.

Tatsächlich umgesetzt werden die Erwartungen, dass bei Präsentationen und seitens der Lehrenden standardnäher gesprochen werden solle: Bei Referats- und Lehrendenäußerungen zeigt die Variablenanalyse, dass vermehrt standardsprachliche und / oder register-hohe Formen Verwendung finden – mehr als bspw. bei studentischen Wortmeldungen, wo durchaus dialektale Strukturen in Gebrauch sind. Auch hier handelt es sich um Normen im praxeologischen Verständnis.

Auffällig ist, dass Referenten unmittelbar nach ihrem monologischen Vortrag, in der Gesprächsphase der Referatsdiskussion (GUCKELSBERGER 2006: 153), im Schnitt weniger standardsprachliche und / oder register-hohe Formen nutzen – womöglich wird sie nicht mehr als zur eigentlichen Referatssituation und damit als zur einschlägigen Norm gehörig betrachtet. Allerdings könnte auch der stärker dialogische, folglich konzeptionell mündliche Charakter dieser Äußerungen zur stärkeren Abweichung vom Standard / der Explizitlautung beitragen. Dass auch Interaktionalität ein relevanter Variationsfaktor zu sein scheint, wurde nicht nur durch das

Sprachverhalten eines Lehrenden, der in zwei LVs dokumentiert ist, sondern auch durch einschlägige Interviewaussagen der Probanden nahegelegt.

Die Standardorientierung der Probanden selbst scheint von einem stärker schriftorientierten, die überregionale Explizitlautung anpeilenden Standardbegriff geleitet zu sein: Die metasprachlichen Äußerungen der Probanden legen dies genauso nahe wie das tatsächliche Variieren. Es scheint zwischen vollen und schwachen Formen bzw. generell Reduktions- und Lenisierungsprozessen genauso situationssensitiv – sowie normsensitiv – zu sein wie zwischen Dialekt-Standard-Alternanzen (vgl. zu einem ähnlichen Befund KNÖBL 2012; vgl. auch KOHLER 1995). V. a. in Referaten, aber auch in Lehrendenäußerungen steigen i. d. S. die Anteilswerte standardsprachlicher und register-hoher Formen, vergleicht man sie mit studentischen Wortmeldungen oder auch dem Sprachgebrauch nach Vorträgen in der Referatsdiskussion. Dies lässt sich nicht nur interpersonal, also beim Vergleich von Sprechergruppen, sondern auch intrapersonal, anhand der Variation einzelner Sprecher, die in mehreren Situationen erfasst sind, feststellen.

Gerade Schwächungsprozesse und schwache Formen (regional beschränkte wie überregional gebräuchliche) kommen dabei oft vor, i. a. R. öfter als die untersuchten Dialektalismen (vgl. zu ähnlichen Resultaten in formellen Situationen bspw. SPIEKERMANN 2008). Insgesamt ist der Sprachgebrauch an der PLUS tatsächlich eher (gebrauchs-)standardnah, die Dialektverwendung dominiert gewiss nicht, wenngleich nicht behauptet werden kann, dass ausschließlich Standard genutzt wird. Varianz ist vorhanden und betrifft zuvorderst den standardnäheren Bereich. Wenn an der PLUS standardfernere Varianten gebraucht werden, sind es meist solche, die in der Region dialektal vorkommen, d. h. dem (mittel-)bairischen Formeninventar entstammen. „Mitgebrachte" Varianten, also Varianten anderer regionaler Provenienz, scheinen, zumindest soweit sie stärker standardfern sind, eher vermieden zu werden. Ortsferne Sprecher übernehmen auch, anders als es in anderen Untersuchungen belegt wird (vgl. bspw. LORENZ 2005; AUER 1997b), kaum Varianten des Hochschulstandorts – dies entspricht durchaus Erwartungen, die diese Sprecher selbst haben: Die Verwendung „fremder" regionaler Formen wird als Vortäuschung einer Identität interpretiert, die man nicht habe. Nur eine fremdsprachige Sprecherin fällt durch ihre Übernahme regionaler österreichischer Varianten auf, deren Vorkommen sie auch diaphasisch variiert.

Soweit sich dies aus der vorliegenden Untersuchung ableiten lässt, findet Varianz in erster Linie auf der Lautebene statt, lexikalische und / oder morphologische Alternanzen scheinen stärker restringiert: Sie werden seltener gebraucht und – zumindest im Bereich der Lexik – auch als stärker standarddivergent und somit in vielen Situationen als unangemessen wahrgenommen. Lexikalische Faktoren sind jedoch insofern relevant, als lexikalische Diffusion bei den untersuchten Sets oft auftritt (vgl. zu ähnlichen Befunden etwa SCHEUTZ 1985b; MACHA 1991: 171–175).

Auch wenn es schlussendlich klare Tendenzen bei den normativen Erwartungen / Wertungen und im Variieren gibt, sind sie mitnichten homogen im gesamten Sample. Neben Differenzen, die durch Gruppenzugehörigkeiten nicht weiter erklärbar scheinen und auf individuelle Variationsmuster verweisen (vgl. dbzgl. bspw. MACHA 1991; BÜRKLI 1999; BÜLOW / VERGEINER i. Dr.), bestehen relevante

Differenzen nach unterschiedlichen Sprechervariablen. Dies gilt vornehmlich für die jeweilige L1, außerdem die Herkunft – die nationale wie die regionale –, indes kaum für die Fakultätszugehörigkeit oder das Geschlecht:

- Fremdsprachige, soweit sie im Ausland beschult wurden, sehen Dialektsprecher stärker defizitorientiert, mithin haben sie öfter Verständnisprobleme bei regionalen Sprechweisen; sie akzeptieren weniger Dialekt und Umgangssprache, erwarten das Standarddeutsche öfter. Sie geben auch an, entsprechend zu handeln, was sich für die drei analysierten Sprecherinnen in der Variablenanalyse tendenziell bestätigt: Diese fremdsprachigen Sprecherinnen nutzen tatsächlich öfters standardsprachliche, register-hohe Varianten, wenngleich zumindest eine Sprecherin sich bisweilen des bairischen Formeninventars bedient (s. o.). Es ist also auch hier eine gewisse Sprecherspezifik zu veranschlagen. Im deutschen Sprachraum Beschulte mit nicht-deutscher L1 heben sich dagegen stärker von den Fremdsprachigen ab, die außerhalb des deutschen Sprachraums beschult wurden, während sie in ihrem Antwortverhalten kaum von dem der deutschen Erstsprachler abweichen. Ihre spezifische Mehrsprachigkeit scheint letztlich wenig Einfluss auf ihr normatives Erwarten zu haben. Dass dem so ist, mag damit zusammenhängen, dass ihre (Sprach-)Sozialisation stark vom deutschen Bildungssystem (DANNERER 2018a: 433) bzw. den normativen Strukturen in erstsprachig deutsch geprägten Netzwerken beeinflusst wurde.
- Österreicher und Deutsche unterscheiden sich vielfach: Bundesdeutsche präferieren stärker den Standard, akzeptieren weniger Dialekt und – zumindest in universitären Settings – auch die Umgangssprache. Ihre Standardkonzepte sind rigider, ihre Sicht auf den Dialekt weniger positiv, sondern stärker defizitorientiert. Dabei sind aber größere binnendeutsche Unterschiede zu veranschlagen, wobei sich ein Nord-Süd-Gefälle bemerkbar macht, wie es auch andere Studien nahelegen (vgl. bspw. HOCHHOLZER 2004: 327–329): Probanden aus dem Norden und der Mitte Deutschlands weichen stärker von Österreichern ab als solche aus dem Süden, insbesondere dem Südosten. Dies ist auch für das tatsächliche Sprachverhalten bedeutsam: Altbayern gebärden sich sprachlich i. a. R. wie mittelbairische Sprecher aus Österreich, verwenden im gleichen oder zumindest vergleichbaren Ausmaß regionale wie sprechsprachliche Formen (vgl. zu ähnlichen Beobachtungen von innerdeutschen Verschiedenheiten im Variationsverhalten MIHM 2000: 2107–2108; BEREND 2005: 163–165). Die innerösterreichischen regionalen Differenzen fallen dagegen geringer aus. Sowohl in den Befragungs- als auch den Beobachtungsdaten zeigt sich jedoch eine stärkere Dialektaffinität bei Oberösterreichern – sie akzeptieren Substandard eher und nutzen ihn stärker; die stärkere Dialektloyalität, die ihnen bisweilen zugeschrieben wird (vgl. bspw. SCHEURINGER 1990: 94–95; SOUKUP 2009: 99), deckt sich mit den Resultaten dieser Arbeit. Im tatsächlichen Variationsverhalten weichen auch die Südbaiern ab – sie orientieren sich entgegen den Resultaten anderer Untersuchungen (vgl. bspw. DE CILLIA 2018: 82) stärker am Standard, womöglich weil ihre regionalen Sprechweisen an der PLUS als standardfern und dadurch als unverständlicher wahrgenommen werden als die „heimischen", mittelbairischen Varietäten.

- Nach Fakultäten gibt es kaum Differenzen. Allenfalls ist für Probanden der RW eine stärkere standard- und die NW eine stärkere Dialektpräferenz der Fall – allerdings sind die dbzgl. Befunde in den Befragungsdaten widersprüchlich und auch aus der objektsprachlichen Analyse ergeben sich keine stichhaltigen Anhaltspunkte dafür.
- Weitgehend irrelevant für die untersuchten Normen ist auch das Geschlecht der Probanden: Es gibt kaum Indizien dafür, dass sich männliche und weibliche Probanden in ihren Erwartungen / Wertungen oder ihrer Variationspraxis voneinander unterscheiden. Dies widerspricht vornehmlich aus dem angloamerikanischen Raum stammenden Befunden zur vermeintlich stärkeren Normorientiertheit weiblicher Sprecher (vgl. bspw. LABOV 2004: 7–8; TRUDGILL 1972).

Trotz dieser Unterschiede ist deutlich geworden, dass es an der PLUS Normen gibt, wie gesprochen werden soll. Diese Normen sind ausschließlich subsistent und gelten wohl nicht nur an der Universität – dass etwa der Standard in formellen Situationen und gegenüber hierarchisch Höherstehenden Verwendung finden solle, ist wohl kaum auf den tertiären Bildungsbereich beschränkt. Bisweilen wird das auch explizit thematisiert. Die Bezugnahme auf das schulische Feld, als die der Universität vorgelagerte Bildungsinstitution, ist hier besonders hervorzuheben (vgl. ausführlich VERGEINER et al. 2019). Um zu erfassen, welche der hier erarbeiteten Normen spezifisch für das universitäre Feld sind, fehlen aber (noch) genauere und v. a. methodisch vergleichbare Studien. In dieser Arbeit wurde jedenfalls gezeigt, dass es sowohl möglich als auch lohnend ist, Sprachgebrauchsnormen in all ihrer Komplexität empirisch zu untersuchen. Es hat sich gezeigt, wie vielfältig und komplex, oft auch widersprüchlich die sozionormative Wirklichkeit von Sprache konstituiert ist.

LITERATURVERZEICHNIS

ABELSON, ROBERT P. (1981): Psychological status of the script concept. In: American Psychologist 36/7, 715–729.

AdA (2003 ff.): Atlas zur deutschen Alltagssprache. URL: <atlas-alltagssprache.de/>; Stand: 15.09.2018.

AJZEN, ICEK (1989): Attitude structure and behavior. In: PRATKANIS, ANTHONY R. / STEVEN J. BRECKLER / ANTHONY G. GREENWALD (Hg.): Attitude structure and function. Hillsdale: Lawrence Erlbaum, 241–274.

AJZEN, ICEK / MARTIN FISHBEIN (1973): Attitudinal and normative variables as predictors of specific behavior. In: Journal of Personality and Social Psychology 27/1, 41–57.

AJZEN, ICEK / MARTIN FISHBEIN (2005): The influence of attitudes on behavior. In: ALBARRACÍN, DOLORES / BLAIR T. JOHNSON / MARK P. ZANNA (Hg.): The handbook of attitudes. New York/London: Psychology Press, 173–221.

ALLPORT, GORDON W. (1935): Attitudes. In: MURCHISON, CARL (Hg.): A handbook of social psychology. Worcester: Clark University Press.

ALVAREZ, MARIA (2010): Kinds of reasons. An essay in the philosophy of action. New York: Oxford University Press.

AMBROSETTI, DAVID (2007): Power, norms and social sanction: Identifying „practical norms“ in global politics. URL: <eisa-net.org/be-bruga/eisa/files/events/turin/Ambrosetti-AMBROSETTI-PracticalNorms.pdf>; Stand: 10.07.2017.

AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin: de Gruyter.

ANDERSON, JOANNA E. / DAVID DUNNING (2014): Behavioral norms. Variants and their identification. In: Social and Personality Psychology Compass 8/12, 721–738.

ANWANDER, NORBERT (2002): Intelligibilität und Normativität. In: Analyse & Kritik 24, 231–248.

ARENDT, BIRTE (2014): Qualitative Interviews als interaktive ko-konstruktive Prozesse: Kontextsensitivität in mikroanalytischer Perspektive. In: CUONZ, CHRISTINA / REBEKKA STUDLER (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg, 7–30.

AUER, PETER (1986): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache 14, 97–124.

AUER, PETER (1990): Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. Berlin/New York: de Gruyter.

AUER, PETER (1997a): Co-occurrence restrictions between variables. A case for social dialectology, phonological theory and variation studies. In: HINSKENS, FRANS / ROELAND VAN HOUT / LEO WETZELS (Hg.): Variation, change and phonological theory. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 71–102.

AUER, PETER (1997b): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In: MATTHEIER, KLAUS J. / EDGAR RADTKE (Hg.): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt / Main: Lang, 129–162.

AUER, PETER (2001): Zur soziodialektologischen Bewertung des Standard-Dialekt-Ausgleichs. In: KURT EGGER, FRANZ LANTHALER (Hg.): Die deutsche Sprache in Südtirol. Einheitssprache und regionale Vielfalt. Wien: Folio, 27–39.

AUER, PETER (2005): Europe's sociolinguistic unity. A typology of European dialect / standard constellations. In: AUWERA, JOHAN VAN DER / NICOLE DELBECQUE / DIRK GEERAERTS (Hg.): Per-

spectives on variation. Sociolinguistic, historical, comparative. Berlin/New York: de Gruyter, 7–42.

AUER, PETER / BIRGIT BARDEN / BEATE GROSSKOPF (1998): Subjective and objective parameters determining „salience“ in long-term dialect accommodation. In: Journal of Sociolinguistics 2/2, 163–187.

BALKE, TINA / CÉLIA DA COSTA PEREIRA / FRANK DIGNUM / EMILIANO LORINI / ANTONINO ROTOLO / WAMBERTO VASCONCELOS / SERENA VILLATA (2013): Norms in MAS: Definitions and Related Concepts. In: ANDRIGHETTO, GIULIA / GUIDO GOVERNATORI / PABLO NORIEGA / LEENDERT W. N. VAN DER TORRE (Hg.): Normative Multi-Agent Systems. Wadern: Leibniz-Zentrum für Informatik, 1–31.

BARTSCH, RENATE (1987): Sprachnormen. Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer.

BECKER, HOWARD S. (1963): Outsiders. Studies in the sociology of deviance. New York: Free Press.

BELLAMY, JOHN (2012): Language attitudes in England and Austria. A sociolinguistic investigation into perceptions of high and low-prestige varieties in Manchester and Vienna. Stuttgart: Steiner.

BELLMANN, GÜNTER (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: MATTHEIER, KLAUS J. (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie. Berlin: de Gruyter, 105–130.

BEREND, NINA (2005): Regionale Gebrauchsstandards. Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: EICHINGER, LUDWIG M. / WERNER KALLMEYER (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter, 143–170.

BERGER, PETER L. / THOMAS LUCKMANN (2016): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt / Main: Fischer.

BERRUTO, GAETANO (2004): Sprachvarietät – Sprache (Gesamtsprache, historische Sprache). In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 188–195.

BERTHELE, RAPHAEL (2010): Investigations into the folk's mental models of linguistic varieties. In: GEERAERTS, DIRK / GITTE KRISTIANSEN / YVES PEIRSMAN (Hg.): Advances in cognitive sociolinguistics. Berlin/New York: de Gruyter, 265–290.

BESCH, WERNER (1983a): Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 961–990.

BESCH, WERNER (1983b): Entstehung und Ausprägung der binnensprachlichen Diglossie im Deutschen. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1399–1411.

BESCH, WERNER (2000): Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache / Standardsprache. In: BESCH, WERNER / ANNE BETTEN / OSKAR REICHMANN / STEFAN SONDEREGGER (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 2252–2296.

BEUGE, PATRICK (2014): Was ist gutes Deutsch aus Sicht linguistischer Laien. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 81/2, 129–150.

BEYERLEIN, GABRIELE (1979): Soziale Normen. Begriffliche Explikation und Grundlagen empirischer Erfassung. München: Fink.

BICCHIERI, CRISTINA (2006): The grammar of society. The nature and dynamics of social norms. New York: CUP.

BIEBELER, HENDRIK (2001): Soziale Normen als eigenständiges Konzept der Verhaltenserklärung. In: Soziale Welt 52/1, 51–69.

BLOM, JAN-PETTER / JOHN GUMPERZ (1972): Social meaning in linguistic structure: Code-switching in Norway. In: GUMPERZ, JOHN / DELL HYMES (Hg.): Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. Oxford: Basil Blackwell, 407–434.

BLOMMAERT, JAN (2006): Language ideology. In: BROWN, KEITH (Hg.): Encyclopedia of language & linguistics. 2nd Edition, Volume 6. Amsterdam: Elsevier, 510–522.
BLOMMAERT, JAN (2010): The sociolinguistics of globalization. Cambridge: CUP.
BLOMMAERT, JAN / BEN RAMPTON (2011): Language and superdiversity. In: Diversities 13/2, 1–21.
BLOOMFIELD, LEONARD (1973): Language. London: George Allen & Unwin.
BMWFW (2015): Statistisches Taschenbuch 2015. URL: <https://bmbwf.gv.at/public.html>; Stand: 02.08.2018.
BOGHOSSIAN, PAUL (2003): The normativity of content. In: Philosophical Issues 13/1, 31–45.
BOGHOSSIAN, PAUL (2005): Is meaning normative? In: NIMTZ, CHRISTIAN / ANSGAR BECKERMANN (Hg.): Philosophie und / als Wissenschaft. Paderborn: mentis, 205–218.
BOGHOSSIAN, PAUL (2015): Rules, norms and principles: A conceptual framework. In: ARASZKIEWICZ, MICHAŁ / PAWEŁ BANAŚ / TOMASZ GIZBERT-STUDNICKI / KRZYSZTOF PŁESZKA (Hg.): Problems of normativity, rules and rule-following. Cham: Springer, 3–11.
BORTZ, JÜRGEN / CHRISTOF SCHUSTER (2010): Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler. Berlin: Springer.
BOURHIS, RICHARD Y. (1985): The sequential nature of language choice in cross-cultural communication. In: STREET, RICHARD L. / JOSEPH N. CAPPELLA (Hg.): Sequence and pattern in communicative behaviour. London: Arnold, 120–141.
BRANDOM, ROBERT (2000): Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung. Frankfurt / Main: Suhrkamp.
BROWNLIE, SIOBHAN (1999): Investigating norms. In: VANDAELE, JEROEN (Hg.): Translation and the (re)location of meaning. Selected papers of the CETRA research seminars in translation studies 1994–1996. Löwen: CETRA, 7–21.
BUCHOLTZ, MARY (1999): „Why be normal?“ Language and identity practices in a community of nerd girls. In: Language in Society 28/2, 203–223.
BÜLOW, LARS / PHILIP C. VERGEINER / HANNES SCHEUTZ / DOMINIK WALLNER / STEPHAN ELSPASS (2019): Wie regelhaft ist Lautwandel? Grundsätzliche Überlegungen anhand einer Fallstudie zu mhd. *ô* in den bairischen Dialekten Österreichs und Südtirols. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 86/1, 5–50.
BÜLOW, LARS / PHILIP C. VERGEINER (i. Dr.): Intra-individual variation across the lifespan: Results from an Austrian panel study. In: Linguistics Vanguard.
BÜRKLI, BEATRICE (1999): Sprachvariation in einem Großbetrieb. Eine individuenzentrierte Analyse anhand sprachlicher Tagesläufe. Tübingen: Francke.
BUSCH, BRIGITTA (2012): The linguistic repertoire revisited. In: Applied Linguistics 33/5, 503–523.
BUSSE, DIETRICH (1988): Zum Regel-Charakter von Normtextbedeutungen und Rechtsnormen. Was leistet Wittgensteins Regelbegriff in einer anwendungsbezogenen Semantik für das Interpretationsproblem der juristischen Methodenlehre? In: Rechtstheorie 19/3, 305–322.
BUSSE, DIETRICH (1996): Sprachstil – Sprachnorm – Sprachgebrauch. Zu einem prekären Verhältnis. In: FIX, ULLA / GOTTHARD LERCHNER (Hg.): Stil und Stilwandel. Frankfurt / Main: Lang, 63–81.
BYBEE, JOAN L. (2010): Language, usage and cognition. Cambridge: CUP.
BYBEE, JOAN L. (2015): Language change. Cambridge: CUP.
CARBAUGH, DONAL (1982): Ethnography of communication: Cultural codes and norms. Paper presented at the annual meeting of the Speech Communication Association (68th, Louisville, November 4–7, 1982). URL: <pdfs.semanticscholar.org/26e9/4f9c7cc78039ec81ce836c9156168ba1013c.pdf>; Stand: 02.08.2018.
CASEY, DONAL / COLIN SCOTT (2011): The crystallization of regulatory norms. In: Journal of Law and Society 38/1, 76–95.
CAVANAUGH, JILLIAN R. (2013): Language ideologies and language attitudes. A linguistic anthropological perspective. In: AUER, PETER / JAVIER CARO REINA / GÖZ KAUFMANN (Hg.): Language variation – European perspectives IV. Selected papers from the Sixth International Conference on Language Variation in Europe (ICLaVE 6), Freiburg, June 2011. Amsterdam: Benjamins, 45–55.

CEKAITE, ASTA (2013): Child pragmatic development. In: CHAPELLE, CAROL A. (Hg.): The encyclopedia of applied linguistics. Malden/Mass. / Hoboken: Wiley-Blackwell; John Wiley.

CHAMBERS, JACK K. / PETER TRUDGILL (1998): Dialectology. 2nd Edition. Cambridge: CUP.

CHEN, XIANG (2004): Scripts and conceptual change. In: LI, PING / ZHILIN ZHANG / HUAXIA ZHANG / XIANG CHEN (Hg.): Science, cognition and consciousness. Nanchang: Jiangxi People's Press, 96–116.

CHUNG, ADRIENNE / RAJIV N. RIMAL (2016): Social norms: A review. In: Review of Communication Research 4, 1–28.

CIALDINI, ROBERT B. / CARL A. KALLGREN / RAYMOND R. RENO (1991): A focus theory of normative conduct: A theoretical refinement and reevaluation of the role of norms in human behavior. In: Advances in Experimental Social Psychology 24, 201–234.

CIALDINI, ROBERT B. / MELANIE R. TROST (1998): Social influence: Social norms, conformity and compliance. In: GILBERT, DANIEL T. / SUSAN T. FISKE / GARDNER LINDZEY (Hg.): The handbook of social psychology. New York: McGraw-Hill (2), 151–192.

CICOUREL, AARON (1981): Basisregeln und normative Regeln im Prozess des Aushandelns von Status und Rolle. In: MATTHES, JOACHIM (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag, 147–188.

CLYNE, MICHAEL G. (1995): The German language in a changing Europe. Cambridge: CUP.

CLYNE, MICHAEL G. (2004): Pluricentric Language / Plurizentrische Sprache. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 296–300.

COLEMAN, JAMES S. (1991): Handlungen und Handlungssysteme. München: Oldenbourg.

CORNER, ADAM / ULRIKE HAHN (2013): Normative theories of argumentation: Are some norms better than others? In: Synthese 190/16, 3579–3610.

COSERIU, EUGENIO (1975): System, Norm und Rede. In: Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft: 5 Studien. München: Fink, 11–101.

COSERIU, EUGENIO (1980): „Historische Sprache" und „Dialekt". In: GÖSCHEL, JOACHIM (Hg.): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des Internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts". Wiesbaden: Steiner, 106–122.

COUPLAND, NIKOLAS / ADAM JAWORSKI (2004): Sociolinguistic perspectives on metalanguage: Reflexivity, evaluation and ideology. In: JAWORSKI, ADAM / NIKOLAS COUPLAND / DARIUSZ GALASIŃSKI (Hg.): Metalanguage. Social and ideological perspectives. Berlin/New York: de Gruyter, 15–51.

DAHRENDORF, RALF (1974): Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Opladen: Westdeutscher Verlag.

DANCY, JONATHAN (2006): Ethics without principles. Oxford: Clarendon Press.

DANNERER, MONIKA (2015): Gewünschte, gelebte und verdeckte Mehrsprachigkeit an der Universität. In: ÖDaF-Mitteilungen 2, 144–151.

DANNERER, MONIKA (2017): Sprachliche Repertoires an der Universität. Sprachliche Vielfalt und Einstellungen zu Mehrsprachigkeit an der Universität Salzburg. In: ÖDaF-Mitteilungen 1, 63–78.

DANNERER, MONIKA (2018a): Mehrsprachigkeit als Programm – Mehrsprachigkeit wider Willen? Universitäre Mehrsprachigkeit zwischen Verpflichtung und Unwissenheit. In: DANNERER, MONIKA / PETER MAUSER (Hg.): Formen der Mehrsprachigkeit. Sprachen und Varietäten in sekundären und tertiären Bildungskontexten. Tübingen: Stauffenburg, 421–440.

DANNERER, MONIKA (2018b): Sprachwahl, Sprachvariation und Sprachbewertung an der Universität. In: DEPPERMANN, ARNULF / SILKE REINEKE (Hg.): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext. Berlin/Boston: de Gruyter, 169–192.

DANNERER, MONIKA / PETER MAUSER (2016): Österreichische Universitäten als mehrsprachige Interaktionsräume? Universitäre Sprachenpolitik vor dem Hintergrund des Projekts „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg (VAMUS)". In: JABŁ-

KOWSKA, JOANNA / KALINA KUPCZYŃSKA / STEPHAN MÜLLER (Hg.): Literatur, Sprache und Institution. Wien: Praesens, 170–183.

DANNERER, MONIKA / PETER MAUSER (2018): Innere und äußere Mehrsprachigkeit in Bildungsinstitutionen – vom Nutzen einer übergreifenden Perspektive. In: DANNERER, MONIKA / PETER MAUSER (Hg.): Formen der Mehrsprachigkeit. Sprachen und Varietäten in sekundären und tertiären Bildungskontexten. Tübingen: Stauffenburg, 9–26.

DANNERER, MONIKA / PHILIP C. VERGEINER (2019): (Un-)Sicherheit, (In-)Konsistenz und vielerlei Maß. Zu Form und Aussagekraft von (Sprach-)Normformulierungen in Interviews. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 47/3, 483–506.

DAVIDSON, DONALD (1994): The social aspect of language. In: MCGUINNESS, BRIAN F. / GIANLUIGI OLIVERI (Hg.): The philosophy of Michael Dummett. Papers presented at the First International Philosophy Conference of Mussomeli, Sicily, Sept. 1991. Dordrecht: Kluwer, 1–16.

DAVIES, WINIFRED (1995): Linguistic variation and language attitudes in Mannheim-Neckarau. Stuttgart: Steiner.

DAVIES, WINIFRED (2000): Linguistic norms at school: A survey of secondary-school teachers in a Central German dialect area. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 67/2, 129–147.

DE CILLIA, RUDOLF (2006): Varietätenreiches Deutsch. Deutsch als plurizentrische Sprache und DaF-Unterricht. In: KRUMM, HANS-JÜRGEN (Hg.): Begegnungssprache Deutsch. Motivation, Herausforderung, Perspektiven. Schwerpunkt: Sprachenpolitik und fachbezogene Grundsatzfragen. Innsbruck: Studien-Verlag, 51–65.

DE CILLIA, RUDOLF (2014): Innersprachliche Mehrsprachigkeit, Sprachnorm und Sprachunterricht. In: RANSMAYR, JUTTA / ILONA ELISABETH FINK / ANDREA MOSER-PACHER (Hg.): Österreichisches Deutsch und Plurizentrik. Innsbruck: Studienverlag Innsbruck, 9–20.

DE CILLIA, RUDOLF (2018): Sprache(n) im Klassenzimmer. Varietätengebrauch und Spracheinstellungen in der Schule aus Sicht der Lehrer/innen und der Schüler/innen. In: DANNERER, MONIKA / PETER MAUSER (Hg.): Formen der Mehrsprachigkeit. Sprachen und Varietäten in sekundären und tertiären Bildungskontexten. Tübingen: Stauffenburg, 67–85.

DEPPERMANN, ARNULF (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. URL: www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064; Stand: 04.08.2018.

DEPPERMANN, ARNULF / HENRIKE HELMER (2013): Standard des gesprochenen Deutsch. Begriff, methodische Zugänge und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht. In: HAGEMANN, JÖRG / WOLF PETER KLEIN / SVEN STAFFELDT (Hg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg, 111–141.

DEPPERMANN, ARNULF / STEFAN KLEINER / RALF KNÖBL (2013): „Standard usage". Towards a realistic conception of spoken standard German. In: AUER, PETER / JAVIER CARO REINA / GÖZ KAUFMANN (Hg.): Language variation – European perspectives IV. Selected papers from the Sixth International Conference on Language Variation in Europe (ICLaVE 6), Freiburg, June 2011. Amsterdam: Benjamins, 86–116.

DEPPERMANN, ARNULF / RALF KNÖBL / ALEXANDER KOPLENIG (2015): Metalinguistic awareness of standard vs. standard usage: The case of determiners in spoken German. In: DAVIES, WINIFRED / EVELYN ZIEGLER (Hg.): Language planning and microlinguistics. From policy to interaction and vice versa. London: Palgrave Macmillan UK, 165–185.

DEUMERT, ANA (2011): Multilingualism. In: MESTHRIE, RAJEND (Hg.): The Cambridge handbook of sociolinguistics. Cambridge: CUP, 261–282.

DIETRICH, RAINER (2004): Zweitsprache – Fremdsprache / Second Language – Foreign Language. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 311–313.

DITTMAR, NORBERT (2004): Umgangssprache – Nonstandard / Vernacular – Nonstandard. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 250–262.

DITTMAR, NORBERT / IRENA SCHMIDT-REGENER (2001): Soziale Varianten und Normen. In: HELBIG, GERHARD / LUTZ GÖTZE / GERT HENRICI / HANS-JÜRGEN KRUMM (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 520–543.

DiWA (2001 ff.): Sprachatlas des Deutschen Reichs. Georg Wenkers handgezeichnetes Original. Publiziert als Digitaler Wenker-Atlas (DiWA). Marburg. URL: <regionalsprache.de/SprachGIS/Map.aspx>; Stand: 02.08.2018.

DOVALIL, VÍT (2006): Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik. Frankfurt / Main: Lang.

Dudenverlag (1999a): Duden: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Band 2: Bedr – Eink. Mannheim: Dudenverlag.

Dudenverlag (1999b): Duden: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Band 7: Petk – Schi. Mannheim: Dudenverlag.

Dudenverlag (2009): Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Berlin: Dudenverlag.

Dudenverlag (2015): Duden. Das Aussprachewörterbuch. Berlin: Dudenverlag.

DURKHEIM, EMILE (1991): Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt / Main: Suhrkamp.

DURRELL, MARIN (1990): Westphalian and Eastphalian. In: RUSS, CHARLES V. (Hg.): The dialects of modern German. A linguistic survey. Stanford: Stanford University Press, 59–90.

DURRELL, MARIN (1998): Zum Problem des sprachlichen Kontinuums im Deutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 26/1, 17–30.

DURRELL, MARIN (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 27, 285–308.

DURRELL, MARIN / WINIFRED DAVIES (1990): Hessian. In: RUSS, CHARLES V. (Hg.): The dialects of modern German. A linguistic survey. Stanford: Stanford University Press, 210–240.

DÜRSCHEID, CHRISTA (2012): Reich der Regeln, Reich der Freiheit. System, Norm und Normenreflexion in der Schule. In: GÜNTHNER, SUSANNE / WOLFGANG IMO / DOROTHEE MEER / JAN GEORG SCHNEIDER (Hg.): Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin: de Gruyter, 105–120.

DWB (1854–1961): Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bände in 32 Teilbänden. Digitalisierte Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. URL: <https://www.dwds.de/wb/dwb/haus>; Stand: 26.03.2018.

DWORKIN, RONALD M. (1967): The model of rules. In: The University of Chicago Law Review 35/1, 14–46.

DWORKIN, RONALD M. (1972): Social rules and legal theory. In: The Yale Law Journal 81/5, 855–890.

EBERT, ROBERT P. / OSKAR REICHMANN / HANS-JOACHIM SOLMS / KLAUS-PETER WEGERA (2013): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Berlin: de Gruyter.

ECKERT, PENELOPE / WILLIAM LABOV (2017): Phonetics, phonology and social meaning. In: Journal of Sociolinguistics 21/4, 467–496.

ECKERT, PENELOPE / SALLY MCCONNELL-GINET (1992): Think practically and look locally: Language and gender as community-based practice. In: Annual Review of Anthropology 21, 461–490.

EICHHOFF, JÜRGEN (1978): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Zweiter Band. München/Bern: Francke.

EICHHOFF, JÜRGEN (2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Vierter Band. München/Bern: K.G. Saur.

EICHINGER, LUDWIG M. (1980): Wandel und Struktur des Systems der Richtungsadverbien in der deutschen Standardsprache und in einem mittelbairischen Dialekt. In: ROWLEY, ANTHONY R. (Hg.): Sprachliche Orientierung I. Untersuchungen zur Morphologie und Semantik der Richtungsadverbien in oberdeutschen Mundarten. Bayreuth: Universität Bayreuth, 17–36.

EISENBERG, PETER (2013a): Das Wort. Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 1. Stuttgart/Weimar: Metzler.

EISENBERG, PETER (2013b): Der Satz. Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2. Stuttgart/Weimar: Metzler.

ELHAG, ABDULLATIF A.O. / JOOST A.P.J. BREUKER / BOB W. BROUWER (1999): On the formal analysis of normative conflicts. In: HERIK, JAAP VAN DEN / MARIE-FRANCINE MOENS / JON BING / BEA VAN BUGGENHOUT / JOHN ZELEZNIKOW / CAROLUS GRÜTTERS (Hg.): Legal knowledge based systems. Nijmegen: Gerard Noodt Instituut, 35–46.

ELSPASS, STEPHAN (2010): Alltagsdeutsch. In: KRUMM, HANS-JÜRGEN / CHRISTIAN FANDRYCH / BRITTA HUFEISEN / CLAUDIA RIEMER (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 418–424.

ELSPASS, STEPHAN / KONSTANTIN NIEHAUS (2014): The standardization of a modern pluriareal language. Concepts and corpus designs for German and beyond. In: Orð og tunga 16, 47–67.

ELSTER, JON (1989): Social norms and economic theory. In: The Journal of Economic Perspectives 3/4, 99–117.

ENDER, ANDREA / IRMTRAUD KAISER (2009): Zum Stellenwert von Dialekt und Standard im österreichischen und Schweizer Alltag – Ergebnisse einer Umfrage. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 37/2.

ENDER, ANDREA / IRMTRAUD KAISER (2014): Diglossie oder Dialekt-Standard-Kontinuum. Zwischen kollektiver, individueller, wahrgenommener und tatsächlicher Sprachvariation in Vorarlberg und im bairischsprachigen Österreich. In: HUCK, DOMINIQUE (Hg.): Alemannische Dialektologie: Dialekte im Kontakt. Stuttgart: Steiner, 131–146.

ENFIELD, NICK J. (2014): The item / system problem. In: ENFIELD, NICK J. / PAUL KOCKELMAN / JACK SIDNELL (Hg.): The Cambridge handbook of linguistic anthropology. Cambridge: CUP, 48–77.

ENGEL, ULRICH (2009): Deutsche Grammatik. München: Iudicium Verlag.

ERRINGTON, JOSEPH (1999): Ideology. In: Journal of Linguistic Anthropology 9/1, 115–117.

ESSER, HARTMUT (2002): Institutionen. Frankfurt / Main: Campus-Verlag.

ETZIONI, AMITAI (2000): Social norms: Internalization, persuasion, and history. In: Law & Society Review 34/1, 157–178.

FELDER, EKKEHARD (2003): Das Spannungsverhältnis zwischen Sprachnorm und Sprachvariation als Beitrag zu Sprach(differenz)bewusstheit. In: Wirkendes Wort 53/3, 473–498.

FERGUSON, CHARLES (2000): Diglossia. In: WEI, LI (Hg.): The bilingualism reader. London: Routledge, 58–73.

FINLAY, STEPHEN (2010): Recent work on normativity. In: Analysis 70/2, 331–346.

FISHMAN, JOSHUA A. (1965): Who speaks what language to whom and when? In: La Linguistique 1/2, 67–88.

FISHMAN, JOSHUA A. (1972): Domains and the relationship between micro- and macrosociolinguistics. In: GUMPERZ, JOHN / DELL HYMES (Hg.): Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. Oxford: Basil Blackwell, 435–453.

FISHMAN, JOSHUA A. (1975): Soziologie der Sprache. Eine interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Betrachtung der Sprache in der Gesellschaft. München: Hueber.

FIX, ULLA (1987): Erwartung in der Linguistik. Anmerkung zum Verhältnis von Erwartung, Norm und Adäquatheit. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 7, 62–78.

FLEISCHER, JÜRG (2002): Die Syntax von Pronominaladverbien in den Dialekten des Deutschen. Eine Untersuchung zu Preposition Stranding und verwandten Phänomenen. Stuttgart: Steiner.

FRANCESCHINI, RITA (2009): The genesis and development of research in multilingualism. Perspectives for future research. In: ARONIN, LARISSA / BRITTA HUFEISEN (Hg.): The exploration of multilingualism. Development of research on L3, multilingualism and multiple language acquisition. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 27–61.

FRANSSON, NIKLAS / ANDERS BIEL (1997): Morality and norm violation. In: Göteborg Psychological Reports 27/3, 1–10.

FREGE, GOTTLOB (1993): Der Gedanke. In: Logische Untersuchungen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 30–53.

FRIES, NORBERT (2010): Regel. In: GLÜCK, HELMUT (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart: Metzler, 555.

FRØNES, IVAR (2016): Socialization in sociological perspectives. In: FRØNES, IVAR (Hg.): The autonomous child. Cham: Springer, 11–35.

FÜRST, SILKE / CONSTANZE JECKER / PHILOMEN SCHÖNHAGEN (2016): Die qualitative Inhaltsanalyse in der Kommunikationswissenschaft. In: AVERBECK-LIETZ, STEFANIE / MICHAEL MEYEN (Hg.): Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 209–225.

GAL, SUSAN (1987): Linguistic repertoire. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Berlin/New York: de Gruyter, 286–292.

GALLMANN, PETER / HORST SITTA (1997): Zum Begriff der orthographischen Regel. In: AUGST, GERHARD / KARL BLÜML / DIETER NERIUS / HORST SITTA (Hg.): Zur Neuregelung der deutschen Orthographie. Begründung und Kritik. Tübingen: Niemeyer, 93–109.

GALLOIS, CYNTHIA / VICTOR J. CALLAN (2010): Interethnic accommodation: The role of norms. In: GILES, HOWARD / JUSTINE COUPLAND / NIKOLAS COUPLAND (Hg.): Contexts of accommodation. Developments in applied sociolinguistics. Cambridge: CUP, 245–269.

GANSWINDT, BRIGITTE (2017): Landschaftliches Hochdeutsch. Rekonstruktion der oralen Prestigevarietät im ausgehenden 19. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner.

GARFINKEL, HAROLD (1967): Studies in ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

GARRN, HEINO (1969): Rechtswirksamkeit und faktische Rechtsgeltung: Ein Beitrag zur Rechtssoziologie. In: ARSP: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 55/2, 161–181.

GÄRTIG, ANNE-KATHRIN / ALBRECHT PLEWNIA / ASTRID ADLER (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. Mannheim: IDS.

GEERAERTS, DIRK (2003): Cultural models of linguistic standardization. In: DIRVEN, RENÉ / ROSLYN M. FRANK / MARTIN PÜTZ (Hg.): Cognitive models in language and thought. Berlin/Boston: de Gruyter, 25–68.

GEIGER, THEODOR (1987): Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts. Berlin: Duncker & Humblot.

GIBBS, JACK P. (1965): Norms: The problem of definition and classification. In: American Journal of Sociology 70/5, 586–594.

GIDDENS, ANTHONY (1984): The constitution of society. Outline of the theory of structuration. Berkeley: University of California Press.

GILES, HOWARD / NIKOLAS COUPLAND (1991): Language: Contexts and consequences. Pacific Grove: Brooks.

GILES, HOWARD / DONALD M. TAYLOR / RICHARD Y. BOURHIS (1973): Towards a theory of interpersonal accommodation through language: Some Canadian data. In: Language in Society 2/2, 177–192.

GILLES, PETER (2003): Zugänge zum Substandard. Korrelativ-globale und konversationell-lokale Verfahren. In: ANDROUTSOPOULOS, JANNIS K. / EVELYN ZIEGLER (Hg.): Standardfragen: Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt / Main: Lang, 195–214.

GINTIS, HERBERT / DIRK HELBING (2015): Homo socialis. An analytical core for sociological theory. In: Review of Behavioral Economics 2/1–2, 1–59.

GLÄSER, JOCHEN / GRIT LAUDEL (1999): Theoriegeleitete Textanalyse? Das Potential einer variablenorientierten Inhaltsanalyse. WZB Discussion Paper, No. P 99-401. URL: <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/50917/1/303847476.pdf>; Stand: 04.08.2018.

GLÄSER-ZIKUDA, MICHAELA (2013): Qualitative Inhaltsanalyse in der Bildungsforschung – Beispiele aus diversen Studien. In: AGUADO, KARIN / LENA HEINE / KAREN SCHRAMM (Hg.): Introspektive Verfahren und Qualitative Inhaltsanalyse in der Fremdsprachenforschung. Frankfurt / Main: Lang, 136–159.

GLOY, KLAUS (1975): Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Analysen. Stuttgart: Frommann-Holzboog.

GLOY, KLAUS (1995): Zur Methodologie der Sprachnormenforschung. In: MÜLLER, OSKAR / DIETER NERIUS / JÜRGEN SCHMIDT-RADEFELDT (Hg.): Sprachnormen und Sprachnormwandel in gegenwärtigen europäischen Sprachen. Rostock: Universität Rostock, Philosophische Fakultät, 73–93.

GLOY, KLAUS (1997): Sprachnormen als ‚Institutionen im Reich der Gedanken' und die Rolle des Individuums in Sprachnormierungsprozessen. In: MATTHEIER, KLAUS J. (Hg.): Norm und Variation. Frankfurt / Main: Lang, 27–36.

GLOY, KLAUS (2004): Norm. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 392–399.

GLOY, KLAUS (2012a): Empirie des Nichtempirischen. Sprachnormen im Dreieck von Beschreibung, Konstitution und Evaluation. In: GÜNTHNER, SUSANNE / WOLFGANG IMO / DOROTHEE MEER / JAN GEORG SCHNEIDER (Hg.): Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin: de Gruyter, 23–40.

GLOY, KLAUS (2012b): Was ist das Normhafte einer Norm? Zur Fundierung der Normenforschung. In: ROSENBERG, KATHARINA (Hg.): Norm und Normalität. Beiträge aus Linguistik, Soziologie, Literatur- und Kulturwissenschaften. Berlin: Logos, 8–23.

GLOY, KLAUS (2016a): Sprachnormativität / Sprachnormen. In: JÄGER, LUDWIG / WERNER HOLLY / PETER KRAPP / SAMUEL WEBER / SIMONE HEEKEREN (Hg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft. Berlin/Boston: de Gruyter, 617–624.

GLOY, KLAUS (2016b): Wen heiratete Ödipus? Perspektivenprobleme der Sprachnormenforschung. In: Slovo a slovesnost 77, 3–22.

GLÜER, KATHRIN (1999): Sprache und Regeln. Zur Normativität von Bedeutung. Berlin: Akademie-Verlag.

GLÜER, KATHRIN (2001): Dreams and nightmares: Conventions, norms, and meaning in Davidson's philosophy of language. In: KOTÁTKO, PETR / PETER PAGIN / GABRIEL SEGAL (Hg.): Interpreting Davidson. Stanford: CSLI Publications, 53–74.

GLÜER, KATHRIN / ÅSA WIKFORSS (2009): Against content normativity. In: Mind 118/469, 31–70.

GLÜER, KATHRIN / ÅSA WIKFORSS (2015): Meaning normativism: Against the simple argument. In: Organon F 22, 63–73.

GOFFMAN, ERVING (1956): The nature of deference and demeanor. In: American Anthropologist 58/3, 473–502.

GOFFMAN, ERVING (2016): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.

GOLDMAN, ALAN H. (2005): Reason internalism. In: Philosophy and Phenomenological Research 71/3, 505–532.

GOLTZ, REINHARD H. / ALASTAIR G.H. WALKER (1990): North Saxon. In: RUSS, CHARLES V. (Hg.): The dialects of modern German. A linguistic survey. Stanford: Stanford University Press, 31–58.

GUCKELSBERGER, SUSANNE (2006): Zur kommunikativen Struktur von mündlichen Referaten in universitären Lehrveranstaltungen. In: EHLICH, KONRAD / DOROTHEE HELLER (Hg.): Die Wissenschaft und ihre Sprachen. Bern: Lang, S. 147–174.

GUMPERZ, JOHN (1964): Linguistic and social interaction in two communities. In: American Anthropologist 66/6, 137–153.

GUMPERZ, JOHN (2001a): Interactional sociolinguistics: A personal perspective. In: SCHIFFRIN, DEBORAH / DEBORAH TANNEN / HEIDI HAMILTON (Hg.): The handbook of discourse analysis. Malden: Blackwell, 215–228.

GUMPERZ, JOHN (2001b): The speech community. In: DURANTI, ALESSANDRO (Hg.): Linguistic anthropology. A reader. Oxford: Blackwell, 43–52.

GUMPERZ, JOHN (2002): Discourse strategies. Cambridge: Cambridge University Press.

HAAS, WALTER (1983): Vokalisierung in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1111–1116.

HAAS, WALTER (1998): Über die Entstehung von Sprachnormen im Gespräch. In: ERNST, PETER / FRANZ PATOCKA (Hg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien: Praesens, 285–296.

HABERMAS, JÜRGEN (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt / Main: Suhrkamp.

HALE, JEROLD / BRIAN HOUSEHOLDER / KATHRYN GREENE (2002): The theory of reasoned action. In: DILLARD, JAMES PRICE / MICHAEL PFAU (Hg.): The persuasion handbook. Developments in theory and practice. Thousand Oaks: SAGE Publications, 259–286.

HALLIDAY, MICHAEL (1978): Ideas about language. In: Art 11, 20–38.

HALLIDAY, MICHAEL (2004): An introduction to functional grammar. London: Hodder Education.

HAMPTON, JEAN (1998): The authority of reason. Cambridge: CUP.

HARE, RICHARD M. (1983): Die Sprache der Moral. Frankfurt / Main: Suhrkamp.

HART, HERBERT LIONEL ADOLPHUS (1998): The concept of law. Oxford: Clarendon Press.

HARTUNG, WOLFDIETRICH (1977): Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: HARTUNG, WOLFDIETRICH (Hg.): Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin: Akademie-Verlag, 9–69.

HARTUNG, WOLFDIETRICH (1987): Sprachnormen – ihr sozialer Charakter und die linguistische Begrifflichkeit. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprach- und Kommunikationswissenschaft 40/3, 317–335.

HATTIANGADI, ANANDI (2006): Is meaning normative? In: Mind & Language 21/2, 220–240.

HAUGEN, EINAR (1966): Dialect, language, nation. In: American Anthropologist 68/4, 922–935.

HECHTER, MICHAEL / KARL-DIETER OPP (2005): What have we learned about the emergence of social norms? In: HECHTER, MICHAEL / KARL-DIETER OPP (Hg.): Social norms. New York: Russell Sage Foundation, 394–415.

HEINDL, ANDREAS (2015): Inhaltsanalyse. In: HILDEBRANDT, ACHIM / SEBASTIAN JÄCKLE / FRIEDER WOLF / ANDREAS HEINDL (Hg.): Methodologie, Methoden, Forschungsdesign. Wiesbaden: Springer, 299–333.

HELBIG, GERHARD / JOACHIM BUSCHA (1996): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig: Langenscheidt.

HERINGER, HANS JÜRGEN (1980): Normen? Ja – aber meine! In: MOGGE, BIRGITTA (Hg.): Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Stuttgart: Klett-Cotta, 58–72.

HERITAGE, JOHN (1984): Garfinkel and ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.

HERRGEN, JOACHIM (2015): Entnationalisierung des Standards. Eine perzeptionslinguistische Untersuchung zur deutschen Standardsprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: LENZ, ALEXANDRA N. / MANFRED GLAUNINGER (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V & R unipress, 139–164.

HOCHHOLZER, RUPERT (2004): Konfliktfeld Dialekt. Das Verhältnis von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern zu Sprache und ihren regionalen Varietäten. Regensburg: Edition Vulpes.

HOPF, CHRISTEL (1987): Normen in formalen Organisationen: Theoretische und methodische Probleme der empirischen Analyse. In: Zeitschrift für Soziologie 16/4, 239–253.

HORNE, CHRISTINE (2005): Sociological perspectives on the emergence of social norms. In: HECHTER, MICHAEL / KARL-DIETER OPP (Hg.): Social norms. New York: Russell Sage Foundation, 3–34.

HORNUNG, MARIA / FRANZ ROITINGER / GERHARD ZEILLINGER (2000): Die österreichischen Mundarten. Eine Einführung. Wien: ÖBV und Hpt.

HUMBOLDT, WILHELM VON (1979): Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Werke in fünf Bänden. III).

HUNDT, MARKUS (2009): Normverletzungen und neue Normen. In: KONOPKA, MAREK / BRUNO STRECKER (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin: de Gruyter, 117–140.

HYMES, DELL (1972): Models of the interaction of language and social life. In: GUMPERZ, JOHN / DELL HYMES (Hg.): Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. Oxford: Basil Blackwell, 35–71.

HYMES, DELL (1979): Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt / Main: Suhrkamp.

Institut für Höhere Studien (2016a): Internationale Studierende. Zusatzbericht der Studierenden-Sozialerhebung 2015. URL: <https://www.ihs.ac.at/de/forschung/hochschulforschung/projekte/studierenden-sozialerhebung/>; Stand: 02.08.2018.

Institut für Höhere Studien (2016b): Studierenden-Sozialerhebung 2015. Bericht zur sozialen Lage der Studierenden. Band 2: Studierende. URL: <https://www.ihs.ac.at/de/forschung/hochschulforschung/projekte/studierenden-sozialerhebung/>; Stand: 02.08.2018.

INTERIS, MATTHEW (2011): On norms: A typology with discussion. In: The American Journal of Economics and Sociology 70/2, 424–438.

IRVINE, JUDITH. T. / SUSAN GAL (2000): Language ideology and linguistic differentiation. In: KROSKRITY, PAUL V. (Hg.): Regimes of language. Ideologies, polities, and identities. Santa Fe: School of American Research Press, 35–84.

ITKONEN, ESA (1978): Grammatical theory and metascience. A critical investigation into the methodological and philosophical foundations of „autonomous" linguistics. Amsterdam: John Benjamins.

JANSSEN, JÜRGEN / WILFRIED LAATZ (2013): Statistische Datenanalyse mit SPSS. Eine anwendungsorientierte Einführung in das Basissystem und das Modul exakte Tests. Berlin: Springer.

JASSO, GUILLERMINA / KARL-DIETER OPP (1997): Probing the character of norms: A factorial survey analysis of the norms of political action. In: American Sociological Review 62/6, 947–964.

JETTEN, JOLANDA / RUSSELL SPEARS / ANTONY S. R. MANSTEAD (1996): Intergroup norms and intergroup discrimination: Distinctive self-categorization and social identity effects. In: Journal of Personality and Social Psychology 71/6, 1222–1233.

JOHNSON, CATHRYN / TIMOTHY J. DOWD / CECILIA L. RIDGEWAY (2006): Legitimacy as a social process. In: Annual Review of Sociology 32, 53–78.

KAISER, IRMTRAUD (2006): Bundesdeutsch aus österreichischer Sicht. Eine Untersuchung zu Spracheinstellungen, Wahrnehmungen und Stereotypen. Mannheim: IDS.

KANT, IMMANUEL (2016): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Stuttgart: Reclam.

KAPLAN, HOWARD B. / FEODOR A. GOSTJEV / ROBERT J. JOHNSON (2013): Social psychological perspectives on deviance. In: DELAMATER, JOHN / AMANDA WARD (Hg.): Handbook of social psychology. Dordrecht: Springer, 563–594.

KAUHANEN, IRINA (2009): Norms and sociolinguistic description. In: SKY Journal of Linguistics 19, 34–46.

KEHREIN, ROLAND (2009): Dialektalität von Vorleseaussprache im diatopischen Vergleich – Hörerurteil und phonetische Messung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 76/1, 14–54.

KEHREIN, ROLAND (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. Stuttgart: Steiner.

KELLER, RUDI (1990): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen: Francke.

KELLER, RUDI (2009): Konventionen, Regeln, Normen. Zum ontologischen Status natürlicher Sprachen. In: KONOPKA, MAREK / BRUNO STRECKER (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin: de Gruyter, 9–22.

KELLER, RUDOLF E. (1979): German dialects. Phonology and morphology with selected texts. Manchester: Manchester University Press.

KELSEN, HANS (1941): The pure theory of law and analytical jurisprudence. In: Harvard Law Review 55/1, 44–70.

KELSEN, HANS (1965): Was ist juristischer Positivismus? In: JuristenZeitung 20/15/16, 465–469.

KELSEN, HANS (1966): Norm and value. In: California Law Review 54/4, 1624–1629.

KIESLING, SCOTT F. (2003): Prestige, cultural models, and other ways of talking about underlying norms and gender. In: HOLMES, JANET / MIRIAM MEYERHOFF (Hg.): The handbook of language and gender. Malden: Blackwell, 509–527.

KLEIN, KARL KURT / LUDWIG ERICH SCHMIDT (1969): Tirolischer Sprachatlas. 2. Band: Konsonantismus, Vokalquantität, Formenlehre. Marburg: Elwert.

KLEIN, WOLF PETER (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachigkeit und wie könnte er gefasst werden? In: HAGEMANN, JÖRG / WOLF PETER KLEIN / SVEN STAFFELDT (Hg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg, 15–33.

KLEIN, WOLFGANG (2001): Typen und Konzepte des Spracherwerbs. In: HELBIG, GERHARD / LUTZ GÖTZE / GERT HENRICI / HANS-JÜRGEN KRUMM (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 604–617.

KLEINER, STEFAN (2010): Zur Aussprache von nebentonigem *-ig* im deutschen Gebrauchsstandard. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 77/3, 259–303.

KLEINER, STEFAN (2014): Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In: PLEWNIA, ALBRECHT / ANDREAS WITT (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin: de Gruyter, 273–298.

KNÖBL, RALF (2012): Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse. Heidelberg: Winter.

KNOERRICH, ISABEL (2011): Sprachatlas von Oberbayern. Phonologie 1. Langvokale und Diphthonge. Heidelberg: Winter.

KOCH, PETER / WULF OESTERREICHER (2008): Mündlichkeit und Schriftlichkeit von Texten. In: JANICH, NINA (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen: Narr, 199–215.

KOHLBACHER, FLORIAN (2006): The use of qualitative content analysis in case study research. URL: <qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/75>; Stand: 04.08.2018.

KOHLER, KLAUS J. (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. Berlin: Schmidt.

KOHLER, KLAUS J. (2001): Articulatory dynamics of vowels and consonants in speech communication. In: Journal of the International Phonetic Association 31/1, 1–16.

KÖNIG, WERNER (1989a): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Band 1: Text. Ismaning: Hueber.

KÖNIG, WERNER (1989b): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Band 2: Tabellen und Karten. Ismaning: Hueber.

KÖNIG, WERNER (1997): Phonetisch-phonologische Regionalismen der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“? In: STICKEL, GERHARD (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin: de Gruyter, 246–270.

KÖNIG, WERNER (2000): Wenn sich Theorien ihre Wirklichkeit selbst schaffen: Zu einigen Normen deutscher Aussprachewörterbücher. In: HÄCKI BUHOFER, ANNELIES / LORENZ HOFER (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Tübingen: Francke, 87–98.

KÖNIG, WERNER / MANFRED RENN (2007): Kleiner Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben. Augsburg: Wißner.

KORSGAARD, CHRISTINE MARION (1996): The sources of normativity. Cambridge: CUP.

KRAFT, VICTOR (1974): Die Giltigkeit von Normen. In: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 5/2, 317–322.

KRANZMAYER, EBERHARD (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Graz/Wien: Böhlau.

KRANZMAYER, EBERHARD (1965): Der Tiroler Dialekt. In: HUTER, FRANZ (Hg.): Südtirol. Eine Frage des europäischen Gewissens. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 43–54.

KRECH, EVA-MARIA / EBERHARD STOCK / URSULA HIRSCHFELD / LUTZ CHRISTIAN ANDERS (Hg.) (2010): Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York: de Gruyter.

KREFELD, THOMAS / ELISSA PUSTKA (2010): Für eine perzeptive Varietätenlinguistik. In: KREFELD, THOMAS / ELISSA PUSTKA (Hg.): Perzeptive Varietätenlinguistik. Frankfurt / Main: Lang, 9–28.

KRIPKE, SAUL A. (2000): Wittgenstein on rules and private language. An elementary exposition. Cambridge: Harvard University Press.

KROSKRITY, PAUL V. (2009): Language ideologies. In: DURANTI, ALESSANDRO (Hg.): A companion to linguistic anthropology. Malden: Blackwell, 496–517.

KUCKARTZ, UDO (2007): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

KULICK, DON / BAMBI B. SCHIEFFELIN (2009): Language socialization. In: DURANTI, ALESSANDRO (Hg.): A companion to linguistic anthropology. Malden: Blackwell, 349–368.

KUTSCHERA, FRANZ VON (1973): Einführung in die Logik der Normen, Werte und Entscheidungen. Freiburg: Alber.

LABOV, WILLIAM (1978): Sociolinguistic patterns. Oxford: Blackwell.

LABOV, WILLIAM (1983): The linguistic consequences of being a lame. In: Language in Society 2/1, 81–115.

LABOV, WILLIAM (2004): Quantitative analysis of linguistic variation / Quantitative Analyse sprachlicher Variation. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 6–21.

LABOV, WILLIAM (2006): The social stratification of English in New York City. Cambridge/New York: CUP.

LABOVITZ, SANFORD / ROBERT HAGEDORN (1973): Measuring social norms. In: The Pacific Sociological Review 16/3, 283–303.

LAHNO, BERND (2009): Norms as reasons for action. In: ARSP: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 95/4, 563–578.

LAMELI, ALFRED (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart: Steiner.

LAMELI, ALFRED (2010): Deutsch in Deutschland: Standard, regionale und dialektale Variation. In: KRUMM, HANS-JÜRGEN / CHRISTIAN FANDRYCH / BRITTA HUFEISEN / CLAUDIA RIEMER (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 385–398.

LANWER, JENS PHILIPP (2015): Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik. Berlin: de Gruyter.

LAPINSKI, M. K. / RAJIV N. RIMAL (2005): An explication of social norms. In: Communication Theory 15/2, 127–147.

LARSON-HALL, JENIFER (2009): A guide to doing statistics in second language research using SPSS. New York: Routledge.

LASAGABASTER, DAVID (2004): Attitude / Einstellung. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 399–405.

LAUTMANN, RÜDIGER (1971): Wert und Norm. Begriffsanalysen für die Soziologie. Köln: Westdeutscher Verlag.

LE PAGE, ROBERT B. / ANDRÉE TABOURET-KELLER (1985): Acts of identity. Creole-based approaches to language and ethnicity. Cambridge: CUP.

LENZ, ALEXANDRA N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart: Steiner.

LEWIS, DAVID K. (1975): Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung. Berlin: de Gruyter.

LEXER, MATTHIAS (1872–1878): Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. URL: <http://www.woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/setupStartSeite.tcl>; Stand: 25.03.2018.

LÖFFLER, HEINRICH (1998): Dialekt und regionale Identität. Neue Aufgaben für die Dialektforschung. In: ERNST, PETER / FRANZ PATOCKA (Hg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien: Praesens, 71–85.

LÖFFLER, HEINRICH (2000): Die Rolle der Dialekte seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: BESCH, WERNER / ANNE BETTEN / OSKAR REICHMANN / STEFAN SONDEREGGER (Hg.): Sprachgeschich-

te. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 2037–2047.

LÖFFLER, HEINRICH / WERNER BESCH (1977): Alemannisch. Düsseldorf: Schwann.

LORENZ, CORNELIA (2014): Zugezogene im Fokus. Sprachkontakterscheinungen im Regiolekt. Tübingen: Narr.

LÜBBE, WEYMA (1990): Der Normgeltungsbegriff als probabilistischer Begriff. Zur Logik des soziologischen Normbegriffs. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 44/4, 583–602.

LUHMANN, NIKLAS (1969): Normen in soziologischer Perspektive. In: Soziale Welt 20/1, 28–48.

MACHA, JÜRGEN (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister. Köln: Böhlau.

MACKIE, GERRY (1996): Ending footbinding and infibulation: A conventional account. In: Sociological Review 61/6, 999–1017.

MACKIE, GERRY / FRANCESCA MONETI / HOLLY SHAKYA / ELAINE DENNY (2015): What are social norms? How are they measured? URL: <unicef.org/protection/files/4_09_30_Whole_What_are_Social_Norms.pdf>; Stand: 10.07.2017.

MAIER, SEBASTIAN (2016): Universitäre Sprachenpolitik. Die Universitäten Salzburg, Innsbruck, Wien und Bozen im Umgang mit Formen der Mehrsprachigkeit. Diplomarbeit, Universität Salzburg.

MAITZ, PETER (2007): Sprachvariation zwischen Alltagswahrnehmung und linguistischer Bewertung. Sprachtheoretische und wissenschaftsmethodologische Überlegungen zur Erforschung sprachlicher Variation. URL: <philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/Literatur_maitz/cikk20m-_Sprachvariation-zwischen-Alltagswahrnehmung.pdf>; Stand: 20.07.2018.

MAIWALD, CORDULA (2010): Sprachatlas von Oberbayern. Phonologie 2. Vokalismus: Kurzvokale. Konsonantismus. Heidelberg: Winter.

MANGOLD, MAX (2000): Entstehung und Problematik der deutschen Hochlautung. In: BESCH, WERNER / ANNE BETTEN / OSKAR REICHMANN / STEFAN SONDEREGGER (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 1804–1809.

MARCH, JAMES G. / JOHAN P. OLSEN (2004): The logic of appropriateness. URL: <sv.uio.no/arena/english/research/publications/arena-working-papers/2001-2010/2004/wp04_9.pdf>; Stand: 10.07.2017.

MARTIN, VICTORIA (1996): Modelle der Umgangssprache. Überlegungen zum theoretischen Status eines linguistischen Begriffs am Beispiel des Wiener Deutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 63/2, 129–156.

MATTHEIER, KLAUS J. (1994): Vom „feinen" und vom „unfeinen Deutsch". In: LANTHALER, FRANZ / HORST SITTA / VALENTIN LADURNER (Hg.): Dialekt und Mehrsprachigkeit. Beiträge eines internationalen Symposiums, Bozen 1993 = Dialetto e plurilinguismo. Merano: Ed. Alpha & Beta, 89–99.

MATTHEIER, KLAUS (2000a): Die Durchsetzung der deutschen Hochsprache im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: Sprachgeographisch, sprachsoziologisch. In: BESCH, WERNER / ANNE BETTEN / OSKAR REICHMANN / STEFAN SONDEREGGER (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 1951–1966.

MATTHEIER, KLAUS (2000b): Die Herausbildung neuzeitlicher Schriftsprachen. In: BESCH, WERNER / ANNE BETTEN / OSKAR REICHMANN / STEFAN SONDEREGGER (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 1085–1107.

MAUSER, PETER (1998): Die Morphologie im Dialekt des Salzburger Lungaus. Frankfurt / Main: Lang.

MAUSER, PETER (2009): Dialektale Wortformen und Formsysteme. In: SCHEUTZ, HANNES (Hg.): Drent und herent. Dialekte im salzburgisch-bayerischen Grenzgebiet. Salzburg: EuRegio, 57–78.

MAYRING, PHILIPP (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz.

MAYRING, PHILIPP / THOMAS FENZL (2014): Qualitative Inhaltsanalyse. In: BAUR, NINA / JÖRG BLASIUS (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer, 543–556.

MAYRING, PHILIPP / ALFRED HURST (2017): Qualitative Inhaltsanalyse. In: MIKOS, LOTHAR / CLAUDIA WEGENER (Hg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz/München: UVK, 494–502.

MCKIRNAN, DAVID J. / ELSE V. HAMAYAN (1984): Speech norms and perceptions of ethno-linguistic group differences: Toward a conceptual and research framework. In: European Journal of Social Psychology 14/2, 151–168.

MEINDL, CLAUDIA (2011): Methoden für Linguisten. Eine Einführung in Statistik und Versuchsplanung. Tübingen: Narr.

MEINHOLD, GOTTFRIED (1973): Deutsche Standardaussprache. Lautschwächungen und Formstufen. Jena: Friedrich-Schiller Universität.

MENG, HONGDANG (2008): Social script theory and cross-cultural communication. In: Intercultural Communication Studies 17/1, 132–138.

MERKLE, LUDWIG (1976): Bairische Grammatik. München: DTV.

MERTENS, KARL (2013): Soziale Dimensionen der Normativität: Perspektiven einer phänomenologischen Analyse handlungskonstitutiver und sozialer Normen. In: Phänomenologische Forschungen, 145–164.

MERTON, ROBERT K. (1957): The role-set: Problems in sociological theory. In: The British Journal of Sociology 8/2, 106–120.

METTKE, HEINZ (2012): Mittelhochdeutsche Grammatik. Berlin: de Gruyter.

MICHAELS, RALF / JOOST PAUWELYN (2012): Conflict of norms or conflict of laws? Different techniques in the fragmentation of public international law. In: Duke Journal of Comparative & International Law 22, 349–376.

MIHM, AREND (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: BESCH, WERNER / ANNE BETTEN / OSKAR REICHMANN / STEFAN SONDEREGGER (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 2107–2137.

MILROY, JAMES / LESLEY MILROY (1985): Linguistic change, social network and speaker innovation. In: Journal of Linguistics 21/02, 339.

MILROY, JAMES / LESLEY MILROY (2003): Authority in language. Investigating standard English. London: Routledge.

MILROY, LESLEY (1987): Language and social networks. Oxford: Blackwell.

MILROY, LESLEY / MATTHEW GORDON (2003): Sociolinguistics. Method and interpretation. Malden: Blackwell.

MILROY, LESLEY / SUE MARGRAIN (1980): Vernacular language loyalty and social network. In: Language in Society 9/1, 43–70.

MILROY, LESLEY / JAMES MILROY (1992): Social network and social class: Toward an integrated sociolinguistic model. In: Language in Society 21/1, 1–26.

MITCHELL, LAWRENCE E. (1999): Understanding norms. In: The University of Toronto Law Journal 49/2, 177–248.

MÖLLER, ROBERT (2013): Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache. Untersuchungen zu Variation und Kookkurrenzregularitäten im „mittleren Bereich“ zwischen Dialekt und Standardsprache. Stuttgart: Steiner.

MOORE, RONALD (1973): Legal permission. In: ARSP: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 59/3, 327–346.

MOOSMÜLLER, SYLVIA (1991): Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien: Böhlau.

MOOSMÜLLER, SYLVIA / HANNES SCHEUTZ (2013): The case of monophthongisation and E-merger in the city dialects of Salzburg and Vienna. In: AUER, PETER / JAVIER CARO REINA / GÖZ KAUFMANN (Hg.): Language variation – European perspectives IV. Selected papers from the Sixth

International Conference on Language Variation in Europe (ICLaVE 6), Freiburg, June 2011. Amsterdam: Benjamins, 173–186.

MORRIS, MICHAEL W. / YING-YI HONG / CHI-YUE CHIU / ZHI LIU (2015): Normology. Integrating insights about social norms to understand cultural dynamics. In: Organizational Behavior and Human Decision Processes 129, 1–13.

MOSER, HANS (1995): Westösterreich und die Kodifizierung des „österreichischen Deutsch". In: MUHR, RUDOLF / RICHARD SCHRODT / PETER WIESINGER (Hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 166–177.

MUHR, RUDOLF (1996): Das Deutsche als plurizentrische Sprache. Zur Sprachrealität der deutschsprachigen Länder und zum Normbegriff im DaF-Unterricht. In: Die Unterrichtspraxis 29/2, 137–146.

MUHR, RUDOLF (2005): Languagge attitudes and language conceptions in nondominating varieties of pluricentric languages. In: MUHR, RUDOLF (Hg.): Standardvariationen und Sprachideologien in verschiedenen Sprachkulturen der Welt. Frankfurt / Main: Lang, 11–20.

MUNSKE, HORST HAIDER (1983): Umgangssprache als Sprachenkontakterscheinung. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1002–1018.

MYERS-SCOTTON, CAROL (2000): Explaining the role of norms and rationality in codeswitching. In: Journal of Pragmatics 32/9, 1259–1271.

MYERS-SCOTTON, CAROL / AGNES BOLONYAI (2001): Calculating speakers: Codeswitching in a rational choice model. In: Language in Society 30, 1–28.

NACHAR, NADIM (2008): The Mann-Whitney U: A test for assessing whether two independent samples come from the same distribution. In: Tutorials in quantitative methods for psychology 4/1, 13–20.

NIEDZIELSKI, NANCY / DENNIS R. PRESTON (2009): Folk linguistics. In: COUPLAND, NIKOLAS / ADAM JAWORSKI (Hg.): The new sociolinguistics reader. London: Palgrave Macmillan, 356–373.

NIEHAUS, KONSTANTIN (2015): Areale Variation in der Syntax des Standarddeutschen. Ergebnisse zum Sprachgebrauch und zur Frage Plurizentrik vs. Pluriarealität. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 82/2, 133–168.

NÜBLING, DAMARIS (2000): Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. Tübingen: Niemeyer.

OCHS, ELINOR / BAMBI B. SCHIEFFELIN (2012): The theory of language socialization. In: DURANTI, ALESSANDRO / ELINOR OCHS / BAMBI B. SCHIEFFELIN (Hg.): The handbook of language socialization. Malden: Wiley-Blackwell, 1–21.

OKRUCH, STEFAN (1999): Innovation und Diffusion von Normen. Berlin: Duncker & Humblot.

OPP, KARL-DIETER (1983): Die Entstehung sozialer Normen. Ein Integrationsversuch soziologischer, sozialpsychologischer und ökonomischer Erklärungen. Tübingen: Mohr.

OPP, KARL-DIETER (2005): Social networks and the emergence of protest norms. In: HECHTER, MICHAEL / KARL-DIETER OPP (Hg.): Social norms. New York: Russell Sage Foundation, 234–273.

OREN, NIR / MICHAEL LUCK / SIMON MILES / TIMOTHY J. NORMAN (2008): An argumentation inspired heuristic for resolving normative conflict. In: Proc. AAMAS, 41–56.

Österreichische Universitätenkonferenz (2017): Internationalisierungspanorama. I/2017. URL: <https://uniko.ac.at/modules/download.php?key=13113_DE_O&cs=3CF0>; Stand: 02.08. 2018.

PARFIT, DEREK (2011): On what matters. Volume one. Oxford/New York: Oxford University Press.

PARSONS, TALCOTT (1990): Prolegomena to a theory of social institutions. In: American Sociological Review 55/3, 319–333.

PARSONS, TALCOTT (2009): An outline of the sociological system. In: CALHOUN, CRAIG / JOSEPH GERTEIS / JAMES MOODY / STEVEN PFAFF / INDERMOHAN VIRK (Hg.): Classical sociological theory. Malden: Blackwell, 421–440.

PATRICK, PETER L. (2008): The speech community. In: CHAMBERS, JACK K. / PETER TRUDGILL / NATALIE SCHILLING-ESTES (Hg.): The handbook of language variation and change. Malden: Blackwell, 573–597.

PAUL, HERMANN (2007): Mittelhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer.

PERRY, STEPHEN (2006): Hart on social rules and the foundations of law: Liberating the internal point of view. In: Fordham Law Review 75/3, 1171–1209.

PLEWNIA, ALBRECHT / ASTRID ROTHE (2012): Sprache – Einstellungen – Regionalität. In: EICHINGER, LUDWIG M. / ALBRECHT PLEWNIA / CHRISTIANE SCHOEL / DAGMAR STAHLBERG (Hg.): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel. Tübingen: Narr Francke Attempto, 9–118.

POPITZ, HEINRICH (2010): Soziale Normen. Frankfurt / Main: Suhrkamp.

PRESTON, DENNIS R. (1987): Domain-, role- or network specific use of language. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Berlin/New York: de Gruyter, 690–699.

PRESTON, DENNIS R. (1988): Why we need to know what real people think about language. In: The Centennial Review 42/2, 255–284.

PRESTON, DENNIS R. (2004): Folk metalanguage. In: JAWORSKI, ADAM / DARIUSZ GALASIŃSKI / NIKOLAS COUPLAND (Hg.): Metalanguage. Social and ideological perspectives. Berlin/New York: de Gruyter, 75–101.

PÜTZ, MARTIN (2004): Sprachrepertoire. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 226–232.

QUINE, WILLARD VAN ORMAN (1970): Methodological reflections on current linguistic theory. In: Synthese 21/3, 386–398.

RAAB-STEINER, ELISABETH / MICHAEL BENSCH (2008): Der Fragebogen. Von der Forschungsidee zur SPSS-Auswertung. Wien: Facultas.

RAMPTON, BEN (2009): Speech community and beyond. In: COUPLAND, NIKOLAS / ADAM JAWORSKI (Hg.): The new sociolinguistics reader. London: Palgrave Macmillan, 694–713.

RAMSENTHALER, CHRISTINA (2013): Was ist „Qualitative Inhaltsanalyse?“. In: SCHNELL, MARTIN / CHRISTIAN SCHULZ / HARALD KOLBE / CHRISTINE DUNGER (Hg.): Der Patient am Lebensende. Wiesbaden: Springer, 23–42.

RANSMAYR, JUTTA / ILONA ELISABETH FINK (2014): Das österreichische Deutsch als Unterrichts- und Bildungssprache. Vorläufige Ergebnisse des FWF-Projekts. In: RANSMAYR, JUTTA / ILONA ELISABETH FINK / ANDREA MOSER-PACHER (Hg.): Österreichisches Deutsch und Plurizentrik. Innsbruck: Studienverlag Innsbruck, 40–52.

RASTNER, EVA MARIA (1997): Sprachvarietäten im Unterricht. Eine Umfrage unter Österreichs LehrerInnen zu Standardsprache – Umgangssprache – Dialekt. In: ide 21/3, 80–93.

RAUHUT, HEIKO / IVAR KRUMPAL (2008): Die Durchsetzung sozialer Normen in Low-Cost und High-Cost Situationen. Enforcement of social norms in low-cost and high-cost situations. In: Zeitschrift für Soziologie 37/5, 380–402.

RAUHUT, HEIKO / FABIAN WINTER (2010): A sociological perspective on measuring social norms by means of strategy method experiments. In: Social Science Research 39/6, 1181–1194.

RAWLES, JOHN (1955): Two concepts of rules. In: The Philosophical Review 64/1, 3–32.

RAZ, JOSEPH (1975a): Permissions and supererogation. In: American Philosophical Quarterly 12/2, 161–168.

RAZ, JOSEPH (1975b): Reasons for action, decisions and norms. In: Mind, New Series 84/336, 481–499.

RAZ, JOSEPH (1999): Explaining normativity: On rationality and the justification of reason. In: Ratio 12/4, 354–379.

RECKWITZ, ANDREAS (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32/4, 282–301.

REIFFENSTEIN, INGO (1955): Salzburger Dialektgeographie. Die südmittelbairischen Mundarten zwischen Inn und Enns. Giessen: Wilhelm Schmitz.

REIFFENSTEIN, INGO (1982): Hochsprachliche Norm und regionale Varianten der Hochsprache: Deutsch in Österreich. In: MOSER, HANS (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. Innsbruck: Institut für Germanistik, 9–18.

REIN, KURT (1974): Die mittelbairische Liquiden-Vokalisierung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 41/1, 21–37.

RENN, MANFRED / WERNER KÖNIG (2006): Kleiner Bayerischer Sprachatlas. Mit 121 Abbildungsseiten in Farbe. München: DTV.

RÖHL, KLAUS F. (1987): Rechtssoziologie. Ein Lehrbuch. Köln: Heymanns.

ROSSI, PETER H. / RICHARD A. BERK (1985): Varieties of normative consensus. In: American Sociological Review 50/3, 333–347.

ROWLEY, ANTHONY R. (1990): North Bavarian. In: RUSS, CHARLES V. (Hg.): The dialects of modern German. A linguistic survey. Stanford: Stanford University Press, 417.

RUBEN, DAVID-HILLEL (1997): John Searle's the construction of social reality. In: Philosophy and Phenomenological Research 57/2, 443–447.

RUSS, CHARLES V. (1990): Swabian. In: RUSS, CHARLES V. (Hg.): The dialects of modern German. A linguistic survey. Stanford: Stanford University Press, 337–363.

SALTVEIT, LAURITS (1983): Anlage der Modussysteme in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1220–1232.

SAUSSURE, FERDINAND DE (2001): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin/New York: de Gruyter.

SCANLON, THOMAS M. (1998): What we owe to each other. Cambridge/London: Belknap Press of Harvard University Press.

SCHARLOTH, JOACHIM (2005): Asymmetrische Plurizentrizität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 33/2–3, 236–267.

SCHATZ, JOSEF (1903): Die tirolische Mundart. In: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 47, 1–94.

SCHEURINGER, HERMANN (1990): Sprachentwicklung in Bayern und Österreich. Eine Analyse des Substandardverhaltens der Städte Braunau am Inn (Österreich) und Simbach am Inn (Bayern) und ihres Umlandes. Hamburg: Buske.

SCHEURINGER, HERMANN (1996): Das Deutsche als pluriareale Sprache. Ein Beitrag gegen staatlich begrenzte Horizonte in der Diskussion um die deutsche Sprache in Österreich. In: Die Unterrichtspraxis 29/2, 147–153.

SCHEUTZ, HANNES (1985a): Sprachvariation und Sprachwandel. Zu einigen Problemen ihrer Beschreibung und Erklärung. In: BESCH, WERNER / KLAUS J. MATTHEIER (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium 1982. Berlin: Schmidt, 231–258.

SCHEUTZ, HANNES (1985b): Strukturen der Lautveränderung. Variationslinguistische Studien zur Theorie und Empirie sprachlicher Wandlungsprozesse am Beispiel des Mittelbairischen von Ulrichsberg/Oberösterreich. Wien: Braumüller.

SCHEUTZ, HANNES (1999): Umgangssprache als Ergebnis von Konvergenz- und Divergenzprozessen zwischen Dialekt und Standardsprache. In: STEHL, THOMAS (Hg.): Dialektgenerationen, Dialektfunktionen, Sprachwandel. Tübingen: Narr, 105–131.

SCHEUTZ, HANNES (Hg.) (2009): Drent und herent. Dialekte im salzburgisch-bayerischen Grenzgebiet. Salzburg: EuRegio.

SCHEUTZ, HANNES (Hg.) (2016): Insre Sproch. Deutsche Dialekte in Südtirol. Bozen: Athesia.

SCHIRMUNSKI, VIKTOR M. (2010): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Frankfurt / Main: Lang.

SCHMELLER, JOHANN (1872): Bayerisches Wörterbuch. Erster Band. München.

SCHMIDLIN, REGULA (2011): Die Vielfalt des Deutschen. Standard und Variation: Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. Berlin/Boston: de Gruyter.

SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (2005): Versuch zum Varietätenbegriff. In: LENZ, ALEXANDRA N. / KLAUS MATTHEIER (Hg.): Varietäten, Theorie und Empirie. Frankfurt / Main: Lang, 61–74.

SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / JOACHIM HERRGEN (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt.

SCHNÄDELBACH, HERBERT (1992): Zur Rehabilitierung des „animal rationale". Frankfurt / Main: Suhrkamp.

SCHNEIDER, JAN GEORG (2005): Zur Normativität von Sprachregeln. Ist Sprechen regelgeleitetes Handeln? In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 33, 1–24.

SCHOEL, CHRISTIANE / DAGMAR STAHLBERG (2012): Spracheinstellungen aus sozialpsychologischer Perspektive II: Dialekte. In: EICHINGER, LUDWIG M. / ALBRECHT PLEWNIA / CHRISTIANE SCHOEL / DAGMAR STAHLBERG (Hg.): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel. Tübingen: Narr Francke Attempto, 205–225.

SCHREIER, MARGRIT (2014): Varianten qualitativer Inhaltsanalyse: Ein Wegweiser im Dickicht der Begrifflichkeiten. URL: <qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewFile/2043/3636>; Stand: 04.08.2018.

SEARLE, JOHN R. (1964): How to derive „ought" from „is". In: The Philosophical Review 73/1, 43–58.

SEARLE, JOHN R. (1971): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt / Main: Suhrkamp.

SEILER, FALK (2012): Normen im Sprachbewußtsein. Eine soziolinguistische Studie zur Sprachreflexion auf Martinique. Wien: Praesens.

SELTING, MARGRET / PETER AUER / DAGMAR BARTH-WEINGARTEN / JÖRG R. BERGMANN / PIA BERGMANN / KARIN BRINKER / ELIZABETH COUPER-KUHLEN / ARNULF DEPPERMANN / PETER GILLES / SUSANNE GÜNTHNER / MARTIN HARTUNG / FRIEDERIKE KERN / CHRISTINE MERTZLUFFT / CHRISTIAN MEYER / MIRIAM MOREK / FRANK OBERZAUCHER / JÖRG PETERS / UTA QUASTHOFF / WILFRIED SCHÜTTE / ANJA STUKENBROCK / SUSANNE UHMANN (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10, 353–402.

SETTEKORN, WOLFGANG (1988): Sprachnorm und Sprachnormierung in Frankreich. Einführung in die begrifflichen, historischen und materiellen Grundlagen. Tübingen: Niemeyer.

SHULMAN, HILARY / NANCY RHODES / EMILY DAVIDSON / RACHEL RALSTON / LORRAINE BORGHETTI / LINDSAY MORR (2017): The state of the field of social norms research. In: International Journal of Communication 11, 1192–1213.

SIEBS, THEODOR (1957): Deutsche Hochsprache. Bühnenaussprache. Berlin: de Gruyter.

SIECKMANN, JAN-R. (1994): Semantischer Normbegriff und Normbegründung. In: ARSP: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 80/2, 227–245.

SILVERSTEIN, MICHAEL (1992): The uses and utility of ideology: Some reflections. In: Special Issue of Pragmatics 2/3, 311–323.

SIMMLER, FRANZ (1983): Konsonantenschwächung in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1121–1129.

SKORUPSKI, JOHN (2007): What is normativity? In: Disputatio 23/2, 247–269.

SOUKUP, BARBARA (2009): Dialect use as interaction strategy. A sociolinguistic study of contextualization, speech perception, and language attitudes in Austria. Wien: Braumüller.

SOUKUP, BARBARA / SYLVIA MOOSMÜLLER (2011): Standard language in Austria. In: KRISTIANSEN, TORE / NIKOLAS COUPLAND (Hg.): Standard languages and language standards in a changing Europe. Oslo: Novus Press, 39–46.

SPIEKERMANN, HELMUT (2007): Standardsprache im DaF-Unterricht: Normstandard – nationale Standardvarietäten – regionale Standardvarietäten. In: Linguistik online 32/3, 119–137.

SPIEKERMANN, HELMUT (2008): Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards. Tübingen: Niemeyer.

STAMANN, CHRISTOPH / MARKUS JANSSEN / MARGRIT SCHREIER (2016): Qualitative Inhaltsanalyse – Versuch einer Begriffsbestimmung und Systematisierung. URL: <www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/2581/4023>; Stand: 04.08.2018.

Statistik Austria (2016): Bildung in Zahlen. Tabellenband. URL: <http://www.statistik.at/web_de/services/publikationen/5/index.html>; Stand: 30.07.2018.

STEINEGGER, GUIDO (1998): Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage. Frankfurt / Main: Lang.

STEINER, CHRISTIANE (1994): Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. Stuttgart: Steiner.

STEMMER, PETER (2008): Normativität. Eine ontologische Untersuchung. Berlin/New York: de Gruyter.

STOUFFER, SAMUEL A. (1949): An analysis of conflicting social norms. In: American Sociological Review 14/6, 707–717.

SUNSTEIN, CASS R. (1996): Social norms and social roles. In: Columbia Law Review 96/4, 903–968.

TAGLIAMONTE, SALI (2006): Analysing sociolinguistic variation. Cambridge/New York: CUP.

TAGLIAMONTE, SALI A. (2007): Quantitative analysis. In: BAYLEY, ROBERT / CEIL LUCAS (Hg.): Sociolinguistic variation. Cambridge: CUP, 190–214.

TAJFEL, HENRI / JOHN C. TURNER (1986): The social identity theory of intergroup behavior. In: WORCHEL, STEPHEN / WILLIAM G. AUSTIN (Hg.): Psychology of intergroup relations. Chicago: Nelson-Hall, 7–24.

TANNEN, DEBORAH (2004): Interactional sociolinguistics. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 76–88.

TAYLOR, PAUL W. (1976): Normative discource. Westport: Greenwood Press.

TERKOURAFI, MARINA (2011): The pragmatic variable: Toward a procedural interpretation. In: Language in Society 40/3, 343–372.

TERRY, DEBORAH J. / MICHAEL A. HOGG (1996): Group norms and the attitude-behavior relationship. A role for group identification. In: Personality and Social Psychology Bulletin 22/8, 776–793.

TOST, LEIGH PLUNKETT (2011): An integrative model of legitimacy judgements. In: The Academy of Management Review 36/4, 686–710.

TRUDGILL, PETER (1972): Sex, covert prestige and linguistic change in the urban British English of Norwich. In: Language in Society 1/2, 179–195.

TURNER, RALPH H. (1956): Role-taking, role standpoint, and reference-group behavior. In: American Journal of Sociology 61/4, 316–328.

ULLMANN-MARGALIT, EDNA (1977): The emergence of norms. Oxford: Clarendon Press.

Universität Salzburg (2014): Teaching Report. URL: <https://www.uni-salzburg.at/index.php?id=205249>; Stand: 30.07.2018.

Universität Salzburg (2015a): Entwicklungsplan der Paris-Lodron Universität Salzburg 2016–2018. URL: <https://www.uni-salzburg.at/fileadmin/multimedia/PR_Kommunikation/documents/Entwicklungsplan16-18.pdf>; Stand: 03.08.2018.

Universität Salzburg (2015b): PLUS Report 2015. URL: <uni-salzburg.at/index.php?id=22524>; Stand: 30.07.2018.

Universität Salzburg (2015c): Wissensbilanz 2015. URL: <www.uni-salzburg.at/fileadmin/multimedia/Qualitaetsmanagement/documents/Wissensbilanz_Universit %C3 %A4t_Salzburg_2015_Web.pdf>; Stand: 03.08.2018.

VALLENTIN, RITA (2012): Entwurf eines praxeologischen Ansatzes für die empirische Normenforschung. In: ROSENBERG, KATHARINA (Hg.): Norm und Normalität. Beiträge aus Linguistik, Soziologie, Literatur- und Kulturwissenschaften. Berlin: Logos, 27–41.

VAN DIJK, TEUN A. (2008): Discourse and context. A sociocognitive approach. Cambridge: CUP.

VAN DIJK, TEUN A. (2012): Comments on context and conversation. In: FAIRCLOUGH, NORMAN / GIUSEPPINA CORTESE / PATRIZIA ARDIZZONE (Hg.): Discourse and contemporary social change. Bern: Lang, 281–316.

VAN DIJK, TEUN A. (2015): Context. In: TRACY, KAREN / CORNELIA ILIE / TODD L. SANDEL (Hg.): The international encyclopedia of language and social interaction. Chichester/Malden: Blackwell, 198–209.

VERGEINER, PHILIP C. (2019): Kookkurrenz – Kovariation – Kontrast. Formen und Funktionen individueller Dialekt-/Standardvariation in universitären Beratungsgesprächen. Wien: Lang.

VERGEINER, PHILIP C. (2020): Normvorstellungen zur Sprachwahl in der Hochschullehre. Eine qualitative und quantitative Untersuchung am Beispiel der Universität Salzburg. In: Muttersprache 130/3, 193–215.

VERGEINER, PHILIP C. (i. Dr.): Sprachnormbezogene Akkommodation in der Hochschullehre. In: Zeitschrift für angewandte Linguistik.

VERGEINER, PHILIP C. (akz.): Sprachgebrauchsnormen an der Hochschule und ihre Begründung. In: STRUGER, JÜRGEN / MARKUS PISSAREK (Hg.): sprache.macht.bildung. Berlin: Frank&Timme.

VERGEINER, PHILIP C. / MONIKA DANNERER / PETER MAUSER (2017): Sprachen und Varietäten an der Universität – Das Projekt „VAMUS“. In: DALTON-PUFFER, CHRISTIANE / KLAUS-BÖRGE BOECKMANN / BARBARA HINGER (Hg.): Symposium Sprachlehr/lernforschung in Österreich – 10 Jahre ÖGSD. ÖGSD Tagungsberichte. Vol. 2.1. Graz: ÖGSD, 129–133.

VERGEINER, PHILIP C. / ELISABETH BUCHNER / EVA FUCHS / STEPHAN ELSPASS (2019): Sprachnormvorstellungen in sekundären und tertiären Bildungseinrichtungen in Österreich. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 86/3, 284–330.

VERGEINER, PHILIP C. / DOMINIK WALLNER / LARS BÜLOW (i. Dr.): Redialektalisierung und Alter. Ergebnisse einer real-time-Studie zum Age-grading in Ulrichsberg. In: CHRISTEN, HELEN / BRIGITTE GANSWINDT / JOACHIM HERRGEN / JÜRGEN ERICH SCHMIDT (Hg.): Regiolekt – Der neue Dialekt? Stuttgart: Steiner.

WANDRUSZKA, MARIO (1975): Mehrsprachigkeit. In: MOSER, HUGO (Hg.): Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. Düsseldorf: Schwann, 321–350.

WEBER, MAX (1922): Grundriß der Sozialökonomik. III. Abteilung. Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.

WEGERA, KLAUS-PETER (1983): Probleme des Dialektsprechers beim Erwerb der deutschen Standardsprache. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1474–1492.

WEI, LI (2000): Dimensions of bilingualism. In: WEI, LI (Hg.): The bilingualism reader. London: Routledge, 2–21.

WEIDMAN, JOHN C. / DARLA J. TWALE / ELIZABETH LEAHY STEIN (2001): Socialization of graduate and professional students in higher education. A perilous passage? San Francisco: Jossey-Bass.

WEINBERGER, OTA (1985): The expressive conception of norms: An impasse for the logic of norms. In: Law and Philosophy 4/2, 165–198.

WENZEL, MICHAEL (2004): The social side of sanctions: Personal and social norms as moderators of deterrence. In: Law and Human Behavior 28/5, 547–567.

WERLEN, IWAR (2004): Domäne. In: AMMON, ULRICH / NORBERT DITTMAR / KLAUS J. MATTHEIER / PETER TRUDGILL (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter, 335–341.

WIEGAND, HERBERT ERNST (1986): Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher. Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln. In: HENNE, HELMUT (Hg.): Sprachnormen in der Diskussion. Berlin: de Gruyter, 72–101.

WIEGAND, HERBERT ERNST (1999): Mit Wittgenstein über die Wortbedeutung nachdenken: Gebrauch? Regel des Gebrauchs? Ein Etwas im Kopf? In: WIEGAND, HERBERT ERNST / ROMAN HERZOG (Hg.): Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart. Berlin: de Gruyter, 404–461.

WIESINGER, PETER (1983a): Diphthongierung und Monophthongierung in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1076–1083.

WIESINGER, PETER (1983b): Hebung und Senkung in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin: de Gruyter, 1106–1110.

WIESINGER, PETER (1983c): Rundung und Entrundung, Palatalisierung und Entpalatalisierung, Velarisierung und Entvelarisierung in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Zweiter Halbband. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin: de Gruyter, 1101–1105.

WIESINGER, PETER (1989): Die Flexionsmorphologie des Verbums im Bairischen. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

WIESINGER, PETER (1990): The Central and Southern Bavarian dialects in Bavaria and Austria. In: CHARLES V. RUSS (Hg.): The dialects of modern German. A linguistic survey. Stanford: Stanford University Press, 438–519.

WIESINGER, PETER (2010): Die Standardaussprache in Österreich. In: KRECH, EVA-MARIA / EBERHARD STOCK / URSULA HIRSCHFELD / LUTZ CHRISTIAN ANDERS (Hg.): Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York: de Gruyter, 229–258.

WIESINGER, PETER (2014): Das österreichische Deutsch in Gegenwart und Geschichte. Wien: LIT.

WIKFORSS, ÅSA (2001): Semantic normativity. In: Philosophical Studies: An International Journal for Philosophy in the Analytic Tradition 102/2, 203–226.

WILSON, THOMAS P. (1981): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: JOACHIM MATTHES (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag, 54–79.

WINTER, FABIAN / HEIKO RAUHUT / DIRK HELBING (2012): How norms can generate conflict: An experiment on the failure of cooperative micro-motives on the macro-level. In: Social Forces 90/3, 919–946.

WITTGENSTEIN, LUDWIG (2003): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt / Main: Suhrkamp.

WOLF, NORBERT RICHARD (1983): Durchführung und Verbreitung der zweiten Lautverschiebung in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Zweiter Halbband. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin: de Gruyter, 1116–1121.

WOOLARD, KATHRYN A. (1992): Language ideology: Issues and approaches. In: Pragmatics 2/3, 235–249.

WOOLARD, KATHRYN A. / BAMBI B. SCHIEFFELIN (1994): Language ideology. In: Annual Review of Anthropology 23, 55–82.

WRIGHT, GEORG HENRIK VON (1979): Norm und Handlung. Eine logische Untersuchung. Königstein: Scriptor-Verlag.

WU, HUIPING / SHING-ON LEUNG (2017): Can Likert scales be treated as interval scales? A simulation study. In: Journal of Social Service Research 43/4, 527–532.

ZASU, YOSHINOBU (2007): Sanctions by social norms and the law. Substitutes or complements? In: The Journal of Legal Studies 36/2, 379–396.

ZEHETNER, LUDWIG (1978): Kontrastive Morphologie: Bairisch / Einheitssprache. In: AMMON, ULRICH / ULRICH KNOOP / INGULF RADTKE (Hg.): Grundlagen einer dialektorientierten Sprachdidaktik. Theoretische und empirische Beiträge zu einem vernachlässigten Schulproblem. Weinheim: Beltz, 313–331.

ZEHETNER, LUDWIG (1985): Das bairische Dialektbuch. München: Beck.
ZEHETNER, LUDWIG (1988): Wider das Undingk. In: Der Sprachdienst 32/2, 41–43.
ZELDITCH, MORRIS (2001): Processes of legitimation: Recent developments and new directions. In: Social Psychology Quarterly 64/1, 4–17.
ZIEGLER, EVELYN (2011): Subsistente Normen und Sprachkompetenz: Ihre Bedeutung für den Deutschunterricht. In: WYSS, EVA L. / DANIEL STOTZ / JEAN-FRANÇOIS DE PIETRO / ALEKSANDRA GNACH / INGRID DE SAINT-GEORGES (Hg.): Sprachkompetenzen in Ausbildung und Beruf. Übergänge und Transformationen. Neuchâtel: Institut des Sciences du Langage et de la Communication, 69–85.

APPENDICES

A SPRECHERVERZEICHNIS

A.1 Interviews

Sigle	Gruppe	Geschlecht	L1	Fakultät	Nation	Region
LAB	Leh	Weib	ED	NW	BRD	MNdt
LAC	Leh	Männ	ED	NW	BRD	Bay
LAD	Leh	Weib	AZD	KGW	–	–
LAE	Leh	Männ	ED	NW	AUT	k. A.
LAF	Leh	Männ	ED	KTH	AUT	Sb
LAG	Leh	Männ	ED	KGW	BRD	MNdt
LAH	Leh	Männ	ED	KGW	AUT	k. A.
LAI	Leh	Weib	ED	KGW	BRD	Al
LEA	Leh	Weib	ED	KGW	BRD	Al
LEB	Leh	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
LEC	Leh	Männ	ED	KGW	AUT	k. A.
LED	Leh	Männ	AZD	KGW	–	–
LEF	Leh	Weib	AZD	KTH	–	–
LEG	Leh	Männ	ED	NW	AUT	RÖ
LEH	Leh	Männ	ED	RW	AUT	OÖ
LEI	Leh	Männ	ED	KGW	–	–
LIC	Leh	Männ	ED	RW	AUT	k. A.
LID	Leh	Weib	ED	KGW	AUT	k. A.
LIE	Leh	Weib	ED	RW	–	–
LIF	Leh	Weib	ED	RW	BRD	MNdt
LIG	Leh	Männ	ED	IFFB	AUT	k. A.
LIH	Leh	Weib	ED	KGW	AUT	k. A.
LOA	Leh / Admin	Weib	ED	KGW	AUT	Sbg
LOB	Leh	Weib	ED	KTH	AUT	k. A.
LOC	Leh	Männ	ED	KTH	AUT	k. A.
LOD	Leh	Männ	ED	NW	BRD	MNdt
LOE	Leh	Männ	ED	RW	–	–
LOF	Leh	Männ	ED	RW	AUT	Sb
LOG	Leh	Männ	ED	IFFB	AUT	OÖ
LOH	Leh	Männ	IZD	KTH	–	–
LUA	Leh	Weib	AZD	KGW	–	–
LUC	Leh	Männ	ED	NW	AUT	RÖ
LUD	Leh	Weib	AZD	KTH	–	–
LUE	Leh	Männ	AZD	NW	–	–
LUF	Leh	Männ	IZD	IFFB	–	–
LUJ	Leh	Männ	IZD	IFFB	–	–

Sigle	Gruppe	Geschlecht	L1	Fakultät	Nation	Region
SAB	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SAC	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SAD	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SAE	Stud	Weib	IZD	NW	–	–
SAF	Stud	Weib	IZD	KGW	AUT	OÖ
SAG	Stud	Männ	AZD	NW	–	–
SAH	Stud	Weib	IZD	NW	BRD	Bay
SAI	Stud	Weib	IZD	NW	–	–
SAJ	Stud	Weib	AZD	NW	–	–
SAK	Stud	Männ	AZD	KGW	–	–
SAL	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SAM	Stud	Weib	IZD	RW	AUT	Sbg
SAN	Stud	Männ	AZD	RW	–	–
SEA	Stud	Weib	IZD	NW	AUT	Sbg
SEB	Stud	Männ	AZD	KGW	–	–
SEC	Stud	Weib	AZD	NW	–	–
SED	Stud	Weib	AZD	NW	–	–
SEF	Stud	Weib	IZD	KGW	–	–
SEG	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SEH	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SEI	Stud	Weib	AZD	RW	–	–
SEJ	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SEK	Stud	Männ	AZD	KGW	–	–
SEL	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SEM	Stud	Männ	AZD	KGW	–	–
SEN	Stud	Weib	IZD	RW	–	–
SIA	Stud	Weib	AZD	RW	–	–
SIB	Stud	Weib	AZD	KGW	–	–
SIC	Stud	Weib	AZD	NW	–	–
SID	Stud	Männ	ED	NW	BRD	MNdt
SIE	Stud	Weib	ED	KGW	AUT	Sbg
SIF	Stud	Männ	ED	KGW	BRD	MNdt
SIG	Stud	Weib	ED	KGW	AUT	Sb
SIH	Stud	Männ	ED	RW	–	–
SIK	Stud	Weib	ED	NW	BRD	Al
SIL	Stud	Weib	ED	NW	AUT	Sbg
SIM	Stud	Weib	ED	NW	AUT	Sb
SIN	Stud	Weib	ED	NW	BRD	Bay
SOA	Stud	Männ	ED	NW	BRD	Bay
SOB	Stud	Männ	ED	KGW	BRD	MNdt
SOC	Stud	Weib	ED	KGW	AUT	Al
SOD	Stud	Weib	IZD	KGW	AUT	Sbg
SOE	Stud	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
SOF	Stud	Männ	ED	IFFB	BRD	MNdt
SOG	Stud	Männ	AZD	RW	–	–
SOH	Stud	Weib	AZD	RW	–	–
SOI	Stud	Weib	ED	NW	BRD	Bay
SOJ	Stud	Weib	ED	NW	AUT	Sb
SOK	Stud	Weib	ED	NW	–	–
SOL	Stud	Männ	ED	NW	BRD	Al
SOM	Stud	Weib	ED	KTH	–	–

Sigle	Gruppe	Geschlecht	L1	Fakultät	Nation	Region
SON	Stud	Männ	AZD	RW	–	–
SUA	Stud	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
SUB	Stud	Männ	ED	RW	AUT	Sbg
SUC	Stud	Männ	ED	RW	AUT	Sbg
SUD	Stud	Männ	ED	KGW	AUT	Sbg
SUE	Stud	Männ	ED	KGW	AUT	Sbg
SUF	Stud	Weib	ED	IFFB	AUT	OÖ
SUG	Stud	Weib	ED	NW	AUT	Sbg
SUH	Stud	Männ	ED	RW	AUT	Sbg
SUI	Stud	Weib	ED	NW	AUT	OÖ
SUJ	Stud	Männ	ED	KTH	AUT	Sbg
SUK	Stud	Männ	ED	NW	AUT	Sb
SUL	Stud	Männ	ED	KGW	AUT	Sb
SUM	Stud	Weib	IZD	KGW	AUT	Sbg
SUN	Stud	Weib	ED	RW	AUT	Sb
VAB	Admin	Weib	ED	RW	AUT	OÖ
VAC	Admin	Männ	ED	NW	AUT	RÖ
VAD	Admin	Weib	ED	–	AUT	OÖ
VAE	Admin	Weib	ED	KTH	AUT	Sbg
VAF	Admin	Weib	ED	KGW	AUT	Sbg
VEA	Admin	Männ	ED	–	AUT	Sbg
VEB	Admin	Weib	ED	–	AUT	Sbg
VEC	Admin	Weib	ED	–	AUT	RÖ
VED	Admin	Weib	ED	–	AUT	Sbg
VIA	Admin	Weib	ED	NW	–	–
VIB	Admin	Weib	IZD	KGW	AUT	Sbg
VIC	Admin	Weib	AZD	RW	–	–
VID	Admin	Männ	AZD	–	–	–
VOA	Admin	Männ	IZD	–	–	–
VOB	Admin	Weib	IZD	–	–	–
VOC	Admin	Weib	ED	–	AUT	Sbg
VOD	Admin	Männ	ED	–	AUT	OÖ
VUA	Admin	Männ	IZD	–	AUT	Sbg
VUB	Admin	Weib	AZD	–	–	–
VUC	Admin	Weib	IZD	–	–	–
VUD	Admin	Weib	AZD	–	–	–

A.2 LV-Aufnahmen

Sigle	Rolle / Kontext	Geschlecht	L1	Fakultät	Nation	Region
LAC	Leh	Männ	ED	NW	BRD	Bay
LAE	Leh*	Männ	ED	NW	AUT	OÖ
LAE206	WM	Weib	ED	NW	AUT	OÖ
LAE207	WM	Weib	ED	NW	AUT	Sbg
LAF	Leh	Männ	ED	KTH	AUT	Sb
LAF05	WM	Weib	ED	KTH	AUT	Sbg
LAF06	WM	Männ	ED	KTH	AUT	Sbg
LAG	Leh	Männ	ED	KGW	BRD	MNdt
LAG02	WM	Männ	ED	KGW	AUT	Sb
LAG03	WM	Weib	ED	KGW	AUT	OÖ
LAG04	Ref, RefDis, WM	Weib	ED	KGW	AUT	Sb
LAG05	Ref, RefDis, WM	Männ	ED	KGW	BRD	Bay
LAG06	WM	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
LAG07	WM	Männ	ED	KGW	BRD	Bay
LAG10	WM	Weib	ED	KGW	AUT	Sbg
LAG11	WM	Weib	ED	KGW	AUT	OÖ
LAG12	WM	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
LEA	Leh	Weib	ED	KGW	BRD	Al
LEA01	WM	Männ	ED	KGW	AUT	Sbg
LEA02	Ref, WM	Weib	AZD	KGW	–	–
LEA04	WM	Weib	ED	KGW	AUT	Sbg
LEA05	Ref, WM	Weib	AZD	KGW	–	–
LIC	Leh	Männ	ED	RW	AUT	Sbg
LIC14	WM	Weib	ED	RW	AUT	OÖ
LOF	Leh	Männ	ED	RW	AUT	Sb
LOF02	WM	Weib	ED	RW	AUT	Sbg
LOF03	WM	Männ	ED	RW	AUT	Sbg
LOF05	WM	Weib	ED	RW	AUT	RÖ
LOF06	WM	Weib	ED	RW	AUT	Sbg
LUG	Leh	Männ	ED	KGW	AUT	OÖ
LUG01	Ref, RefDis, WM	Männ	ED	KGW	BRD	MNdt
LUG02	WM	Weib	ED	KGW	BRD	Al
LUG04	WM	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
LUG06	WM	Männ	ED	KGW	BRD	Al
LUG08	WM	Männ	ED	KGW	AUT	OÖ
LUG09	Ref, RefDis	Männ	ED	KGW	AUT	OÖ
LUG16	WM	Weib	ED	KGW	AUT	Sb
LUG18	WM	Weib	ED	KGW	AUT	Sbg
LUG20	Ref, WM	Männ	ED	KGW	AUT	Sb
LUH	Leh	Männ	ED	KGW	BRD	MNdt
LUH01	Ref	Weib	AZD	KGW	–	–
LUH02	Ref	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
LUH03	WM	Weib	ED	KGW	BRD	Al

Sigle	Rolle / Kontext	Geschlecht	L1	Fakultät	Nation	Region
LUH06	WM	Männ	ED	KGW	AUT	Sbg
LUH08	WM	Männ	ED	KGW	AUT	Al
LUI	Leh	Weib	ED	NW	BRD	MNdt
LUI02	Ref, RefDis	Männ	ED	NW	AUT	RÖ
LUI03	WM	Männ	ED	NW	AUT	OÖ
LUI05	WM	Männ	ED	NW	BRD	Bay
LUI20	Ref, RefDis, WM	Männ	ED	NW	BRD	Bay
LUI21	Ref, RefDis	Männ	ED	NW	BRD	Al
LUK	Leh	Weib	ED	KGW	BRD	MNdt
LUK01	WM	Männ	ED	KGW	BRD	Bay
LUK03	WM	Weib	ED	KGW	AUT	Sb
LUK05	WM	Männ	ED	KGW	AUT	OÖ
LUK09	WM	Weib	ED	KGW	AUT	OÖ
LUK10	WM	Männ	ED	KGW	AUT	RÖ
LUK12	WM	Weib	ED	KGW	AUT	OÖ
LUK17	Ref	Weib	ED	KGW	BRD	Bay
LUT	Leh	Weib	ED	KGW	BRD	MNdt

B TOKEN UND PROBANDENZAHL

	V1	V2	V3a	V3b	V4	V5	V6
Gesamt	1297 (43)	2337 (46)	597 (32)	474 (31)	1220 (46)	1220 (46)	1220 (46)
AUT	756 (26)	1198 (28)	321 (18)	250 (16)	632 (26)	632 (26)	632 (26)
BRD	541 (17)	1139 (18)	276 (14)	224 (15)	588 (20)	588 (20)	588 (20)
Sbg	150 (8)	236 (10)	73 (5)	42 (4)	118 (8)	118 (8)	118 (8)
OÖ	278 (9)	540 (9)	154 (7)	117 (6)	238 (9)	238 (9)	238 (9)
Bay	260 (7)	426 (8)	134 (6)	100 (6)	293 (9)	293 (9)	293 (9)
Sb	257 (6)	372 (6)	80 (4)	74 (4)	213 (6)	213 (6)	213 (6)
Al	90 (5)	209 (5)	53 (4)	48 (5)	104 (6)	104 (6)	104 (6)
MNdt	196 (6)	418 (6)	94 (5)	81 (5)	199 (6)	199 (6)	199 (6)
Leh	613 (12)	1340 (12)	313 (11)	244 (11)	582 (12)	582 (12)	582 (12)
Ref	482 (10)	566 (10)	185 (10)	152 (10)	366 (10)	366 (10)	366 (10)
RefDis	–	43 (5)	–	–	28 (4)	28 (4)	28 (4)
WM	149 (21)	365 (26)	70 (11)	52 (9)	227 (27)	227 (27)	227 (27)
	V7	**V8**	**V9**	**V10**	**V11**	**V12**	**V13**
Gesamt	425 (31)	586 (30)	1052 (40)	747 (36)	2125 (47)	580 (33)	247 (30)
AUT	206 (16)	291 (17)	525 (21)	392 (19)	996 (29)	313 (18)	115 (14)
BRD	219 (15)	295 (13)	527 (19)	355 (17)	1129 (18)	267 (15)	132 (16)
Sbg	25 (3)	67 (6)	97 (6)	90 (5)	163 (9)	65 (5)	30 (5)
OÖ	92 (6)	93 (5)	239 (7)	138 (6)	383 (10)	137 (6)	47 (4)
Bay	93 (7)	121 (5)	240 (9)	178 (8)	601 (9)	159 (7)	61 (8)
Sb	75 (5)	121 (4)	149 (5)	141 (5)	379 (7)	98 (6)	31 (4)
Al	40 (3)	34 (3)	69 (5)	56 (5)	145 (4)	22 (3)	21 (3)
MNdt	91 (6)	140 (5)	226 (6)	129 (5)	400 (6)	86 (5)	50 (5)
Leh	234 (12)	381 (11)	476 (12)	393 (11)	956 (12)	291 (11)	122 (11)
Ref	128 (10)	136 (9)	324 (10)	187 (9)	787 (10)	172 (9)	70 (10)
RefDis	–	–	20 (3)	–	–	–	–
WM	47 (9)	56 (10)	167 (19)	124 (15)	308 (28)	90 (14)	53 (9)
	V14	**V15a**	**V15b**	**V15c**	**V16a**	**V16b**	**V17**
Gesamt	236 (25)	441 (27)	263 (24)	778 (29)	396 (35)	418 (29)	204 (25)
AUT	107 (13)	168 (12)	143 (12)	380 (13)	195 (18)	211 (14)	86 (12)
BRD	129 (12)	173 (15)	120 (12)	398 (16)	201 (17)	207 (15)	118 (13)
Sbg	17 (3)	49 (4)	33 (4)	69 (4)	27 (4)	72 (4)	21 (3)
OÖ	48 (4)	46 (4)	62 (4)	175 (5)	93 (8)	73 (6)	31 (5)
Bay	75 (5)	55 (6)	52 (4)	165 (8)	78 (8)	65 (7)	65 (8)
Sb	28 (4)	73 (4)	48 (4)	136 (4)	62 (4)	66 (4)	22 (3)
Al	18 (3)	30 (4)	19 (3)	–	37 (4)	41 (3)	–
MNdt	36 (4)	88 (5)	49 (5)	187 (6)	94 (6)	101 (5)	43 (4)
Leh	98 (10)	214 (11)	157 (11)	489 (12)	170 (11)	234 (11)	109 (11)
Ref	96 (9)	81 (9)	61 (6)	195 (8)	57 (4)	97 (9)	38 (5)
RefDis	–	–	–	–	–	17 (3)	–
WM	40 (7)	34 (6)	26 (5)	56 (7)	137 (17)	61 (10)	45 (8)

	V18a	V18b	V19	V20	V21a	V21b	V21c
Gesamt	497 (31)	497 (31)	220 (18)	804 (35)	1184 (40)	2123 (40)	615 (26)
AUT	211 (14)	211 (14)	–	319 (18)	740 (24)	–	–
BRD	286 (17)	286 (17)	–	485 (17)	444 (13)	–	–
Sbg	52 (3)	52 (3)	–	79 (6)	151 (8)	308 (10)	64 (4)
OÖ	87 (4)	87 (4)	–	124 (4)	343 (10)	636 (10)	169 (7)
Bay	152 (9)	152 (9)	–	282 (8)	355 (9)	690 (11)	242 (9)
Sb	65 (6)	65 (6)	–	105 (6)	203 (6)	436 (7)	111 (4)
Al	35 (4)	35 (4)	–	82 (5)	100 (5)	–	–
MNdt	106 (5)	106 (5)	–	127 (5)	–	–	–
Leh	241 (11)	241 (11)	–	336 (11)	524 (7)	820 (6)	302 (6)
Ref	153 (8)	153 (8)	–	287 (9)	423 (9)	633 (8)	170 (8)
RefDis	–	–	–	23 (3)	43 (4)	49 (4)	–
WM	85 (12)	85 (12)	–	138 (16)	282 (27)	595 (29)	116 (14)
	V21d	**V22**	**V23**	**V24**	**V25**	**V26**	**V27a**
Gesamt	307 (21)	254 (20)	588 (25)	721 (31)	300 (20)	373 (26)	325 (33)
AUT	–	–	–	–	–	219 (17)	201 (20)
BRD	–	–	–	–	–	154 (9)	124 (13)
Sbg	43 (4)	41 (4)	77 (6)	97 (6)	50 (5)	37 (3)	38 (4)
OÖ	113 (7)	56 (5)	149 (7)	222 (7)	64 (4)	82 (7)	72 (8)
Bay	70 (5)	73 (6)	220 (7)	212 (8)	89 (7)	124 (6)	55 (5)
Sb	74 (4)	71 (4)	134 (4)	148 (7)	97 (4)	82 (4)	57 (5)
Al	–	–	–	–	–	35 (4)	16 (3)
MNdt	–	–	–	–	–	–	75 (6)
Leh	193 (6)	106 (6)	237 (6)	300 (6)	139 (6)	124 (7)	162 (12)
Ref	55 (6)	103 (7)	212 (8)	248 (8)	109 (6)	150 (9)	75 (8)
RefDis	–	–	–	–	–	–	–
WM	53 (10)	27 (7)	122 (12)	142 (18)	33 (6)	72 (9)	63 (12)
	V27b	**V27c**	**V27d**	**V28a**	**V28b**	**V28c**	**V29a**
Gesamt	789 (33)	427 (24)	268 (20)	1053 (48)	512 (32)	459 (34)	264 (20)
AUT	369 (18)	–	–	541 (28)	220 (15)	266 (18)	–
BRD	420 (15)	–	–	512 (20)	292 (17)	193 (16)	–
Sbg	36 (4)	57 (6)	32 (4)	116 (10)	43 (4)	74 (6)	54 (5)
OÖ	239 (7)	108 (6)	95 (6)	235 (10)	102 (6)	109 (7)	99 (6)
Bay	262 (7)	140 (7)	94 (6)	205 (10)	124 (9)	102 (7)	106 (8)
Sb	71 (4)	95 (4)	47 (4)	160 (5)	69 (4)	61 (4)	–
Al	51 (4)	–	–	79 (5)	–	36 (4)	–
MNdt	112 (5)	–	–	40 (6)	138 (6)	55 (5)	–
Leh	311 (11)	152 (6)	123 (6)	478 (12)	283 (12)	200 (11)	96 (4)
Ref	344 (9)	193 (8)	84 (6)	174 (10)	146 (10)	156 (10)	85 (5)
RefDis	23 (3)	–	–	–	–	–	–
WM	93 (12)	62 (11)	46 (8)	355 (28)	64 (10)	72 (12)	77 (12)

	V29b	V29c	V29d	V30	V31	V32
Gesamt	462 (19)	287 (29)	1152 (43)	171 (14)	327 (9)	60 (6)
AUT	–	136 (14)	591 (24)	–	–	–
BRD	–	151 (15)	561 (19)	–	–	–
Sbg	35 (3)	36 (4)	177 (8)	–	–	–
OÖ	133 (6)	58 (6)	222 (9)	–	–	–
Bay	278 (8)	75 (7)	276 (10)	–	–	–
Sb	–	42 (4)	159 (5)	–	–	–
Al	–	17 (3)	67 (4)	–	–	–
MNdt	–	59 (5)	224 (6)	–	–	–
Leh	112 (4)	144 (11)	598 (12)	–	–	–
Ref	249 (6)	66 (8)	251 (10)	–	–	–
RefDis	–	–	–	–	–	–
WM	80 (8)	64 (10)	262 (23)	–	–	–

C SIGNIFIKANZTESTS (ERGÄNZUNG)

C1 (Kapitel 3.2.1): Es korrelieren (in Klammer Φ) mit p = 0,000***: FS-29a-1*FS-29a-2 (0,762); FS-29a-1*FS-29a-3 (0,664); FS-29a-1*FS-29a-4 (0,56); FS-29a-1*FS-29a-5 (0,5); FS-29a-1*FS-29a-6 (0,157); FS-29a-1*FS-29a-7 (0,201); FS-29a-2*FS-29a-3 (0,711); FS-29a-2*FS-29a-4 (0,632); FS-29a-2*FS-29a-5 (0,603); FS-29a-2*FS-29a-6 (0,174); FS-29a-2*FS-29a-7 (0,226); FS-29a-3*FS-29a-4 (0,739); FS-29a-3*FS-29a-5 (0,535); FS-29a-3*FS-29a-6 (0,216); FS-29a-3*FS-29a-7 (0,28); FS-29a-4*FS-29a-5 (0,661); FS-29a-4*FS-29a-6 (0,277); FS-29a-4*FS-29a-7 (0,368); FS-29a-5*FS-29a-6 (0,276); FS-29a-5*FS-29a-7 (0,354); FS-29a-6*FS-29a-7 (0,581); FS-29c-1*FS-29c-2 (0,691); FS-29c-1*FS-29c-3 (0,547); FS-29c-1*FS-29c-4 (0,344); FS-29c-1*FS-29c-5 (0,357); FS-29c-1*FS-29c-6 (0,141); FS-29c-1*FS-29c-7 (0,165); FS-29c-2*FS-29c-3 (0,48); FS-29c-2*FS-29c-4 (0,362); FS-29c-2*FS-29c-5 (0,394); FS-29c-2*FS-29c-6 (0,15); FS-29c-2*FS-29c-7 (0,177); FS-29c-3*FS-29c-4 (0,518); FS-29c-3*FS-29c-5 (0,395); FS-29c-3*FS-29c-6 (0,2); FS-29c-3*FS-29c-7 (0,25); FS-29c-4*FS-29c-5 (0,672); FS-29c-4*FS-29c-6 (0,361); FS-29c-4*FS-29c-7 (0,448); FS-29c-5*FS-29c-6 (0,341); FS-29c-5*FS-29c-7 (0,422); FS-29c-6*FS-29c-7 (0,7); FS-29b-1*FS-29b-2 (0,762); FS-29b-1*FS-29b-3 (0,616); FS-29b-1*FS-29b-4 (0,281); FS-29b-1*FS-29b-5 (0,248); FS-29b-2*FS-29b-3 (0,619); FS-29b-2*FS-29b-4 (0,315); FS-29b-2*FS-29b-5 (0,303); FS-29b-3*FS-29b-4 (0,554); FS-29b-3*FS-29b-5 (0,365); FS-29b-4*FS-29b-5 (0,576); FS-29b-4*FS-29b-6 (0,201); FS-29b-4*FS-29b-7 (0,252); FS-29b-5*FS-29b-6 (0,221); FS-29b-5*FS-29b-7 (0,283); FS-29b-6*FS-29b-7 (0,7). Es korrelieren mit p = 0,002**: FS-29b-3*FS-29b-6 (0,122); FS-29b-3*FS-29b-7 (0,12).

C2 (Kapitel 3.2.1): Signifikante Unterschiede (in Klammer p) gibt es zwischen KTH/RW bei FS-29a-3 (0,037*), FS-29a-4 (0,005**), FS-29a-5 (0,017*); zwischen KTH/NW bei FS-29a-2 (0,039*), FS-29a-3 (0,019*), FS-29a-4 (0,002**), FS-29a-5 (0,007**), FS-29b-1 (0,022*), FS-29b-2 (0,001**), FS-29b-3 (0,03*); zwischen KTH/KGW bei FS-29a-4 (0,007**), FS-29a-5 (0,017*), FS-29b-2 (0,019*); zwischen NW/RW bei FS-29c-2 (0,002**), FS-29c-3 (0,028*); zwischen KGW/RW bei FS-29c-1 (0,049*), FS-29c-2 (0,005**); zwischen KGW/NW bei FS-29b-2 (0,034*); zwischen NW/RW bei FS-29b-1 (0,000***), FS-29b-2 (0,032*), FS-29b-3 (0,002**), FS-29b-4 (0,006**), FS-29b-6 (0,035*), FS-29b-7 (0,021*); zwischen KGW/RW bei FS-29b-1 (0,009**), FS-29b-3 (0,042*), FS-29b-4 (0,024*), FS-29b-6 (0,038*) und FS-29b-7 (0,02*).

C3 (Kapitel 3.2.1): Signifikant (in Klammer p) sind die Unterschiede bei FS-29a-1 zwischen Bay/MNdt (0,012*); Sb/MNdt (0,000**); Sb/Bay (0,001**); Sb/Al (0,003**); ÖMB/MNdt (0,004**); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,000***); Sbg/MNdt (0,000***); Sbg/Bay (0,002**); Sbg/Al (0,023*); bei FS-29a-2 zwischen Bay/MNdt (0,029*); Sb/MNdt (0,000***); Sb/Bay (0,001**); Sb/Al (0,008**); ÖMB/MNdt (0,011*); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,001**); Sbg/MNdt (0,000***); Sbg/Al (0,015*); bei FS-29a-3 zwischen Sb/MNdt (0,000***); Sb/Bay (0,000***); Sb/Al (0,003**); ÖMB/MNdt (0,021*); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,000***); Sbg/MNdt (0,000***); Sbg/Bay (0,000***); Sbg/Al (0,006**); bei FS-29a-4 zwischen Sb/MNdt (0,005**); Sb/Bay (0,005**); Sb/Al (0,001**); ÖMB/Al (0,011*); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,000***); Sbg/MNdt (0,001**); Sbg/Bay (0,000***); Sbg/Al (0,000***); bei FS-29a-5

zwischen Sb/MNdt (0,002**); ÖMB/MNdt (0,008**); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,002**); Sbg/MNdt (0,000***); Sbg/Bay (0,002**); bei FS-29a-7 zwischen Sb/MNdt (0,011*); Sb/Al (0,021*); ÖMB/Sb (0,036*); OÖ/MNdt (0,013*); OÖ/Al (0,026*); OÖ/ÖMB (0,044*); Sbg/MNdt (0,008**); Sbg/Bay (0,04*); Sbg/Al (0,017*); Sbg/ÖMB (0,03*); bei FS-29b-1 zwischen Sb/MNdt (0,000***); Sb/Bay (0,000***); Sb/Al (0,017*); ÖMB/MNdt (0,044*); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,032*); Sbg/MNdt (0,01*); Sbg/Bay (0,024*); Sbg/Sb (0,006**); Sbg/OÖ (0,003**); bei FS-29b-2 zwischen Sb/MNdt (0,001**); Sb/Bay (0,001**); Sb/Al (0,029*); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,021*); Sbg/MNdt (0,028*); Sbg/Bay (0,039*); Sbg/Sb (0,046*); Sbg/OÖ (0,008**); bei FS-29b-3 zwischen Sb/MNdt. (0,013*); Sb/Al (0,041*); ÖMB/Sb (0,047*); OÖ/MNdt (0,034*); Sbg/Sb (0,027*); bei FS-29b-4 zwischen Sbg/Bay (0,027*); bei FS-29b-6 zwischen OÖ/MNdt (0,001**); OÖ/Bay (0,000***); Sbg/MNdt (0,028*); Sbg/Bay (0,037*); bei FS-29b-7 zwischen Sb/MNdt (0,018*); Sb/Bay (0,022*); Sb/Al (0,037*); ÖMB/MNdt (0,026*); ÖMB/Bay (0,04*); ÖMB/Al (0,047*); OÖ/MNdt (0,000***); OÖ/Bay (0,000***); OÖ/Al (0,001**); Sbg/MNdt (0,001**); Sbg/Bay (0,000***); Sbg/Al (0,006**); bei FS-29c-1 zwischen OÖ/MNdt (0,029*); bei FS-29c-4 zwischen Sb/Bay (0,045*).

C4 (Kapitel 3.2.2): Es korrelieren (in Klammer Φ) mit p = 0,000***: FS-28b-1*FS-28c-1 (0,212), FS-28a-1*FS-28c-1 (-0,442), FS-28a-2*FS-28c-2 (-0,252), FS-28b-2*FS-28c-2 (-0,259), FS-28a-3*FS-28c-3 (-0,475), FS-28b-3*FS-28c-3 (-0,227), FS-28a-4*FS-28b-4 (-0,296), FS-28a-4*FS-28c-4 (-0,295), FS-28b-4*FS-28c-4 (-0,165), FS-28a-5*FS-28b-5 (-0,216), FS-28a-5*FS-28c-5 (-0,254), FS-28a-6*FS-28b-6 (-0,403), FS-28a-6*FS-28c-6 (-0,182), FS-28b-6*FS-28c-6 (0,197), FS-28a-7*FS-28b-7 (-0,565), FS-28a-7*FS-28c-7 (-0,249). Mit p = 0,001** korrelieren: FS-28b-7*FS-28c-7 (0,129), FS-28a-1*FS-28b-1 (0,133), FS-28a-2*FS-28b-2 (0,13), FS-28b-5*FS-28c-5 (-0,115).

C5 (Kapitel 3.2.2): Es korrelieren (in Klammer Φ) mit p = 0,000***: FS-28a-1*FS-28a-2 (0,47); FS-28a-1*FS-28a-3 (0,595); FS-28a-1*FS-28a-4 (0,433); FS-28a-1*FS-28a-5 (0,353); FS-28a-1*FS-28a-6 (0,192); FS-28a-1*FS-28a-7 (0,303); FS-28a-2*FS-28a-3 (0,54); FS-28a-2*FS-28a-4 (0,521); FS-28a-2*FS-28a-5 (0,559); FS-28a-2*FS-28a-6 (0,203); FS-28a-2*FS-28a-7 (0,298); FS-28a-3*FS-28a-4 (0,623); FS-28a-3*FS-28a-5 (0,451); FS-28a-3*FS-28a-6 (0,227); FS-28a-3*FS-28a-7 (0,35); FS-28a-4*FS-28a-5 (0,611); FS-28a-4*FS-28a-6 (0,267); FS-28a-4*FS-28a-7 (0,468); FS-28a-5*FS-28a-6 (0,308); FS-28a-5*FS-28a-7 (0,367); FS-28a-6*FS-28a-7 (0,503);FS-28c-1*FS-28c-2 (0,671); FS-28c-1*FS-28c-3 (0,706); FS-28c-1*FS-28c-4 (0,395); FS-28c-1*FS-28c-5 (0,437); FS-28c-1*FS-28c-6 (0,227); FS-28c-1*FS-28c-7 (0,253); FS-28c-2*FS-28c-3 (0,619); FS-28c-2*FS-28c-4 (0,419); FS-28c-2*FS-28c-5 (0,472); FS-28c-2*FS-28c-6 (0,213); FS-28c-2*FS-28c-7 (0,239); FS-28c-3*FS-28c-4 (0,503); FS-28c-3*FS-28c-5 (0,466); FS-28c-3*FS-28c-6 (0,254); FS-28c-3*FS-28c-7 (0,284); FS-28c-4*FS-28c-5 (0,659); FS-28c-4*FS-28c-6 (0,431); FS-28c-4*FS-28c-7 (0,51); FS-28c-5*FS-28c-6 (0,428); FS-28c-5*FS-28c-7 (0,471); FS-28c-6*FS-28c-7 (0,705); FS-28b-1*FS-28b-2 (0,579); FS-28b-1*FS-28b-3 (0,534); FS-28b-1*FS-28b-4 (0,232); FS-28b-1*FS-28b-5 (0,274); FS-28b-2*FS-28b-3 (0,494); FS-28b-2*FS-28b-4 (0,277); FS-28b-2*FS-28b-5 (0,370); FS-28b-3*FS-28b-4 (0,416); FS-28b-3*FS-28b-5 (0,269); FS-28b-4*FS-28b-5 (0,522); FS-28b-4*FS-28b-6 (0,206); FS-28b-4*FS-28b-7 (0,278); FS-28b-5*FS-28b-6 (0,198); FS-28b-5*FS-28b-7 (0,212); FS-28b-6*FS-28b-7 (0,638); mit p = 0,016* korrelieren FS-28b-2*FS-28b-7 (-0,095); mit p = 0,044*: FS-28b-2*FS-28b-6 (-0,080).

C6 (Kapitel 3.2.2): Signifikante Unterschiede (in Klammer p) zeigen sich bei FS-28a-1 zwischen Bay/MNdt (0,000***), Al/MNdt (0,001**), Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,009**), RÖ/MNdt (0,000***), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,023*), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,01*), Sbg/OÖ (0,013*), bei FS-28a-2 zwischen Bay/MNdt (0,004**), Al/MNdt (0,01*), Sb/MNdt (0,000***), RÖ/MNdt (0,000***), RÖ/Bay (0,016*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,001**), OÖ/Sb (0,026*), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,001**), Sbg/OÖ (0,023*), bei FS-28a-3 zwischen Bay/MNdt (0,033*), Al/MNdt (0,004**), Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,000***), Sb/Al (0,03*), RÖ/MNdt (0,000***), RÖ/Bay (0,001**), RÖ/Al (0,049*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,001**), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/OÖ (0,003**), bei FS-28a-4 zwischen Bay/MNdt (0,04*), Al/MNdt (0,015*), Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,001**), RÖ/MNdt (0,000***), RÖ/Bay (0,006**), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,001**), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/Al (0,021*), bei FS-28a-5 zwischen Bay/MNdt (0,002*), Al/MNdt (0,006**), Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,013*), RÖ/MNdt (0,000***), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,002**), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,01*), Sbg/OÖ (0,003**), bei FS-28a-6 zwischen Sb/MNdt (0,006**), RÖ/MNdt (0,008**), OÖ/MNdt (0,002**), OÖ/Bay (0,013*), Sbg/MNdt (0,005**), bei FS-28a-7 zwischen Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,004**), Sb/Al (0,041*), p = 0,021*; RÖ/MNdt (0,033*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,000***), OÖ/RÖ (0,009**), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/Al (0,015*), Sbg/OÖ (0,03*), bei FS-28b-1 zwischen Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,000***), RÖ/Bay (0,035*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), Sbg/MNdt (0,005**), Sbg/Bay (0,000***), bei FS-28b-2 zwischen Sb/MNdt (0,003**), Sb/Bay (0,000***), Sb/Al (0,025*), RÖ/MNdt (0,02*), RÖ/Bay (0,014*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,004**), Sbg/MNdt (0,011*), Sbg/Bay (0,001**), Sbg/OÖ (0,023*), bei FS-28b-3 zwischen Sb/MNdt (0,028*), RÖ/Sb (0,043*), Sbg/Sb (0,018*), bei FS-28b-4 zwischen Sb/MNdt (0,004**), Sb/Al (0,001**), RÖ/Bay (0,036*), OÖ/MNdt (0,039*), OÖ/Bay (0,003**), Sbg/MNdt (0,017*), Sbg/Bay (0,001**), bei FS-28b-6 zwischen Sb/MNdt (0,03*), Sb/Al (0,041*), RÖ/MNdt (0,003**), RÖ/Bay (0,004**), RÖ/Al (0,005**), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,000***), Sbg/MNdt (0,001**), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/Al (0,003**), bei FS-28b-7 zwischen Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,000***), Sb/Al (0,004**), RÖ/MNdt (0,003**), RÖ/Bay (0,01*), RÖ/Al (0,025*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,000***), Sbg/Al (0,001**), Sbg/OÖ (0,026*), bei FS-28c-1 zwischen Bay/MNdt (0,007**), Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,001**), Sb/Al (0,003**), RÖ/MNdt (0,000***), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,02*), Sbg/Sb (0,043*), Sbg/OÖ (0,000***), bei FS-28c-2 zwischen Bay/MNdt (0,036*), Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,005**), Sb/Al (0,008**), RÖ/MNdt (0,003**), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,015*), Sbg/Al (0,035*), Sbg/OÖ (0,001**), bei FS-28c-3 zwischen Bay/MNdt (0,017*), Al/MNdt (0,015*), Sb/MNdt (0,000***), Sb/Bay (0,000***), Sb/Al (0,001**), RÖ/MNdt (0,002**), RÖ/Sb (0,016*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,000***), OÖ/Al (0,019*), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Bay (0,04*), Sbg/Sb (0,000***), Sbg/OÖ (0,001**), bei FS-28c-4 zwischen Bay/MNdt (0,000***), Bay/Al (0,003**), Sb/MNdt (0,013*), RÖ/MNdt (0,033*),

OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Al (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Al (0,002**), bei FS-28c-5 zwischen Bay/MNdt (0,001**), Bay/Al (0,002**), Sb/MNdt (0,001**), Sb/Al (0,003**), RÖ/MNdt (0,005**), RÖ/Al (0,012*), OÖ/MNdt (0,000***), OÖ/Bay (0,004**), OÖ/Al (0,000***), Sbg/MNdt (0,000***), Sbg/Al (0,001**), Sbg/OÖ (0,004**), bei FS-28c-6 zwischen Sbg/MNdt (0,049*), bei FS-28c-7 zwischen Bay/MNdt (0,016*), OÖ/MNdt (0,031*), Sbg/MNdt (0,011*).

C7 (Kapitel 3.2.2): Es korrelieren (in Klammer Cramers-V) mit FS-25 mit p = 0,000*** FS-28a-1 (0,642), FS-28a-2 (0,371), FS-28a-3 (0,525), FS-28a-4 (0,416), FS-28a-5 (0,337), FS-28a-6 (0,226), FS-28a-7 (0,335), FS-28b-1 (0,429), FS-28b-2 (0,363), FS-28b-3 (0,336), FS-28b-4 (0,307), FS-28b-5 (0,22), FS-28b-6 (0,346), FS-28b-7 (0,391), FS-28c-1 (0,747), FS-28c-2 (0,56), FS-28c-3 (0,637), FS-28c-4 (0,337), FS-28c-5 (0,387), FS-28c-6 (0,249), FS-28c-7 (0,265), FS-29a-1 (0,428), FS-29a-2 (0,317), FS-29a-3 (0,377), FS-29a-4 (0,345), FS-29a-5 (0,263), FS-29a-7 (0,219), FS-29b-1 (0,425), FS-29b-2 (0,339), FS-29b-3 (0,273), FS-29b-6 (0,276), FS-29b-7 (0,294), FS-29c-1 (0,342), FS-29c-2 (0,277), FS-29c-3 (0,293), FS-29c-4 (0,185), FS-29c-6 (0,184); mit FS-25 korreliert mit p = 0,001** FS-29c-7 (0,168); mit p = 0,002** FS-29a-6 (0,163), mit p = 0,005** FS-29c-5 (0,151), mit p = 0,007** FS-29b-5 (0,149), mit p = 0,008** FS-29b-4 (0,146).

C8 (Kapitel 3.2.3): Es korrelieren (in Klammer Cramers-V) mit FS-26 mit p = 0,000*** FS-28a-1 (0,184), FS-28a-2 (0,285), FS-28a-3 (0,24), FS-28a-4 (0,267), FS-28a-5 (0,285), FS-28b-4 (0,251), FS-28b-5 (0,26), FS-28b-6 (0,289), FS-28b-7 (0,293), FS-29b-4 (0,223), FS-29b-5 (0,253), FS-29b-6 (0,265), FS-29b-7 (0,28), FS-28c-1 (0,373), FS-28c-2 (0,346), FS-28c-3 (0,348), FS-28c-4 (0,257), FS-28c-5 (0,279), FS-29c-1 (0,314), FS-29c-2 (0,318), FS-29c-3 (0,294), FS-29c-4 (0,207), FS-29c-5 (0,174); mit FS-26 korrelieren mit p = 0,001** FS-28a-7 (0,171), FS-29a-4 (0,164); mit p = 0,002** FS-28c-7 (0,158); mit p = 0,006** FS-29b-3 (0,145); mit p = 0,007** FS-29b-2 (0,145); mit p = 0,008** FS-29c-7 (0,143); mit p = 0,009** FS-29b-1 (0,142); mit p = 0,01* FS-28b-2 (0,14); mit p = 0,017* FS-28b-3 (0,134); mit p = 0,02* FS-29a-5 (0,132); mit p = 0,021* FS-29a-3 (0,131), FS-29c-6 (0,131); mit p = 0,026* FS-29a-6 (0,128).

C9 (Kapitel 3.2.3): Mit FS 30-1 korrelieren (in Klammer p, Cramers-V) FS-28a-1 (0,041*, 0,122), FS-28a-4 (0,02*, 0,132), FS-29a-1 (0,045*, 0,121), FS-29a-2 (0,011*, 0,14), FS-29a-3 (0,002**, 0,16), FS-29a-4 (0,002**, 0,16), FS-29a-5 (0,044*, 0,121), FS-29a-6 (0,018*, 0,134), FS-29b-2 (0,01*, 0,141), FS-29b-3 (0,01*, 0,141), FS-29b-6 (0,026*, 0,129), FS-29b-7 (0,03*, 0,126), FS-28c-1 (0,000***, 0,183), FS-28c-2 (0,019*, 0,133), FS-28c-3 (0,014*, 0,137), FS-28c-4 (0,006**, 0,148), FS-28c-7 (0,015*, 0,135), FS-29c-1 (0,001**, 0,172), FS-29c-2 (0,001**, 0,171), FS-29c-3 (0,016*, 0,135), FS-29c-4 (0,000***, 0,174), FS-29c-5 (0,004**, 0,15), FS-29c-7 (0,002**, 0,159). Mit FS 30-2 korrelieren FS-28a-3 (0,007**, 0,145), FS-28a-5 (0,011*, 0,14), FS-28a-7 (0,024*, 0,13), FS-29a-5 (0,03*, 0,127), FS-28b-2 (0,001**, 0,164), FS-28b-3 (0,025*, 0,129), FS-28b-6 (0,000***, 0,194), FS-29b-1 (0,021*, 0,132), FS-29b-3 (0,016*, 0,136), FS-29b-6 (0,006**, 0,146), FS-29b-7 (0,001**, 0,167), FS-28c-1 (0,000***, 0,249), FS-28c-2 (0,000***, 0,182), FS-28c-3 (0,000***, 0,212), FS-28c-4 (0,001**, 0,171), FS-28c-5 (0,000***, 0,194), FS-29c-1 (0,000***, 0,191), FS-29c-2 (0,001**, 0,17), FS-29c-3 (0,016*, 0,135), FS-29c-4 (0,002**, 0,16), FS-29c-5 (0,029*, 0,127), FS-29c-7 (0,045*, 0,121).

C10 (Kapitel 3.2.3): Bei FS-30-1 zeigen sich signifikante Unterschiede (in Klammer p) bei FS-28a-1 (0,014*), FS-28a-2 (0,007**), FS-28a-3 (0,005**), FS-28a-4 (0,006**), FS-28a-5 (0,012*), FS-28a-7 (0,044*), FS-29a-2 (0,018*), FS-29a-3 (0,034*), FS-29a-5

(0,038*), FS-29b-6 (0,001**), FS-29b-7 (0,012*), FS-28c-1 (0,000***), FS-28c-2 (0,002**), FS-28c-3 (0,001**), FS-28c-4 (0,000***), FS-28c-5 (0,006**), FS-28c-7 (0,007**), FS-29c-1 (0,000***), FS-29c-2 (0,000***), FS-29c-3 (0,01*), FS-29c-4 (0,000***), FS-29c-5 (0,001**), FS-29c-6 (0,009**), FS-29c-7 (0,000***). Bei FS-30-2 zeigen sich signifikante Unterschiede bei FS-28a-1 (0,004**), FS-28a-2 (0,008**), FS-28a-3 (0,008**), FS-28a-4 (0,013*), FS-28a-5 (0,001**), FS-28a-7 (0,002**), FS-29a-4 (0,014*), FS-29a-5 (0,01*), FS-29a-7 (0,026*), bei FS-28b-1 (0,017*), FS-28b-2 (0,001**), FS-28b-3 (0,002**), FS-28b-6 (0,000***), FS-28b-7 (0,009**), FS-29b-1 (0,001**), FS-29b-2 (0,01*), FS-29b-6 (0,001**), FS-29b-7 (0,000***), FS-28c-1 (0,000***), FS-28c-2 (0,000***), FS-28c-3 (0,000***), FS-28c-4 (0,000***), FS-28c-5 (0,000***), FS-28c-7 (0,043*), FS-29c-1 (0,000***), FS-29c-2 (0,000***), FS-29c-3 (0,001**), FS-29c-4 (0,000***), FS-29c-5 (0,007**), FS-29c-6 (0,023*), FS-29c-7 (0,006**).

C11 (Kapitel 3.2.6): Signifikante Zusammenhänge (in Klammer p, Φ) bestehen zwischen FL-17a-1*FL-17a-2 (0,000***, 0,455), FL-17a-1*FL-17a-3 (0,000***, 0,393), FL-17a-1*FL-17a-4 (0,021*, 0,192), FL-17a-2*FL-17a-3 (0,000***, 0,592), FL-17a-2*FL-17a-4 (0,000***, 0,358), FL-17a-2*FL-17a-5 (0,013*, 0,206), FL-17a-2*FL-17a-6 (0,024*, 0,186), FL-17a-3*FL-17a-4 (0,000***, 0,45), FL-17a-3*FL-17a-5 (0,02*, 0,196), FL-17a-3*FL-17a-6 (0,017*, 0,198), FL-17a-4*FL-17a-5 (0,000***, 0,417), FL-17a-4*FL-17a-6 (0,000***, 0,469), FL-17a-4*FL-17a-7 (0,000***, 0,296), FL-17a-5*FL-17a-6 (0,000***, 0,636), FL-17a-5*FL-17a-7 (0,000***, 0,523), FL-17a-6*FL-17a-7 (0,000***, 0,525), FL-17b-1*FL-17b-2 (0,000***, 0,328), FL-17b-2*FL-17b-3 (0,000***, 0,462), FL-17b-2*FL-17b-4 (0,011*, 0,207), FL-17b-2*FL-17b-5 (0,002**, 0,249), FL-17b-3*FL-17b-4 (0,000***, 0,443), FL-17b-3*FL-17b-5 (0,000***, 0,292), FL-17b-3*FL-17b-6 (0,005, 0,228), FL-17b-4*FL-17b-5 (0,000***, 0,431), FL-17b-4*FL-17b-6 (0,000***, 0,366), FL-17b-4*FL-17b-7 (0,008**, 0,234), FL-17b-5*FL-17b-6 (0,000***, 0,544), FL-17b-5*FL-17b-7 (0,000***, 0,357), FL-17b-6*FL-17b-7 (0,008**, 0,242), FL-17c-1*FL-17c-2 (0,000***, 0,484), FL-17c-1*FL-17c-3 (0,000***, 0,299), FL-17c-2*FL-17c-3 (0,000***, 0,537), FL-17c-2*FL-17c-4 (0,000***, 0,304), FL-17c-2*FL-17c-5 (0,001, 0,275), FL-17c-2*FL-17c-6 (0,025*, 0,221), FL-17c-2*FL-17c-7 (0,025*, 0,221), FL-17c-3*FL-17c-4 (0,000***, 0,424), FL-17c-3*FL-17c-5 (0,002**, 0,283), FL-17c-3*FL-17c-6 (0,043*, 0,222), FL-17c-3*FL-17c-7 (0,043*, 0,222), FL-17c-4*FL-17c-5 (0,000***, 0,374), FL-17c-4*FL-17c-6 (0,000***, 0,603), FL-17c-4*FL-17c-7 (0,000***, 0,603), FL-17c-5*FL-17c-6 (0,000***, 0,647), FL-17c-6*FL-17c-7 (0,000***, 0,647), FL-17c-6*FL-17c-7 (0,000***, 1).

REGISTER

A

aber 373, 379
Ablaut 356
Achter 302
Adjektiv 141, 359–60, 362
Adverb 101, 338, 341–47, 377, 404
Akkommodationstheorie 67
Alemannisch 123–24, 136, 220–21, 308–9, 311, 313, 318, 323, 325, 328, 331, 333, 337, 349, 355, 360, 370, 373–74, 376, 387, 391, 410, 425–26, 428, 438, 440
allem 373, 415
alles 302, 373, 415
Allolexie 382
Allophon 349–50, 370, 418–19
Alltagssprache 106, 253, 282, 290–91, 311, 314, 318, 320–21, 325–26, 331, 334, 337, 360, 384, 386, 409, 411, 430–31, 438
also 418, 422–23, 436, 441, 450, 454
Analogie 102, 348, 374
anders 427
Anfang 366, 373
Anglizismus 291
Anpassung 202–20, 275, 277–78, 448–49, 457, 461
Art 367, 371, 373
Artikel 101, 141, 297, 300, 308, 310, 312
Artikulationspräzision 94, 100, 348, 368
Assimilation 100, 283, 301, 318, 327–28, 347–48, 368, 402–3, 419
Ästhetik 227–28
Attitüde → Einstellung
auch 307, 330–33, 433, 441, 449, 451
Ausbau
  sprachlicher 86, 96–97, 272, 296
Austriazismus 97, 283, 291–92, 303–4, 310
Authentizität 88, 226–36, 232–36, 254, 460
Auxiliarverb 322, 325, 327, 355
a-Verdumpfung 285, 301–2, 307, 311, 328–29, 372–83, 407, 418, 422, 449, 454

B

Bairisch 123–24, 136, 220–21, 302–3, 308, 311, 313, 318, 323, 325, 328, 331, 333, 337, 339, 344, 349, 355, 360, 369, 373–75, 382, 384, 387, 391, 394–95, 398, 409–10, 415, 425–26, 428, 437, 440, 456, 462
Bedeutung 366
Befehl 28
  Imperativtheorie 30
Beispiel 415
besonders 383, 385
Bild 415
Bildung 85, 88, 237–38, 240, 259–61, 267, 270–71, 273, 278
  Bildungssprache 85, 237–38, 259–60, 266–67, 278, 296
bisschen 302
Brauch 24
Buch 390

C

Chi-Quadrat-Test 124
ch-Tilgung 302, 307, 362, 408–15, 441
ch-Velarisierung 429
Code 79–80
  Code-Shifting 107
  Code-Switching 65–66, 79–80, 86, 107, 140, 205, 252, 279, 296
community of practice 47

D

da 373, 381
DaF/Z 85, 114, 118–20, 144–45, 151, 154, 159–60, 164, 169–70, 173–76, 178, 181, 184, 187–88, 194, 200, 207–15, 235–36, 239–40, 256–57, 271, 277, 278–79, 309, 319, 321, 326, 329, 353, 356, 361, 363–64, 367, 371, 379, 405, 412–14, 421–22, 448–52, 457, 463
dann 377, 380–81, 437

daran 341, 343
darauf 341
daraus 341
darf 367, 371
darüber 341, 343
darum 341
darunter 341
das 285, 307, 310–12, 433–34, 441, 453
Deixis 343
denke 354, 427
der 307–10, 436, 441–42, 453–54
Diaglossie 106–8
Dialekt
  Basisdialekt 103, 146–47, 290, 294, 304
  Dialektabbau 91–92, 103, 105, 228, 387
  Dialektloyalität 88, 123, 227, 242, 278, 432, 443, 460–61, 463
  Einstellung 87–89, 103, 167–69, 191–94, 230, 241, 245, 248, 252, 257–58, 267, 278, 294, 296, 460–61
  Erwerb 85
  Medium 84
  Norm 84–85
  Sprecher 86–87
  Verbreitung 85–86
  Verwendung 86
Diglossie 62, 90–91, 105
Diphthongierung
  frühneuhochdeutsche 136, 390
Diskriminierung 173–76, 196–98, 201, 218–19, 229–30, 246–48, 256, 262, 460
Diskurs
  normativer 49, 75, 131
  über Normen 49, 75, 131
Diversität 226–36, 266, 269, 278, 460
Domäne 62, 86, 91, 281, 295
dreißig 359
drinnen 347

E

-e (wortfinal) 302, 307, 354–58, 442, 450
ei (> mhd. *ei*) 136, 307, 386–90, 437
eigentlich 362
ein(*e*) 307, 312–17, 433–34, 436, 441, 449, 453
einfach 386, 389
Einstellung 25, 52–53, 66, 78–79
Elision 100, 283, 301–3, 308, 310, 313, 322, 325, 327–28, 331, 333, 337–38, 341, 344, 347–48, 354–55, 360, 362–63, 397, 402–3, 408, 415, 421–22, 426, 434
Eltern 302
Emotionalität 18, 88, 252, 292, 295
-en (wortfinal) 307, 347–54, 438–42, 444, 450, 453
Englisch 202, 209–11, 291
Entrundung 302, 307, 391, 393–97, 449
Epithese 339
Erdäpfel 283
erst 367, 371, 425, 427
erste 371, 425
Erwartung
  Erwartungserwartung 21, 74, 232, 245–46, 255, 268–69, 279
  kognitive 18, 74
  normative 18–19, 21–23, 32–33, 35, 74, 76, 121, 458
es 307, 320–22, 434, 442, 449
euch 393, 396
Explizitlautung 93–94, 266, 283, 285, 292, 301, 304, 308, 310, 312–13, 317, 320, 322, 325, 327, 330, 333, 335, 337–38, 341, 344, 419, 433–37, 445, 449, 450, 462

F

Fachsprache 173–76, 266–67
Fakultät 115–16, 120, 144–45, 152, 154–55, 160–61, 164, 170, 175–76, 178–79, 181, 185, 187–88, 195, 200–201, 245–49, 271–72, 278–79, 444, 456, 464
Fall 373, 415
fast 373, 425
fest 425
Film 415
finde 354
Flexion 328, 349, 354
Formalität 45, 62, 86, 91–92, 96–97, 100–101, 104–5, 107, 149–50, 157, 178, 198–99, 204–5, 237, 250–51, 257–58, 268, 270–71, 275–76, 278–79, 281, 291, 296, 304, 311, 318, 320, 322, 326, 328, 331, 347–48, 363, 376, 388, 398–99, 410–11, 417, 426, 435–37, 459
Frage 373
frame 63–64
Fränkisch 348, 360, 369, 371, 425
Freiheit 23, 222, 226–27, 233, 262, 266, 269, 278, 460

Frequenz
lexikalische 100–101, 135, 139, 140–43, 377, 381, 391, 396, 399, 403, 415, 418–19, 437
Funktionswort 101, 141, 313, 330–31, 376, 381, 387

G

ganz 373
gar 367, 371, 373
GAT 132, 147
gegangen 347, 373, 397, 401
gegeben 397, 401
gehabt 373, 397, 401
gehen 347, 354
gehört 393, 396, 397, 401
gekommen 347, 383, 397, 401, 427
gemacht 373, 397
genommen 347, 383, 385, 397, 401
gerade 373
gesagt 373, 397, 430
Geschlecht 86–87, 123, 144–45, 150–51, 155, 159, 164, 178, 181, 183–84, 187–88, 201, 444–45, 456, 464
gesehen 397
Gesprächsrolle / -kontext
Fachvortrag 181–83, 198–99
Familie 86, 148–50, 154–59, 163–64, 181–83, 198–99, 242, 274, 295, 304
Lehrende 144–46, 250–54, 278–79, 310, 312, 315–16, 319–20, 321–22, 324–25, 327, 329–30, 333, 336–38, 340–42, 345–46, 351–53, 356–58, 361, 363–65, 371, 378–81, 383, 385, 389, 392, 396, 400–401, 404–7, 412–15, 419–23, 431, 435–37, 440, 445–46, 452–53, 456, 461
Prüfungsgespräch 176–78, 181–83, 198–99, 271–72, 279, 459
Referat 144–46, 176–78, 198–99, 230–31, 254–69, 279, 285, 310, 312, 315–16, 319–22, 324–25, 327, 329–30, 333, 336–38, 340–42, 345–46, 351–53, 356–58, 361, 363–65, 371, 378–81, 383, 385, 389, 392, 396, 400–401, 404–7, 412–15, 419–23, 431, 435–37, 440, 445–46, 451–54, 456, 459, 461
Referatsdiskussion 144–46, 312, 321–22, 324–25, 333, 340, 357, 371, 378–80, 445–46, 456, 461
Sprechstunde 176–78, 181–83, 198–99, 271–72, 276, 279, 459
Verwaltung 148–50, 154–59, 181–83, 198–99, 273–74, 279
Wortmeldung 144–46, 174–78, 198–99, 267–72, 279, 310, 312, 315–16, 319–20–22, 324–25, 327, 329–30, 333, 336–38, 340–42, 345–46, 351–53, 356–58, 361, 363–65, 371, 378–81, 383, 385, 389, 392, 396, 400–401,404–7, 412–15, 419–23, 435–37, 440, 445–46, 451, 456, 459, 461
gestellt 397, 401, 415
ge-Tilgung 302, 307, 397–401, 439, 449, 453
gewesen 397
glaube 354
Grammatik 282–83, 292, 299, 300
g-Spirantisierung 307, 360, 399, 430–32, 438
gut 302, 390, 392

H

habe 354, 373, 381
haben 307, 327–30, 433, 442
Habitus
monovarietärer 459
halt 373, 415
Handeln
Abgrenzung / Verhalten 20–21
automatisches 63–64, 203, 206
Gründe 19–22, 33, 35–36, 58, 458
soziales 22–24, 36
hat 373, 381
hätte 354
heißt 386, 389
heran 343, 346
herauf 343
heraus 343, 346
herein 343
Herkunft
nationale 116–17, 123, 144–45, 152–53, 155, 161–62, 164, 170–71, 174–75, 179–80, 181, 185–88, 195, 200, 215–20, 228–29, 235–36, 248–49, 279, 309, 311, 314–16, 319, 321, 324, 326–27, 329–30, 332–33, 336, 338, 339–40, 342, 345, 350–53, 356–57, 361, 363–64, 371, 377, 400, 404–5, 411–14, 421–23, 434–37, 440–42, 448–49, 456–57, 463–64

regionale 117–18, 123, 144–45, 153–55, 162–64, 171–72, 200, 221, 227, 247–48, 309–12, 314–16, 319, 321, 324, 326–27, 329–30, 332–33, 335–36, 338–40, 342, 345, 350–53, 356–57, 361, 363–64, 371, 377–80, 382–83, 385, 389, 392, 396, 400, 404–7, 411–14, 419–23, 427, 429, 431, 440, 442–44, 456, 463–64
herüber 343
herum 343, 346
herunter 343, 346
Hessisch 325, 398
heute 393, 396
Hierarchie 87, 205–6, 239, 254, 273–77, 279, 455, 459
hinauf 343
hinaus 343, 346
hinein 343
hinüber 343
hinunter 343, 346
Hochdeutsch 91–92, 308, 313, 318, 323, 328, 333, 338, 369, 373, 390, 394, 397, 409, 425, 427–28, 430
landschaftliches 90
Höflichkeit 88, 209, 216–17, 273–75, 277, 279
Humor 88, 252
Hyperform 102, 366–67, 370

I

ich 302, 409, 411–13, 434, 441, 449–51
Identität 51, 68, 88, 98, 104–5, 217–18, 226–36, 263–65, 269, 278, 295–96, 304, 328, 431, 440, 460, 462
social identity theory 55
Ideologie 52, 78–79, 248, 257–58, 272, 282, 294, 297–98, 304, 455, 460
-ig (wortfinal) 307, 359–62, 431, 441, 453
ihnen 347
Individuum 86–87, 109, 249, 312, 324, 447, 462–63
Inhaltsanalyse
Intrakoderreliabilität 129–30
Kategoriebildung 128–29, 132
Kategoriensystem 128–29, 132–33
Kodierbuch 127–28
Kodiereinheit 127, 132
qualitative 125–33, 147
quantitative 129
Interaktionalität 65, 68, 71, 92, 126, 206, 250, 268, 447, 461–62
Interferenz 450, 454–55
Internalisierung 21–22, 53–54, 58
IPA 138, 144
Isochronie 100, 388
ist 303, 307, 322–25, 427, 433–34, 441

J

ja 302
Jänner 291–92
jetzt 307, 338–41, 426, 433–34, 436, 441, 444
Jotierung 339
Jugendsprache 291

K

k-Affrizierung 248, 302, 307, 407, 427–29, 432, 438, 443, 454–55
kann 407–8, 427, 454
Karotte 303
Kartoffel 283
kein(*e*) 386, 389, 427
kennen 347, 427
Klitisierung 101, 301, 310, 318, 320, 322, 337, 349, 411
kommen 347, 383–85, 427
kommt 383, 427
Kompetenz 251, 260
sprachliche 85, 96, 165, 167–69, 188–90, 192–94, 207–9, 213, 215, 217, 232, 235–36, 253–54, 258, 263, 268, 278, 283–86, 294, 298–99, 426, 432, 438, 448, 457, 461
Konjunktion 337, 382, 415
Konjunktiv 355–56, 437, 441
können 347, 393, 396, 427
könnte 354, 393, 396, 427
Kontextualisierung 65–66
Kontinuum 82–83, 105–8, 111
Kontraktion 328
Konvergenz 91–92, 103–4, 350, 387, 391
Kookkurrenz 81, 107–8, 110–11, 141, 364, 396, 399
Kopulaverb 322, 325
Koronalisierung 333, 360–62, 409, 411
Korrektheit 235, 263, 281–82, 292, 296–97, 304
Korrektur 57, 72–73, 77

Kovariation 81, 86–87, 91, 104, 107, 110, 139, 144

L

Labialisierung 325
lassen 347, 354, 373
Lautverschiebung
  zweite 310–11, 320–21, 331, 362, 409, 411, 427–28
Legitimität
  primäre / sekundäre 51
Lenisierung 408, 428
letzte 425
Leute 393, 396
Lexik 97, 221–22, 224, 266–67, 283–84, 289, 291, 299–300, 304, 380–83, 437
  Lexemspezifik 343, 346–47, 353–54, 358–62, 365–66, 371, 385, 387, 389, 392–93, 396, 401, 407–8, 410, 424, 427, 430, 456
  lexikalische Diffusion 108, 136, 141, 348–49, 374, 376, 387–88, 391, 399, 403, 408, 410, 418, 437, 456, 462
-lich (wortfinal) 307, 362–66, 442, 450, 453
liegt 430
Lingua franca 85–86
Literatursprache 298–99
Lokaladverb 222, 301, 307, 343–47, 437, 441
Lösung 366
l-Vokalisierung 302, 307, 362, 415–24, 438–39, 441

M

machen 347, 354, 373
Macht 44, 46, 57, 66, 76
man 405–8, 434, 436, 441, 449
Mann-Whitney-U-Test 125, 144
McNemar-Test 125
Mehrsprachigkeit
  äußere 78–80, 97, 114, 118–20, 173–76, 202, 222–23, 228, 256–57, 263, 300, 304, 451
  innere 78–80
meine 354, 386, 389
Mittelbairisch 123–24, 303, 334, 349, 369, 382, 408, 415, 421, 424, 428, 437–38, 443, 456, 462–64
Mitteldeutsch 310, 318, 320, 325, 331, 337, 341, 354, 360, 373, 383–84, 386, 390–91, 394, 409, 415, 430
mittlerer Bereich 92, 95, 102, 103–11, 290
  Einstellungen 104
möchte 354, 393, 396
Monophthongierung
  frühneuhochdeutsche 302, 307, 339, 390–93, 437
Morphologie 300, 303, 344–45, 347, 354–56, 358, 361–62, 396, 399, 426, 437, 456, 462
Mündlichkeit
  konzeptionelle 144, 268, 461
muss 390, 392
müssen 347, 354, 390, 392

N

nach 373, 437
Nachmittag 302
nächste 425
Nähe 86, 88, 191–92, 198–99, 296, 304
nämlich 362, 366
Nasalierung 402–3
Nasaltilgung 302, 307, 348–50, 402–8, 441
natürlich 362, 366
Nebentonsilbe 314, 327, 347, 354, 397
nehmen 347
Netzwerk
  soziales 45–47, 56, 67, 76, 458
-ng (wortfinal) 307, 366–67
nicht 285, 302, 307, 333–37, 433, 436, 441, 444, 449–51
Niederdeutsch 91–92, 109, 220–21, 308, 310, 313, 318, 320, 323, 328, 331, 333, 337, 341, 348, 360, 369, 374, 386, 390, 394, 397, 409–10, 415, 425, 430, 438
noch 410, 413–14, 434, 436, 441
Nordbairisch 391, 394, 415, 428, 430
Norm
  Ausnahmebedingung 29
  Charakter 38–39, 56, 67
  Definition 32
  Deklaration 48
  Entstehung 26, 33, 41, 44, 67
  Erlaubnisnorm 38–39, 71, 253–54, 275
  explizite / implizite 38
  Funktion 25, 41–44, 67
  Gebrauchsnorm 24–25, 40–41, 67

Geltung 16–17, 21–22, 24, 33–35, 39, 48–52, 57, 59, 67–69, 70, 75–76, 131, 209–10, 253–54, 460–61
Geltungsbereich 28, 60–67, 71
Interaktionalität 64–65
Internalismus 31
Konditionalität 27–28, 36, 63–64, 71, 74, 448
Konformität 21–22, 34–35, 54–55, 57–58, 63–64, 68, 73, 76–77, 156
Normbegründung 50–51, 67–68, 131, 244–45, 261
Normkonflikt 50–51, 56–57, 64, 68, 76–77, 131, 217–18, 224–26, 267, 271, 448–49, 461
Normsystem 56
Ontologie 30–32
primäre / sekundäre 37–38, 67
Produktnorm 40–41
Proklamation 48
Prototypizität 33
rechtliche / konventionelle 37–38, 67, 278
Statuierung 30, 33–34, 47–48, 84–85
subsistente 38, 47–48, 84–85, 242–43, 250, 464
Versprachlichung 30, 33–34, 74
Wirksamkeit 34–35, 70, 131, 214
Normativität 24–25, 35, 68, 75
Definition 18–20
der Sprache 26–27
Normfeststellung / -formulierung 48–49, 67, 131
Numeralia 359, 362, 388

O

o (> mhd. *u*) 383–86, 407, 437
Oberdeutsch 310–11, 313, 318, 320, 331, 339, 341, 344, 354, 360, 373–75, 384, 386, 391, 402, 409–10, 425, 428, 437–38, 440, 456
Ostfränkisch 373–74, 391, 394, 398, 409, 430
Ostmittelbairisch 416
Ostmitteldeutsch 90, 333, 348, 398

P

Paradigma
normatives / interpretatives 61
Perzeption 89, 95–96, 98, 102, 106, 108, 169, 213–14, 240–42, 245–46, 303, 451–57
Pflaume 303
Phonemzusammenfall 136, 386, 390–91, 394
Präfix 302, 344, 368, 397
Pragmatik 303, 410, 418, 426
Präposition 101, 341, 343, 402
Prestige
covert 45, 87–88
Prinzip → Wert
Professionalität 250–51, 257–58, 266–67, 278, 459
Pronomen 310, 317, 320, 409–10
Pronominaladverb 301, 307, 341–43, 441, 444
Prozess
phonetischer 100, 283, 301, 349, 354, 376, 399–400, 402–3, 417–18, 438–39
Pyramidenmodell 103

Q

Quark 303

R

Rassismus 218
Reanalyse 318
Reduktionsform 91–92, 94, 100–101, 283, 301, 308, 310–11, 313, 317, 320, 322, 325, 327–28, 330–31, 333, 337–38, 341, 344, 349, 354, 362–63, 399, 403, 408–9, 411–12, 418–19, 421, 433–39, 445, 449–50, 455–56, 462
Regel 18–19, 28–29, 32, 40
Regelmäßigkeit 23–25, 27, 36, 69–71, 77, 121, 133–34, 458
Reliabilität 129
Reliktlautung 384, 395
Repertoire 79–80, 108–9, 111
Repräsentativität 120–21, 126, 139, 445, 455
richtig 359
Richtung 366
Ripuarisch 321, 334, 394
Rolle
soziale 60–61, 68, 76, 250, 252, 276–78, 459
Rübe 303

r-Vokalisierung 285, 307–8, 317, 367–72, 442

S

Sächsisch 227
sagen 347, 354, 373
sagt 373, 430
Salienz 108, 248, 302, 304, 322, 326, 334–35, 376, 392, 401, 424, 426, 429, 452, 454–56
Sanktion 16, 22, 43–44, 58–60, 68, 73, 77, 131, 173–76, 196–98, 216–17, 223, 244, 246–48, 254, 258–65, 272, 279, 460
  formelle / informelle 60, 68
  Freiwilligendilemma 59–60
  labeling theory 59, 260
  positive / negative 58, 261
  Sanktionserwartungen 58–59, 74, 258
schauen 347, 354
Schibboleth 425, 431
Schicht
  soziale 45, 85–87, 246, 318, 399
Schichtenmodell 104–6
Schlag 373, 430
schon 302, 404–5, 407–8, 434, 441
Schriftlichkeit 85, 90–91, 100, 102, 229–30, 238, 266, 280–81, 286, 290, 297, 304, 366–67, 462
  konzeptionelle 144
Schule 229–30, 243–45, 251, 256–57, 262–63, 265–66, 270, 278–79, 281, 284, 304, 464
Schwäbisch 308–9, 311, 313–14, 318, 323, 328, 331, 334, 339, 349, 355, 370–71, 373, 376, 391, 394, 398
schwierig 359
sehen 347, 354, 415, 425
Set
  lexikalisches 136, 140–41, 306, 341
sich 409, 414–15, 434, 441
Silbenstruktur 366, 399–400, 417, 434
sind 307, 325–27, 433–34, 442
Sitte 24
skript 63–64, 68
soll 415
sollte 354, 358, 415
Sonorität 337
sonst 383, 385, 425
Sozialisation 21–22, 51–54, 68, 85, 243, 463
  primäre / sekundäre 53–54
Soziolekt 291, 304
Soziolinguistik
  interpretative 67
sozusagen 373
s-Palatalisierung 285, 302, 307, 323, 424–27, 429, 432, 438, 443, 453
Spearman-Korrelation 125
speech event 62–63
spielt 415
Sprachbarriere 85
Sprachenrecht
  an der PLUS 120
Spracherwerb 85, 97, 114, 167–69, 193–94, 238, 256–57, 271–72, 294–95, 300–301, 304, 451
Sprachgemeinschaft 44–45, 79
Sprachpolitik 120, 242–43
Sprachverfall 298, 304, 460
Sprachwandel 83–84, 89–95, 103–4, 136–37, 141, 350, 360, 370–71, 383–84, 386–88, 390–91, 394–95, 403, 416–17
Standard
  Destandardisierung 91–92, 103
  Einstellung 87–89, 98, 103, 213, 230, 237, 251
  Gebrauchsstandard 94, 99–102, 214, 266, 293, 313–14, 318, 323, 334–35, 375–76, 399, 426–27, 431, 435, 439, 462
  Kodifizierung 84–85, 92–95, 97, 110, 281–82
  Medium 84, 90–91
  Monozentrik 93, 95–97, 110, 213–14, 283–86, 293, 304, 454, 462
  Normiertheit 40–41, 281–82
  Pluriarealität 94, 99–102, 110, 287–88, 304, 435
  Polyzentrik 97–99, 110, 288–89, 304, 442
  Register 96–97, 100–101, 146–47, 239, 287, 347–48, 363, 435, 437–39, 441, 462
  Sprecher 86–87
  Standardisierung 89–95
  Verbreitung 85–86, 281
  Verwendung 86
stehen 347, 354
stellen 347, 354, 415
Stellung 366
Stereotyp 89, 219–20, 246–47, 267, 454
Stimmhaftigkeit 285
Studierendenmobilität 119–20

Südbairisch 123–24, 221, 248, 303, 325, 349, 370, 394, 398, 402, 415, 418, 421, 425, 428, 443, 456, 463–64
Südmittelbairisch 349–50
Suffix 344, 349, 355–56, 359, 362
Synkretismus 308, 349
Syntax 300, 303, 455
System
  normatives 42–43, 51–52, 68, 131

T

Tag 373, 430
Tatsache
  soziale 25–26, 36
Toleranz 57, 91–92, 151, 157–58, 222–23, 228, 238–39, 265, 268, 271–72, 460
Topfen 303
Transkription 113, 131–32, 138, 142, 144
Triangulation 77–78, 121–22, 147–48, 458
t-Tilgung 322–23, 325, 333, 337–38, 434, 441
tun 390, 393
tun-Periphrase 356

U

Überdachung 85–86, 90–91, 103, 110
Umgangssprache 104–6, 111
  Sprecher 104, 199–201
  Verwendung 199
Umlaut 328, 356, 394
und 307, 337–38, 433–34, 441

V

VAMUS 113–14, 120
Variable
  soziolinguistische 81, 134
Variablenanalyse 133–48, 306–7
  Bezugssystem 136–38
  Variablenauswahl 135
  Variablendefinition 135–38
Variante 80
Variation 80–81
  intrapersonale 144, 312, 316, 322, 324–25, 340, 357, 363–64, 371, 378–81, 392, 406, 446–47, 456–57, 462
Varietät 78–79, 81–84, 100, 110
  Varietätenschema 83
  Verdichtungsbereich 82–83, 110
Verb 322, 325, 327, 350–53
Verständlichkeit 85–86, 104, 165, 188–90, 204, 207–18, 220–26, 233, 250, 254, 256–57, 263–64, 266–68, 270–71, 275–78, 290, 294, 304, 444, 448, 460–61
viel 415
von 406–8

W

wahrscheinlich 362, 366–67, 373
wann 382–83, 437
war 367, 371, 373, 381
wäre 354, 358
waren 367, 373
was 302, 373, 379, 381
weil 421–22, 434, 436, 441
weiß 386, 389
weiters 289
wenn 382–83, 437
Wert 17, 29, 51, 66, 209, 224–26, 266, 269, 278
Wertung 21–23, 32–33, 35, 59, 72, 121, 458
  Abgrenzung / Urteile 16
  Bewertungsäußerung 17, 77, 131
  Bewertungserwartung 17
  Definition 15–17
Westmittelbairisch 416
Westmitteldeutsch 331, 334, 376, 390
wichtig 359
wie 390, 392
Wilcoxon-Test 125
will 415
wir 307, 317–20, 433–34, 442, 453
wirklich 362, 366–67, 371, 427
wissen 347, 354
Wortart 141, 143
written language bias 305
würde 354, 367

Z

zurück 427
zusammen 347, 373
zwanzig 359
zwar 367, 371, 373
zwei 386, 389
Zweitsprache 114

Inwiefern regeln soziale Normen den Gebrauch unterschiedlicher Varietäten in der Hochschullehre? Philip C. Vergeiner untersucht dies in seiner Fallstudie zur Universität Salzburg schwerpunktmäßig für die lautliche Variation im Deutschen auf der Dialekt-/Standardachse. Am Beginn der Arbeit entwickelt er eine praxeologische Normkonzeption, der zufolge durch den Rückbezug von Handlungsregelmäßigkeiten auf normative Wertungen und Erwartungen auf das Vorhandensein sozialer Normen geschlossen werden kann. Um in diesem Sinne Sprachgebrauchsnormen aufzudecken, verwendet Vergeiner ein Mixed-Methods-Design, welches objekt- und metasprachliche Daten trianguliert: Neben einer quantitativ-statistischen Analyse von Fragebögen und einer Inhaltsanalyse von Interviews, um den normativen Diskurs freizulegen, untersucht er den tatsächlichen Sprachgebrauch anhand universitärer Lehrveranstaltungen.

ISBN 978-3-515-12871-1

9 783515 128711

www.steiner-verlag.de

Franz Steiner Verlag